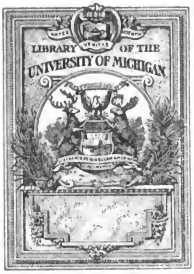



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

11409

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

# Beschreibung

der

# Landwirthschaft

in

# Westfalen und Rheinpreulsen.

Mit einem Anhang

über den

## Weinbau in Rheinpreußen.

---

Von

Johann Nepomuk von Schwerz.

---

Erster Theil.

Stuttgart,
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1836.

Acker Bk 10-25-40

# Vorwort.

Das hohe preußische Ministerium des Innern geruhte im Jahre 1816, mich mit dem Auftrage zu beehren, die Königlichen Staaten in Westfalen und am Rheine zu bereisen, und über dasige bäuerliche und landwirthschaftliche Verhältnisse Bericht zu erstatten, den ich dann auch nach einer zweijährigen Beobachtungsreise dem hohen Ministerium einzureichen die Ehre hatte.

Da es dem nunmehr verlebten, im Geiste und Herzen der Freunde des Ackerbaues aber immer noch fortlebenden Staats-Rathe Thaer schien, daß die Bekanntmachung des praktischen Theiles jenes Berichtes dem landwirthschaftlichen Publikum zu einigem Nutzen gereichen könnte, erbot er sich, denselben in seine Annalen des Ackerbaues aufzunehmen, welches mich bewog, die nöthigen Auszüge

aus meinen Papieren zu machen und sie meinem besagten Freunde und Gönner mitzutheilen, der sodann auch in gedachter Zeitschrift Gebrauch davon machte.

Was die Veranlassung zu der jezigen Herausgabe vorliegenden Werkes gab, ist der Wunsch, den meine vormaligen verehrten Mitgehülfen und Lehrer der mit immer mehr Ruhm fortbestehenden landwirthschaftlichen Anstalt in Hohenheim gegen mich geäußert haben, die in den Möglinschen Annalen zerstreuten Beobachtungen über die Landwirthschaft des nordwestlichen Deutschlandes in einem eigenen Bande zusammengestellt zu sehen, damit sie, gleich der Beschreibung der belgischen, elsäßer und pfälzer-Landwirthschaft, für ein größeres Publikum zugänglich würden.

Ob nun gleich vorliegende Beiträge schon vor mehreren Jahren erschienen sind, so glauben die Herrn Herausgeber derselben dennoch, daß, da das Gute nicht altert, und man es zu wiederholen und zu empfehlen nicht unterlassen und es anzuhören nicht ermüden soll, die Erscheinung vorliegender Schrift manchem ihrer Leser nicht unwillkommen, noch ohne allen Nutzen seyn wird.

Als Zugabe wird mein ehemaliger Schüler, der jetzige Professor Göriz, Notizen über den Weinbau der beschriebenen Gegenden, welche noch nicht gedruckt sind, im Auszug aus einer meiner früheren Vorlesungen beifügen.

Da dieſe Zeilen wohl der Schwanengeſang eines ſiebenundſiebenzigjährigen und beinahe blinden Greiſes in landwirthſchaftlicher Hinſicht ſeyn dürften, und es wohl Zeit für ihn iſt, mit einem noch ernſteren Spiele ſich abzugeben, ſo ergreift er dieſe Gelegenheit, ſeinen ſämmtlichen Leſern, alten und neuen, ſo wie ſeinen Freunden, Gönnern und Gehülfen beim Pfluge für die ihm während ſeiner irdiſchen Laufbahn erwieſene gütige Nachſicht, Liebe und Achtung auf das herzlichſte zu danken und ihrem Werke, in mehr als einer Hinſicht, Gedeihen von oben her zu wünſchen.

Nun noch ein herzliches und ewiges Lebewohl von Seiten

Johann Nepomuk von Schwerz.

Coblenz, im Februar 1836.

# Erste Abtheilung.

## Beschreibung der Landwirthschaft

in

## Westfalen.

# Erſter Abſchnitt.

## Mehr allgemeine bäuerliche und landwirthſchaftliche Verhältniſſe.

---

### I. Vertheilung des Grundeigenthums.

Die Landwirthe in Weſtfalen wohnen einzeln auf abgeſonderten Höfen, deren Gründe mehrentheils in Kämpe (Koppeln) vertheilt, mit Hecken und Wällen eingeſchloſſen, ein feſtes Erbe bilden, und als ein ſolches von einer Generation zu der andern ſchon ſeit Jahrhunderten unzertheilbar übergehen. Daß dieſer ganze Theil von Weſtfalen im Urſprunge auf eine ſolche Weiſe vertheilt war, leidet keinen Zweifel, und es beweiſen ſolches noch einige Städte, welche auf dem Grund und Boden ſolcher eingezogenen Haupthöfe erbauet worden ſind.

Der eigentliche weſtfäliſche Bauer oder Colonus wohnt alſo in der Mitte ſeiner Beſitzungen, und ſein Hof oder Erbe bildet ein rundirtes Ganze, das durch ſeine iſolirte Lage ſich mancher Vortheile freuet und unter manchen Nachtheilen leidet. So nützlich das Einzelnwohnen der Bauern iſt, wo jeder ſeine Grundſtücke um ſich hat, wo jede Familie, auf ſich ſelbſt beſchränkt, fern von dem Beiſpiele des Böſen, — das immer

mehr Eindruck auf den Menschen macht und sich besser mit seinem Hange verträgt, als das des Guten, — ihre Sittlichkeit beibehält und manche sonst durch Zerstreuung verlorene Stunde zum Fleiße und zur Häuslichkeit erübriget; so nützlich, sage ich, als jene Isolirung in dieser und mancher andern Rücksicht ist, so nachtheilig wirkt sie auf die geistigen Fortschritte, auf Verbesserung und höhere Cultur. Die Kinder müssen oft Stunden weit zur Schule gehen und verlieren, da sie nur wohl zuerst in ihrem neunten Jahre dahin geschickt werden können, die beste Zeit zu ihrem Unterricht. Die Familie selbst sieht und hört die Woche über nichts Neues. Keine neue Idee dringt sich ihnen auf; keine Mittheilung bietet sich dar; keine Liebe zum Bessern wird in ihr rege. Ihr Gang dreht sich daher ewig in dem nämlichen Kreise herum. Nur der schlechtere Landwirth läßt sich Sonntags in der Schenke sehen, und das Neue, was er da auffaßt, ist bekanntlich nicht das Bessere.

Die Höfe (Colonate) liegen mehr oder weniger unter sich entfernt. In schlechten Gegenden, wo zur Subsistenz einer Familie ein größerer Flächenraum nöthig ist, sind sich die Höfe sehr fern; näher in reichern Gegenden. Gewöhnlich aber liegen einige davon ziemlich nahe beisammen und werden dann durch die weitläuftigen Marken von allen übrigen getrennt. Sechs bis acht solcher sich nahe liegenden Colonate bilden den Kern jeder Bauerschaft, von welcher die mehr umher zerstreuten Höfe Theil machen. In diesem Centralpunkte findet sich auch wohl das Schulhaus, welches zugleich zu den Versammlungen in Bauernangelegenheiten dient, oder der Ort, wo die sogenannte Bauersprache statt hat.

Da die isolirten Höfe nicht ganz ohne Taglöhner bestehen können, und diese, der Entfernung von den Brinken und Dörfern wegen, nicht nach Belieben zu haben sind: so findet man auf jedem Erbe ein oder ein Paar kleine Wohnungen für Arbeiterfamilien. Diese Heuerlinge treiben gewöhnlich ein Handwerk, wie Leinweben, Holzschuhmachen. Der Hofbauer vermiethet ihnen außer der Wohnung und einem Gärtchen etwas Land und läßt sie ihr Vieh, unter dem Schutzmantel seines Rechtes, in die Mark oder Gemeinweiden eintreiben. Die Ab-

gabe, welche sie zu entrichten haben, ist nicht groß; dagegen ist der Tagelohn, den sie erhalten, auch nur geringe. Der Hof- oder Herrbauer bestellt ihr Feld mit seinem Gespanne, wofür sie ihm zu jeder Zeit bei der Arbeit zu Gebote stehen. Die Arbeitstage werden auf einem Kerbstock eingeschnitten, und später gegen einander ausgeglichen, so daß am Ende selten jemand baares Geld herausbekömmt.

## II. Koppeln oder Kämpe.

Die Einkoppelung oder Eintheilung in Kämpe ist in Westfalen nicht allgemein. Das Hauptgut, als der Sitz der ersten Ansiedlung, liegt gewöhnlich zusammen und ist durch eine oder mehrere Umwallungen befriediget. Außerdem haben die meisten Bauerschaften Feldfluren (hier Eschen), worin die Felder in vielen Stücken zerstreut unter einander liegen. In guten Gegenden, wo nicht so viel Dung erforderlich ist, besitzt mancher Hof solche Feldstücke, die bis zu einer halben Stunde und noch mehr davon entfernt liegen. — Die Koppeln haben keine bestimmte Größe. Man findet ihrer von einem bis zu zehn Morgen. Auch sind oft mehrere Individuen an einem Kampe betheiligt.

Der Münsterländer hält viel auf seine Umwallungen, indem sie ihm eine ansehnliche Menge Schlagholz gewähren; wiewohl nicht nach dem Verhältniß der Breite des Raumes, den sie einnehmen. Ueberdem bleibt noch längs dem Walle ein 6, 8, 10 Fuß breiter Streifen von dem Felde selbst unbenutzt liegen. Diese Anwende, auch Hegge, welche, wegen ihres Zingels um den ganzen Kamp, mehr Platz wegnimmt, als man glaubt, dient dann zu weiter nichts, als um einige Grünplaggen daselbst zu machen und den Dung damit zu vermehren, oder gewährt allenfalls ein Grasstück zum Grünabfüttern. Ist der Kamp klein, so nehmen solche Umwallungen mit ihren Anwenden oft so viel Grund weg, als sie einschließen, und dieser Grund ist für den Pflug verloren. Uebrigens trocknen auf schwerem Boden die umwallten und bepflanzten Koppeln nur langsam ab, und ihre Bestellung verspätet sich. — Die Luft hat keinen Zug und vermag im Frühjahre nach kalten Nächten die

herabschlagende Feuchtigkeit nicht zu verwehren, die dann am Morgen zu Eis friert und, sticht die Sonne unmittelbar darauf, vielen Schaden bringt. — Die nachtheiligen Nebel im Vorsommer, angehalten durch die Umwallungen, bleiben dazwischen sitzen, schlagen sich nieder und verursachen wahrscheinlich den Honigthau. — Es gibt leicht Lagerkorn. — Die Reife tritt bei dem Getreide später ein. Ist es geschnitten, so reift es langsamer nach und scheffelt schlechter, als auf offenem Felde. An dem schlechter Scheffeln mögen die Umwallungen auch dadurch Schuld seyn, daß sie die Verbreitung des Saamenstaubes der Roggenblüthe z. B., welcher in offenen Fluren über das ganze Feld von allen Seiten her wehet, in ihrem eingeschlossenen Raume hindern. — Endlich dienen die Umwallungen den Sperlingen, Mäusen und Insekten zum Zufluchtsorte und den Unkräutern zur Pflanz- und Saamenschule. Es scheint also wohl, daß solche Art von Einkoppelung mehr Verlust als Gewinn bringe. — Indessen will ich das Gesagte nicht auf den Neubruch, noch auf sehr sandige, noch auf dem Winde stark ausgesetzte Felder anwenden.

## III. Grösse und Zusammensetzung der Wirthschaften.

In der Ausdehnung der Wirthschaften tritt die größte Mannigfaltigkeit ein. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß sie in den Gespinnstgegenden kleiner ist als anderswo, so auch kleiner auf dem Sandboden, wenn man die Marken oder uncultivirten Gründe mit eingreift, als auf Thon- oder Kleiboden. Kötter, Kleingüter, Brinksitzer hat es viele in der Nähe der Städte und Dörfer, in den Volksfabrikgegenden, mit einem Worte überall, wo bei einem kleinen Feldbau ein Nebengewerbe stattfindet oder etwas im Taglohn zu verdienen ist. Jemehr sich aber der ganze Erwerb auf den Ackerbau einschränkt, um so größer sind die Wirthschaften. Um dabei bestehen zu können, hält man in den sandigen Gegenden dafür, daß außer dem nöthigen Weide-, Wiesen-, Torf- und Plaggengrund 30 Magdeburger Morgen Ackerland erfordert werden. Die Bauernhöfe, welche in dieser Gegend 200 Morgen Grund und Ungrund (man erlaube mir diesen Ausdruck) besitzen, worunter dann

60 — 70 Morgen Bauland gehören, sind nur als Ausnahmen zu betrachten. Im Durchschnitte kann man eine Vollerbe zu 30 — 50 Morgen Bauland annehmen, und demnach die Abstufungen der Halb-, Viertel- und Achtelerbe berechnen, wiewohl darin kein bestimmtes Verhältniß angenommen werden kann, indem es Halberbe gibt, die manchem Vollerbe gleich kommen. Ein Gut von 200 Morgen hat ungefähr: 60 an Bauland, 7 an Gärten, 20 an Weidegrund, 13 an Schlagholz, 100 an Wildland.

Wirthe, die nur Arbeit für einen Zugochsen haben, halten zwei Kühe, ein Rind oder Kalb und mästen ein bis zwei Schweine aus.

Wirthe mit einem Pferde oder zwei Zugochsen halten drei Kühe, ein Rind, ein Kalb, ein bis zwei Schweine.

Wirthe mit einem Pferde und einem Ochsen bauen 15—22 Morgen, halten vier bis fünf Kühe, zwei Rinder, ein Kalb, eine Zuchtsau, ein Paar junge Schweine.

Wirthe mit zwei Pferden bauen bis 20—30 Morgen, halten acht Kühe, zwei Rinder, ein Kalb, drei bis vier Schweine.

Wirthe mit drei Pferden bauen 45 Morgen, halten 12—15 Stück Hornvieh, groß und klein, 60 — 70 Schafe, 3 — 5 Schweine. Zum Betriebe werden erfordert 6 Menschen.

Wirthe mit vier, fünf Pferden (von der Größe findet man auf Sandboden doch nur Wirthschaften in der Gegend vom Rheine) halten 20 Stück Rindvieh, 100 Schafe, 3—6 Schweine, fünf männliche und vier weibliche Dienstboten.

Auf dem Kleiboden des Münsterlandes sind die Wirthschaften schon etwas größer. Man theilt sie in einigen Gegenden in Schulzenhöfe, Zellerhöfe und Kotten. Zu einem Schulzenhofe gehören p. m. 250, zu einem Zellerhofe 100, zu einem Kotten 20 — 25 Morgen Ackerholz und Grasgrund. Es gibt auch einige wenige Schulzen, die 1200 Morgen beisammen haben, davon steht aber ein starkes Drittel mit Holz bewachsen. Zellerhöfe gibt es die meisten, nach ihnen der Kotten.

Auf einem der gedachten Zellerhöfe unterhält man 5 — 6 Pferde, 11 — 16 Stück Hornvieh, 8 — 10 Schweine, vier männliche und vier weibliche Dienstboten. Die Schulzenhöfe

pflegen zwar die Zeller hierin in etwas, jedoch nicht verhältnißmäßig, zu übertreffen, die sehr großen, aber seltenen Schulzen ausgenommen.

Ein Kötter unterhält auf seinen 20—25 Morgen 2 Pferde, 2—4 Kühe, 2 Schweine, 2—4 Dienstboten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß man im Durchschnitte nicht mehr als 12 Morgen Ackerland auf jedes Arbeitspferd nehmen darf, und zwar auf dem meist sandigen Boden, statt daß in Brabant, auf ähnlichem Boden und bei weit tieferem Pflügen, 26 Morgen auf ein Pferd fallen. Die schlechten Wege, die unzweckmäßigen Werkzeuge, die schlechte Unterhaltung der Pferde und die geringere Intelligenz der Betreiber sind in Westfalen an jenem Uebel Schuld. Das Verhältniß des übrigen Viehstandes zu dem Acker ist zwar weit angemessener, indem ungefähr ein Stück Großvieh auf jede drei Morgen kömmt, statt daß man in den sandigen Gegenden der Niederlande nur auf jede fünf Morgen eines zählt; allein dabei treten folgende kleine Umstände ein: 1) daß der Brabanter sein Vieh Jahr aus, Jahr ein, im Stalle hält, statt daß der Westfälinger das seinige fünf, oft sechs Monate lang hinaustreibt und häufig über Nacht auf der Weide läßt; dadurch macht der Erste von drei Kühen so viel, und dabei viel bessern Dung als der Letzte von fünf; 2) daß der Brabanter zum Unterhalte für sein Vieh nichts hat, als was er auf dem Acker selbst erzeugt; dagegen muß der Westfälinger auf jede sechs Morgen Acker zwei Morgen Weide als Zugabe haben, wenn er bestehen soll, und das vermindert nicht wenig seinen reinen Ertrag; 3) hat der Münsterländer noch eine sehr wichtige Beihülfe an den Weideplätzen in den Marken, welche dem Brabanter abgehen. — Und doch steht dieser, der angegebenen Vortheile beraubt, so weit über jenem! Es gibt also eine Entbehrung, die den Menschen zuträglicher ist als ein sicherer Ueberfluß. Dieser gewöhnt ihn an Indolenz, jene erweckt ihn zur Industrie, und diese letztere allein ist schon ein großer Erwerb.

Außer den Bauergütern und Colonaten gibt es noch eine Menge Edelgüter. Ihre Größe gleicht gewöhnlich der eines guten Schulzenhofes, und außer allem Zweifel waren ihre ersten

Besitzer nichts anders als Schulzen oder Colonen, die sich vor und nach vor den übrigen ausgezeichnet, und durch Verdienst oder Glück über sie erhoben haben. Einige dieser Edelgüter sind so groß, daß man sechs und mehr Bauernhöfe daraus machen könnte. Sehr selten nimmt indessen der Edelmann sie in Cultur, ob es gleich auch davon einige gute Beispiele gibt, sondern parzellirt und verpachtet sie. Sie bilden eine Hofsaat, worin mehrere Gebäude für Pächter angelegt sind, welche das, was nicht zu Holzanlagen bestimmt ist, unter dem Pfluge haben. Solche Pachtwirthschaften sind daher nicht größer als die mittleren, selbst die kleineren gewöhnlichen Bauergüter.

## IV. Unzertheilbarkeit der Erbgüter oder Colonate.

Die Untheilbarkeit der Bauergüter in Westfalen lag schon in der alten Hofesverfassung. Jeder Hof stellte seinen Mann zu dem Heerbanne; er durfte also nicht getheilt werden. Selbst als nachher ganze Haupthöfe Herren- und Kirchenschutz zur Befreiung von der Heerbannspflicht gegen die Leistung von Pächten und Diensten nachsuchten, blieb die Unzertheilbarkeit ein heiliges Gesetz, bei dem die Schutzherren eben sowohl als die Bauergemeinden interessirt waren. War kein Subjekt mehr von dem Geblüte des Colonus übrig, so war der Hofherr wohl befugt, die Stätte einem andern zu überlassen, aber nicht sie an sich zu ziehen, oder zu seinem Vortheile zu benutzen. Die Stelle mußte nothwendig mit einem neuen Wehrfesten besetzt werden.

Der Staat sah nämlich jede Stätte als eine öffentliche Pfründe an, und hat seine ursprünglichen Rechte der davon zu leistenden Steuern und andern öffentlichen Lasten bis zu unsern Zeiten darauf behauptet. Er ist befugt, darauf zu bestehen, daß jede Stätte in dieser Hinsicht eine selbstständige Eigenschaft behalte, nicht allein so lange noch jemand von dem Stamme des alten Wehrfesten da ist, sondern auch, wenn nach ihrer Erlöschung die Stätte, selbst durch Kauf, in andere Hände übergehen sollte. Sogar hat der Staat durch die Gesetze dafür gesorgt, daß die Gutsherren die Prästanden ihrer Meier- oder Eigenbehörigen nicht steigern dürfen; indem diese dadurch außer Stand gesetzt werden könnten, ihren bestimmten Antheil an den

öffentlichen Laſten zu tragen. — Da jedoch hierin vor Zeiten manche widerrechtliche Eingriffe von mehreren Gutsherren gemacht worden ſind: ſo wurde 1680 im Münſterlande das merkwürdige Edikt de non dismembrandis praediis gegen dieſen Unfug erlaſſen, wodurch jede Parzellirung ſchätzbarer Erben, als der rechtlichen und natürlichen Billigkeit, den guten Gewohnheiten, den Polizei- und andern Verordnungen zuwider, von Anfang an für null und nichtig erklärt wurde. Man kann dieſes Edikt als das Palladium der Münſter'ſchen Landwirthſchaft anſehen, ohne welches zu unſern Zeiten wahrſcheinlich nur wenige Bauergüter mehr exiſtiren, und das Land mit mehr Heuerlingen und Taglöhnern, als Landwirthen bevölkert ſeyn würde. Jenes Edikt wurde ziemlich ſtrenge bis zu dem franzöſiſchen Untereinandermiſchen aller Rechte und dem Uebereinanderwerfen deſſen, was die providentia patrum ſo weislich verfügt, und ihre Nachkommen eben ſo weislich beibehalten hatten, gehandhabet.

Wahr iſt es, daß bei der neuern Art zu kataſtriren, auch die kleinſten Abſpliſſe aufgefunden und zu den öffentlichen Abgaben herangezogen werden können; allein werden ſolche Abſpliſſe, welche das Antheil der ärmern Volksklaſſe werden, oder ſolcher, deren Haupteriſtenz von einem andern weit unſicherern und unbeſtändigeren Erwerbszweige abhängt, werden, ſage ich, jene Abſpliſſe dem Staate dieſelbe Garantie, wie concrete Güter und wohlhabende Bauerfamilien darbieten? Vorzüglich aber gilt dieſes in einer Gegend, wo der Ackerbau das einzige Handelsprodukt liefert. Hier bleibt es wichtig, daß wenige Conſumenten Vieles produciren und in dem möglichſten Wohlſtande bleiben, theils um Kraft genug zu haben, etwas auf die Erhöhung der Produktion zu verwenden, theils um in Zeit der Noth dem Staate noch ein Uebriges leiſten zu können.

Aus der Untheilbarkeit der Güter mußte nothwendig ein zweites Gewohnheitsrecht hervorgehen, nämlich, daß, da nur einer das liegende Erbe erhielt, die andern oder abgehenden Kinder nur mit einer, oft geringen, Ausſteuer und einem Antheile an der Errungenſchaft der Aeltern abgefertigt wurden. In einigen Hofrechten war die Ausſtattung beſtimmt; an an-

dern Orten bestimmten solche die Verwandten oder Hausgenossen. Nach der Münster'schen Verordnung mußte die Bewilligung dazu bei dem Gutsherrn nachgesucht werden, der dann darauf sah, daß der Betreiber des Colonats durch die Abfertigung der übrigen Geschwister nicht zu sehr entkräftet wurde. Häufig ist die Aussteuer bei einzelnen Familien durch uralte mündliche Tradition festgesetzt. An einen Antheil am Gute selbst ward auch da, wo es unter keinem gutsherrlichen Nexus stand, nicht gedacht. Das Gut kam nur so weit in Betracht, als es dem Auffolger wegen seines grössern Ertrages oder seiner geringen Abgaben möglich war, mehr als sein Nachbar, oder etwas über Gewohnheit zu thun.

Weit entfernt, sich über die Ungleichheit der Theilung zu beschweren, waren die abgehenden Kinder so von der Nothwendigkeit dieser Einrichtung überzeugt, daß man diejenigen, die selbst auf freien Gütern nicht den vierten Theil dessen erhalten hatten, was ihnen von väterlicher Verlassenschaft gebührte, sagen hörte: Es mag nicht anders seyn; denn das Erbe muß im Stande bleiben. Dieser früherhin vom Staate geschützte, den Bauern heilig gewordene Grundsatz wirkte so weit, daß der Auffolger nur dann, wenn er es, ohne sich das Nöthige abzubrechen, vermochte, die Abfindung ohne alle Zinsen zahlte. Es ist nichts Seltenes, daß Brautschatzreste von sechszig und mehreren Jahren vorkommen, die nie eingefordert worden, ohne daß es dem Erbe des Auffolgers einfällt, Verjährung dagegen einzuwenden. Auch die Fälle sind nicht selten, daß wenn den Kindern vorgerechnet wird, was der Auffolger ihnen nach geschehener Taxation heraus zu geben hat, sie ausdrücklich nur die alte Aussteuer und nicht mehr verlangen. — O des schönen alten Treu und Glaubens! o der Bruderliebe und Familieneintracht, die bei der kargen Eintheilung des Reichthums vermißt wird! Es liegt so was Ehrwürdiges in diesen Spuren alter deutscher Einfalt und Sitte, daß die kleinliche Entscheidung über Mein und Dein davor zurücktreten muß.

So hart es übrigens klingen mag, daß bei vier Kindern eines Freibauern von einem Gute z. B. von 5000 Rthlr. am Werthe, die abgehende Tochter nur eine volle Kiste, und über-

haupt nur in langen Fristen etwa 400 Rthlr. an Geld, Vieh und Korn erhält; so wenig ist es dieses in der That. Sie heirathet auf ein anderes Gut ein, wo den abgehenden Kindern eben so wenig herausgegeben wird, und wenn das auch nicht wäre, so beruhiget man sich bei der Observanz. Arbeiten, heißt es, müssen wir auf jeden Fall, und ein Paar hundert Thaler mehr würden uns nicht davon freisprechen. — Dann steht dem Verunglückten unter den abgegangenen Kindern das Stammgut der Familie noch immer offen. Das liebe Olderhues ist da, dessen Besitzer es sich zur Pflicht macht, den von seinem Geblüte Abstammenden, anderswo Verstoßenen wieder aufzunehmen, und dem Nothdürftigen durch Rath und That beizustehen. — Die Kinder waren abgefunden, aber nicht enterbt. Das Opfer, welches dem Auffolger nach Familienherkommen gebracht wurde, war nicht erzwungen, sondern aus Liebe für Einen von allen Andern hingegeben. Es war ein Band, welches den Stamm mit jedem Zweige zusammenhielt, und keine Keule, wie die völlige Abtheilung, welche die Aeste für immer von dem Baume trennt.

Wie über alle heiligen Bande der Vorzeit, so fiel die französische Parze auch über diese her und vernichtete in einem Augenblicke, was die providentia patrum gewiß nicht ohne reife Ueberlegung und nach langer Erfahrung eingeführt hatte. Auch sieht der Bauer diese Veränderung mit dem größten Widerwillen. Er sieht im Geiste sein schönes Gut zersplittert, seine stolzen Eichen gefällt, sein großes Wohnhaus zur Hälfte verödet, den Namen des alten Besitzers erloschen. Er sieht seine Enkel oder Urenkel als preisgegebene Zeitpächter desselben Gutes, das nun noch ihr Erbe ist; nach dem hiesigen Sprichworte: Getheiltes Gut kömmt nicht auf die vierte Brut. — Was man endlich gegen das Gesagte aus der in andern Ländern üblichen Theilbarkeit der Güter anführen könnte, gibt für Westfalen keine Beweise, welches auseinander zu setzen hier der Ort nicht ist.

Ohne Zweifel vermehrt die Theilung des Grund und Bodens die Bevölkerung, aber nur (wenn man nicht wie Buonaparte die Vermehrung der Menschen für eine Staatsrevenue ansieht,

wovon man alljährlich einige achtzigtausend auf politische Versuche verwenden kann, indem der schnelle Anwuchs den Ausfall in Zeit von achtzehn Jahren, also weit schneller als bei den Hochstämmen in einem Forste, deckt), sie vermehrt, sage ich, nur die Zahl der Consumenten, aber nicht in demselben Verhältniß die der Producenten. Zu der Produktion gehört mehr als ein Paar gesunde Arme und Beine. Es wird auch ein Capital zu dem Betriebe erfordert, dessen Bedürfniß in dem Grade zunimmt, und dessen Größe in dem Grade in den Wirthschaften abnimmt, als diese sich vermehren. Dieses bleibt zumal da wahr, wo das Capital aus der Erde allein hervorgebracht werden soll, und keine Nebengewerbe oder sonstigen Erwerbe dazu concurriren. Wahr ist es, daß die zunehmende Bevölkerung und die damit verknüpfte Nothwendigkeit, sich stärker anzugreifen, und die individuellen Bedürfnisse unter der Mehrzahl zu befriedigen, die Produktion steigern, jedoch nicht in dem Verhältnisse der Vermehrung der Consumenten, die ohne die größte Sparsamkeit nicht dabei bestehen können, und was bleibt alsdann für den Fall der Noth und den Staat übrig?

Nur ganz in der Nähe der Städte oder großer Wigbolde (Marktflecken) mag die Zersplitterung der Bauergüter in Westfalen ohne nachtheilige Folgen seyn; da, so wie in den Fabrikgegenden, wo der Ackerbau nur Nebensache ist, wo die Abspliſſe blos dienen, um einige leere, sonst verlorene Stunden darauf zu verwenden, und wo, durch die Gelegenheit, sich Dung zu verschaffen, einzelne Stücke zu dem höchsten Grade von Fruchtbarkeit gebracht werden können.

## V. Zeitpachtgüter.

Die Anzahl der Zeitpachtgüter, wenn von wirklichen Gütern und Höfen, und nicht von Abspliſſen oder einzelnen Feldstücken die Rede ist, ist im Durchschnitte weit geringer, als die der Erbgüter oder Colonate, und die Verschiedenheit ihrer Verhältnisse sehr groß. Der Colon, wenn gleich eigenhörig, leibeigen, seinem Gutsherrn mit Blut und Gut zugethan, ist ein Freiherr in Vergleich mit einem Zeitpächter. Der Unterschied zwischen ihrem beiderseitigen Loose ist so groß, daß kein Zeit-

pächter in ganz Deutschland ist, der nicht würde mit einem der größeren westfälischen leibeigenen Colonen tauschen wollen. Ich sage dieses nur nebenher, um den Unkundigen in den westfälischen Colonatverhältnissen die ängstliche Idee zu benehmen, die sich anderswo an das Wort Leibeigenthum knüpft.

Die Pachtbedingnisse sind allzu verschieden, als daß sich etwas darüber sagen ließe. Nur einer Art von Verpachtung, die in dem westlichen Theile des Münsterlandes auf ziemlich mittelmäßigem, und zum Theile auf schlechtem Sandboden statt hat, muß ich erwähnen. Ein Hof der Art enthält 80 — 100 Morgen. Darunter sind 27—30 Morgen Ackerland, 4 Morgen Gartenland, 12 Morgen Graswuchs und Schlagholz, 44 Morgen Heideplaggenland, und 6—7 Morgen hochstämmiger Holzgrund, welchen letztern aber der Verpächter zu eigenem Gebrauche vorbehält. Der Grasgrund ist nur schlecht. Die Weiden müssen von Zeit zu Zeit umgebrochen und dann gedüngt werden. Das Inventarium gehört dem Pächter; von Seiten des Gutsherrn ist keines in Westfalen üblich. Die Pachtabgabe besteht in der dritten, an gar schlechten Orten in der vierten Garbe, einem Jahrgelde von 20 — 30 Rthlr., einigen Spanndiensten, Federvieh, Eiern, Butter, der Hälfte vom Obst u. dergl. Da auf dem Acker nichts als Getreide und Buchweizen (Stoppelrüben und Herbstspörgel ausgenommen) gezogen werden darf, so wird dem Pächter vorab 1 — 1½ Morgen für Flachs, Klee und Gemüse gestattet. — Der Gutsherr zieht die ihm zustehende dritte Garbe selbst aus, die der Pächter einführen und dreschen muß, zu welcher Arbeit der Herr zwar einen Helfer stellt, den aber der Pächter zu beköstigen hat. Das Stroh davon verbleibt dem Pächter, das Korn aber muß er nach dem Hause des Gutsherrn bringen. — Bei größeren Baureparaturen gibt der Pächter den Arbeitern die Kost, und der Gutsherr besoldet sie. Die Baumaterialien muß der Erste unentgeltlich beifahren. Die kleinern Reparaturen liegen diesem allein ob. — Endlich hat der Bauer alle Staats- und Kirchspielslasten von dem ganzen Gut zu entrichten, Einquartirung zu tragen, Holz zu pflanzen und solches bis zum dritten Laube zu bringen.

Die Härte dieser Bedingungen für einen Boden, wie der,

von welchem hier die Rede ist, ist auffallend, und so wie alle Härte, gibt sie zu den schwersten Uebertretungen Anlaß. Der Bauer, der sich in der Unmöglichkeit sieht, bei seinem Pachte zu bestehen und von seiner Arbeit leben zu können (vom Ersparen kann hier keine Rede seyn), sucht sich auf einem unrechtlichen Wege für das schadlos zu halten, was man ihm auf dem rechtlichen verweigert. Seinen Gutsherrn auf alle mögliche Weise zu hintergehen, das hält er für erlaubt und der Sache angemessen. „Der Herr, heißt es bei ihm, muß keinen falschen Schilling annehmen, aber wohl eine schlechte Garbe.“ Die Sache geht oft so weit, daß es Gesinde gibt, das bei einem Pächter der Art nicht dienen will, wenn es zum Dreschen gebraucht werden soll. Auch fürchten gewissenhafte Bauern die Versuchung so sehr, daß sie lieber einen andern Hof unter noch lästigern Bedingungen annehmen, als einen solchen, wo sie das dritte Korn zu entrichten haben. Zu diesem schädlichen Einfluß auf Moralität kömmt noch der, den solche Bedingnisse auf den Ackerbau haben, wie ich bei Gelegenheit des Zustandes und der Fortschritte der Cultur zeigen werde.

Die Pachtfrist ist von sechs, höchstens von zwölf Jahren. Der An- und Abzug der Pächter ist um Martini, gewöhnlicher aber Petristuhlfeier, oder den 22sten Februar. Bei dem Mangel an gesetzlichen Bestimmungen hat sich bei dem Abzuge der Pächter in einigen Gegenden ein Gewohnheitsrecht gebildet, das eine Erwähnung verdient. Es ist dieses das sogenannte Mistrecht, nach welchem der Abzieher die Aecker noch 2—3 Jahre nach seinem Abzuge defructuiren und sogar dieses Recht an andere verkaufen kann. Die vorgeschriebene Fruchtfolge in solchen Gegenden ist 1) gedüngter Roggen, 2) magerer Roggen, 3) ungedüngter Buchweizen. Tritt der Pächter Ende Februars ab, so gebührt ihm in demselben Jahre der Genuß der Erndte des ganzen Areals, das heißt, des Mistroggens, des Stoppelroggens und des Buchweizens. In dem zweiten Jahre fällt das Land, welches Buchweizen trug, weg, und er besäet noch die zwei übrigen Drittel, nämlich das Mistroggenfeld mit Stoppelroggen, und das Stoppelroggenfeld mit Buchweizen. Im dritten Jahre endlich bleibt ihm noch ein Drittel, nämlich das Roggenfeld,

welches er schon zweimal nach seinem Abzuge abgeerndtet und nun zum Schlusse mit Buchweizen bestellt. Das Mistrecht erstreckt sich aber nicht allein auf die Körner, sondern auch auf das Stroh.

Die Lage, in welcher sich unter solchen Umständen der angehende Pächter befindet, läßt sich leicht ermessen. Sie wird aber oft durch das unrechtliche Betragen des Abziehers noch um Vieles vermehrt. So bald nämlich dieser seinem Gutsherrn, oder der Gutsherr ihm aufgekündiget hat, so denkt der Abzieher darauf, so viel Mist als möglich zu machen, damit er nicht allein das gewöhnliche Drittel der Aecker, sondern auch noch einen Theil derer, die Buchweizen tragen sollten, ausdüngen kann, und dadurch sein Benutzungsrecht auch darauf um zwei Jahre zu verlängern. Wie da gedüngt wird, ist leicht zu denken, zumal, da man auf solchem Boden noch bis zu Ende Februars Roggen säen kann. Nebenbei bricht er auch noch einige Dreischweiden auf, düngt und hat dann das Recht, sie zwei Jahre hinter einander zu benutzen.

Hiermit ist aber der Unfug noch nicht zu Ende, den größten übt ein solcher Abzieher an dem Gehölze aus, wodurch er dem Gutsherrn sowohl, als seinem Auffolger im Pachte, einen unersetzlichen Schaden thut. Es würde uns zu weit abführen, wenn ich solches hier ganz entwickeln wollte, und ich kehre deßhalb zu dem neuen Anpächter zurück.

Man denke sich, wo möglich, die Lage eines solchen Unglücklichen! Einen Acker, den er unter seinen Augen ausmergeln sieht, einen Theil seiner Viehweiden aufgerissen; kein Dung, kein Stroh, als das der dritten Garbe seines Gutsherrn; im ersten Jahre kein Scheffel Getreide, und im zweiten nur ein Drittel der Erndte, kein Futtervorrath, auf 3—4 Jahre kein Bund Holz zum Brennen, es bleiben ihm also zu dem schweren Anfange nichts als der Garten, ein Theil kümmerlicher Weide und eine Wiese, im Fall eine bei dem Gute ist. Dafür hat er nun schon in diesen genußleeren Jahren Dienste und Geldpacht an den Herrn zu entrichten, dem Staate die Steuern zu zahlen, Kriegslasten zu tragen, das Inventarium beizuschaffen, und sich und die Seinigen aus eigenen Mitteln zu nähren. Zehn glück-

liche Jahre reichen nicht zu, um solche Wunden zu heilen. Auch braucht man nicht zu fragen, wo die meisten Juden wohnen, wenn man weiß, wo es die meisten Zeitpächter gibt. Kömmt endlich der Wechsel der Pächter in einem kurzen Zeitraume zweimal vor, dann ist das Gut durch und durch zu Grunde gerichtet, und der Eigenthümer findet keinen auch nur halbtüchtigen Pächter mehr, der sich zu seiner Uebernahme versteht. In dem vormaligen Amte Horstmar des Münsterlandes soll das Mist- und Abbauungsrecht auf Klaiboden vier, und auf dem Sande gar neun Jahre dauern; daher auch der Wechsel mit den Pächtern sehr selten vorkömmt. Der Verdruß für einen aufziehenden Pächter ist wahrlich hier nicht zu übersehen. Die Mittel, einem so verderblichen Herkommen zu begegnen, sind anderswo angegeben und gehören nicht hieher.

## VI. Zweckmäßigste Größe der Höfe, in besonderer Hinsicht auf die Provinz Westfalen.

Obgleich dieser Gegenstand schon so oft und vielmal untersucht worden ist, so wage ich es doch, mich von neuem, wiewohl so kurz als möglich, darüber einzulassen, indem der Gegenstand bisher theils zu allgemein, theils zu einseitig, theils bloß in öconomischer Rücksicht dargestellt worden ist. Mancher sah ihn nur, wie er zu seinen Umgebungen oder auf den gegenwärtigen Augenblick paßte, und verlor darüber die benachbarten Gegenden oder auch die Fortdauer der Zeiten, mit einem Worte das große Ganze aus den Augen. Uebrigens hängt es bei dem langbestandenen Gange der Dinge nicht von uns ab, ein neues Gebäude von Grund aus aufzuführen, sondern dem Einsturz des wirklich existirenden Guten, auch Mittelmäßigen, vorzukommen, es im Stande zu erhalten, das Mangelhafte wegzuschaffen und das Unvollkommene allmählig zu verbessern.

Demnach kömmt es bei der Staatswirthschaft nicht darauf an, zu wissen: welche Landwirthschaften, die ganz großen, die mittlern oder die kleinen dem öffentlichen Wohl überhaupt am zuträglichsten sind? — als darauf: welche von ihnen auf diese oder jene Provinz in Rücksicht ihrer geographischen oder politischen Lage, ihres Bodens, ihrer gegenwärtigen Bevölke-

rung, ihres Verkehrs mit den benachbarten Provinzen, des Eingreifens von Handel, Fabriken und Nebengewerben, der hergebrachten Culturarten und eingeführten Culturgegenstände, des Abganges oder Ueberflusses an Brenn- und Bau-Material, der örtlichen Bedürfnisse, der Zahl arbeitender Hände, des durch lange Gewohnheit gebildeten Nationalsinnes, der Ausdehnung noch urbar zu machenden Landes, der Größe des Capitals, das in dem Ackerbau steckt oder hineingelegt werden kann, und endlich der physischen und moralischen Kräfte derjenigen Classe, welche sich mit der Cultur der Erde befaßt, — es kömmt darauf an, sage ich: welche Größe von Wirthschaften unter einem oder mehreren solcher Umstände auf diese oder jene Provinz am besten passe, und nichts würde zweckwidriger und selbst verderblicher seyn, als für alle Provinzen nur einen Leisten annehmen zu wollen.

Offenbar und außer allem Zweifel sind die Wirthschaften mittlerer Größe für das öffentliche Wohl die zuträglichsten. Unter diesen Wirthschaften verstehe ich solche, worin eine Familie bei Industrie, Fleiß und den gehörigen Mitteln sich ehrbar ernähren, und einen Sparpfennig für die Zukunft zurücklegen kann. Dazu reicht meiner Meinung nach eine Ackerausdehnung zu, welche auf Sandboden zwei, auf gewöhnlichem Lehmboden vier, und auf schwerem Lehm- oder Klaiboden sechs Pferde oder Ochsen zureichend beschäftiget. Die Vertheilung des Bodens unter solcherlei Wirthschaften würde eine ansehnliche Bevölkerung und einen bewährten, dauerhaften Wohlstand (wiewohl keinen Reichthum, der auch nicht aufs Land gehört, und daselbst mehr nachtheilig als vortheilhaft auf Moralität und Industrie wirken würde) hervorbringen. Es würde dabei nicht an Früchten mangeln, um die Märkte befriedigend und in guten Jahren überflüssig damit besetzen zu können. Durch ein gutes aber gewöhnliches Auskommen würde ein Volk von solchen Landwirthen eben so weit von dem Prunke und dem Uebermuthe, wozu große Wohlhabenheit so leicht verleitet, als von Muthlosigkeit, Gleichgültigkeit, Unsittlichkeit und Niederträchtigkeit, wozu Druck und Noth den Menschen herabwürdigen, entfernt seyn. Ueberall also, wo es möglich ist, diesen Mittelweg einzuführen, oder ihn da,

wo er schon eingeführt ist, zu schützen, zu erhalten und zu befördern, da hat die Staatswirthschaft das höchste Ziel erreicht.

Leider aber ist dieses glückliche Mittelloos nicht allen Gegenden beschieden, und kann es auch ohne Nachtheil des Ganzen nicht seyn. Eine solche gleiche unabhängige Vertheilung in Rücksicht der Production nährender Substanzen würde die Bewohner der verschiedenen Provinzen eines Staates zu viel isoliren, indem nur wechselseitige Bedürfnisse die verschiedenen Volksstämme zusammenknüpfen. Und wahrscheinlich hat schon zu dem Endzwecke die Natur selbst so mannigfaltige Verschiedenheit in Boden, Clima, Lage, Gewässer, Mineral- und Pflanzen-Reich gelegt. Wie würde z. B., um mich nicht von dem mir vorgesteckten Untersuchungskreise zu entfernen, die Grafschaft Ravensberg mit ihrem Linnenwesen, das Herzogthum Westfalen mit seinen Wäldern, Hüttenwerken und Klippen, das Herzogthum Berg mit seinen Wolle-, Seide- und Baumwollen-Fabriken bestehen, wenn beiden erstern nicht das Fürstenthum Paderborn, letzterem nicht das Cöllnische und Jülich'sche Land, wenn dem gebirgigen und gewerbsvollen Theile der Grafschaft Mark nicht die Fläche zwischen Ruhr und Lippe zu Hülfe käme?

Sollen aber die abgebenden Provinzen diese Hülfe leisten können, so müssen sie erst selbst einen Ueberschuß haben, und um dazu zu gelangen, ist es nöthig, daß die Consumtion daselbst nicht gleichen Schritt mit der Production halte. Dieses wird bekanntlich durch die vergrößerte Ausdehnung der Höfe gehindert, denn, wenn gleich ein Hof von 1200 Morgen nicht mehr Korn producirt, als neun Höfe, jeder von 100 Morgen, produziren würden, so consumirt er auch nicht mehr, als drei, höchstens vier von diesen consumiren würden. Der größere Pächter bringt also schon $^2/_{12}$ oder gar $^3/_{12}$ von derselben Oberfläche mehr zu Markt, als der mittelmäßige, und die Hälfte mehr als der kleine. Reichte nun bei einer mittlern oder kleinen Wirthschaft der Ueberfluß für ihre Provinz gerade zu, so würde die große Wirthschaft noch immer an die benachbarten Provinzen abzugeben haben. Es ist also von der größten Wichtigkeit, solche ins Große wirthschaftende Provinzen als Fruchtmagazine, zum Besten ihrer Nachbarn, in diesem Zustande zu

erhalten, und eher die Theilung darin zu verhindern, als zu befördern. Eine Veränderung in ihrem gegenwärtigen Wesen, wenn gleich zu ihrem eigenen Besten, würde ohne allen Zweifel eine sehr nachtheilige Wirkung, vielleicht den Untergang der benachbarten Provinzen nach sich ziehen. Dasselbe gilt auch in Hinsicht auf die Erhaltung der Forsten, indem das Holz für industriereiche Gegenden ein beinahe noch nothwendigerer Artikel ist, als das Getreide.; indem letzteres mit weniger Mühe und Kosten, als jenes, aus entfernten Gegenden beigeschafft werden kann.

Sollte es endlich durchaus zu einem Extreme kommen müssen, so wäre die Erhaltung großer, selbst übergroßer Pachthöfe einer zu starken Parzellirung vorzuziehen. Wenn jene in Uebermaaß ausarten, so hat es nur im Einzelnen statt, und dieses Extrem erreicht seine Grenzen, welche durch die Vermögensumstände der Betreiber oder durch den größern Vortheil, der für den Eigenthümer aus einer Vertheilung hervorgehen würde, beschränkt werden. Grenzenlos hingegen ist die Zerstückelung; sie gehet bei öffentlicher Ruhe und Frieden ins Unendliche. Eine erste Theilung ruft nothwendig die zweite, diese die dritte herbei, bis dahin, daß der Pflug sich nicht mehr auf der Breite des Stückes drehen kann. Die Blutgefäße werden so enge, daß das Geblüt seinen Umlauf darin verliert, wodurch am Ende alle Glieder schmachten und der ganze Staatskörper kränkelt.

Erst dann, wenn eine Provinz anhaltend mehr erzeugt, als sie braucht und als ihr die benachbarten Provinzen zu einem gebührenden Preise abnehmen, werde dem Uebel durch die Theilung in kleinere Wirthschaften, also durch die Vermehrung der Consumenten, abgeholfen. Auch in Gegenden, wo die Cultur auf ihrer höchsten Stufe steht, und der Boden durch sie zu einer eben so hohen Stufe von Fruchtbarkeit erhoben wird, mögen die kleinen Wirthschaften bestehen, und man mag den Reinertrag berücksichtigen; allein da, wo die Cultur noch in der Wiege liegt, wo sie noch nicht einmal unternommen hat, ihre matten, unsichern Hände an eine Menge sie umgebender, bisher ungebauter Gründe zu legen: da kömmt der Boden weit weniger als Arbeit und Aufwand in Betracht, und alles darauf an, so

räthlich als möglich bei der Verwendung und Vertheilung der vorhandenen Kräfte zu Werke zu gehen, und dieses kann doch wohl nur in Wirthschaften von mittlerer Größe oder in ganz großen geschehen.

Man gestatte die Parzellirung selbst einzelner Felder nahe bei Städten, in Fabrik- und Gewerbgegenden; man lasse ihr z. B. in dem Ravensbergischen, dem Märkischen, Tecklenburgischen, Bergischen ungestörten Lauf; allein man hindere sie sorgfältig auf dem platten Lande im Paderborn'schen, dem Münster'schen, Jülich'schen und Cöllnischen. Diese Länder seyen die Kornspeicher, wenn jene die Fabrikstätten abgeben. Bis jetzt hat das Fürstenthum Münster keine bedeutende Masse von Getreide abzugeben, indem auch die größten Wirthschaften daselbst, dem Areale nach, nur unter die mittleren gehören; allein sind nur einmal die Marken oder Almänden getheilt, und die bäuerlichen Verhältnisse auf einen festen Fuß gesetzt, so werden sich die Wirthschaften von selbst und mit ihnen der Ueberschuß erweitern. Geht aber bis dahin die Versplitterung der Güter und die Theilung des Vermögens den Gang fort, den sie unter den Franzosen leider einmal genommen hat, dann wird in kurzem nicht mehr so viele wirkende Kraft in diesem Lande zusammen bleiben, um der Urbarmachung so großer Landstriche, wie die der westfälischen Marken, gewachsen zu seyn. Hütten werden zwar, wie die Pilze, aus der Erde hervorgehen, aber in eben dem Verhältnisse die ehrwürdigen alten Wirthschaftsgebäude verschwinden. Kaum wird mehr ein Gespann da seyn, um im Nothfalle die Kriegesfuhren und andere öffentliche Dienste zu leisten. Das Holz, das Bauholz zumal, wird mit jedem Tage seltener werden, und Raub, Frevel, Bettelei und Auswanderung werden den Beschluß machen.

Das Maximum oder Minimum der Ausdehnung der Wirthschaftshöfe zu bestimmen, ist wohl eine zu schwere Aufgabe, als daß sie im Allgemeinen gelöst werden könnte. Boden, Menschen und Betriebskapital legen eine so große Verschiedenheit zwischen eine und andere Gegend, daß blos örtlich darüber ausgesprochen werden kann, und dieser Ausspruch ist großen Theils schon geschehen. Die Länge der Zeit schleift so lange an dem eckigen

Kieſel, bis dahin, daß er rund wird, und nun ohne Mühe fortrollt. Eben ſo geht es mit dem Getriebe der Menſchen. Unvermerkt findet es ſich in dem Zuſtande, in welchem es am beſten in das nicht zu verändernde Weilen, durch die Natur einer Gegend vorgeſchrieben, hineinpaßt. Wird es aber da gewaltſam heraus geriſſen, dann wird es auch nothwendig, dem allzuſchnellen Rollen des Kieſels durch zweckmäßige Maßregeln zuvorzukommen. Das Bergiſche Geſetz von 1808, welches, nach Zernichtung des Colonatweſens, dem gänzlichen Verderben des Landes durch eine grenzenloſe Zerſplitterung zuvorkommen wollte und zu dem Ende feſtſtellte, daß unter 10 Morgen nicht getheilt werden dürfte, ohne ſelbſt einmal die Morgengröße anzugeben, war nur eine geſetzliche Sottiſe.

## VII. Vöhden.

Unter allen läſtigen Grundſervituten ſtehen die vier-, fünf- oder ſechsjährigen Felder, ſogenannte Vöhden, oben an.

Unter Vöhde verſteht man ein Grundſtück, welchem die hergebrachte Verpflichtung anklebt, daß der Eigenthümer es nur 4—6 Jahre beackern darf, und dann daſſelbe auf eben ſo viele Jahre liegen laſſen muß, während welcher Zeit das Vieh der Gemeinde oder anderer Berechtigten daſſelbe als Weide benutzt. Gewöhnlich hat man in einer Gemeinde zwei ſolcher mit der Vöhde behaftete Fluren, wovon die eine der Hute überlaſſen iſt, während die andere angebauet wird. Im letzten Weidejahre darf der Boden nicht vor Johannis aufgebrochen werden, und im letzten Kornjahre tritt die Weidegerechtigkeit ein, wenn das Getreide vom Felde iſt. Dieſe heilloſe Wirthſchaft findet ſich nicht auf ſchlechtem noch auf ſandigem Boden, ſondern auf gutem Lehm- und Klaiboden, welches ſie alſo um ſo ſträflicher macht, als die darauf haftende Weide um ſo ſicherer durch den Anbau von Futterkräutern darauf erſetzt werden könnte.

Eine ſchlechte Cultur iſt unſtreitig noch ſchlimmer, als gar keine. Wenn bei dieſer die Kraft wie ein unbenutztes Capital ohne Zinſen im Boden vergraben bleibt, ſo bleibt ſie doch wenigſtens darin, und kann früh oder ſpät in Umlauf geſetzt werden, allein bei jener wird die Kraft, oder das Capital ſelbſt,

angegriffen, und so lange daran genagt, bis nichts mehr zu nagen übrig ist. Eine so unselige Wirthschaft, wie das Böhdewesen, mochte, so lange das arva per annos mutant, nam superest ager noch galt, wohl bestehen; sie mochte sich selbst später, als der ager nach dem Verhältniß der Bevölkerung kleiner und kleiner wurde, noch eine Zeitlang mit Nutzen treiben, daher auch rechtfertigen lassen. So lange nämlich die Urkraft, woran der Boden seit Jahrhunderten gesammelt hatte, indem Wälder auf ihm vergingen und Wälder entstanden, so lange, sage ich, als diese Kraft noch vorherrschte, und den Dung überflüssig machte, mochte der Boden, nach einer vier- oder sechsjährigen Benutzung durch den Pflug, noch immer im Stande seyn, sich mit zureichendem Grün zu decken. Es war eine förmliche Dreische, welche dem Boden, durch den Abfall des weidenden Viehes und den Rückstand der grasigten Narbe, beinahe eben so viel zurückgab, als die 4 oder 6 erschöpfende Aerndten davon genommen hatten. Das Sinken ging also nur so allmählich vor sich, daß diejenigen, die daran Schuld hatten, es selbst nicht inne wurden, bis endlich nach dem Verlaufe von mehreren Menschenaltern die Sache zu Null herabsank.

Die Ursache des Verfalls liegt also nicht in dem Wechsel zwischen Acker und Weide. Dieser war eher geeignet, den Boden zu erheben als ihn herabzuwürdigen, wie die Holsteinische Wirthschaft es beweist, und wie selbst in Westfalen an einigen Orten nicht ohne Vortheil gedreischt wird: sie liegt in der alten Servitut, nach welcher der Eigenthümer des Bodens, nach dem Verlaufe seiner Genußjahre, nicht mehr Herr davon ist, sondern ihn Andern Preis geben muß. Es bedarf hier wohl keiner Erklärung, daß der Ackerwirth, wenig um den Vortheil des Viehes seiner Nachbarn bekümmert, nur nimmt und nichts oder sehr wenig wiedergibt, und es der Natur allein überläßt, den Nachtheil gut zu machen, den er angerichtet hat. Freilich schlägt der Schaden davon auch auf ihn zurück; allein sein Schaden wäre noch größer, wenn er den Dung seinen andern Feldern entzöge, und den Böhdelanden, die er nicht ohne Grund als Stiefkinder betrachtet, zuwendete. Was er aber mit Dung nicht thut, das sucht er leider durch Reizmittel zu erzwingen,

durch Kalk und Mergel, woran es in diesen Gegenden nicht fehlt. Mit ihrer Beihülfe wird die wenige Gewächserde, die der Thon bekanntlich länger an sich hält als der Sand, völlig zersetzt und durch die Vegetabilien ausgesogen. Und wenn der Boden dann am Ende ganz ausgemergelt ist, was wird aus ihm werden? Uns sind Aecker bekannt, welche dadurch schon so erschöpft sind, daß sie nicht mehr die Kosten der Bestellung tragen können, und worauf selbst der aus Noth aufgebrachte Mist keine Wirkung mehr zu äußern scheint. Dabei haben die Vöhdelande noch eine Menge Nachtheile für die Ackerwirthschaft selbst zur Folge — Ungleichheit des Areals, der Arbeit, der Früchte, des daraus erzeugten Düngers, und daher das fehlende Gleichgewicht zwischen allen Theilen. Es gibt hier Höfe, welche, wenn sie nicht gerade in zwei Vöhde-Fluren gleichmäßig betheiligt sind, in den ersten 4 Jahren nur für 2 Pferde Arbeit haben, und in den folgenden 4 Jahren kaum mit 6 Pferden zureichen; die also bald Vieh an- und bald wieder verkaufen müssen; die einmal zu viel und das andere Mal zu wenig Futter, Stroh, Dung und arbeitende Kraft besitzen. Wo bleibt unter solchen Umständen der reine Ertrag?

Die Benutzung der Weideberechtigten steht ihrerseits ebenfalls in keinem Verhältnisse mit der Ausdehnung und Güte des Bodens. Ein Boden, der nach vier ungedüngten Aerndten oder nach sechs Aerndten bei einer, wie man denken kann, kargen Düngung zu Gras niedergelegt wird, wie kann der sich benarben? Selbst da, wo man noch ein Uebriges thut, und in dem letzten Jahre Kleesaamen über das Getreide wirft, gestand man mir, daß die Kühe in den ersten zwei Jahren eine befriedigende, im dritten Jahre eine knappe, und in den drei letzten Jahren eine völlig leere Weide fänden. Diese letzten drei Jahre sind also für den Staat und die Menschheit verloren. Man treibt das Vieh auf, mehr, um es nicht hungern zu sehen, als seinen Hunger zu stillen. Indessen entblößt sich der Boden, oder deckt sich mit Disteln, Moos und allen erdenklichen Unkräutern. Selbst der von dem Vieh verlorne Dung kann ihm nicht frommen. Von Kraut und Gras nicht geschützt, dörret ihn die brennende Sonne, verwäscht ihn der Regen, zerstören

ihn Vögel und Insekten, verweht ihn der Wind. Verschlossen wie eine Tenne liegt ihrerseits des Bodens Krume, auf welche kein Einfluß der Atmosphäre günstig einwirkt. Das Ganze gleicht einer Oede, worauf kaum ein Insekt mehr Nahrung findet. Siehst Du irgendwo, geliebter landwirthschaftlicher Leser, eine große ebene Fläche, auf der sich die Abtheilungen einer ehemaligen Feldbestellung noch abzeichnen; siehst Du diesen kostbaren Boden nackt wie deine Hand vor Dir, oder mit einigem Unkraute, oder höchstens mit einigen einzelnen Grasstämmchen bewachsen; erblickst Du darauf einige traurige Kühe kraftlos hin und her schwanken, so denkst Du gewiß, daß die ehemaligen Anbauer dieser Gegend von einer Seuche weggerafft worden, oder daß diese Ebene dem gräulichen Mars zum Schlacht- und Würgfelde gedient habe. Das denkst Du, allein Du irrest. Das, was Du vor Dir hast, ist eine westfälische Vöhde! Nach 4—6 Jahren kommen die Einwohner wieder zum Vorschein, pflügen, säen, ärndten einige Jahre, und dann liegt das Land wieder öde.

Bei Bochum hat folgender Fruchtumlauf auf solchen Landen statt: 1) Roggen, 2) Roggen, 3) Roggen, 4) gedüngter Hafer oder Kartoffeln, 5) wieder Hafer oder Kartoffeln, jedoch ungedüngt, 6) Roggen, über welchen weißer Kleesaamen geworfen wird, dann 7, 8, 9, 10, 11, 12) Weide. Den Kleesaamen haben die Hutberechtigten anzuschaffen und auszusäen, an den meisten Orten aber geschieht dieses Kleeaussäen nicht; daher es denn kömmt, daß das Vieh in dem ersten Jahre nach den Getreideärndten äußerst wenig auf solchen Vöhdelanden findet.

Wenn es wahr ist, was ich höher sagte, daß eine schlechte Cultur für den Boden schlimmer sey, als gar keine, so ergibt sich, daß die Auseinandersetzung des Vöhdewesens, unter dem so mancher brave Landwirth leidet, noch nothwendiger ist, als die Theilung der Marken. Die Stimme und der Wunsch aller vernünftigen, und bei weitem des größern Theiles der Grundeigenthümer ist dafür, desto heftiger aber widersetzen sich ihr die blos zur Hut Berechtigten. Sie spannen ihre Forderungen so hoch, daß an manchen Orten das Ganze kaum zu ihrer Befriedigung zureichen würde. Dieses hält, wie billig, die Grund-

eigenthümer an solchen Orten ab, an eine Aufhebung der Böhde zu denken.

## VIII. Spann- und Handdienste.

Man hat ihrer von dreierlei Art:

1) In Zeitpachtbriefen versprochene Dienste. Dagegen ist wohl nichts zu sagen, wenn ihre Zahl, Art und Weise bestimmt ist, indem der Bauer dabei berechnen konnte, wie viel weniger er an andern Abgaben zu leisten hat. Wehe aber! wie oft geschieht, wo der Pächter zu ungemessenen Diensten, gegen eine geringe, alt herkömmliche Vergütung, gehalten ist. Wehe ihm! zumal wenn der Gutsherr sein Gut selbst bewirthschaftet, und ihn, als den Pächter eines Theiles der Güter, bei der Bestellung des andern Theiles zu Hülfe nimmt. Nicht allein muß er dann ein Pferd und einen Dienstboten zum bloßen Herrendienst mehr halten, sondern auch die Bestellung seiner Aecker verschieben, und seine Aerndte bei ungünstiger Witterung auf das Spiel setzen, um die seines Pachtherrn zu sichern. Ueberhaupt möchten zum allgemeinen Besten die Zeitpächter eine Art von Schirmvogt nöthig haben. In den Händen bloßer Sclaven — und die Zeitpächter solcher Art sind es zehnmal mehr als die leibeigenen Colonen — wird der Ackerbau nie gedeihen!

2) Dienste, welche in den Verleihungscontrakten der Eigenhörigen und Erbpächter versprochen worden, wohin auch die Handdienste gerechnet werden müssen, welche Gutsbesitzer in Dörfern für eigenthümliche Verleihung von Grund zu Häusern und Gärten sich vorbehalten haben. Diese Dienste sind durchgehends festgestellt. Ungemessene Dienste findet man hier zu Lande nicht, oder doch nur höchst selten.

3) Die hergebrachten, an Andere als Gutsherren zu leistende Dienste. Sie haben ihren Ursprung in der Schutzgerechtigkeit aus den Zeiten der umherziehenden Könige, Bischöfe, Sendgrafen u. s. w. Sie können nur als persönliche Dienste angesehen werden. Wenn die Abschaffung dieser letztern den Franzosen auch durchzusehen ist, so bleibt die Abschaffung ohne Entschädigung der Dienste von Nro. 2. eine auffallende Ungerechtigkeit.

Ich komme auf den Werth und die Nachtheile, welche die Spann- und Handdienste haben. — Es war eine Zeit, wo ein Güterbesitzer aus Mangel an arbeitenden Händen sich bestimmte Handdienste zur Vollführung landwirthschaftlicher Verrichtungen ausbedingen mußte; eine Zeit, wo das Pferdehalten noch nicht so Mode war, wo z. B. ein erster Präsident vom Parlament von Paris sich von dem Pächter einer seiner Höfe vorbehielt, daß er alle Jahre zweimal mit einem Leiterwagen, mit Laubsäcken zum Sitzen, in die Stadt kommen mußte, um die Familie des Präsidenten aufs Land zu führen, dann mußte noch ein Reitpferd für den Herrn selbst und ein Esel für seinen Schreiber (Secretair) dabei seyn. — Zu diesen vergangenen älterlichen Sitten gehört dann auch noch die Zeit, wo des Nutzens oder des ursprünglichen Herkommens wegen, oder aus Abgang von Pachtleuten, der Eigenthümer einen Theil seines Gutes selbst unter dem Pfluge hielt, und sich zu dessen bequemerer Bestellung sichere Spanndienste bei den Pächtern der Absplisse seines Gutes ausbedung. Ihrerseits mochten die Pächter ihren Herrn lieber durch solche Dienste als mit Geld zahlen, welches letztere damals nicht, wie zu unsern Tagen, durch Jedermanns Hände rollte. Ein solcher Vertrag war also den Umständen ganz angemessen, und beide Theile mochten ihre Rechnung dabei finden.

Da der Gebrauch anfing zu veralten, so artete er aus. Man begehrte von einer Seite zu viel, und leistete von der andern zu wenig. Die Gutsherren foderten um so mehr Dienste, als sie ihrer durch die immer zunehmende Bedürfnisse mehr bedurften, und bedachten nicht, daß die Bedürfnisse ihrer Pächter ebenfalls gestiegen waren, und daß, um diese zu befriedigen, der Ackerbau mit mehr Fleiß als ehemals betrieben werden mußte. Die Dienste fingen also an lästig und unter einem strengen Gutsherrn drückend zu werden. Der Dienstpflichtige vergaß, daß er für ihre Leistung anderer Abgaben enthoben war. Gaudent muneribus, sagte Tacitus schon von den alten Deutschen, sed nec data imputant, nec acceptis obligantur. Der Bauer sieht in dem Dienstberechtigten nur mehr einen verhaßten Zwingherrn; und wie diesem gedient wird, ist leicht einzusehen. Es ist höchstens nur eine halbe Arbeit. Der Vor-

theil ist also für den Gutsherrn bei weitem nicht so groß, als der für das öffentliche und das Privat-Wohl des Leistenden daraus hervorgehende Nachtheil. Manche Gutsherren werden indessen solche Dienste doch nicht gern entbehren, indem sie ihnen bei der Arndte und Saatzeit nicht wenig zu statten kommen; aber eben hierin liegt der große Nachtheil für das Ganze. Der Gutsherr oder sein Pächter, dem in seinem Namen die Dienste zu Gebote stehen, hält weniger Pferde und Gesinde, als er ohne sie halten würde. Daher müssen die Dienstleute, zumal in dringenden Fällen, herbei, und werden gezwungen, ihr Interesse zu Grunde gehen zu lassen, und für das eines Andern zu sorgen. Daher Mißmuth und Unzufriedenheit, und wer will die dem Unglücklichen verargen?

Es gibt dennoch einige Personen, die, ich weiß nicht welchen, Vortheil für die Dienstpflichtigen, für ihre Aufklärung und die Verbesserung ihres Ackerbaues in dem Personaldienst sehen wollen; allein es heißt da: Cicero pro domo. Im Allgemeinen ist nur eine Stimme dagegen, und man hält sie sowohl in öconomischer als physischer und moralischer Rücksicht für schädlich. Sie sind die wahre Schule der Trägheit. Menschen und Pferde entwöhnen sich der Anstrengung bei der Arbeit. Betriebsamkeit und Moralität wird man am meisten verdorben finden, wo am meisten gefrohndet wird. Die Unordnung, die Tendenz zu betrügen, die Berührung mit dem Gesinde der Edelhöfe, die Verführung, wodurch auch der Besserdenkende hingerissen wird, Alles vereiniget sich, uns von ihrem Nachtheile zu überzeugen. Auch fehlt es nicht an Gutsbesitzern in Westfalen, welche aus freien Stücken die Dienste gegen eine billige Entschädigung in Gelde erlassen haben, selbst solche, die eine beträchtliche Wirthschaft treiben. Ich kenne einen Zeitpächter in der Wesergegend, dem eine sichere Zahl von Spanndiensten durch seinen Contrakt zugesichert war, der, da er sich von dem geringen Nutzen derselben überzeugt hatte, sie den Pflichtigen für seine Pachtfrist gegen einen halben Thaler jährlich erließ. Statt jener Dienste legte er sich ein Gespann Ochsen mehr zu, und seitdem ist er stets zuerst mit seiner Arbeit fertig, statt daß er sonst der letzte war.

## IX. Verschiedenartige Servituten.

Unter die nachtheiligen Servituten gehören alle überflüssigen Wege und Fußpfade. Wie oft bahnt man nicht einen Pfad über den Winkel eines Feldes, blos um 10 — 15 Schritte zu gewinnen? Für Westfalen führe ich besonders die Leichwege an. Es herrscht hier an einigen Orten der Glaube, daß die Seele des Verstorbenen keiner Ruhe genieße, wenn die Leiche nicht den altherkömmlichen Weg gefahren wird. Sollte auch der schönste neuangelegte Weg, neben den mit einer solchen Servitute belasteten Grundstücken, nach der Grabstätte führen; umsonst! Der Leichwagen darf ihn nicht betreten, und sollte er auch mitten durch die wallenden Saaten durch. Bleibt auf diese Weise der Bauer den Fußstapfen seiner Väter auch nach seinem eigenen Tode getreu, wie kann man fodern, daß er sich in seinem Leben davon entfernen solle?

Schlimmer als die Leichwege, die für jeden Menschen nur einmal betreten werden, sind die Wege nach Weidegerechtigkeit. Wenn die Weiden nicht gerade an einem Wege liegen, und man nur zu einer durch die andere gelangen kann: so ist dieses dahin eingeschränkt, daß das Vieh einmal hinein und einmal hinaus getrieben werden kann. Dadurch bleibt es vom Frühjahre bis zum Herbste Tag und Nacht in seinem grünen Kerker. Der Eigenthümer mag also wollen oder nicht; es mag Wetter seyn, welches es will; die Weide mag noch mit Gras bedeckt oder kahl abgefressen seyn; es mag Dung, Milch und Butter darüber verloren gehen, so muß das Vieh bis zum Spätherbste unter freiem Himmel wirthschaften. Es rührt dieser Gebrauch aus jenen futterarmen Zeiten her, wo man noch von keiner grünen Fütterung im Stalle etwas wußte; man war also bei der Vertheilung des Grünbodens auf keine Wege bedacht. Man sollte glauben, daß, da die andern Weiden, wodurch der Weg führt, zugleich abgeweidet werden, die Durchtrift wohl gestattet werden könnte. Dieses würde auch gehen, wenn die andern ebenfalls ihr Vieh des Nachts eintrieben; da aber solches nicht der Fall ist, so läßt das Vieh, welches sieht, daß das benachbarte heimgeholt wird, sich auf keine Weise mehr in seiner

Weide zurückhalten. Es bricht durch die stärksten Zäune, beschädiget sich und richtet Unheil auf den nahen Feldern an. — So etwas sind schwere Fesseln für einen auf halbe Stallfütterung denkenden Landwirth, und können nur durch eine gemeinschaftliche Uebereinkunft gehoben werden. Die Entschädigung für den Durchgang des Viehes wäre leicht auszumitteln.

## X. Hindernisse und Misbräuche.

a) Wege. Furcht und Grausen erregend sind die Wege in den Klaigegenden Westfalens! Eingekerkert, wie auf Robinsons Insel, sitzt bei etwas ungünstigem Wetter jeder Bewohner daheim und verliert die Gelegenheit, Meliorationen zu machen, sein Gespann zu beschäftigen, seine Provisionen beizufahren, seine Produkte mit Vortheil zu versilbern, sein Feld zu gehöriger Zeit zu bestellen. Die Arbeit überhäuft sich zu einer andern Zeit. Gespann und Geräthe leiden; die Zeit, das kostbarste Kapital, welches der Landwirth zu seiner Arbeit hat, geht verloren. Der Verkehr unter den Menschen stockt, und die Industrie liegt in Fesseln. Um ein Land empor zu bringen, sind Heerstraßen und Communicationswege die ersten und besten Mittel.

Natur und Nachlässigkeit vereinigen sich in Westfalen, um die Wege zu den schlechtmöglichsten zu machen, die der Mensch sich denken kann. Der Münsterländische Klai ist von einem außerordentlichen Thongehalte, wodurch er die Eigenschaft bekömmt, bei feuchtem Wetter zu einer so ungewöhnlichen Tiefe aufzuweichen, daß man einen Spazierstock ohne Mühe oft drei Fuß tief in die Erde stoßen kann. Nun denke man sich solche Stellen zu Hohlwegen ausgefahren, so enge, daß nur ein Wagen mit Getreide so eben durch kann, von beiden Seiten mit Gesträuchen, Wällen und Wallhecken eingeschlossen, damit weder Sonne noch Wind auf den Boden kann, keine Seitengräben, keine Abzüge, und man wird ein treues Bild eines großen Theils der Wege zwischen dem Rhein und der Weser haben.

Auf den Heiden, Marken, Gemeinheiten geht es etwas besser, indem der Weg hier so breit als die ganze Mark ist. Indessen geht es nur in so weit gut, als man auf den Höhen bleibt; da diese aber mit Sinken abwechseln, so fährt man sich

wieder fest, im Fall man nicht mit doppeltem Gespanne versehen ist. Selbst auf dem Sande sind die Wege nicht immer gut, indem solcher häufig mit moorigen Stellen abwechselt, worin die Wagen versinken. Die Wege, die Jahr aus Jahr ein im Wasser stehen, sind noch die besten, wenn sich im Winter nicht manchmal klafterhohes Eis darin anhäufte.

Im Münsterschen hat man sich bisher mit zweierlei Flickwerk beholfen. Das eine, daß man dicke Steine herbeifuhr und sie in die Löcher der Wege, sogenannte Klailöcher, entladete, wodurch aus einem Uebel ihrer zwei gemacht wurden. Die größeren Steine versinken durch ihre Schwere im Kothe, und da sie daselbst nicht an einander geschlossen sondern vereinzelt liegen, so zwängen sich die Räder davor in die Höhe, schlagen dann plötzlich wieder hinunter, und verursachen um so tiefere und gefährlichere Löcher, worin Geschirr und Gespann zu Grunde gehen. Diese Klailöcher machen dann das Langspannen bei dem Zugviehe nothwendig, so bekannt es auch ist, daß die Verlängerung der Zuglinie der Zugkraft schade. Man bewirkt nämlich durch jene Verlängerung, daß die hintern Pferde ziehen können, wenn die vordern Mühe genug haben, sich frei durch die Klailöcher durchzuquälen, und so umgekehrt, wenn die hintern darin verwickelt sind.

Das zweite Flickwerk wird mit Faschinen vollführt. Allein solche Brücken über den Koth sind zu unsern Tagen allzu kostbare Dinge. Wir haben das Holz an zehn andern Orten nöthig, und dürften daher den Wegen wenig oder nichts davon abgeben, und doch ist es unglaublich, welche Holzstöße alljährlich darauf verwendet werden. Aber was thut man nicht, um nicht vollends zu versinken? Ich muß die Mittel zur Verbesserung der Wege übergehen, ihre Beschreibung würde eine besondere Abhandlung erfodern.

b) Gewässer. In einem flachen Lande, wie das Fürstenthum Münster, kann durch den Mangel an Entwässerung der größte Nachtheil entstehen. Man hatte in diesem Lande früher ein vortreffliches Edikt über diesen Gegenstand, welches in einigen Gegenden sehr gut ausgeführt worden. Alle Flüsse, Bäche und Zuggräben wurden aufgenommen, ihre Richtung,

Breite, Tiefe in Tabellen für jede Bauerschaft bestimmt, jedem Grundeigenthümer sein Bezirk, worin er räumen mußte, abgepfählt, und Säumige wurden bei der Mai- und Herbstschau in Strafe gezogen. Diese nützliche Anstalt ist bei der französischen Occupation, wo die Markengerichte aufhörten, denen gedachte Schau oblag, in Stocken gerathen, und nun äußern sich die Folgen davon auf eine sehr traurige Art. Die Bäche sind an manchen Orten so zugeschlämmt, die Ufer so mit Buschwerk und Schilf verwachsen, daß das Wasser bei jedem etwas starkem Regen austritt, und schädliche Ueberschwemmungen verursacht.

Es geschieht nicht selten, daß man dasjenige als ein Schutzmittel ansieht, was das Uebel selbst herbeiführt; so denn auch das Holzpflanzen an den Ufern der Bäche und Flüsse. Wenn das Holzwerk nicht allenfalls auf dem Ufer eine breite ununterbrochene Wehre, von Weiden z. B., bildet, so ist nichts widersinniger, als eine Bepflanzung mit einzelnen Holzstämmen oder Hörsten. Selbst an stehenden Teichen schwemmt das Wasser den Grund zwischen den Stämmen weg, weil kein Gewebe von Graswurzeln ihn zusammenhängt. Vor und nach höhlt sich der Boden unter dem Stamme aus, und wenn dieser einst vergeht, so ist ein Theil des Ufers und alle natürliche Festigkeit des noch stehenden verloren. An fließendem Gewässer erfolgt der Schaden noch schneller. Hier bildet jeder Stamm mit seinem Gewurzel eine Krippe, welche das gegenseitige Ufer anfrißt. Dadurch entstehen Krümmungen, die immer mehr zunehmen; das Beet des Flusses oder Baches verlängert sich, mithin nimmt das Gefälle des Wassers ab, und Ueberschwemmungen werden unvermeidlich. Es kömmt — und hierin können wir zuversichtlich der langen Erfahrung der Holländer Glauben beimessen — keine Uferdeckung der von einem guten Rasen gleich, und keine ist schlechter, als eine von Erlen, Pappeln und Weiden. Letztere sind nur da von Werth, wo sie weiter hinaus in das Beet eines großen Stromes reichen, die Macht der Wellen und des Eises zu brechen.

Was die Müller allenthalben zur Vermehrung des Uebels beitragen, ist bekannt. Die Erfindung der ersten Wassermühle war für die Landwirthschaft die unglücklichste aller Erfindungen;

aber wäre Ersteres auch nicht, so verhindern sie an vielen Orten das Gute, welches durch das Wasser erzweckt werden könnte. Tausend und abermal tausend Morgen Wiesen würden ohne sie können bewässert und ganze jetzt versumpfte Gegenden entwässert werden. Mancher Fluß würde schiffbar zu machen seyn und dem allgemeinen Verkehr zu einem alle Berechnung übersteigenden Nutzen gereichen, statt daß es nun das Ansehen hat, als hätte Gott Bäche und kleine Flüsse blos zum Nutzen der Müller erschaffen. Die Holländer benutzen den Strom der Luft, der niemand beeinträchtiget; bei uns verrauscht er durchgehends unbenutzt. Auch in der Mühlenverbesserung könnten wir noch Manches von den Holländern lernen. Ich werde gelegentlich darauf zurück kommen.

c) Jagdwesen. Dieses so manchem braven Landwirthe in andern Theilen lästige Wesen verursacht in Westfalen noch einige eigene Nachtheile. Die Landwirthe in dieser Provinz wohnen zerstreut, ihre Besitzungen sind in Kämpe getheilt, mit Wällen und Hecken befriediget und werden mit Schlagbäumen geschlossen, welche hindern, daß das Vieh des Eigenthümers sich nicht verlaufen, noch fremdes hineinkommen kann.

Geht nun die Jagd auf, so stürmen auf einmal 5 — 6 Bewaffnete, deren jeder, nach dem jetzigen Zustande der Dinge, von einem Rittergutsbesitzer die Erlaubniß für 4 — 5 Rthlr. dazu erkauft hat, auf die friedliche Besitzung des Landmanns an, reißen die Wälle ein, beschädigen die Hecken, verwüsten die Raps-, Kohl- und Kleestücke und lassen die Schlagbäume offen. Wenn auch je das Ausüben oder Verpachten der Jagd auf offenen Feldern duldbar ist, so sollte es nicht in den Gärten und geschlossenen Kämpen seyn.

Wohl mag ein Gutsherr selbst die Früchte seines Pächters oder Colonen noch schonen; aber nicht so sein Jäger, der, um sein zu lieferndes Wildpret bald und mit der wenigsten Mühe zu erhaschen, sich über Alles hinaussetzt. Schlimmer noch als dieser ist der Pächter einer Jagdpermission, welcher ein junger Wildfang, ein müßiger Capitalist, ein verdorbener Handwerker, oft ein mit Provinzial- und Religionshaß angesteckter gemeiner Holländer ist; lauter Gesindel, das keine Rücksicht kennt, nie

einen Schlagbaum ſchließt, neuangelegte Umwallungen auseinander tritt, die Früchte mit ſeinen Hunden durchwühlt, und wenn ihm Diana nicht gewollt hat, ſich unter dem Federvieh des Hofes einen Braten aufſucht und mit dem gutherzigen oder furchtſamen Landmanne manchen Muthwillen treibt. Dabei muß dieſer zu Gunſten ſeines Peinigers das Wild auf Koſten ſeiner Feldfrüchte nähren, er muß geſchehen laſſen, daß es im Winter die Rinde ſeiner Obſtbäume benagt, und die Haſen ſeinen Braunkohl, das einzige Gemüſe, was er auf den Winter hat, wegfreſſen, und dabei warten, bis ein Jäger ſich ſeiner erbarmet; denn ſich ſelbſt von ſeinen Feinden zu befreien und für die Sicherheit ſeines Eigenthums zu wachen, iſt ihm nicht erlaubt. Wenn der Servitutberechtigte, der bisher mit ſeinen Schafen fremde Felder und Wieſen zu ſichern Zeiten abgeweidet hat, gehalten werden kann, dieſem Rechte zu entſagen und ſich mit einer Entſchädigung zu begnügen, wie weit mehr derjenige, der mehr zum Vergnügen als Nutzen das Eigenthum Anderer durchſtreift und einen Schaden anrichtet, den im Durchſchnitte alles erſchoſſene Wildpret nicht erſetzen kann!

## XI. Holzungen.

Ein großer, wichtiger Gegenſtand für die Landwirthſchaft! Eben ſo nothwendig als das Getreide, iſt er noch beſchwerlicher als dieſes aus der Ferne beizuſchaffen. Der Mangel an Brennſtoff führt den Verfall einer Provinz unaufhaltbar nach ſich. Und doch, wie ſorglos iſt man dabei? Wie unwirthſchaftlich wird damit verfahren? Iſt der Ackerbau in manchen Gegenden noch zurück, ſo iſt es die Holzkultur noch weit mehr. Unwiſſenheit, Gierigkeit, Mangel an polizeilicher Aufſicht, Sorgloſigkeit, Frevel und Kriegsverwüſtungen vereinigen ſich zu dem Nachtheile des Holzes. Das Feld, das heut ſeiner Erndte beraubt wird, deckt ſich in jedem folgenden Jahre wieder mit neuem Grün. Zu dem Holzerſatze gehört die Periode von einigen Generationen, und eben die Länge dieſer Periode iſt es, welche die Indolenz des großen Haufens unterhält. Er ſäet nicht leicht, was er nicht ſelbſt einärndten kann, und die Enkel mögen ſehen, wie ſie fertig werden. So thun wir, ſo thaten unſere

Väter! Schon leiden wir an den traurigen Folgen ihres Verfahrens, und mehr als wir werden unsere Enkel an denen des unsrigen leiden.

Das westfälische Markenwesen war der Holzcultur im Großen nachtheilig, und die Colonatverfassung war ihr im Kleinen günstig. Nach der Münsterschen Leibeigenthums-Ordnung hatte der Erb-Colon die ausschließliche Nutznießung der Bäume, durfte aber keinen Baum fällen. Der Gutsherr war verbunden, dem Colonen den nöthigen Holzbedarf für Bau- und Ackergeräthe anzuweisen, und konnte nur einen oder andern Baum zu eigenem Gebrauche fällen, im Fall solches den Genuß des Bauern nicht beeinträchtigte. Daraus geht hervor, daß die eigentliche Nutznießung des Colonen bei dem hochstämmigen Holze sich blos auf folgende zwei Punkte einschränkte. Der erste: um zu jeder Zeit mit dem nöthigen Bau- und Zimmerholz, so wie für das Ackergeräthe versehen zu seyn. Der zweite: um die Eicheln und Buchecker zum Vortheile seiner Schweine zu benutzen; daher man auch den Eichen und Buchen den Namen fruchtbarer Bäume gab. Daraus folgte dann, daß, obgleich der Gutsherr der wahre Dominus von den Bäumen blieb, er jedoch keinen fällen durfte, wenn der Colon auf die eine oder andere Art dadurch beeinträchtiget wurde. Es folgte also wieder: daß er nicht leicht ohne Einwilligung dieses letztern zu einem Baume greifen konnte.

Diese Regeln waren zur Erhaltung des Hochholzbestandes nicht ganz ohne Nutzen, indem sie beiden Parteien die Hände banden. Sie hatten aber eben so gut ihre großen Nachtheile. Der eigensinnige reichere Colon ließ die Bäume eher gipfeldürre werden, bevor er ihre Unnützlichkeit für ihn eingestand und sie dem Gutsherrn verabfolgte. Der rachesüchtige Gutsherr weigerte seiner Seits dem Colonen die nöthige Holzanweisung. War er habsüchtig, so ließ er sich die Anweisung gegen eine Vergeltung abzwingen und stand dem Colonen manchmal mehr Holz zu, als das Gut entbehren konnte. — Die unausbleibliche Folge dieser Spannungen war, daß, wenn gleich die Bäume geschont wurden, man auch keine, oder doch nur so jämmerlich pflanzte, daß sie zu Grunde gehen mußten, indem sie dem Co-

lonen mehr Schaden als Nutzen brachten, zumal wenn er bedachte, wie viel Erdholz, dessen Benutzung ihm allein gehörte, auf der Stelle wachsen könnte. War nur so viel hochstämmiges Holz vorräthig, als zur Unterhaltung der Gebäude, und für den Fall der Noth zur Errichtung neuer, erfoderlich war, so war der Colon zufrieden. — Es war ein Glück für das Holz in Westfalen, daß die französischen Dekrete über die Auflösung der Eigenhörigkeit so schlecht auf die Verhältnisse der Colonen paßten, und diese daher den ihnen zugestandenen Freikauf des Holzes gar nicht begehrten, ohne welches der Abgang an Bauholz jetzt allgemein seyn würde, indem es in diesem Theile Westfalens nur äußerst wenige Forsten giebt.

Außer den Eichen, Rothbuchen und Kiefern verlegt man sich seit einigen 40 Jahren ziemlich stark auf das Anpflanzen der gemeinen oder schwarzen Pappel. Fast kein Ufer bleibt davon unbesetzt; denn sie liebt vorzüglich einen Flußsandboden und erreicht darauf in 30 Jahren einen Werth von 5—6 Rthlr. Ihre Asche wird vorzüglich zu dem Leinwandbleichen gesucht. Ihr Hauptwerth beruht auf ihrer Geeignetheit zu Holzschuhen. Die Erle, die Birke, die Weide können zwar auch dazu gebraucht werden, wiewohl mit weniger Vortheil. Das Holzschuhmachen ist eine Arbeit für Heuerlinge, Kötter und Knechte in müßigen Stunden. Die Holzschuhe gehen stark nach dem Holländischen. Es giebt solcher Schuhmacher, die jährlich 60—70 tausend Paar anfertigen lassen.

Bei dem Abtriebe des Erdholzes hat das Pländern statt, dessen Nothwendigkeit man der geringen Ausdehnung des Gehölzes zuschreibt. Man haut nämlich das Dickste aus und läßt das Dünnste stehen; eine Wirthschaft, welcher wohl Niemand seinen Beifall geben kann *), der bedenkt, daß, nach Wegräumung der stärksten Schüsse, die halbverkümmerten übrigen Loden, wenn sie gleich durch etwas mehr Raum auch mehr Lebenslust gewinnen, dennoch nie zu dem frechen Wuchse gelangen

*) Ich nehme die felsigen Gegenden mit seichtem Boden davon aus, wo die Oberfläche zu viel austörren würde, wenn man sie auf einmal von dem ganzen Holzstande entblößte.

können, den sie haben würden, wenn sie in ihrer Jugend nicht von andern unterdrückt worden wären.

Die Kleinheit der Holzbesitzung kann das Pländern nicht rechtfertigen, indem es nicht mehr, wohl aber weniger, Holz gewährt, als ein gänzlicher Abtrieb in kleinen Schlägen. Nur wird der Uebergang vom Pländern zum Abtreiben bei kleinen Holzbesitzungen schwer, wenn man sich in den ersten 4—5 Jahren nicht durch Nebenmittel helfen kann.

Besser verfährt man bei dem Abtriebe der Hainbuchen, und an einigen Orten auch der Erlen. Man nimmt alle überflüssigen Loden, die der Stamm in den ersten Jahren nach dem Abtriebe auswirft, weg und läßt nur die 3—4 schönsten stehen, wodurch diese an Stärke gewinnen. Diese Verfahrungsweise hat in kleinen Wirthschaften ihre Vorzüge, und das Holz wird dabei am höchsten benutzt. Bei fettem, üppig aufschießendem Schlagholze und gehörig gedrängtem Stande der Gesträuche, verdrängen die stärkeren Loden die schwächeren, und nach 4—5 Jahren findet man diese abgestorben. Sie dienen dann den Holzraffern zur Lockspeise, während sie den Hauptschössen in den ersten Jahren einen Theil der Säfte unnützer Weise entzogen haben.

Weit schlechter werden die Erdholzbüsche auf solchen Gütern bewirthschaftet, wo sie zugleich dem Vieh zur Weide dienen und man das Dickste abhaut und das Dünnste schont. Das halbverkrüppelte Gereise mag nachher sehen, wie es zu einer tüchtigen Stange erwächst. Indessen ist man zu dieser schlechten Wirthschaft gezwungen; denn würde man alles Holz an der Erde abhauen, so würde der Zahn des Viehes Nichts davon aufkommen lassen. So aber ist das Stehenbleibende schon etwas dem Viehe entwachsen und leidet daher weniger davon.

Die Nachläßigkeit, welche den Verfall der westfälischen Forsten nach sich zog, zog auch den Mangel an Holz, dieser die Theurung, die Theurung den Raub nach sich. Der Frevel, den sich das Volk in einigen Gegenden erlaubt, ist ohne Grenzen, und es wird keine kleine Aufgabe seyn, demselben zu steuern. Das Holzstehlen ist durchaus keine Sünde mehr. Die Frechheit einiger Individuen ist dabei ohne Gleichen. Sie tragen keine

Scheu, bei hellem Tage auf einzelnen Colonaten umher zu gehen, um sich die jungen Bäume zu wählen, welche sie wegzuhauen Willens sind. Sie trotzen dabei dem Colonen, der ihnen den Weg zeigen will, unter die Augen, und dieser giebt am Ende doch noch lieber sein Holz als seine Knochen dran. Der Weg Rechtens hilft hier nichts, indem die Beweise nur äußerst selten geführt werden können. Geldstrafen sind nicht anwendbar, da die Holzdiebe nichts zu verlieren haben. Nur die Schandstrafe kann etwas wirken. Das beste Mittel bleibt endlich das, dem Mangel abzuhelfen. Das Verbrechen kann durch Gewalt und Schreckmittel in Schranken gehalten werden, aber nicht die Noth. Wird dieser gesteuert, so hört bei dem rechtlichen Manne das Uebel von selbst auf, und der Unfug, der dann noch getrieben wird, den kann man unbedingt für die Folge des Lasters halten und um so strenger dagegen verfahren.

## XII. Torfmoore.

Diese Moore liefern wegen Verminderung des Holzbestandes ein mehr und mehr schätzbares und unentbehrliches Material. Es giebt hier noch sehr ansehnliche Torfmoore, wiewohl manche durch eine unverzeihliche Bewirthschaftung erschöpft worden sind und andere auf dem Punkte stehen, es zu werden.

Man unterscheidet den Torf in Klühe, Dußtorf und harten Torf. Die Klühe ist ein wahrer Moorschlamm, den man besonders in sumpfigen Mooren findet, und der aus verfaulten moorigen Bestandtheilen des Torfs entstanden ist. Man bringt diesen Schlamm auf einen festen Boden, knetet ihn mit den Füßen, streicht ihn eben, läßt den Teig etwas abtrocknen, schneidet ihn in Stücke, welche die Form eines Mauerziegels haben, und läßt diese vollends in der Sonne austrocknen. Solche Stücke heißen Klühen. Sie liefern den besten Brand, der, wenn er bei der Anfertigung nicht mit Sand verfälscht worden ist, eine den Steinkohlen gleiche Asche giebt. Die daraus entstehende Kohle hält das Feuer 24 Stunden lang an und läßt am Ende nur sehr wenig Asche zurück.

Der Dußtorf, lose Torf, ist ein Gewebe in einander ge-

wachsener Pflanzen, unter welchem der höher gedachte Klühenschlamm liegt. Dieser Torf ist von dem wenigsten Werthe. Er dient meistens zum Bierbrauen und Kalkbrennen. Der Harttorf ist von festerer Consistenz, als der vorhergehende. Beide Arten werden mit dem Spaten ausgestochen. Der Preis des Torfs hängt viel von der Sommerwitterung ab, ob viel oder wenig getrocknet werden kann. Ein zweispänniges Fuder des besten Klühens kostet an Ort und Stelle nicht über 1 Rthlr. 12 Gr., oft weniger. Der Harttorf ist um ein Achtel wohlfeiler. Es giebt Zeitpächter von an der Mark berechtigten Gütern, die den Mooren über Gebühr zusprechen und jährlich für 50 Rthlr. Torf verkaufen.

Man hat Moore, die so reichhaltig sind, daß sie bis zu einer Tiefe von 10 Fuß reichen. An einigen Orten finden sich die Rückstände von Bäumen darin, worunter einige so fest sind, daß man Möbel daraus anfertigen kann. Die Torfschichte ruhet auf einer Bank von Mergel, häufiger aber von feinem weißen Sande, welcher nachher ein dünnes saures Gras trägt. Dieses wird von der ärmern Classe alle 6 Jahre abgeplaggt und enthält noch einigen Brennstoff. Solcher Schadden giebt es auch noch hin und wieder auf den niedrigen Heidestellen. Ich übergehe den Unfug, der in den noch ungetheilten Mooren getrieben wird. Er findet sich anderswo angeführt.

In dem nördlichen Theile des Fürstenthums Münster, der Grafschaft Bentheim, dem Osnabrückschen u. s. w. werden die ungeheuren, anders nicht zu benutzenden Moore, wenn sie entwässert werden können und mit Heidekraut überwachsen sind, gegen einen geringen Preis stückweise zu achtjähriger Buchweizenaussaat verpachtet. Die obere Schichte wird zu dem Ende mit eigenen Hacken aufgelockert und im Frühjahre, nachdem es einige Tage trocken gewesen ist, angezündet. Solches geschieht in der letzten Hälfte des Mais. Man wählt dazu einen Tag, wo ein Nordostwind weht, der den Erdbrand um so leichter in Bewegung setzt. Um das Feuer gleichmäßig zu vertheilen, laufen einige hundert Menschen dazwischen her und schüren mit eisernen Haken, bis alles Moos und Heidekraut sammt der Oberkrume in Asche verwandelt ist. In diese Asche wird der

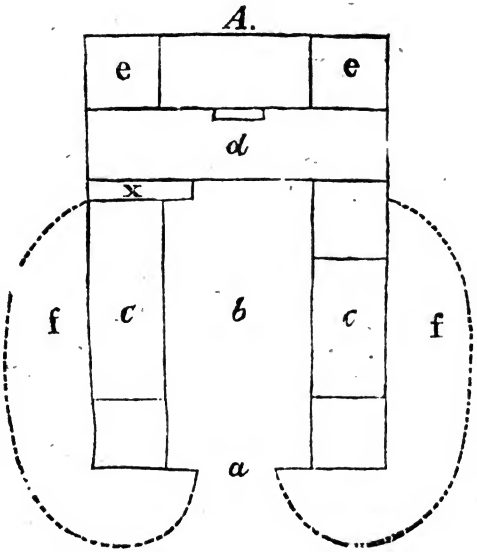
Buchweizen gesäet und durch Menschen eingeeggt, indem der morige Boden die Pferde nicht tragen würde. Das Brennen wird alle Jahre, so lange die Pachtzeit dauert, wiederholt. Länger als 8 Jahre kann die Benutzung nicht getrieben werden. Die 4 ersten Jahre sind die einträglichsten. Nach dem muß der Boden wenigstens 20 Jahre ruhen, ehe er wieder vorgenommen werden kann. Bei angemessener Witterung liefert jene Buchweizenausaat einen sehr hohen Ertrag.

Man hält durchgehends dafür, daß der beschwerliche Heiderauch, Heerrauch, Harrauch aus jenem Moorbrande entstehe. Des Nachtheils wegen, welchen man diesem Rauche zuschreibt, und des Geruchs und anderer Unannehmlichkeiten wegen, womit er verknüpft ist, wurde das Brennen 1720 im Osnabrückschen unter Strafe verbothen. Die Bauern zahlten aber lieber die Strafe, als daß sie das Brennen unterließen. Die Abstellung desselben würde auch für manche jener Gegenden einen beträchtlichen Nachtheil bringen, wiewohl es für die angrenzenden Gegenden nicht wenig zu wünschen wäre.

## XIII. Landwirthschaftliche Gebäude.

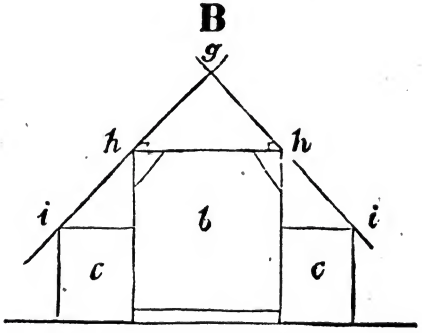
Die landwirthschaftliche Bauart in Westfalen hat ihr Eigenthümliches, und obgleich Menschen und Thiere unter einem Dache, und, so zu sagen, in einer großen Stube bei einander wohnen, so ist es doch nicht ganz so arg, als man es manchmal geschildert hat, und noch weniger wahr, daß desfalls auch Schweine und Menschen aus einem Topfe speisen. Das Ganze der Einrichtung hat vielmehr viel Zweckmäßiges und ist mit den geringsten Kosten verbunden. Das ganze Gebäude, welches Wohnung, Ställe, Scheune, Dreschtenne und Kornboden in sich faßt, ist geräumig, hoch gestochen, durchaus luftig und gesund. Der Hof eines Colonen ist ein Pallast, wenn ich ihn mit den mulstrigen Stuben mit einem ellehohen Fenster und den dumpfigen Ställen mehrerer Gegenden, die ich kenne, vergleiche. Würde man die Dreschtenne etwas schmäler, die Ställe auf beiden Seiten etwas tiefer machen und immer einen Rauchfang anbringen, so wüßte ich keine Bauart, welche der Oeconomie

und dem Zwecke der Landwirthschaft besser entspräche, als eben die Westfälische.




Dieser, wiewohl ohne Maasstab entworfene Grundriß A wird zureichen, eine deutliche Ansicht davon zu geben. *a* die Einfahrt, zugleich der Haupteingang. *b* die Tenne, sehr hoch und breit. Sie dient zugleich zum Futtergange, indem das Vieh in den Ställen *cc* mit dem Kopfe dahin gerichtet steht. *d* die Küche und allgemeine Wohnstube. *ee* Kammern. *ff* der Misthof, auf welchen der Mist durch kleine Thürchen aus den Ställen geworfen wird. Das Gesinde schläft gewöhnlich über diesen letztern, und der Wirth in einer Art von erhöheter Bude *x*, woraus er zugleich den Heerd seiner Küche, sein Vieh, seine Tenne und die Schlafkammern seines Gesindes übersehen kann. Der Leser wird von selbst die Vortheile einsehen, welche ein solches Lager dem Wirthe gewährt. Im Falle man die Tenne bei dem Einfahren oder Dreschen verlängern will, läßt sich die Bretter-

wand öffnen, welche die Küche von der Tenne trennt. Die Ställe, wie die Durchschnittszeichnung B angiebt,




sind so vertieft, daß, wenn sie leer sind, das Hornvieh eben zu den Krippen, die auf dem Rande der Tenne stehen, reichen kann. Die Schweine logiren nahe bei dem Hauptausgange, oder auch wohl außerhalb dem Gebäude, neben dem Backhause oder unter einem Schuppen. Der Schafstall ist nie in dem Hauptgebäude selbst.

Das Gebäude wird in der Regel mit Fachwänden, die mit Ziegelsteinen ausgemauert sind und auf einer kleinen Mauer ruhen, aufgeführt. Nur die Aermsten bedienen sich der Lehmwände. An manchen Orten wird durch Unkunde und Schlendrian unnützer Weise vieles Holz auf das Fachwerk verschwendet. Es giebt Leute, die eine Größe darin setzen, die Fächer so klein als möglich zu machen und Stiel an Stiel wie Riegel an Riegel anzureihen. Auch besteht der Stolz darin, unmäßig dicke Balken über der Tenne zu haben. So prunkt der Städter mit seinen Spiegeln, Tapeten, Vorhängen u. s. w., und der westfälische Colonus mit seinem Holze! Ist beides Eitelkeit! Dagegen bieten die Gebäude in dem Bezirke von Bocholt ein Muster von Oeconomie dar. Das Dach zumal ist mit einer Leichtigkeit ausgeführt, die man bewundern muß. Es hat keinen Dachstuhl, nicht einmal einen Werm, worauf die Sparren mit ihrem obern Ende ruhen. Diese Sparren bestehen aus

ganzen, jungen Tannen, die Fig. B zwei und zwei an der Spitze *g* ins Kreuz zusammen geheftet, gegen einander über den Durchzügen *hh* und den Platen *ii* ruhen und darauf festgepinnt sind. Um aber dem Winde Widerstand zu leisten, ist eine Schweppe (Dachband) angebracht. Solches hält 3 Zoll in der Breite und 2 Zoll in der Dicke und wird gegen die Sparren angenagelt. Die Schweppe läuft von dem untern Winkel des Daches zu dem obern Winkel desselben schief über das Dach hin. Auf der andern Dachseite hat dasselbe statt, mit dem Unterschiede, daß die Schweppe hier die entgegengesetzte Richtung einhält. Man nagelt die Latten auf die Sparren, behängt sie mit Backziegeln, und das Dach ist fertig.

Zur Sommerstallfütterung besonders ist die Einrichtung der westfälischen Bauart geeignet. Die Tenne dient zum Futtergange, wo das grüne Futter eingefahren und nach Belieben aus einander geworfen werden kann. Wirth, Wirthin und Magd passiren stündlich durch diesen Gang, es kann also keine Vernachlässigung bei dem Viehe stattfinden. Die angebrachten Mistthürchen und die unmittelbar darauf anstoßende Miststätte erleichtern ungemein das Ausbringen des Dunges. Hat gedachte Bauart ihre Mängel, so sind sie die Folgen einer schlechten Ueberlegung und keineswegs damit verbunden. Hieher gehört hauptsächlich der Abgang an gehöriger Tiefe der Ställe, die gewöhnlich nur 7 Fuß im Lichten haben. In was für einem schmutzigen Zustande sich das Vieh dabei befinde, da der Mist lange unter ihm liegen bleibt, und mit welchen Ungemächlichkeiten man bei dem Melken und Kalben zu kämpfen habe, läßt sich denken. Durch die Verminderung der Breite der Dreschtenne, die oft 28 bis 30 Fuß mißt, ließe sich dem Fehler leicht abhelfen. Noch sind die Gebäude, die neuern ausgenommen, ohne Schornstein. Der Rauch spaziert also mit Menschen und Vieh zu derselben Oeffnung hinaus.

## XIV. Dreschtennen von Zinder.

In den geringern Bauerhäusern ist die Tenne mehrentheils von Lehm angefertigt. In den größern ist sie von Sandsteinen, mitunter auch wohl von kleinen Kieseln, welche mit Lehm ein-

gelegt sind. Eine solche Tenne ist sehr dauerhaft, und wenn man die Kiesel in der Nähe hat, nicht kostbar. Sie kostet nur die Hälfte dessen, was eine von Sandsteinen kosten würde. In den Gegenden, wo der Steinkohlenbrand eingeführt ist, legt man gegossene Tennen an, welche die schwersten Wagen tragen und so eben sind, daß sich kein Körnchen darauf verliert. Ihre größere oder geringere Dauer hängt vorzüglich von dem Zusammensetzen der Materialien und ihrer Verarbeitung ab. Ich gebe sie zu Folge der Erfahrung eines darin bewanderten Mannes umständlich hier an.

Wenn man den nöthigen Zinder (Abfall oder Ueberbleibsel von verbrannten Steinkohlen) bei den Schmieden und Fabriken, welche sich derselben zum Feuern bedienen, gesammelt hat, so wird der Boden der zukünftigen Diele oder Tenne zuerst mit einer Schichte trockenem Sande gedeckt, und dieser geebnet. Der Sand reicht bis zu der Höhe, daß für den Zindergyß die gehörige Dicke überbleibt. Soll die Diele starke Lasten beim Einfahren tragen, so muß der Guß 6—7 Zoll stark seyn, sonst reichen 5, auch 4 Zoll dafür zu. Der Zinder wird durch ein Drathsieb geworfen, damit die gröbern Schlacken davon getrennt werden, dann rührt man ihn vorerst mit gelöschtem Kalk und Wasser zu einem dicken Breie, etwa so, wie der Mörtel zum Mauern. Es darf nicht mehr, als die Hälfte, und nicht weniger als der vierte Theil an Kalk genommen werden. Dieser muß von der Beschaffenheit seyn, daß er leicht, selbst im Wasser, fest wird. Das Durchrühren der Masse muß in dem Verschlage von einigen Brettern geschehen, und es gehören zwei Mann zu der Arbeit, weil sie schnell vor sich gehen muß. Das Rühren geschieht mit gestielten halbzirkelförmigen Brettchen, deren Radius etwa 4—5 Zoll mißt.

Bei der Anwendung dieses Gusses, welcher sogleich vorgenommen werden muß, damit er nicht zu steif werde, wird folgendermaßen verfahren. Nachdem, wie gesagt, die Sandunterlage vollführt ist, werden Latten genommen, welche genau die Höhe haben, die man dem Zindergusse zu geben gedenkt. Man setzt sie über dem Sande so weit aus einander, als man denken kann, daß die jedesmal zum Gusse bereitete Masse zur Füllung

des Zwischenraumes zureichen werde. In diesen Raum wird also der Guß gebracht und mit einer Schinde geebnet. Dann wird zur Füllung der zweiten Abtheilung mit einem neuen Zinderguſſe und sofort mit den übrigen geschritten. Da die Masse gleich zu stehen pflegt, so muß man die Latten frühe genug wegnehmen, und die Lücken, welche sie hinterlassen, auf der Stelle zugießen. Dieses geschieht mit derselben, aber etwas verdünnten Masse. Um aber bei diesem Zugießen nicht Fußstapfen auf der Oberfläche zu bilden, legt man ein Brett zum Gehen darüber her. So bald der nun ganz übergegossene Boden den Fußtritt aushält, welches oft schon nach einer Stunde statt hat, so wird derselbe mit flachen hölzernen Stämpfern allmählig festgestampft. Das Stampfen wird mehrere Tage, und zwar so lange wiederholt, bis sich auf ein und eben derselben Stelle keine Feuchtigkeit mehr auf der Oberfläche äußert; alsdann ist die Diele fertig, deren Dauer und Festigkeit von mehr oder wenigerm Kalke, und besonders von tüchtigem Durcharbeiten der Masse abhängt. Wenn sie gut bearbeitet ist, muß sie eine durchaus glatte und ebene Fläche bilden. Man begnügt sich oft mit wenigerem Kalke, als angegeben worden ist, es ist aber eher zu der Hälfte, als dem vierten Theile zu rathen.

## Zweiter Abschnitt.

### Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthum Minden.

---

### I. Lage und Boden.

Das Fürstenthum Minden hat eine von der Natur sehr begünstigte Lage, und Jedermann kennt die schönen Gegenden der Weser. Der nördliche Theil der Provinz ist flach, und der Anblick über diese unermessene mit einzelnen Höfen, Landhäusern und Dörfern übersäete Flur ist so schön und reich, als das Herz es wünschen kann. Der ganze Streifen längs dem Fuße des Wehengebirges von Lübecke nach Minden und längs den Ufern der Weser hat einen schweren schwarzen fettigen, oder kostbaren rothen Boden. Er mischt sich aber mehr mit Sand oder Moor in dem Verhältnisse, als man nach Norden vorrückt, und endiget sich in der Gegend von Rhaden in losem Sand- auch Moorboden.

Der südliche Theil des Fürstenthums ist uneben, zum Theil gebirgig, daher wechselt der Boden mannigfaltig ab. Es fehlt zwar nicht an nassem Boden, der bei schlechter Witterung nicht wohl zu bearbeiten und in nassen Jahren wenig ergiebig ist, indessen ist doch der größte Theil trocken, mehr mild als zähe, nicht steinig noch moorig. Es ist bald ein sandiger Lehm-, bald ein lehmiger Sandboden, der mehr oder weniger Dammerde enthält. Nur wenige Felder besitzen in diesem Theile eine

tief eindringende Ackerkrume. Sie gründet auf magerem Lehm, oder Sand, oder gar Eisenstein, aber nicht auf Kalk noch Mergel. Der Einfluß jener Unterlagen, wenn sie hoch zu Tage sind, ist bekannt. Sie hindern nicht selten das tiefe Pflügen, halten die Feuchtigkeit zu viel oder zu wenig auf und benachtheiligen die Fruchtbarkeit der Oberkrume. So giebt es hier Sandboden, auf welchem die Früchte verdorren, und Lehmboden, der aufriert; daher der Roggen wenig darauf gedeihet. Einige schöne Ebenen haben einen lockeren und vortheilhaft gemischten Boden. Das Uebrige ist, ohne gebirgig zu seyn, doch uneben und hügelig. Anstatt daß anderswo der Weizen mehr in den Tiefen gebauet wird, so ist es hier, mit wenigen Ausnahmen, umgekehrt; und der beste Weizenboden findet sich auf den Anhöhen, indem der Boden da steifer und schwerer ist, als in den Vertiefungen. Es giebt hier einigen Sandboden, von dem man behauptet, daß er durchaus keine Cultur annehme und nur zu Nadelholz tauglich sey.

## II. Zustand und Fortschritte der Cultur.

Ich will hier einen würdigen Mann aus dem Mindenschen sprechen lassen, dem der Leser Manches in der gegenwärtigen Beschreibung zu verdanken hat. „In den 40 Jahren," sagt der Pastor Weihe von Mennighüffen, „wo ich hier beobachten konnte, hat die Cultur sich immer verbessert. Ich theile ihre Fortschritte in vier Perioden. Vor der ersten war hier noch Alles beim Alten. Jeder bestellte seinen Acker, wie Vater und Großvater ihn bestellt hatten. An besondere Verbesserungen dachte Niemand. Das Einzige, was man that, war das Mergeln, welches wahrscheinlich hier schon seit Jahrhunderten statt gehabt hat. Der Kleebau war noch nicht bekannt, außer was etwa Jemand in dem Garten anzog. Der damalige Cantor Graff, der etwas las und daher seinen kleinen Ackerbau mit vielem Eifer betrieb, und ich selbst, wir waren die ersten, die es unternahmen, Klee in freiem Felde zu bauen, wobei wir im Anfange durch das Behüten der Felder gleich nach der Aerndte nicht wenig Schaden erlitten. Indessen ertrugen wir Alles mit Gelassenheit in Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Unsere Hoff-

nung ging bald in Erfüllung. Der Klee wuchs, ſo bald er im Frühjahre Ruhe hatte, wieder heran. Das gab Aufſehen. Bald wagte es einer, dann noch einer, ein wenig auszuſäen, und, ſiehe da! er gerieth. Die Sache griff nun um ſich, wurde allgemein, und der Mißbrauch des Abhütens ging von ſelbſt ein. Dieſes war die erſte Periode!"

„Die zweite trat unmittelbar darauf ein. Es war die Erweiterung des Kartoffelbaues, der bis dahin blos auf die Gärten beſchränkt geweſen war, und der, da die Gärten unbedeutend ſind, nicht groß ſeyn konnte. Der brave Cantor und ich gaben auch hier das Beiſpiel und bauten ſie im Felde. Die Einwohner waren dießmal etwas ſchwer zur Nachahmung zu bewegen, weniger aus Abgang von Ueberzeugung der Nützlichkeit, als aus Furcht vor Schaden; denn auch hier ſtand der Verbeſſerung das freie Herumlaufen der Schweine im Wege, ſowohl im Frühjahre, wann die Kartoffeln gelegt wurden, als im Spätjahre, wann das Getreide das Feld geräumt hatte. Indeſſen überwog der Wunſch für ein ſo vortreffliches Gewächs vor und nach die Furcht vor dem Schaden, und ſo behauptete auch dieſe Cultur einen ihr wohl gebührenden Platz auf allen Feldern."

„Die dritte Periode der Verbeſſerung unſerer Landescultur trat ein mit der Theilung der Gemeinheiten, die, wie alles Gute, anfangs vielen Widerſpruch fand, aber doch durchgeſetzt wurde und eine gänzliche Umwälzung in der Landwirthſchaft hervorbrachte. So lange die Marken ungetheilt waren, trieb Jedermann ſein Vieh im Sommer, und ſelbſt im Winter, wenn die Erde nicht mit Schnee bedeckt war, hinein, — ich ſage Jedermann, der große Bauer ſowohl, als der Kötter und der Heuerling. An Stallfütterung war nicht erlaubt zu denken, ein Paar Perſonen ausgenommen, die damit einen Anfang gemacht hatten, aber doch auch ihr Vieh zum Theil mit austrieben. Den kleinen Leuten, welche die freie Hut den meiſten Nutzen hätte gewähren ſollen, brachte ſie den meiſten Nachtheil. Sie hielten gewöhnlich mehr Vieh, als ſie durchwintern konnten, kauften in der Aerndte etwas Korn zuſammen, um ihr überzähliges Vieh bei Leben zu erhalten, und mußten dann das Geld für das

Erkaufte kümmerlich zusammen spinnen. So brachte ihnen das Vieh, das doch noch immer nur eine schlechte Sommerweide hatte und den Dung verschleppte, wenig Nutzen. Selbst die großen Bauern mußten alljährlich Butter zukaufen. Zur Einführung der Stallfütterung hatten die kleinen Leute zu wenig Land, um darauf allein zureichendes Futter für das Vieh zu gewinnen. Die Markentheilung, indem sie ihnen von einer Seite die Weide nahm, gab ihnen von der andern in dem vergrößerten Eigenthume die Mittel zu einer bessern Viehzucht wieder. Die Stallfütterung ward nothwendig, und Klee- und Kartoffelbau erreichten ihre höchste Stufe, zumal da man lernte, diese letzteren unter Haufen in freier Luft aufzubewahren und dadurch die Keller zu entbehren."

„Endlich rückte die vierte Periode der erhöheten Cultur und des verbesserten Zustandes der kleinen Leute in unserer Gegend heran. Es war die Zeit, wo diese anfingen, sich der Kühe bei dem Pfluge, der Egge, dem Mistkarren und dem Aerndtewagen zu bedienen. Vorher waren die Kleinen in allen diesen Stücken von den Größeren abhängig, mußten sich harte Bedingungen dabei gefallen lassen und hatten den Verdruß zu sehen, daß die Arbeit gewöhnlich zur Unzeit, im Regen oder auf eine untreue Art geschah, welches nur nachtheilige Aerndten zur Folge haben konnte."

„Die Vermehrung der Aecker vermehrte die Noth, und diese führte zum Nachdenken über ihre Abhülfe. Es machte einer den Versuch mit ein Paar Kühen. Es ging, und sogleich brachen alle los. Nie ist eine Neuerung mit schnelleren Schritten vor sich gegangen als diese. Der Vortheil war so sichtbar, daß nicht allein Kötter und Heuerlinge nunmehr ihren Acker mit eignen Kühen bestellten, sondern daß selbst Bauern, die sonst zwei Pferde hielten, diese abschafften und ihre Kühe anspannten. Da die Kühe der Arbeit wegen auch besser genährt wurden, so gaben sie nicht allein Milch und Butter, sondern auch mehr, als sie sonst bei ihrem Weidegange auf der Mark, frei von aller Arbeit, gegeben hatten. Dabei steht der kleine Bauer nunmehr unabhängig für sich da, benutzt jeden günstigen Augenblick auf dem Felde, spart sein Geld, hat schönes Vieh und

reichere Aerndten. In der traurigen Epoche von 1806 bis 1815 zumal zeigte ſich der Vortheil, den wir von dem Gebrauche der Kühe bei unſerer Arbeit gewonnen hatten. Bei den vielen Kriegesfuhren, womit die Pferdehaltenden Bauern geplagt waren, würde ohne die Kühe die Hälfte des Ackers ungebaut liegen geblieben ſeyn. Ich wiederhole es: unſer Acker iſt jetzt im Ganzen ergiebiger, wozu auch der Fruchtwechſel mit Klee und Kartoffeln beiträgt. Wir haben manchen Fortſchritt gemacht, ob ich gleich geſtehen muß, daß wir auch noch manchen zu machen haben."

So weit der würdige Paſtor Weihe. Man wird bemerkt haben, wie das ganze Aufkommen des Ackerbaues nur bloß um das Aufkommen des Viehſtandes kreist, daß alſo Futter, Sorge und Boden, den man dieſem weiht, für jenen nicht verloren, daher das Syſtem, was ſich darauf gründet, kein Syſtem des Verderbens, wofür einige Schwindelköpfe es noch zu unſern Tagen ausposaunt haben, ſondern ein Syſtem des Heils für Staat und Vaterland ſey.

Was die flache Gegend, namentlich das ſchöne Land zwiſchen Minden und Lübecke, betrifft, ſo zweifle ich, ob die Cultur gleiche Fortſchritte mit dem ſo eben angeführten Theil des Fürſtenthums gemacht habe. Vielleicht iſt der Boden zu gut, und der Menſch ſchlendert darauf unbedachtſam fort, weil er ſich auf die milde Natur verläßt, die das Gängelband mit kräftiger Hand anfaßt, und ihn zwar ſtolpern, aber doch nicht hinſtürzen läßt. Obgleich die Gemeinheiten in dem nördlichen ſandigen Theile getheilt ſind, ſo kann man dieſes daſelbſt nicht als eine Periode der Verbeſſerung des Ackerbaues anſehen. Sie ſind getheilt und bleiben, was ſie waren. Die lieben alten Fußtapfen nach dem Weidegange ſind noch da, und die läßt der Ochſe nicht gern unbetreten. Der Kleebau iſt noch zurück, und der Glaube herrſcht, daß bei ganzer Stallfütterung Milch und Geſundheit zu Grunde gehen. Hier fehlet wohl ein Paſtor Weihe und ein Cantor Graff!

## III. Geſpann, Geſpannarbeit, Werkzeuge.

Man bedient ſich im Mindenſchen der Pferde zum Ackerbau. Der Gebrauch der Kühe zu demſelben Endzwecke hat erſt,

wie gesagt, vor zehn bis zwölf Jahren in dem südlichen Theile dieser Provinz den Anfang genommen, sich auch schon in etwas auf den sandigen Gegenden des nördlichen Theils verbreitet, und wird daselbst immer beliebter. Man bedient sich der Kühe sowohl bei dem Pfluge, als bei der Egge, vor dem Mistkarren wie vor dem Aerndtewagen. Einige fahren sogar damit den Mergel aus der Entfernung von einer Meile bei, so schlecht auch immer die Wege dahin sind. Man behauptet indessen, daß man sich ihrer auf schwerem fetten Boden, wie der um Lübecke, nicht bedienen kann, und die Arbeit damit nur schlechte Aerndten zur Folge gehabt hat. Auf einem feuchten Teige kann nun freilich die Kuh eben so wenig als der Ochse zur Arbeit gebraucht werden. Ist der Boden aber trocken, so wird seine Festigkeit nicht hindern, bei einem zweckmäßigen Werkzeuge auch mit Kühen darauf zu Stande zu kommen. Der Nutzen, den ihr Gebrauch den kleinen Bauern gewähren würde, fiel mir besonders auf, als ich aus dem Mindenschen nach Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg kam, und drei Männer fand, die sich an einer mühsamen Egge erschöpften, und nicht weit davon zwei, die an eine Walze gespannt waren, während ihre Kühe müßig im Stalle standen oder auf der Weide hergingen.

Sowohl Kühe als Ochsen ziehen mit Hals und Brust, und nicht mit dem Kopfe. Man spannt 2, 3—4 Kühe an, je nachdem man sie hat. Mit den Pferden geht es eben so. Wer 4 Pferde hat, spannt ihrer nicht leicht 2 vor den Pflug, und doch wird der, welcher ihrer nur 2 besitzt, auch damit fertig. Wer 10 Morgen baut, hat 2 Pferde, und wer ihrer 20 — 25 baut, hat ihrer 4. Ob 4 Pferde nicht den größten Theil des reinen Ertrags von 25 Morgen Land aufzehren? Doch entschuldigen vielleicht zum Theil die schlechten Wege diesen Mißbrauch, und beweisen dadurch den unersetzlichen Schaden, den sie der Landwirthschaft bringen. Die Kunst, die Pferde zu leiten, ist auch nicht weit her. Es müssen schon 2 gut abgerichtete Pferde seyn, wenn ein Pflüger allein damit zurecht kommen soll; sonst muß ihm ein Leiter zu Hülfe kommen. Bei 3 — 4 Pferden ist letzterer hier unerläßlich. Zu Kühen gehört immer ein Treiber,

und ich erinnere mich nicht, einen allein damit pflügen gesehen zu haben.

Der Pflug hat ein unbewegliches Streichbrett und meistens ein muldenförmiges Pflugschaar, das dem brabantischen ähnelt, aber einen stumpfen Winkel bildet. Würde das Streichbrett sich nach dem Schaare durch eine ähnliche muldenförmige Schweifung richten und ununterbrochen den Grund von dem Schaare übernehmen, heben und kehren, wie solches bei dem brabanter Pfluge statt hat, so würde der Pflug ohne Zweifel besser seyn. Man giebt ihm hier den Namen Pulterpflug, und hält ihn, da er den Schnitt fast ganz umlegt und dabei verkrümelt, auf schwerem Boden für vortheilhaft. Dagegen wollen einige sagen, daß er den leichten Boden zu viel auflockere, welches freilich bei oberflächlichem, aber nicht bei tiefem, Pflügen nachtheilig werden kann.

Die Tiefe des Pflügens hängt zu viel von dem Untergrunde, dem Gespanne und dem Eigensinne des Pflügers ab, als daß etwas darüber gesagt werden könnte. In Westfalen hat nicht, wie bei den schmalen Ackerbeeten in Belgien, jeder Schnitt seine gesetzliche Tiefe. Man ist froh, wenn nur das Land umgewendet ist. Zu dem Sommergetreide wird in der Regel tiefer als zum Wintergetreide gepflügt. Der Dung wird allemal nur flach in die Erde gebracht, um ihn für die folgende Saat durch ein etwas tieferes Pflügen wieder in die Höhe zu bringen. Beim Stoppelpflügen (Strecken) können zwei Pferde täglich zwei bis drittehalb Morgen, und ist der Boden leicht, drei Morgen abfertigen. Beim Wenden, das zur Gerste in der Regel nur flach statt hat, so wie beim Dungunterpflügen, beschafft man 2 Morgen, oder nur anderthalb, wenn es tief geschehen soll. Spannt man aber 4 Pferde an, so können 2 Morgen im letzten Falle abgefertiget werden.

Man bedient sich fleißig sowohl der Egge als der Walze, besonders aber erstere. Zum Hafer wird viermal geeggt, und es giebt Leute, die es 6—7 mal dafür wiederholen. Man spannt lieber 3—4 Pferde als 2 vor die Egge.

Wer Gras oder Klee genug hat, füttert im Sommer die Pferde gern grün. Wer es kann, läßt sie nebenher ausgehen

und hüten. Im Winter ist das erste Futter, womit schon gleich nach der Aerndte angefangen wird, geschnittener Roggen, wozu der schlechtere und mit Trespe untermengte gewählt wird. Wenn die Wintersaat vollendet ist, füttern die meisten mit Wicken, wozu Stroh mit durchgeschnitten wird. Im Frühjahre, wenn die Arbeit von neuem angeht, hält man sich gern an das sogenannte Fastenfutter. Es besteht in unausgedroschnem Hafer, der in der Fastenzeit zerschnitten und aufbewahrt wird und bis in den Sommer ausreicht. Daneben bekommen die Pferde ihre Ration Heu.

Da hier wenig oder keine Weiden sind, so kann die Pferdezucht nicht stark betrieben werden. Wer kann, zieht sich indessen selbst sein Pferd an. Auf Schönheit wird dabei weniger gesehen, als auf Güte. Durch das frühe Anspannen werden die jungen Fohlen schon im zweiten Jahre verdorben. Viele verkrüppeln, und erlangen nie die gehörige Größe und Stärke. — Viele Verbesserung wird sich hier in diesem Fache nicht anbringen lassen. Die Einrichtung mit passenden Zuchthengsten würde indessen immer noch von Nutzen seyn.

## IV. Nutzvieh.

Hornvieh. Man kann die Sommerstallfütterung als allgemein ansehen, obgleich man das Vieh auch etwas ausläßt und manchmal auf eine Dreische bringt. Auf jeden Fall erhält es seine Hauptnahrung in dem Stalle. Man ist noch immer der Meinung, daß das Vieh zu seiner Gesundheit einer kleinen Promenade in freier Luft nöthig habe. Bei den hiesigen Markentheilungen hat man zum Behufe der kleinen Leute und Heuerlinge einen Hüteplatz neben jedem Dorfe gelassen, er reicht aber nicht zu, wenn sie ihren Kühen nicht die Hauptfütterung auf dem Stalle geben.

Die Sommerfütterung geschieht mit Gras und sogenanntem Futterkorn, d. i. einem Gemische von Gerste und Hafer, die man mit Klee aussäet und ein oder zweimal abschneidet, während dem der Klee heranwächst und noch vor Winter geschnitten werden kann. Gewiß eine sehr herrliche Methode! — Da jenes Sommerfutter aber erst später zu gebrauchen ist, so säet

man im Herbſte etwas Roggen auf ſolche Felder, die im folgenden Jahre mit Steckrüben und dergleichen Brachfrüchten beſtellt werden ſollen. Dieſer Roggen liefert, wenn man will, zwei Schnitte, wovon der erſte dem Klee vorhergeht. — Gewiß alles ſehr vortrefflich und nachahmungswerth! — Im Winter füttert jeder, ſo gut er kann. In der Regel iſt es geſchnittenes Stroh, worunter etwas gutes Heu geſchnitten wird. Wer von ſeinen Kühen Nutzen ziehen will, der ſucht ſich auf den Winter einen Vorrath von Rüben, Runkeln, Steckrüben, Kartoffeln u. ſ. w. zu verſchaffen und miſcht ſolche entweder mit dem Strohfutter oder mit dem Getränke. Die Bemittelten ſetzen für ihre Milchkühe ſogar etwas gemahlnes Korn, wie Hafer, Treſpe oder Kleien und Oelkuchen hinzu. Die Fütterung geſchieht kalt. Allenfalls wird bei großer Kälte das Saufen etwas erwärmt.

Das Wirrſtroh ausgenommen, wird alles trockene Futter geſchnitten; bei dem grünen geſchieht es nur in beſonderen Fällen, wenn z. B. der Klee zu hartſtenglig geworden iſt, oder wenn das Vieh zu viel von den Fliegen geplagt wird und daher das Futter aus der Krippe um ſich her ſchleudert, oder bei kärglichem Vorrathe an Grünfutter, wenn der Ackerwirth genöthiget wird, Stroh mit zu füttern, wie dieſes im Sommer 1816 der Fall war. Man ſchneidet dann Klee und Stroh zuſammen. Wohl dem, der unter ſolchen Umſtänden noch Stroh hat!

Der Ertrag der Kühe hängt bekanntlich von ihrer Haltung und Fütterung ab. Wie ſehr jener Ertrag ſich ſeit Einführung der halben und ganzen Stallfütterung gehoben habe, habe ich ſchon oben angeführt. Von einer gut genährten Kuh nimmt man täglich ein Pfund Butter an, bei einigen während 3—4, bei andern 5—6 Monaten, je nachdem die Kühe geeigenſchaftet ſind. Auf die Futtergattung und hauptſächlich auf den Grund und Boden, worauf ſie gewachſen iſt, kömmt vieles dabei an. Dieſelbe Quantität Gras wird an einem Orte mehr Rahm auf der Milch erzeugen als an einem andern, ob es gleich dieſelben Gräſer ſind. Gute Waſſerrüben mögen hier beſſer ſeyn als dort ſchlechte Kartoffeln u. ſ. w. Vergleichungen

und Gegeneinanderstellungen der Gewächse sind daher nur auf jedes besondere Locale passend und im allgemeinen nicht anwendbar. Selbst zwischen Klee und Klee ist ein Unterschied. So beklagt man sich auf dem Gute Ulenbrug im Mindenschen, welches einen bessern Getreideboden hat, als seine Nachbarn, daß die Kühe an Milch und Futter weit hinter andern zurückstehen, wenn sie auch zugleich mit Klee gefüttert werden.

Kühe, die lange genug Milch geben sollen, läßt man nur 6 Wochen vor dem Kalben seicht stehen; bekanntlich lassen manche Kühe von selbst und leider nur zu früh nach. Bei Kauf und Verkauf der Milchenden kömmt dieses, besonders in kleinen Haushaltungen, denen alles daran liegt, die Milch lange zu benutzen, sehr in Betracht. Man läßt die Milch sich verdicken, und nimmt dann den Rahm zum Buttern ab. Die Rinder, welche gut gepflegt sind, werden schon im zweiten Jahre, wenn der Naturtrieb sich äußert, zugelassen, ohne daß es ihrem Wachsthume schade. Man hat hier vielfältig die Erfahrung gemacht, daß solche oft die besten Kühe werden. Aber freilich muß ein so frühe trächtig gewordenes Stück vorzüglich gut gefüttert werden, wenn es nicht verkrüppeln soll. Die Kälber werden getränkt, indem man zuviel entbehren würde, wenn man sie wollte saugen lassen, und dann gewährt das Tränken noch die Gelegenheit, die Milch vor und nach mit Zusätzen zu vermischen und das Kalb stufenweise an eine andere Nahrung zu gewöhnen.

Schaafe. Die Schaafzucht ist in dem unebenen Theile des Fürstenthums nicht ganz unbeträchtlich. Man findet Heerden von 2 — 3 — 400 Stück. Die Veredlung durch spanische Böcke hat noch wenig Fortschritte gemacht, dennoch hat sich die Wolle im Ganzen um etwas verbessert; man rechnet im Durchschnitte 3 Pfund Wolle. Vor 1806 war der Preis vom Pfunde 6 Groschen, in den folgenden Jahren schwankte er zwischen 6 und 8. Im Jahre 1816 stieg er plötzlich auf 10. Die Wolle gieng im letzten Jahre nach Rinteln ins Hessische, statt daß sie sonst nach Minden und ins Osnabrückſche gieng.

Die Sommerweide ist theils auf Heidegrund, theils auf Brachfeldern. Jene ist durch die Markentheilung sehr beschränkt

worden; denn obgleich die Berechtigten eine Abfindung bekommen haben, so möchte das zwar den Schaafherren nutzen, den Schaafen selbst aber geschah dadurch Nachtheil, indem diese Abwechselung lieben, und sich nicht gern auf einen bestimmten Raum einschränken lassen. Die Winterweide, so lange die Erde offen ist, ist dieselbe wie die vom Sommer. Durch Begünstigung werden auch wohl die Schaafe über Felder und Wiesen getrieben, wohin sie kein Recht haben zu kommen. Die Kleefelder zumal, welche den Schäfern nicht wenig in die Augen stechen, werden beträchtlich dadurch gefährdet. — Im Stalle werden die Schaafe mit Heu, Wicken, Erbsen, Stroh und im Frühjahre selbst mit unausgedroschnem Roggen gefüttert. In den Sandgegenden treibt man sie wohl auf die Rübenfelder.

Die hiesigen Hämmel gehen ins Hannövrische nach Hoya. Ihr Preis ist im Durchschnitte 3 Rthlr., der der Mutterschaafe 2 Rthlr. Die Lämmer sind stark der Drehkrankheit unterworfen.

Schweine. Ganz besonders verlegt man sich hier nicht auf die Schweinezucht, und nichts ist wandelbarer als ihr Bestand. Steigen sie im Preise, so wirft sich auf einmal jedermann auf ihre Zuzucht, und ist das folgende Jahr nicht ergiebig, so sucht sie kein Mensch, und der Eigenthümer, der sie nun einmal hat, ist mit ihrem Unterhalte verlegen. Das Jahr 1816 liefert von letzterem einen traurigen Beweis.

Jedes Dorf hat seine Plätze zur Schweinehut. Zu Hause schleppt sich jeder damit durch, wie er kann. Mit dem Mästen gehts denn auch so. Vor Zeiten hatte man keine andere Wahl, als die Schweine in die Mast zu schicken oder sie zu Hause mit Körnern fett zu machen. Seitdem die großen Holzungen verschwunden, wird auch die Mast immer geringer, und seit man sich mehr auf den Anbau von Futterkräutern und Wurzelgewächsen, namentlich Kartoffeln, verlegt, geht man auch bei der Hausmast etwas öconomischer zu Werke und sucht das Korn so viel nöthig zu sparen. Im Sommer bedient man die Schweine mit Klee-, Runkelrüben- und Kohlblättern, Abfall aus dem Garten und der Küche. Im Herbste kommen die Kartoffeln anfangs roh, und wenn sie so nicht mehr schmecken, dann gekocht, und bald mehr bald weniger mit Schrot oder

Mehl vermischt. Herr Weihe hat den Versuch gemacht, die Kartoffeln im Backofen zu braten. Er fand aber doch auf die Dauer, daß es zu umständlich wäre, und ist auf das Kochen zurück gekommen. — Da man die Körner spart, so darf man auch auf keine schwere Schweine zählen. Kleine Haushaltungen sind froh, wenn sie selbe auf 80 — 100 Pfd. bringen. In gehörigen Wirthschaften wiegen sie jedoch 180 bis 240 Pfd. Wir sind also hier nicht mehr in Westfalen!

## V. Dung und Dungstätte.

Das allgemeine Streusel in den Ställen ist Stroh. Mancher sammelt etwas Laub oder Heide und Plaggen. Einige andere haben Gelegenheit, Schilf zu trocknen, welches freilich das eigentlichste Surrogat für das Stroh ist. — Das Ausmisten des Stalles hat keine bestimmte Zeit. Man läßt den Mist länger liegen, oder schafft ihn schneller weg, je nach der Einrichtung der Ställe und der Futterart, damit das Vieh nicht zu naß oder zu warm stehe. Die Jauche wird nicht besonders aufgefangen. Es ist also von Zisternen und Pfuhlfässern keine Rede. Miststätte und Behandlung des Mistes auf derselben haben nichts, was der Erwähnung verdiene.

Obgleich alle guten Landwirthe den Dünger eine Zeitlang liegen und gähren lassen, ehe sie ihn auf das Land bringen, so sagte mir doch ein hiesiger aufmerksamer Mann, daß er keinen Unterschied in dem Erfolge wahrgenommen, wenn die eine Hälfte des Feldes zufällig mit gegohrnem und die andere mit frischem Miste aus dem Stalle befahren worden war.

Der Dung wird in der Regel so schnell untergepflügt, als man dazu thun kann. Dagegen breitet man den Dung in dem nahen Lippeschen sowohl auf Brachfeldern, als auf Rapsstoppeln sogleich aus, und lange vorher als man zum Unterpflügen schreitet. Man muß also wohl von dem Nutzen oder doch der Unschädlichkeit dieser Verfahrungsart überzeugt seyn. Die Leute im Mindenschen glauben gegentheils, die Luft ziehe dem Dung seine Kraft aus, wenn er lange liegen bliebe. Dieser Glaube ist um so sonderbarer, als man auch hier weiß, daß der Dünger von der Schaafpferche mehrere Wochen liegen, und das

Grüne des Bodens ganz dadurch aufwachsen kann, nicht allein ohne daß dadurch die Kraft des ersten verloren gehe, sondern daß es so besser sey, als wenn er sogleich eingepflügt, und nachher vor der Saat noch einmal umgerührt wird. Wenn nun die Kraft durch die Ausdünstung verloren ginge, so würde sich solches am meisten bei dem Schaafmiste äußern, der seinen Geruch am stärksten verbreitet.

Ueber das Unterpflügen des Mistes hat der Verwalter Schemel auf Beck, ein guter Oekonom, wohl die richtigen Ansichten, da er mir sagte: daß der nicht sogleich untergepflügte Dung im ersten Jahre mehr und schneller wirke, in dem folgenden aber dem sogleich untergepflügten nachstehe. So auch: daß frischer aus dem Stalle aufgebrachter Mist sich länger im Boden erhalte, allein im Anfange nicht die Wirkung des länger gereiften hervorbringe.

Man nimmt hier für einen gut gedüngten Morgen 8 Fuder an; oft aber ist man auch mit 6 Fudern zufrieden. Die Qualität des Düngers und das Bedürfniß des Landes entscheiden übrigens. Zum Wintergetreide wird stärker als zum Sommergetreide gedüngt, indem letzteres sonst leicht zu üppig wächst, und bei starkem Regen lagert. In der Regel wird alle 4 Jahre einmal Dung aufgefahren. Lieber thut man's mit jedem dritten. Indessen kann man bei einer klugen Abwechselung der Früchte auch wohl ins fünfte Jahr damit reichen. Auf dem Sande wird öfter gedüngt, am liebsten alle Jahre. Auch bedient man sich in den hiesigen Sandgegenden der Heideplaggen und setzt sie mit Mist in Haufen. Sie werden durchgängig von lehmigen feuchten Stellen aufgenommen. Auch mähet man das Heidekraut zum Einstreuen. Man hält die Plaggen für unentbehrlich, indessen gibt es auch Sandgegenden, die keine Plaggen haben und doch zurecht kommen.

Der Mergel ist seit unendlichen Zeiten im Gebrauche. Man hat davon mehrere Gattungen. Ich beschränke mich blos auf die Anwendung zweier derselben. Die erste ist ein schwarzer Thon- oder Schiefermergel, der bald mehr, bald weniger tief unter der Oberfläche liegt und oft aus dem Wasser geschöpft werden muß. Man bedient sich seiner, um einem Sand- oder

leichten Lehmboden mehr Bindung zu geben. Man führt 20 und noch mehr Fuder auf einmal auf; bei weniger thut er keine besondere Wirkung.

Die zweite Gattung ist ein bröcklicher, bald weißlicher, bald gelblicher, bald gelber, bald grünlicher (der Farbe der Oelkuchen ähnlicher) Kalkmergel, der sich in dem Doberge zwischen Herford und Bünde im Ravensbergischen findet. Er zeigt sich nahe an der Oberfläche des Bodens, reicht dann aber so viel Klafter in die Tiefe, daß man noch nicht durch die mächtigen Schichten auf den Untergrund gekommen ist. Dieser Mergel enthält so viele Seeprodukte von Schaalthieren, zum Theil unbekannter Art, daß ein Geolog daselbst reichen Stoff zu Beobachtungen finden würde. Man muß annehmen, daß dieser Hügel vormals Meeresgrund gewesen, der durch eine uns unbekannte Erdrevolution empor gehoben worden. — Von diesem Mergel wird in einem Umkreise von 3—4 Stunden viel Gebrauch gemacht. Er scheint schon seit Jahrhunderten bekannt gewesen zu seyn, wie sich aus den weiten und tiefen Gruben schließen läßt. — Man braucht 4 starke vierspännige Fuder auf den Magdeburger Morgen, welches das allgemein angenommene Maaß dafür ist. Man pflügt ihn, so flach als möglich, unter und hütet sich auch in den nächstfolgenden Jahren vor allem zu tiefem Pflügen, denn er wirkt am besten, wenn er nahe an der Oberfläche liegt.

Die unglaublichen Vortheile, welche dieser letzte Mergel der ganzen Gegend gewährt, werden aus Folgendem sich ergeben.

Das Ueberfahren mit diesem Mergel ist bei der Urbarmachung der hiesigen Marken und Gemeingründe die unerläßliche Bedingung zu einem guten Erfolge. Nirgend ist die Wirkung dieses Kalkmergels sichtbarer, nirgend hält man ihn für unentbehrlicher als bei einem solchen Neubaue. So erzählte mir eine Landwirthin, sie habe vor dem Mergelaufbringen den Hafer auf ihrem Markenantheile mit einzelnen Halmen zusammenlesen können, statt daß sie nach dem Aufbringen nicht gewußt hätte, die dicken Schwaden des langen und starken Hafers zu wenden und zu trocknen.

Bei Aeckern, die in guter Cultur stehen und auch ohne

Mergel befriedigende Aerndten liefern, hat man durch seinen Zusatz keine auffallende Verbesserung verspürt, außer daß das Sommergetreide etwas üppiger darauf wächst. Aber ein Acker, der durch schlechte Bewirthschaftung ganz verwildert ist, und kaum mehr Früchte tragen will, wird durch den Mergel erstaunend verbessert und zu neuer Fruchtbarkeit erhoben. Wenn also auf einem Colonate lange Zeit ein schlechter Wirth gehauset hat, und sein Nachfolger will den Acker wieder in Stand bringen: so überfährt er ihn mit Mergel, und tritt dadurch sogleich in den Genuß seines Fleißes. — Hat Jemand einen Acker, der keine Gerste tragen will, und er bringt Mergel auf, so folgen die schönsten Gerstenärndten darauf. — Wollen im Garten keine Möhren wachsen, so bedarf es nur des Mergels. — Auch der Klee wächst besser darnach, sonderlich die Hülsenfrüchte, Wicken, Erbsen, Bohnen. Unter allen Früchten gedeiht keine so gut nach dem Mergel als der Hafer; aber es ist auch nach der Versicherung mehrerer Landwirthe keine, die den Boden alsdann so angreift und den Boden auszieht. Der Verwalter Schemel auf Beck sagte mir, daß er einen frisch gemergelten Boden durch wiederholtes Hafersäen auf mehrere Jahre verdorben habe. Er ist daher von dem Hafersäen in den ersten Jahren nach dem Mergeln abgegangen, und räth besonders zu Erbsen an dessen Stelle; auch lehrt die Erfahrung, daß die gemergelten Aecker vom Flughafer leiden, der darin außerordentlich wuchert und nur mit vieler Mühe wieder wegzubringen ist.

Auch hier ist das Sprüchwort bekannt, daß der Mergel reiche Väter und arme Söhne mache; allein man weiß ihm den gehörigen Sinn zu geben, nämlich: wenn der Vater, sich auf die Kraft des Mergels allein verlassend, seinem Acker nicht durch Dünger nachhilft, nur Reizmittel und keine nährende gebraucht, wenn er zuviel fordert und zu wenig zurückgibt, dann muß der Boden sich nothwendig erschöpfen, und der Sohn mag den ephemeren Ertrag seines unvorsichtigen Vaters beweinen. „Ehedem," sagt der Pastor Weihe, „glaubte ich, der Sohn dürfe nur gleich „wieder Mergel auf den Acker bringen, um dem Verarmen „vorzükommen; allein ich habe mich überzeugt, daß solches nicht

„zweckmäßig sey, und man das Mergeln erst nach 40—50 „Jahren wiederholen dürfe. Zugleich aber bin ich überzeugt, „daß, wer seinen Acker gehörig bedüngt und in gutem Bau „hält, keine Ausmergelung zu fürchten hat; ob er gleich freilich „in spätern Jahren nicht ganz den großen Ertrag mehr erwar„ten kann, den er in den ersten Jahren gehabt hat." Ich muß jedoch hierbei bemerken, daß man in dieser Gegend die Wirkung des Mergels auf 20 Jahre berechnet, und die Vergütung des Mergels auf gepachteten Ländereien nur für 12 Jahre statt hat, weil nachher die Wirkung davon nicht bedeutend genug ist.

Auf Sandboden ist die Wirkung des Mergels beinahe noch auffallender als auf Klaiboden. Man findet in dem nördlichen Theile des Mindenschen noch wohl Klaiboden, auf welchem der Mergel keine Wirkung hervorbringen soll. Ohne Zweifel versteht sich dieses von dem höher benannten Thonmergel und nicht von dem Muschelmergel, wie ich aus mehreren Angaben schließen muß; desto nützlicher aber ist jener auf hiesigem Sandboden. Ehe man den Mergel gebrauchte, konnten weder Wicken, noch Lein, noch Gerste darauf gebaut werden, und nun wächst Alles. Doch scheint der Mergel dem Wintergetreide keinen besondern Vortheil zu bringen. Die ganze Kraft des Mergels äußert sich erst nach den ersten 3—4 Jahren und endiget mit 20.

Gips findet sich hier nicht, ist daher auch nicht im Gebrauche. Den Kalk wendet man, so viel ich weiß, auf dem rechten Ufer der Weser an. — Die Torf- und Steinkohlenasche wird auf die Wiesen verwendet. — Wer nur immer Grünplaggen haben kann, der macht auch Gebrauch davon. Man breitet sie entweder über den Dünger auf der Miststätte oder man schichtet sie in einem mannshohen Haufen mit frischem Stallmiste auf. Hat man Pferdemist, so bringt man ihn gern in einer der untersten Schichten an, um die Erhitzung in dem Haufen zu befördern. Man stößt auch wohl von oben Löcher in den Haufen und gießt bei trockenem Wetter Wasser hinein. Ist der Haufen in voller Hitze, so muß er auf den Acker geführt und untergebracht werden. Eines der vortrefflichsten Düngemittel ist bekanntlich der alte Lehm von abgebrannten oder umgerissenen Häusern, der in Haufen zusammengesetzt und

dann aufs Land geführt wird. Er muß aber ziemlich dick aufgebracht werden, wenn er auf mehrere Jahre wirken soll.

Der angegebene Grunddünger wird vorzugsweise auf Sommerrübsen und Herbstrüben verwendet. Man führt ihn auf das mit dem Pfluge völlig abgefertigte Feld und verbindet ihn blos durch die Egge mit dem Boden. Den Pferdedünger verwendet man nicht auf das Sommergetreide, weil dieses bei trockener Witterung dadurch leidet.

## VI. Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Man baut Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, — Bohnen, Erbsen, Wicken, Buchweitzen, — Rüben, Runkeln, Steckrüben, Kartoffeln, Möhren, — Sommerrübsen, Flachs, Klee; — Sommerroggen, Sommerweitzen, Winterraps kommen nicht vor.

Die Fruchtfolgen sind sehr mannigfaltig. Man hat in der Gegend von Lübecke, wo überhaupt ein schwerer fetter Boden ist:

1. Bohnen oder Wicken gedüngt,
2. Weizen,
3. Hafer,
4. Gedüngt Roggen oder 4. Weizen,
5. Flachs — 5. Roggen,
6. Roggen — 6. Wicken gedüngt.

Welche Fruchtfolge! Aber auch welcher Boden! Noch hat man daselbst:

1. Sommergerste gedüngt,
2. Roggen,
3. Wicken auch Bohnen oder 3. Flachs,
4. Weizen auch Bohnen oder 4. Weizen.

Zu dem Weizen, der nach Flachs folgt, wird etwas gedüngt. Nun fängt die Reihe wieder mit der Gerste an.

Nach dem Gebirge zu, wo der Boden magerer ist:

1. Gedüngt Sommergerste oder 1. Bohnen,
2. Roggen — 2. Weizen,
3. Wicken gedüngt,
4. Weizen.

Der Klee wird unter solches Getreide gesäet, zu welchen gedüngt worden; Flachs kömmt in die zweite Saile.

Das Düngen zu Sommergerste, welches man anderswo für so nachtheilig hält, ist also hier gang und gebe.

Auf lehmigem Sande bei Isenstädt hat man:

1. Roggen stark gedüngt,
2. Hafer,
3. Roggen gedüngt,
4. Hafer.

Man baut nicht viel Klee. Das Unkraut nimmt darin überhand, und er kommt nicht gut, es sey denn, wenn gemergelt worden. — Wie er auch bei einer solchen Fruchtfolge gut kommen könnte? Der Hafer wird Arbeit genug haben, um sich durchzuschlagen. Um diesem einigermaßen durch die Cultur nachzuhelfen, wird die Roggenstoppel vor Winter flach umgepflügt und geeggt, indem im Frühjahre es nicht mehr möglich seyn würde, mit der Egge durchzukommen. Nach Winter wird bei trockenem Wetter wieder flach gepflügt (gestrichen), abgeeggt und zur gehörigen Tiefe gepflügt. Man läßt den Acker in diesem rauhen Zustand bis gegen das Ende Mais liegen. Jemehr der Acker dann mit Grün und Kraut überzogen ist, je besser. Man säet den Hafer über das Unkraut her, und eggt ihn mit Macht, zweimal in die Länge und einmal in die Quer. In Jahren, wo der so spät gesäete Hafer nicht reift, gibt er doch noch gutes Pferdefutter im Stroh, und das Land wird rein.

In dem mehr südlichen und weniger ebenen Theile des Fürstenthums, wo der Boden weit mehr als in dem nördlichen und östlichen abwechselt, ist die Fruchtfolge nicht allein unter den Dörfern, sondern auch in jedem einzelnen Dorfe und selbst auf den Aeckern mancher Höfe sehr verschieden. Ein solches Ab- und Zugeben zeigt zwar von einem sichern Grade von Industrie, aber von geringer Aufklärung. Ich will hier die gewöhnlichsten Fruchtfolgen anführen, mit dem Bemerken, daß das erste Jahr von jeder das Düngjahr ist.

1. Roggen,
2. Gerste,
3. Hafer oder Flachs. Nachdem kömmt nicht selten noch einmal ungedüngt Roggen.

1. Wicken oder Erbsen,
2. Roggen oder Weizen,
3. Gerste, wird auch manchmal weggelassen,
4. Hafer oder Flachs.

1. Gerste,
2. Wicken oder Erbsen,
3. Roggen,
4. Hafer.

1. Kartoffeln,
2. Roggen oder Gerste, manchmal auch Flachs,
3. Hafer.

1. Gerste,
2. Klee,
3. Hafer= oder 3. Wintergetreide und 4. Hafer.

| | |
|---|---|
| 1. Sommerrübsen, | 1. Roggen, |
| 2. Wintergetreide, | 2. Roggen, |
| 3. Hafer oder Flachs. | 3. Hafer oder Flachs. |

Der Dungvorrath entscheidet, ob man alle drei oder vier Jahre düngt. Wo keine Gerste gebaut werden kann, nimmt man wohl zwei Jahre hinter einander Hafer. Dieser Hafer auf Hafer oder Wintergetreide auf Wintergetreide hat gewöhnlich nur bei denjenigen statt, welche Schaafe halten. Dabei wird die erste Roggenstoppel tief umgewendet, gepferchт, und dann flach zur zweiten Roggensaat gepflügt. Wer nach 1. gedüngtem Roggen, 2. Gerste, 3. Wicken, noch 4. Roggen und 5. Hafer alles ohne Dünger ausführen will, muß nothwendig die Pferche in den letzten Jahren zu Hülfe nehmen; auch der, welcher nach Lein, der in die dritte Gaile gesäet ist, noch Roggen und Hafer folgen lassen will. — Keine von den angeführten Fruchtfolgen wird auf ganz schlechtem, noch auf dürrem Sandboden angewendet.

Weizen und Roggen folgen nach hiesiger Beobachtung am liebsten nach Hülsenfrüchten und Sommerrübsaamen; nicht so

gut nach Kartoffeln, die das Land zu locker machen. Desto besser gerathen Flachs und Gerste darnach. — Roggen nach Gerste wird nur schlecht und leicht, an Korn sowohl als an Stroh. — Hafer geräth ausnehmend nach dem Klee. Flachs und Erbsen dürfen nur alle 7 Jahre einmal vorkommen. Klee darf auch nicht zu oft wiederholt werden. Er ist ein Freund des Mergels.

Seitdem Klee- und Kartoffelbau allgemein geworden sind, sieht man wenig Dreische mehr, ob es gleich den Bewohnern durchaus an Weide gebricht. Vorher hatte man solche, die bis zum Anfange der Stoppelweide auf den übrigen Feldern benutzt, dann umgebrochen, gedüngt und mit Roggen bestellt wurden.

Bei dem Aufbrechen der vormaligen Gemeinweidegründe besäeten die meisten sie zwei Jahre nach einander mit Hafer, düngten dann und brachten Roggen. Andere brachen und bearbeiteten den Boden zwei Jahre nach einander, pflügten, zerstießen und eggten, düngten etwas und säeten Roggen, dem freilich nachher keiner im ganzen Lande beikam.

## VII. Anbau des Getreides.

Roggen. Da der Roggen hier das Brodkorn ist, so ist er auch die Hauptfrucht, auf welche man sich verlegt. Dieses Korn in möglichster Menge und Güte zu erzeugen, ist das Hauptaugenmerk des hiesigen Landwirthes. Ehedem wurde wenigstens ein Theil davon in die Brache gesäet. Auch wird in den bergigen Gegenden des Lippeschen und selbst des daran stoßenden Preußischen noch viel auf die reine Brache gehalten. In dem größeren Theile hiesiger Gegenden ist sie indessen seit Einführung des Klee- und Kartoffelbaues abgekommen, wo sie im Grunde auch in den meisten, jedoch nicht allen Fällen dadurch entbehrlich geworden ist. Eine schlechte Fruchtfolge und schlecht behandelte Brachfrüchte können sie freilich nicht ersetzen. Auf schwerem steifem Klai ist sie, wo nicht nothwendig, doch nützlich und wohl angebracht. Bei dem Uebergange aus einer schlechten Wirthschaftsart zu einer bessern leistet sie wesentliche Dienste. Ein ganz verkrauteter oder zurückgekommener Lehmacker kann sie zu seiner Instandstellung nicht entbehren. Nur der Mißbrauch der Brache, nicht die Brache selbst, ist tadelnswerth.

Wo der Roggen nicht in die Brache kömmt, wird das Land sogleich nach der vorhergehenden Aerndte geschält (gestreckt, flach umgepflügt). Die mürb gewordene Narbe wird nachher abgeeggt, und wenn nicht gedüngt werden soll, das Feld sogleich etwas tief zur Saat gepflügt. Darauf wird der Dung auf die abgeeggten Felder gefahren und flach untergepflügt, um den Dünger so viel möglich in der obern Krume zu erhalten, wo er sicherer wirkt, als wenn man ihn zu tief unterbringt. Den Schaafdünger zumal kann man kaum flach genug unterpflügen. Die hiesigen großen Pachthöfe haben gemeiniglich noch einen Theil reiner Brache, welche einen Hürdenschlag erhalten, wenn alle Sommerfrüchte bestellt sind.

Die Saatzeit des Roggens auf dem fetten und schweren Boden an der Weser und in der ganzen Richtung von Minden nach Lübeck und von da nach Oldendorf ist um Michaelis. In dem unebenen Theile der Provinz, die wir hier hauptsächlich vor Augen haben, fängt sie mit dem halben October an und dauert bis zur Mitte des Novembers. Würde man hier früher säen wollen, so würde die Saat schnell aufschießen und im Frühjahre zurückbleiben. Die allgemeine, allhier durch Erfahrung bestätigte Regel ist, daß der Roggen vor dem Winter nur etwa fingerslang seyn darf, oder (nach dem Ausdrucke der Landleute) daß er wie die Stacheln einer Hechel aus dem Boden hervorsteche.

Man nimmt hier nie das Saatkorn von gedüngtem Roggen auf. Es mag dieses seine Gründe haben, die ich jedoch nicht kenne; aber daß man die Körner bei dem Würfeln nicht vor dem Vorsprunge wählt, sondern sie aus dem mittleren Haufen aufgreift, das ist sicher ein Mißbrauch, zu dem ein sehr übel verstandener Geiz verleiten kann. Es gehen nämlich solcher Körner mehr in den Scheffel, als der vollen Körner, ergo braucht man auch weniger Scheffel zum Aussäen zu nehmen. — O gewiß durch eine wohl eingerichtete Volksschrift über den Ackerbau ließ sich noch mancher nachtheilige Irrthum vor den Augen des Landmanns entwickeln, und mancher der Weisern unter ihnen wäre zu bekehren und durch sie auf den großen Haufen mit Erfolg einzuwirken!

Das in einigen Gegenden Westfalens übliche Aussäen des Roggens mit Trespe hat zum Theil auch hier statt. Auf gutem trockenem Roggenboden wäre es unverzeihlich, Trespe mit auszusäen. Reiner Roggen bleibt doch dem Trespenroggen vorzuziehen; allein besser noch Trespe als gar nichts! „Ich habe ein Jahr erlebt, sagt Pastor Weihe, wo durch ungünstige Witterung der Roggen zu Anfang des Frühlings so vom Lande wegschwand, daß selbst auf trocknen guten Aeckern nichts mehr davon zu sehen war. Meine Saat war gewiß mit sehr wenig Trespe vermengt gewesen, aber zum Glück keimte diese hervor und bestaudete sich auf dem leeren Acker dermaßen, daß ich eben so viele Garben und Körner ärndtete, als ich Roggen würde bekommen haben. Damals aß fast die ganze Gemeinde nichts als Trespenbrod, und auch ich war froh, daß ich dieses Roggensurrogat hatte." Da es nun der nassen Felder und der nassen Jahre so viele gibt, so ist die Mischung des Roggens mit Trespe durchaus so widersinnig nicht, als sie Manchem in den ersten Augenblicken scheinen könnte.

Die Roggensaat erhält keine fernere Wartung. Die Aerndte geschieht mit der Sense. Zwei Frauen begleiten den Mäher, wovon die eine so viel mit der Harke zusammenzieht, als die folgende in eine bald größere, bald kleinere Garbe bindet. Wenn das Feld abgefertiget ist, werden die Garben in Stiege von 10 Paar gegen einander angestellt, daß sie sich stützen. Jene drei Personen fertigen in der Regel zwei Morgen ab und erhalten im Verdunge 12 Gr. vom Morgen. Das achte Korn ist schon eine seltne Aerndte, und das zehnte ist außerordentlich.

Hafer. Der Hafer behauptet in hiesiger Cultur den zweiten Rang. Man baut zwei Gattungen desselben, den weißen und den schwarzen oder rauhen Hafer. Letzterer kömmt, als zu schlecht, nicht in den Handel. Indessen da er auch auf schlechtem Boden starkes Stroh giebt, so baut man ihn da, wo der weiße nicht wachsen will. Es gibt von diesem mehrere Abweichungen, mit welchen man hier Versuche gemacht und sich im Anfange wohl dabei befunden hat, allein sie arten zu leicht aus und können nicht genug vor Vermischung mit anderm bewahrt

werden, so wie auf manchem Felde selbst der gewöhnliche weiße bald bunt wird und mit jedem Jahre mehr ins Schwarze übergeht. Es gibt daher wenig Getreide, bei welchem die Abwechselung mit dem Saatkorn so nützlich ist als bei dem Hafer. Nur muß man vorher recht wissen, woher man ihn zu beziehen hat. So ist in dem Lippeschen der Ort Uffeln, wo ein Salzwerk ist, durch seinen Haferhandel zum Saatkorn berühmt.

Mist und ein gutes Land werden dieser braven und lohnenden Frucht nicht gegönnt, ob sie gleichwohl im Stande ist, beides zu bezahlen. Da sie aber auch ohne jene Vortheile, wiewohl etwas kümmerlicher, zurecht kömmt, so läßt man's dabei bewenden. Wird der Sandboden mit Hürden belegt, so trägt auch er vortrefflichen Hafer. Die Haferſaat ist die letzte in der Zeit, welche man vornimmt. In der Regel wird der Hafer nicht vor dem ersten Mai gesäet, oder wenn die Buchen ausbrechen. Man kann ihn zwei Jahre hintereinander auf demselben Lande folgen lassen, und die zweite Aerndte kann besser werden, als die erste.

Der Acker wird zum Hafer gewöhnlich im Frühjahre umgebrochen; so bald es die Witterung leidet, abgeeggt und so schnell als möglich umgepflügt. So bleibt er bis zur Zeit der Saat liegen. Der Hafer liebt einen festen Boden, daher lohnt es sich, wenn man ihn öfter eggt, als man zu thun gewohnt ist. Oft kann man mit Vortheil den Acker schon vor Winter zur Saat pflügen und ihn im Frühjahre ohne Weiteres besäen. „Dieses," sagt der Pastor Weihe, „habe ich oft mit gutem Erfolge ausgeführt. Ich ließ die Kleestoppel im Spätherbst bei guter Witterung und tief umbrechen, da sie sich dann im Winter festlegte und im Frühling ohne neues Pflügen besäet wurde. Doch muß es für diesen Fall nicht zu naß gewesen seyn, weil sonst das Land zu sehr begraset und mit der Egge nicht zu bearbeiten seyn würde.

Das schädlichste Unkraut für den Hafer ist der Hederich, Rettich sowohl als Senf, der leider auch hier zu Hause ist und es wohl in Gemäßheit der Fruchtfolgen seyn muß. Man vertilgt ihn hier durch Eggen, wenn der Hafer fingerslang ist. Dieser wird dadurch zwar zum Theile mit ausgehoben, steht

deßhalb nachher etwas dünner, allein er beſtaudet ſich darauf um ſo ſtärker, und ſeine Halme werden dicker.

Das Einärndten des Hafers geſchieht mit der Senſe in Schwaden, wenn er nicht über 3 Fuß hoch iſt. Iſt er höher, ſo behandelt man ihn auf dieſelbe Art, die ſchon bei dem Roggen angegeben worden. Liegt er im erſten Falle auf Schwaden, ſo muß er zufolge der Witterung ein oder mehrmal behutſam umgewendet und dann erſt in Garben gebunden werden. Letzteres geſchieht unmittelbar vor dem Einfahren. — Es iſt nicht ſelten, daß man das zwölfte Korn ärndtet.

Sommergerſte. Die Sommergerſte wird weit ſtärker in dem flachen fetten Theile des Mindenſchen gebaut, als in der mehr unebenen ſüdweſtlichen Gegend, dennoch ſäet auch hier Jedermann gern etwas Gerſte zu ſeinem Küchenbedarf, weil in jedem Hauſe der Regel nach in der Frühe eine Suppe von Gerſtenmehl vorkömmt. Zu der Gerſte wird entweder gedüngt und Klee darunter geſäet, oder Wicken und Erbſen nach derſelben gebaut. Der Boden wird durchgängig dreimal mit dem Pfluge bearbeitet, nämlich einmal im Herbſt nach der Aerndte, zum andernmal im Frühjahr um die Zeit, wenn zum Hafer gepflüget wird; dieß nennt man Wenden, und es geſchieht tief, wenn der Acker gedüngt werden ſoll, damit hernach der Miſt flach untergepflügt werden kann; oder flach, wenn vorher zum Roggen gedüngt war, damit das letzte Pflügen zur Saat den Dünger herauf an die Oberfläche bringe. Da die Gerſte durchaus einen aufgelockerten Boden liebt, ſo braucht bei der Saat das Land nicht ſo feſt als bei Hafer oder Roggen geeggt zu werden.

Die Zeit der Einſaat iſt in der letzten Hälfte des Mai's bis Anfang Juni und richtet ſich ganz nach den Umſtänden, bald nach der Witterung, bald darnach, ob die früher zu beſtellenden Saaten ſchon vollendet ſind. Ein altes Sprüchwort ſagt: „Man könne noch zur Gerſte pflügen, wenn bereits die Roggenblüthen in die Fuhr fallen.“ Und ein anderes: „Man könne die Gerſte in 9 Wochen aus dem Sack und wieder in dem Sack haben.“ Das Quantum der Einſaat iſt gemeiniglich $^1/_4$ oder $^1/_5$ weniger, als man an Roggen gebrauchen würde. Die Gerſte wird durchgehends in Schwaden gemähet, und nach-

dem es die Witterung erfordert, ein oder mehrmals umgewendet, bis sie trocken genug ist, um eingebunden und dann gleich eingefahren zu werden. — Der Ertrag ist, wann sie sehr gut geräth, das 10te Korn, sonst auch wohl nur das 7te, 8te, 9te. In den Wesergegenden steigt der Ertrag manchmal auf das 18te Korn, oder 20 Scheffel vom Morgen.

So viel ich erfahren habe, geschieht das Düngen zur Gerste, welches auf gutem Boden in manchen Gegenden für ganz unpassend gehalten wird, in der schönen und fruchtbaren Ebene von Minden nicht sowohl der Gerste wegen, als weil man nicht weiß, wo man mit dem Winterdung bleiben soll. Da das Vieh in der Wesergegend noch viel zur Weide geht, so hat man im Frühjahre mehr Dung als im Herbste.

## VIII. Anbau der Hülsenfrüchte.

Erbsen kommen wenig vor. Ihr Ertrag ist so unsicher, daß kaum die Einsaat, oft nur das dritte Korn, und selten so viel herauskömmt, daß es der Mühe lohnte.

Wicken säet gern, wer Pferde hält, weil der Landmann außer der Saatzeit dieselbe mit Roggenstroh und dazwischen geschnittenen Wicken zu futtern pflegt, um den Hafer entweder zu verkaufen oder für die Arbeitszeit der Pferde zu sparen. Wicken wachsen so ziemlich auf jedem Boden, der Gerste trägt, und vorzüglich baut sie, wer Weizen säen will, da alsdann zu den Wicken gedüngt wird und der Weizen ungedüngt folgt. Sie erfordern nur ein zweimaliges Ackern, nämlich das Strecken vor, und das Pflügen nach dem Winter, welches gemeiniglich das erste ist, wenn die Erde vom Frost frei und zur Bearbeitung tüchtig wird. Einige wollen bemerkt haben, es sey besser, das Strecken nicht im Herbst zu verrichten, sondern das Land im Stoppel liegen zu lassen bis zum Frühjahr, und es alsdann früh zu strecken und kurz vor der Einsaatzeit zu pflügen. Einige säen auch gerne etwas Pferdebohnen unter die Wicken, die dann die Stützen der Wicken werden, damit diese nicht zu sehr an die Erde fallen, welches leicht geschieht und sie bei nasser Witterung verrotten läßt, wodurch sie den Pferden schädlich werden. Vielleicht daß die unreinen und mulstrigen Wicken die

Ursache sind, warum die Bauernpferde so oft an den Drüsen leiden. Uebrigens ist ihr Körnerertrag hier zu Lande wenig ergiebig. Sie lieben den Mergel eben so sehr wie Erbsen und Gerste und gedeihen vortrefflich auf einem frisch gemergelten Boden.

Bohnen werden selten allein gebaut, die Wesergegend ausgenommen. Der Boden scheint ihnen anderswo zu leicht zu seyn, und sie sind dem Mehlthau stark unterworfen. Bei Lübecke werden sie mit dem Pflanzstocke gesetzt, um an Saamen zu ersparen. Vom Behacken derselben weiß man nichts.

## IX. Anbau der Futtergewächse.

a) Futterkräuter. Außer dem grün gefütterten Getreide, wovon bei Gelegenheit des Hornviehes gesprochen worden ist, kennt man kein anderes Futterkraut als den Klee.

Man säet ihn am häufigsten unter die Gerste, zu welcher gedüngt worden ist. Indessen, wie Pastor Weihe beobachtet hat, steht die Gerste bei etwas weichem Wetter bei ihm immer zu naß. Der Halm bleibt weich, und das Ganze scheffelt nicht so gut, als wenn kein Klee unter die Gerste gesäet worden wäre. Auch wirft man den Kleesaamen im Frühjahre über den Roggen. Geschieht solches bei trockner Zeit, und es kömmt nicht bald viele Feuchtigkeit hinzu, so steht er nachher sehr dünne. Man nimmt 7 — 8 Pfund auf den Morgen, wenn der Saame gut ist. Wird der Klee auf ungedüngtes Land gesäet, so fährt man während dem Froste etwas Dung darauf, und harkt im Frühjahre das Stroh wieder davon. — Gyps, Kalk, Mergel, Salzabfall werden nicht dazu verwendet. Ein Bauer, der 40 — 50 Morgen baut, hat nicht leicht mehr als 2 Morgen Klee. Will er aber seine Pferde im Sommer grün füttern, so muß er Gras dafür haben, welches einige für die Pferde gesunder als den Klee achten. Aus dem Gesagten geht hervor, daß nicht viel Kleeheu gemacht werden könne.

„Seitdem," sagt Pastor Weihe, „Dreische und Brache durch den Kleebau hier fast ganz aufgehört haben, hat sich der Acker verbessert, ward die Stall-

fütterung möglich, der Dünger vermehrte sich, und der Ackerbau hat sehr zugenommen."

Der Klee geräth hier auf jedem Boden, der nicht allzu naß ist, denn da würde er im Winter verwässern und ausfrieren. Er wird zwei-, drei-, ja viermal geschnitten, je nachdem man sich früher und öfter an das Schneiden macht und der Boden gut ist. Länger als ein Jahr kann er nicht wohl benutzt werden. Quecken und Unkraut nehmen sonst darin überhand. Die Frucht, welche sich am besten nach dem Klee schickt, ist der Hafer, und wenn man nach diesem Hafer Roggen nimmt und etwas dazu düngt, so wird solcher vor jedem andern Vorzüge haben. Auf schwerem Boden mag das Weizensäen nach dem Klee vortheilhafter seyn, allein hier, sagt Pastor Weihe, gefällt mir's nicht.

Der Anbau des weißen Klees ist seit einiger Zeit in dieser Gegend in Aufnahme gekommen. Man säet etwa 6 Pfund Saamen auf den Morgen unter den Hafer. Das folgende Jahr wird der Acker wie Dreisch behütet, und die Kühe haben die trefflichste Weide darauf bis Johannis. Alsdann werden sie davon genommen, und nun wächst der Klee fort und setzt Saamen an. Er wird nach der Aerndte im September bei gutem Herbstwetter gemähet, wie Heu behandelt und eingeführt, im Winter bei Frostwetter gedroschen, wo der Saame sehr leicht und besser als beim rothen Klee ausfällt und, wenn der Sommer nicht zu naß war, so gut lohnt, daß von 3½ bis 4 Morgen Landes für mehr als 100 Rthlr. gewonnen werden kann. Außerdem wird nun das Ausgedroschene gleich dem besten Heu verfüttert, sogar für Schaafe. Geräth der Saamen, so bringt ein solcher Acker mehr Gewinn auf, als er bei der glücklichsten Weizensaat aufbringen würde, denn das Pfund wird mit 4 Gr. bezahlt, oder 6 Pfund mit einem Thaler. Seit einigen Jahren haben die Bauern, die nahe am Berge wohnen, hiedurch einen guten und reinen Geldgewinn gezogen, woran selbst kleine Leute Theil genommen haben.

b) Wurzelwerk. Brachrüben, Stoppelrüben, Runkelrüben, Möhren, Pastinaken und Kohl werden nur wenig, und die drei letztern blos in den Gärten angebaut. Steckrüben oder

Kohlrabi unter der Erde sind schon mehr beliebt. Natürlich steht oben an die Kartoffel. Man düngt möglichst stark zu dieser letzten. Die Schaafzüchter bringen nicht allein Mist auf, sondern pferchen noch überdem das Land und finden dabei ihren Vortheil. Der Schaafmist, zumal aus dem Winterlager, hat eine außerordentliche Wirkung auf ihren Ertrag. Nur erhalten die Kartoffeln dadurch einen weniger angenehmen Geschmack. Man fängt an, diese Frucht mit dem Pfluge zu pflanzen, zu behäufeln und auszupflügen; jedoch leidet solches bei feuchter Witterung auf zähem Boden manche Hindernisse. Man durchwintert die Kartoffeln jetzt meistens über der Erde, in runden Haufen aufgeschüttet, mit Stroh bedeckt und mit Grund zugeschlagen; dasselbe gilt für Rüben u. dergl.

Zu den Rüben nimmt man nicht gerne frischen Dünger, sondern alten, und am liebsten einen solchen, der mit guter fetter Erde gemischt und durchgebrannt war, und den man lieber oben auf das gepflügte Land bringt als unterpflügt. Ein Gleiches, sagt Pastor Weihe, habe ich in Rücksicht der Steckrüben bewährt gefunden, und rathe es jetzt Jedem, der sie bauen will, weil die Erfahrung mich belehrt hat, daß sie weniger gut gerathen, wenn man den Mist untergräbt oder pflügt. In Ermangelung sogenannter kurzer Gaile habe ich langen Mist oben aufs Land gebracht, die Steckrüben dazwischen gepflanzt und es blos darauf ankommen lassen, daß der Regen den Pflanzen so viel davon zuführte, als zu ihrem Wachsthum nöthig war. Aus gleichen Gründen halte ich auch bei andern Gewächsen den Dünger in der Oberfläche. So lasse ich z. B. zu den Kartoffeln das vorher gestreckte Land, nachdem es abgeegget worden, möglichst tief umpflügen, damit der Boden recht aufgelockert werde und die Kartoffeln darin frei wuchern können. Nachdem der Acker dann eine Weile gelegen und wohl durchgeeggt worden, wird er mit dem Dünger reichlich überfahren und dieser nur flach untergepflügt, und dann werden die Kartoffeln gepflanzt.

## X. Anbau der Handelsgewächse.

Der Lein macht einen der Hauptgegenstände der Cultur dieser Gegend aus. Es wird nicht dazu gedüngt. Man hütet

sich vielmehr, ein noch allzu fettes Erdreich dazu zu wählen, weil der Flachs zwar gut darauf gedeihen, aber zu grob werden würde, und die Feinheit seine Haupttugend ist. Man kann es wagen, ihn auf einen sonst magern Boden in die zweite Gaile zu säen. Doch glaubt man, daß der Rigaische Saame, der bei Minden viel gebaut wird, wo er einen fettern Boden findet, auch nachher gern einen bessern Boden nehme als anderer Saame.

Gewöhnlich säet man den Leinsaamen in die dritte Gaile, wie schon bemerkt worden ist. Man kann ihn aber auch, wenn das Land nicht gar zu schlecht ist, in die vierte Saat bringen und der Landmann hat die Meinung, daß Flachs einen Boden liebe, wo in mehreren Jahren kein Flachs gebaut worden. Noch findet hier die Bemerkung ihren Platz, daß der allen andern Früchten förderliche Mergel dem Flachs nicht zuträglich sey, und auffallende Beispiele haben bestätiget, daß entweder der Flachs auf solchen Aeckern wie verbrannt aussieht, oder doch nicht die Güte oder Tugend (wie der Landmann sagt) bekömmt, als auf anderem Boden. Indeß kommt dabei viel auf die Witterung an.

Zu Flachs wird in der Regel das vor dem Winter aus dem Stoppel umgebrochene Land im Frühjahr gepflügt, und zwar gleich nachdem zum Hafer gepflügt worden ist, damit der Acker einige Brache bekömmt, sich festsetzt und das Unkraut Zeit hat aufzugehen. Zu diesem letzten Zweck ist es gut, 14 Tage vor der Aussaat den Acker tüchtig eggen und walzen zu lassen, um das Unkraut hervorzulocken, welches desto leichter vertilgt wird, und dem Jäten zu statten kommt.

Beim Säen ist es eine allgemein bekannte Hauptregel, daß der Boden fein und klar geeggt und möglichst festgetreten seyn muß, worauf sehr viel ankömmt. Sind daher viel Klöße auf dem Acker, und ist es eine trockene Jahreszeit, so muß zwischen den Eggen oft die Walze zu Hülfe genommen werden. Ist der Lein gesäet und eingeegget, so hängt es von Zeit und Witterung ab, ob er gewalzt werden soll. Ist die Witterung anhaltend trocken und der Acker so ausgedörrt, daß man fürchten muß, der Leinsaame könne kaum zum Aufgehen kommen, so ist das Walzen heilsam, um das fernere Austrocknen zu

verhindern. Sollte dann aber ein Gewitter kommen mit Platzregen, ehe der junge Flachs aus der Erde ist, so setzt sich eine Kruste, die es der jungen Saat schwer macht durchzubrechen, und man leidet Schaden. Um dieser Furcht willen wollen manche lieber das letzte Walzen nicht anwenden.

Die Zeitbestimmung der Einsaat gehört zu Umständen, welche sich unter keine allgemeine Regel bringen lassen. Beinahe ein jeder Ort hat darin seine Abweichungen. Man findet häufig, daß in Gärten auf kleinern oder größern Flecken vom 25sten März an, je nachdem es die Witterung früher oder später zuläßt, Lein gesäet wird, der schön geräth; im Felde aber ist die Saatzeit die letzte nach der Gerste. Bei Minden wird um Maitag gesäet, — in der Grafschaft Ravensberg 10 bis 14 Tage später. In der mehr berührten südwestlichen Gegend ist der letzte Tag des Mais der erste Leintag, und dann hält man mit dem Säen an bis zur Mitte des Junius. Um diese Zeit fängt es dann erst im Lippeschen Lande an, und dauert daselbst bis Ende Juni. Man ist nicht der Meinung, als ob man nicht auch hier den ganzen Maimonat hindurch Lein säen könne; auch geschieht es wohl hie und da. Indessen ist in der angeführten Gegend jede frühe Saat mißlich, und man muß sich durch die günstige Witterung der ersten Maitage nicht verführen lassen. „Ich habe, sagt Pastor Weihe, auf diese Art viel Flachs mißrathen gesehen, und man ist der Meinung, daß die frühe Saat nur in 6 Jahren einmal gut bei uns ausfalle, und es immer das sicherste sey, später zu säen.“

Das Quantum der Einsaat beim Flachsbau ist verschieden. Zuerst muß hier alter, das heißt selbst gewonnener, und neuer, das heißt aus der Fremde und namentlich über See eingeführter, Saame unterschieden werden. Auf einen Morgen Landes säet man von altem Saamen in der Regel das Doppelte, was an Roggen darauf fallen würde, weil man voraussetzen muß, daß nicht jedes Korn aufgeht und kräftig genug ist. Bei neuem Saamen unterscheidet man wieder die Arten desselben, und glaubt, daß man mit Windauer und Rigaischem Saamen weiter reiche, als mit dem aus der Libau,

welches vielleicht doch Vorurtheil ist, obgleich der Windauer oft feiner erscheint, und man daher weiter damit kommen mag. Bei dem neuen oder fremden Saamen kann man bei der Einsaat, je nachdem der Saame besser oder schlechter, reiner oder unreiner ist, $^1/_4$ — $^1/_3$, wohl gar $^2/_5$ ersparen. Man ist in neuern Zeiten hierin klüger geworden, als vor 40 Jahren, wo in der Regel dicker gesäet wurde, viel Flachs zurück blieb und nicht aufkommen konnte. Bei dem ächt Seeländischen Sacklein reicht bei gehörig zubereitetem Lande ein Berliner Scheffel oder 80 Pfund auf einen Morgen Landes, zu.

Daß der Flachs gejätet wird und werden muß, ist bekannt, doch geschieht es nicht auf einerlei Art. In dem Mindenschen sitzen die Jäter auf dem Lande und rücken sitzend bei ihrer Arbeit fort. In der Grafschaft Ravensberg wartet man, bis der Flachs fast einen Fuß hoch ist, dann geht man, oder reitet auf den Knieen durch das Stücke hin und her, um das Unkraut auszuziehen, welches beweist, daß man den Boden schon vorher reiner zu machen oder zu erhalten gewußt hat.

Wenn der Flachs seine gehörige Reife hat, wird er aufgezogen, in größere Bunde gebunden, wozu man Weiden nimmt, dann nach Hause gebracht, da man die Knoten zwischen eigens dazu verfertigten eisernen Stangen abstreift, die Knoten trocknet, den Flachs nun in kleinern sogenannten Wasserboden in die Röte bringt. Nachdem er darin die gehörige Gährung bekommen, wird er auf einem Lande, gewöhnlich einem Stoppelfeld, dünn ausgebreitet, 8 bis 14 Tage liegen gelassen, bis er an einem schönen trockenen Tage eingebunden und ins Haus gebracht werden kann.

Hiebei einige Bemerkungen:

1) Die Zeit des Aufziehens richtet sich oft darnach, ob der Flachs stehen geblieben war, oder sich bei vielem Regen früh gelegt hatte. Im letzten Fall kann man die Reife nicht immer abwarten, sondern muß den Flachs früher aufnehmen und leidet dann an den Knoten Schaden, die nicht so reif sind, daß sie einen vollkommenen Saamen liefern. — In der Grafschaft Ravensberg läßt man überhaupt den Flachs nicht so reif werden und bekümmert sich weniger um den Saamen, weil man

mit Recht glaubt, daß der zu reif gewordene Flachs an Feinheit und Güte verliere.

2) Es ist in neuern Zeiten oft zur Sprache gekommen, daß man den Flachs gar nicht im Wasser röten, sondern ihn eine gewisse Zeit auf dem Lande ausgebreitet liegen lassen solle, bis er so mürbe geworden, daß er sich verarbeiten läßt. Es giebt Gegenden im Fürstenthum Minden, wo man diese Methode befolgt, aber doch gesteht, daß sie ihre Nachtheile hat, und der Flachs dabei nicht zu allem so brauchbar wird, wie man ihn wünscht. „Meine Versuche, sagt Pastor Weihe, gereichen auch jener Methode nicht zur Empfehlung, und ich glaube, das Röten im Wasser wird immer die Oberhand behalten und den besten Flachs, sonderlich für den Handel und zu dem Fabrikgarn, liefern.“

3) Das Röten erfordert eine eigene Aufmerksamkeit und eine geübte Kenntniß, um richtig beurtheilen zu können, wann der Zeitpunkt da ist, wo der Flachs aus dem Wasser muß heraus gezogen werden. Denn oft kann er in 4 oder 5 Nächten dazu geeignet seyn, oft kaum in 7 oder 8, je nachdem der Flachs selbst, oder das Wasser, oder die Witterung beschaffen sind. Man muß also täglich prüfen und oft bei Erfahrenen Rath fragen, denn wenn der Flachs zu lange im Wasser bliebe, könnte er so mürbe werden, daß er unter der Bearbeitung ganz zerfiele und in Hede überginge.

4) Eben so muß der auf dem Felde zum Trocknen ausgebreitete Flachs oft geprüft werden, ob er schon schälet oder der Bast sich von dem Mark ablöset.

Die Bearbeitung des Flachses, um entweder im Hause versponnen oder auch als Kaufmannswaare verhandelt zu werden, ist theils bekannt genug, theils verschieden, je nachdem die Bestimmung ist, wozu der Flachs gebraucht werden soll. Bei Mennighüffen wird er zuerst in der Bockmühle gestampft und erweicht, dann gebraket (oder wie man hier spricht, geracket), dann geribbet und endlich durch eine gröbere und feinere Hechel gezogen.

Es ist sehr schwer, über den Ertrag des Flachses etwas

allgemein geltendes zu sagen. Man kann nur einzelne Data angeben.

Ist der Lein gehörig gut gerathen, so kann er, auf dem Lande stehend, für 32 bis 40 Rthr. verkauft werden. Indessen ist zu bedenken, daß der Bauer auch für den Saamen 12 bis 15 Rthlr. ausgelegt hat, es bleiben ihm hier also für Feld und Arbeit noch 20 bis 25 Rthlr. übrig. Ehedem konnte man 10 Pfund gerackten Flachs für einen Thaler kaufen. Nachher ist der Preis auf 9 bis 8 und gar 7 Pfund gestiegen. Auf den Märkten erhält man 5 bis 6 Pfund gehechelten Flachs für einen Thaler, da man im Ravensbergischen nur $2^1/_2$ bis 3 Pfund bekömmt; wie denn überhaupt dieser Flachs schon feiner und vielleicht auch besser gehechelt ist.

Verarbeitung des Flachses. Die Zeit ist ohne Zweifel das größte Capital, das die Natur dem Menschen lieh, und das unter seinen Händen zerrinnt, wenn er es nicht benutzt und keinen Augenblick davon verloren gehen läßt. Hierzu gehören Beschäftigung und Mittel. Erstere läßt sich weder auf dem Felde noch in dem häuslichen gewöhnlichen Betriebe kleiner Wirthschaften finden. Diese sind im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung zu stark mit Menschen überfüllt und müssen es seyn, wenn ihre Arme für die Tage der Arbeit im Freien zureichen sollen, dagegen aber reicht die Arbeit in den Tagen und Stunden erzwungener Ruhe nicht für diese Arme zu, und so geht das auf dem Felde errungene plus der Production wieder verloren, die Consumtion prädominirt, und Noth und Armuth sind die Folge.

An der Ausfüllung jener leeren Augenblicke ist also alles gelegen, und das beste Mittel dazu ist die weitere Verarbeitung selbst gezogener Produkte oder doch solcher, die ohne viele Umstände in der Nähe zu haben sind, und unmittelbar aus der Produktion des Bodens selbst hervorgehen. Dadurch wird dieses Getriebe zweimal zum Vortheile des Ganzen benutzt; einmal durch das Geld, das aus der Fabrikation hervorgeht, das anderemal dadurch, daß die Cultur des Bodens befördert und der Werth der Produktion erhöhet wird. Das geschieht namentlich durch die Gespinnstpflanzen. Friedrich-

Wilhelm I. nannte bekanntlich die Provinzen Ravensberg, Minden und Tecklenburg sein Spinnländchen. Friedrich der Große achtete sie weniger und warf ihnen den Mangel an Fabriken vor, aber mit Unrecht! man machte dem Könige bemerklich, daß in Westfalen jedes Kind von 5 Jahren an schon ein Fabrikant sey. — Zwischen einer Volksfabrik aber und den Fabriken einiger Privaten ist ein wesentlicher Unterschied. Wenn diese nur einige wenige bereichern, so verbreitet jene einen allgemeinen Wohlstand. Bei diesen wird der große Haufe nur durch einige wenige Privaten genährt, er hängt also auch nur durch sie (ich meine die Fabrikherrn) mit dem Staate zusammen; bei jener nährt sich jeder selbst, und sein Wohl knüpft sich unmittelbar an den Boden, mithin an den Staat an. Der Zustand der Privatfabriken ist mehr glänzend, das Geld fließt in größeren Massen zusammen, es besoldet mehrere Diener. Der Zustand einer Volksfabrik ist mehr solid, er erhält bloße Bürger. Der Unterschied ist groß, sehr groß. Concentrirt sich das Geld bei einer solchen allgemeinen Fabrik, wozu jedes Haus im Lande beiträgt, zwar nicht auf einigen besondern Punkten, und kündigt sich daher äußerlich nicht durch prunkvolle Gebäude und Aussenschein an, so fehlt es dabei dem Ganzen nicht an Reichthum im Ertrage. Nur dadurch, daß der Strom sich in so viele Canäle, Rinnen und Röhren vertheilt, scheint er dem Auge unerheblich. Ich darf hier Flandern, Elsaß und Ravensberg als mir wohl bekannte Provinzen anziehen, die ohne Hanf und Flachs, ohne Spinnen und Weben nichts seyn würden, und durch sie viel, sehr viel sind.

Vieles kommt bei dem Flachsbau auf den Saamen, alles auf die Aerndte, und wieder vieles in dem Mindenschen auf den Garnhandel an. Man hat in Westfalen außer dem eigenen Saamen noch vier fremde Gattungen, die hier angesäet werden, nämlich den Rigaischen, den Libauer, den Windauer und den Seeländischen oder Sacklein. An einigen Orten zieht man diese, an anderen jene der vier Gattungen vor, und immer steht ihnen der im Lande gewonnene Saamen nach. Zu der Zeit, als die Franzosen dem russischen Leinsaamen keinen Eingang mehr gestatteten, nahm die Güte und

Länge des Flachses merklich ab, welche sogleich wieder hergestellt wurde, als man nach der Veränderung sich wieder fremden Saamen verschaffen konnte. Ich bin zwar der Meinung, daß wir, unter andern Umständen, den fremden Saamen gänzlich entbehren könnten; allein so lange diese Umstände, welche zu entwickeln hier zu weitläuftig fallen würde, nicht eingetreten sind, bleibt uns der ausländische Saame, wofür so große Summen außer Lande gehen, zum Besten unserer Gespinnstfabrikate nothwendig oder doch äußerst nützlich.

Mehr als die Auswanderung jener Summen bleibt der Wucher, nicht selten auch die Verfälschung zu bedauern, welche man den Saamenhändlern zu Last legt, und welche den armen Landmann nicht wenig drücken und ihm einen guten Theil dessen entziehen, was er mit so viel anhaltendem Fleiße zu verdienen sucht.

Ein großes Unglück für hiesige Gegend ist eine mißrathene Flachsärndte, weniger des Verlusts ihres Ertrags wegen, als wegen dem Abgange an Beschäftigung für die innere Haushaltung und dem Verlust an Verdienst, der daraus entsteht. Unter solchen unglücklichen Umständen liegen Hände bei tausenden müßig und das Capital der Zeit geht verloren. Man läuft nach dem Ravensbergischen, dem Osnabrückschen, und geht selbst bis in das Hildesheimische, um sich nur Material zur Arbeit zu verschaffen. Man verliert die Zeit, und kömmt am Ende mit einem theuren und oft nur schlechten Vorrathe am Hause. Man war schon verbunden, in solchen unglücklichen Jahren Flachs aus der Ostsee zu verschreiben, blos um die an Arbeit gewohnte Hände zu beschäftigen. Hier zumal tritt der Wucher auf, der alles zusammenkauft, und dann den armen Spinner, dessen Bekanntschaften sich nicht außerhalb seiner Heimath erstrecken, unter die Scheere faßt! — Man hat Kornmagazine, warum sollte man keine Flachsmagazine haben können, da eben diese das Mittel für den Armen seyn würden, um sich Arbeit und Brod zu verschaffen? Der Flachs hält sich ohne Gleichen länger und besser als das Getreide. Es giebt Jahre, wo er über den Bedarf geräth. Diese wären der Augenblick, ihn aufzuspeichen und ihn für die Fälle der Noth den Spinnern

zu einem gerechten Preise überlassen zu können. Es wäre dieses wohl die wichtigste Wohlthätigkeitsanstalt, die man in einem Spinnlande errichten könnte. Der Flachsbau selbst würde dabei in Aufnahme kommen, weil die Anbauer sicher wären, auch in guten Jahren Absatz zu finden. — So viel ist sicher, daß, wenn bis jetzt nicht noch mehr gesponnen wird, die Schuld davon am Abgange des Materials liegt.

Das Fürstenthum Minden ist nicht das Land der Weberei. Diese, besonders die Feinweberei, beschränkt sich blos auf die Grafschaft Ravensberg. Dafür kömmt der Garnhandel in jenem Lande um so mehr in Betracht. Sollen die Garnhändler einen gebührenden Preis für das Gesponnene zahlen können, so muß der Garnhandel möglichst begünstiget, erleichtert, und durch keine Abgaben erschwert werden. Die geldgierige französische Regierung war unweise genug, diesen Handel in Fesseln zu legen, und hätten die Kaufleute ihn nicht durch allerhand Schleichwege noch nothdürftig zu erhalten gewußt, so wäre alles darüber zu Grunde gegangen. Wenn die Franzosen dem Linnenhandel so viele Beschwerlichkeiten in den Weg legten, so war ihnen natürlich an seinem Fortgange nichts gelegen, und sie ließen die darüber bestehenden polizeylichen Einrichtungen außer Acht und verfallen. Vor 1806 wandte die Königliche Kammer von Minden ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Spinnerei, und suchte sie immer mehr in Aufnahme zu bringen. Die Haspeln, deren Arme die gebührende Länge nicht hatten, wurden zerschlagen, die richtigen gestempelt. Man ging unversehens in die Häuser, nahm das Garn aus den Haken, und sah zu, ob die Stücke die gehörige Anzahl Binde und jedes Bind die gehörige Anzahl Fäden hatte. Die Widerrechtlichkeiten wurden gestraft. Auf der Bürgermeisterei zu Lübecke, wo mehrere Garnhändler wohnen, war die Maaßkette, die man in streitigen Fällen zu Rath ziehen konnte. Ein Stück Noldgarn mußte halten 20 Binde, jedes Bind 50 Fäden. Ein Stück Wollgarn enthielt auch 20 Binde, aber jedes von 60 Fäden. Durch die Vernachlässigung der Polizey hat das Garn theils nicht seine Länge, theils fehlen in den Stücken einige Binde oder in den Binden einige Fäden. Es steht also, theils

um der Immoralität zu steuern, theils um dem Garn in dem Gewerbe seinen Credit wieder herzustellen, zu hoffen, daß die vernachlässigten Polizeianstalten wieder in Gang gebracht werden mögen.

## XI. Verschiedenes.

Unkräuter. 1) Döbbe, Taubkraut, Rhinanthus crista galli, befindet sich sowohl auf Aeckern als in Wiesen. Es hat die unglückliche Eigenschaft, seinen Saamen noch vor der Reife des Getreides fallen zu lassen. Man findet es nur unter dem Winterkorn, und der Landmann ist ihm als einem Unkraute, das dem Getreide viele Nahrung entzieht, sehr gram. Er behauptet, daß die Garben, worunter es sich befindet, nur schlecht scheffeln, und selbst noch in der Scheune von diesem Unkraute verzehrt werden. Es läßt sich nur durch eine sorgfältige Cultur wegschaffen. „Ich hatte," sagt Past. Weihe, „einen Acker, der stark damit angesteckt war. Ich besäete ihn mit Gerste, wo die Döbbe der Gewohnheit nach nicht zum Vorschein kam. Darauf bestellte ich den Acker mit Roggen, über den ich im Frühjahre Klee aussäete, und sogleich fand sich mein Unkraut wieder ein. Ich ließ ihm aber keine Zeit; denn da ich den Roggen nur zum Grünabfuttern gesäet hatte, so mußte sein Feind mit weg. Im folgenden Jahre zeigte sich dennoch Döbbe, wurde aber mit dem Klee weggemähet. Im vierten Jahre kam Hafer, im fünften Roggen und die Döbbe war fort."

2) Der Flughafer, ein sehr hartnäckiger Feind. Man lockt ihn im Frühjahre durch zeitiges Pflügen und Eggen hervor, und vertilgt ihn; aber er kömmt immer wieder und macht bei dem Flachsjäten nicht wenig Mühe. Das beste Mittel ist eine Brache im Vorsommer, wo man ihn ruhig heranwachsen läßt, ihn vor dem Saamenansatze wegmähet und das Feld allenfalls mit Rüben bestellt.

3) Hederich, Ackersenf und Ackerrettig. Wir haben seiner schon bei dem Häfer gedacht. „Vergebens," sagt Past. Weihe, „habe ich ihn vor der Gerstensaat herausgelockt, um ihn zu vernichten. Es kam immer wieder neuer mit der Gerste her-

vor. Nur der Anbau von Flachs, Kartoffeln, Rüben oder eine reine Brache kann ihn bändigen, wiewohl nicht tilgen.“

4) Die Wucherblume, das gehässigste aller Unkräuter! Sie kömmt nur in Sommerfrüchten, doch auch im Wintergetreide, wenn solches ungewöhnlich dünne steht.

Zu so viel Hader und Streit giebt eine schlechte Fruchtfolge, oder die Dreifelderwirthschaft, ohne reine Brache Anlaß!

Anderweitige Nachtheile. — Verberitzen. Neu gesammelte Erfahrungen bestätigen den nachtheiligen Einfluß dieses Strauches auf den Roggen, dessen Aehren bis zu einer ziemlichen Entfernung davon taub werden. Auch beschäftiget man sich allenthalben, diesen nachtheiligen Strauch auszurotten. Nach der Beobachtung des Past. Weihe giebt es bei ihm Aecker, wo der Roggen fast jedesmal, wenn er auch noch so schön angesetzt hätte, verbleichet, oder vor der Zeit weiß und reif wird und fast kein Korn liefert, ohne daß man die Ursache davon angeben könnte.

Brand im Weizen. Wenn alle Rezepte, womit das landwirthschaftliche Publikum gegen dieses Uebel überschwemmt wird, hülfen, so wären wir schon lange davon befreit. Jeder giebt ein Mittel an, und jeder hat das beste und noch immer Brand. — Dafür eine andere Erfahrung über das Einkalken. „Es mögen über 20 Jahre seyn,“ sagt Past. Weihe, „als ich auf den Gedanken kam, das Einkalken des Saamens könnte diesem auf eine andere Art nützen und sein Wachsthum befördern. Ich versuchte also und fand, daß das Einkalken auf den Roggen gar nicht wirke, den Schotenfrüchten nachtheilig, der Gerste aber sehr vortheilhaft seye. Ich überzeugte mich völlig davon, daß die gekalkte Gerste mir unter gleichen Umständen beinahe $^2/_3$tel mehr einbrachte als die, welche ich nicht gekalkt hatte. Ich säete meine Gerste damals in die zweite Gaile, durch das Einkalken aber konnte ich sie füglich in die dritte bringen. Da ich aber seitdem mehr Klee baue, und diesen unter die Gerste säe, also zu dieser dünge, unterließ ich das Kalken, um so mehr, da ich hier nicht wohl Kalk haben

kann. Indessen theilte ich meine Erfahrung andern guten Oeconomen auf großen Gütern mit, sie machten denselben Versuch und rühmten seinen Erfolg.“

Ich bitte den geneigten Leser, dem würdigen Pastor Weihe Dank zu wissen für die schätzbaren Beiträge, die er mir über die Cultur seiner Gegend geliefert hat.

# Dritter Abschnitt.

## Zustand des Ackerbaues in der Grafschaft Ravensberg.

---

### I. Lage und Boden.

Die Grafschaft Ravensberg wird von dem Deutschburger Waldgebirge in der Richtung von Nordwest nach Südost durchschnitten. Der südwestliche Theil ist durchaus flach und sandig; der östliche aber weniger eben, eher naß als trocken, eher zähe als mild, eher thonig als sandig. In dem Kreise Bünde findet sich jedoch auch etwas Sandboden. In dem Kreise Blotho hat man sandigen Lehm, auch lehmigen Sand und mit Stellen auch Klei.

Die Tiefe der Ackerkrume ist verschieden, von 4—6—9 Zoll. Da indessen der Untergrund mit wenigen Ausnahmen Lehm ist, so mag wohl jene Tiefe blos zufällig und durch die Art zu pflügen bestimmt worden seyn. Man fürchtet sich oft mehr vor dem Untergrunde als nöthig, und das kömmt in einigen Gegenden der Indolenz zu Hülfe. Wenn nicht gar zu anhaltende Nässe eintritt, läßt sich der Boden hier wohl bearbeiten. Bei häufigen Baarfrösten frieren die Neubrüche und der ganz leichte Lehmboden auf. Vermuthlich geschieht solches auf Feldern, die eine Ockerschichte oder einen gelben festen Thon oder einen Moorgrund zur Unterlage haben. Andere Felder können durch ein einziges Pflügen bei feuchter Witterung ganz verdorben

werden. Obgleich es im Ganzen viele niedergelegene feuchte Felder giebt, so ist doch keines morastig.

## II. Zustand der Cultur, Industrie der Bewohner.

Wenn man die Feld-Cultur im Kleinen und bei den Kleinen, den Köttern und Heuerleuten, betrachtet, so kann sie wohl nicht höher steigen als sie in dem Ravensbergischen gestiegen ist. Die Arbeit ist das Element des Ravensbergers. Von dem Alter von 5—6 Jahren in der Spinnstube daran gewöhnt, dient sie ihm statt aller andern Bildung. Da er beständig auf seinem kleinen Acker liegt, so kennt er ihn durch und durch, weiß ihn so hoch als möglich zu nutzen, und verbessert ihn mit einer bewundernswürdigen Unverdrossenheit. Kein Fuß breit liegt ungenutzt; keine Furche wird ungleich umgestürzt; keine Mergelgrube ist ihm zu entlegen. Wo er irgend einen Fanggraben anlegen kann, um den Schlamm zu fassen, den der Regen herbeiführt, da thut er es. Nur die gänzliche Stallfütterung will noch keinen rechten Eingang finden. Er verläßt sich auf seine Weiden, für welche er eine besondere Vorliebe hat, und worauf er seinen höchsten Fleiß verwendet. Auf Spinnrad und Kuh gründet sich sein ganzes Daseyn. Seit der Theilung der Gemeinheiten hat man aus den unebensten, höckrigsten und verlöchertsten Flecken Wiesen entstehen sehen, die jeden andern, der den Fleiß der Ravensberger nicht besitzt, würden abgeschreckt haben.

Das Gesagte trifft aber nicht so ganz bei den eigentlichen Colonen oder Meiern zu. Da sie mehr an Wohlleben gewöhnt sind, so haben sie oft mehr Mühe nach ihrer Art durchzukommen als ihre Heuerleute nach der ihrigen. Das erste Frühstück eines solchen Colonen ist ein guter starker und mit Zucker wohl versüßter Kaffee. Um 8 Uhr ißt er mit seinen Hausgenossen das Imbt oder Frühstück, um 10 Uhr nimmt er einen Anbiß Fleisch oder Wurst oder gebackene Eier mit einem Schluck Branntwein. Um 12 Uhr speist er zwar mit seinen Hausgenossen zu Mittag, nur daß er auch an den Tagen Fleisch hat, wo dem Gesinde keins gereicht wird, und ohne die Federbissen,

welche ihm sein Weib heimlich zusteckt; denn hier setzt jedes Weib eine Ehre in die Mastung ihres Eheherrn und betreibt sie hauptsächlich mit Eiern, Würsten und Pfannkuchen. Die dicken Wänste sind daher nicht selten, und dicke Wänste arbeiten bekanntlich nicht gerne, non student libenter. Die leidige Prozeßsucht macht weniger Mühe. Doch das gehört nicht hieher! Ich bin jedoch weit entfernt, dieses auf alle größere Ravensbergische Colonen anzuwenden. Es giebt darunter manche tüchtige Ausnahme.

Ich kehre wieder zu unsern kleinen Leuten zurück. — Die Erfahrung hat hier gelehrt, daß seit der Theilung der hiesigen Gemeinheiten die Verbesserung des Acker-, Wiesen- und Holzbaues, so wie die Verbesserung der Viehzucht und ihre sorgfältigere Pflege lediglich von den Ansiedlern auf den wilden Gründen ausgegangen ist. Gedrungen durch Noth und Umstände wurden diese Leute erfinderisch, sannen und lernten nach einigen Mißgriffen, was ihr Aufkommen befördern konnte. Im Anfange riß man den wilden Boden mit einem Radpfluge auf und brachte dadurch die obere Narbe zu tief in den Boden. Die Felder wurden uneben, und wenn man, um die Unebenheiten auszugleichen, den Grund von andern Stellen dazu verwendete, so verschlechterte man diese letztern. Man ließ also bald den Radpflug weg und machte etwas feinere Arbeit. Die Sache war aber dadurch noch nicht zureichend gebessert, bis man folgende Methode ergriff. Man plaggte die Narbe oder Oberfläche ab, trocknete und brannte sie; dann grub man zwischen den Aschhaufen und streuete die Asche über das Umgegrabene her, und verband sie durch Eggen oder Harken mit dem Boden. Im zweiten und dritten Jahre wurde der Acker gemergelt und mehrentheils zu jeder Frucht gegraben. Die armen Neubauer legten sich stark auf Kartoffel- und Gemüse-Bau, und da sie dadurch einen Abgang an Heu und Kornfutter hatten, so fingen sie an, ihre einzige Kuh mit Gemüse und Wurzelwerk zu füttern. Der Nutzen davon leuchtete bald ein und wurde allgemeiner. Die alten Bauern sahen, daß diese Leute mehr Milch gewannen, und nahmen deren Verfahrungsart an.

Durch die Proben, welche die Ansiedler machten, wurde der Gebrauch des Mergels allgemeiner; so wie man überhaupt anfing, die alten Ländereien sorgfältiger zu bearbeiten. Trafen sie auf ein zur Wiese sich passendes Fleckchen, so sparten sie weder Kraft noch Schweiß, es in Ordnung zu bringen. Die durch die Ansiedlung vermehrte Bevölkerung gab den Grasplätzen schon einen höhern Werth und dadurch wirkte das Beispiel der Verbesserung derselben auch auf die übrigen Bewohner ein. Auf das Holz hatte jene Bevölkerung einen eben so starken Einfluß, und die dadurch veranlaßte größere Schonung trug nicht wenig zur Einführung der halben und selbst der ganzen Stallfütterung bei.

Wenn man den günstigen Einfluß bezweifeln wollte, den das Beispiel jener Ansiedler und die Theilung der Gemeinheiten auf die Ravensbergische Cultur gehabt haben, so darf man nur den Kreis Blotho, wo die Theilung noch nicht vor sich gegangen ist und daher noch alles auf dem alten Fuße steht, mit den übrigen Kreisen vergleichen. Erst seit einigen Jahren fängt man daselbst an, den Kartoffelbau etwas zu vermehren und an die Möglichkeit zu glauben, daß auch Klee in der Gegend wachsen kann, wo ohnehin ein Abgang an Wiesen ist.

Endlich kam uns denn noch die liebe nützliche Noth zu Hülfe. In den vergangenen unglücklichen Kriegszeiten geriethen die Pferde haltenden Wirthe mit ihrer Ackerbestellung in's Gedränge. Wollen oder nicht! Wenn sie sich nicht selbst an den Pflug spannen sollten, so mußten sie ihre Kühe dabei zu Hülfe nehmen, welches wohl freilich nicht ohne Kampf mit den Weibern mag hergegangen seyn; aber selig sind die noch immer einwirkenden, sich immer mehr verbreitenden Folgen dieses heilsamen Gebrauchs! Denn nun bestellt der Kleine sein Land selbst und bedarf des Großen Hülfe nicht mehr, welche ihm dieser doch gewöhnlich nur zur Unzeit leistete. Die, welche nur eine Kuh halten, vereinigen sich zu zweien oder vieren, um ihr Gespann vollzählig zu machen. Der Acker gewinnt und das Vieh leidet nicht darunter. Statt daß es sich sonst auf öden Aengern mühsam und unter Nahrungssorgen umherschleppte, erhält es nun zum Solde seiner Arbeit bessere Nahrung auf dem

Stalle, und giebt dadurch nach dem allgemeinen Zeugnisse eben so viel Milch als vorher.

## III. Gespann und Gespannarbeit.

Das Zugvieh der Größern sind die Pferde, das der Kleinern, wie wir so eben gesehen haben, die Kühe. Doch ist Letzteres nicht allgemein genug; denn sonst würde ich nicht drei Männer auf dem Felde bei Jollenbeck gefunden haben, die sich bei einer Egge außer Athem zogen.

Es seyen Pferde oder Kühe, so spannt man ihrer 2, 3, 4 vor den Pflug. Bei dem Pflügen wird außer dem Pflüger ein Gehülfe zu dem Antreiben der Pferde erfordert, — ein Zeichen von einer schlechten Erziehung oder von einem schlechten Pfluge. Vor die Egge kömmt ein Paar, auch nur ein Pferd oder ein Paar Kühe. Die Walze wird beinahe nur zu den Sommerfrüchten gebraucht.

Man pflügt 3, 4, 5, 6 Zoll tief, und beschafft 1 Morgen und mit vier Pferden 2 Morgen im Tage. Mit der Egge werden 4—6 Morgen abgefertigt.

Man unterhält die Pferde im Sommer mit Hafer, der sammt dem Stroh unter einander geschnitten ist, und grünem Klee; im Winter mit Häcksel von Roggenstroh und Wicken. Von Pferdezucht kann aus Abgang von Weiden und wegen starker Parzellirung des Bodens keine Rede seyn; es müssen ihrer also viel beigekauft werden, zumal Fohlen, die man aus der Gegend von Bremen und dem Oldenburgischen bezieht.

## IV. Nutzvieh.

Hornvieh. Man nimmt das Gewicht einer Kuh auf 4—600 Pfund an. Nur in dem Kreise Blotho sind sie leichter und kommen nicht über 300 Pfd. Dennoch soll diese kleine Race sehr gut seyn. Man schlägt den Butter-Ertrag auf 70—80 Pfd. an.

Ganze Stallfütterung ist zwar nicht selten, indessen ist die halbe allgemeiner. Das Vieh wird auf Weiden oder Klee-

dreischen gehütet, im Canton Blotho aber auf der Brache und den noch daselbst bestehenden Gemeinheiten. Das Vieh erhält dabei noch etwas Klee auf dem Stalle. Man hält die Sommerstallfütterung nicht für allgemein möglich, weil es an Streustroh und Plaggen fehlt. So sagt man! Indessen werden wir im Münsterlande sehen, daß der Vorrath von Plaggen allein nicht zur Stallfütterung bewegen kann. Es fehlt wohl mehr an ernstlichem Willen und einer guten Einrichtung. Auch sagt der Domainenpächter Haccius vom Canton Blotho: „Die Sommerstallfütterung ist hier überall möglich und würde von dem größten Nutzen seyn.“

Die Winterfütterung besteht aus Kohl, Rüben, Häcksel von Weitzen- und Roggenstroh, Wirrstroh, etwas Heu, und bei Einigen auch etwas Mehl. Die Winterfütterung geschieht kalt und nichts wird gekocht, und dieser Gebrauch ist allgemein. Sattelmeier Johann hält das Kochen der Kartoffeln selbst für schädlich. Hafer mit dem Stroh zu Häcksel geschnitten, mit rohen Kartoffeln und etwas Mehl gemischt, wird für das beste Fettfutter gehalten.

Im Canton Blotho läßt man die Rinder mit 2½—3 Jahren zum ersten Mal von dem Bullen begehen, anderswo schon im zweiten. Die Kälber werden getränkt. Die Kühe läßt man 6—8 Wochen vor dem Kalben verseichen; man melkt sie auch wohl bis 14 Tage vor dem Kalben. Eine feste Regel hat dabei nicht statt.

Schaafe findet man beinahe nur noch im Canton Blotho, wo die Gemeinweiden noch nicht getheilt sind. Doch ist die Schaafzucht auch hier nicht beträchtlich. Die größten Heerden haben nicht mehr als 3—400 Stücke. Versuche haben gezeigt, daß die Veredlung daselbst nicht gedeihen will. Das Stück scheert 2½—3 Pfd. Wolle, wovon das Pfd. jetzt 8 Gr. gilt; sonst galt es nur 4—5 Gr. Ein Mutterschaaf kostet 2½, ein Hammel 3½ Thlr. Faulwerden und Drehen sind die Krankheiten, denen das Wollvieh unterworfen ist. Das Winterfutter besteht in Stroh aller Art. Mutterschaafe und Jährlinge erhalten auch wohl etwas ausgedroschene Wicken und Hafer im Strohe. Die Schäfer haben ihr Vorvieh als Lohn.

Die Schweinezucht wird nicht besonders betrieben, doch genug zum Bedarf der Provinz. Es herrscht um Bünde die Ausgelassenheit, die Schweine im Winter bei guter Witterung herumlaufen zu lassen. Nach den Schweinen zu urtheilen, gehört diese Provinz nicht zu Westfalen. Man schlachtet zu 90, 110, 130, 150 Pfund. Was mehr wiegt, ist außer der Regel. Die Mast wird größtentheils mit Kartoffeln und zuletzt mit einem Zusatz von Gersten- und Bohnenschroot betrieben, Einige füttern auch die Bohnen ungemahlen. Nach der Osnabrückschen Gränze zu ist die Schweinerace bedeutend größer, und man hält 250—300 Pfd. für eine mittlere Schwere. Die größten und fettsten Schweine werden auf 420—430 Pfd. gebracht.

## V. Wiesen und Weiden.

Weiden. Die Grafschaft hat sehr wenige Weiden, und diese liegen bei Bilefeld und Herford. Anderswo hat sie gar keine. Die höher gelegenen Weiden werden von Zeit zu Zeit unter den Pflug genommen und mit Getreide bestellt. Da der Weiden so wenig sind und solche nahe an gedachten Städten liegen, so stehen sie noch einmal so hoch im Werth als die Ackerlande. Man zahlt bis 10 Thlr. Weidegeld für eine Kuh. Da es hier keine Fettweiden giebt, so wird das güste oder auszumärzende Vieh aufgekauft und nach den Weiden an der Lippe gebracht.

So nachtheilig das Viehhüten einzelner Stücke in Gräben und auf Rainen den benachbarten Feldern auch ist, so ist es doch im Ravensbergischen beinahe unabstellbar, da die Heuerlinge bei der Theilung der Gemeinheiten ganz übergangen worden sind, und die Brinksitzer nur sehr wenig erhalten haben, sie, die früher dieselbe verhältnißmäßig am meisten, besonders mit ihrem Milchvieh, benutzt hatten, statt daß die großen Hofbesitzer blos ihre Fohlen, Rinder und Schweine hinschickten. Es bleibt also schon hart genug für den Armen, daß er nun sein Brod mühsamer auf den Rainen zusammen suchen muß. Ungestrickt sollte indessen nicht erlaubt seyn, das Vieh daselbst weiden zu lassen.

Es muß einem Fremden auffallen, auf den nahe um die Wohnungen gelegenen Weideplätzen nur hochstämmiges Waldholz und keine Obstbäume zu finden, da doch das Gras unter diesen besser fortkömmt und gedeihlicher ist, als unter jenen, und sie nebendem den Genuß von Obst darbieten. Allein dieser letztere fällt hier für den Eigenthümer weg; denn jeder eignet sich das Recht zu, solches zu brechen, wo es nur ausgewachsen hängt, und zwar nicht bei Nacht, sondern vor den Augen des Eigenthümers selbst. Man sieht nämlich solche Früchte, die Gott ohne ferneres Zuthun der Menschen wachsen läßt, als ein allgemeines Gut an, und derjenige Colonus würde als der ärgste Filz verschrien werden, der die Kinder seiner Kötter und Heuerlinge hindern wollte, ihm sein Obst wegzunehmen.

Wiesen. Auch hieran hat das Ravensbergische keinen Ueberfluß; jedoch reicht man damit zu, denn was einigen Cantonen an Heuwuchs fehlt, kann durch die andern ersetzt werden. Da man der Bevölkerung wegen so viel Land unter den Pflug nimmt, als sich pflügen läßt, so bleiben nur die feuchtesten Plätze zu Wiesen liegen, und diesen fehlt es meistentheils an Entsumpfung oder Abwässerung. Das Düngen der Wiesen kann hier, wo man den Dung für den Acker so stark zu Rath hält, nicht statt finden. Doch streuen die kleinen Wirthe Torfasche, den Abdrusch von Leinsaamen und von der Gerste über ihre Wiesenplätzchen. — Wie schön würden sie auch das frische Kartoffellaub dazu benutzen können? — Vom Gebrauche der Holzasche zu dem Zwecke kann keine Rede seyn, indem der Scheffel hier einen Werth von 12—16 Gr. hat. Die Bewässerung dagegen wird ziemlich stark betrieben. Herr Dreckmeyer bei Bilefeld hat vieles Verdienst um den Wiesenbau durch Bewässerung und Abschlämmung des Sandes, um einer Seits zu vertiefen und andrer Seits zu erhöhen. Er hält dafür, daß es am Besten sey, die Wiesen nach dem Winter so lange trocken liegen zu lassen, bis sie wie ausgedorret sind, und dann erst das Wasser darauf zu bringen.

An einigen Orten nimmt man den Heuertrag von einem Morgen zu 16, an andern zu 24 Zentner an. Der Preis vom Zentner ist 10—12 Gr. Das Heu wird durchgehends durch

eigene Dienstboten geworben; da aber, wo es durch fremde Leute geschieht, kommen die Kosten ziemlich hoch und nehmen durchschnittlich den dritten Theil des Extrages weg. Die Kosten von etwas weniger als 11 Morgen Wiesen, die einem Bürger aus Schildesche zustehen, verhalten sich wie folgt:

| | |
|---|---|
| Für zweimaligen Schnitt, gut gemähet . . . . | 16 Thlr. |
| Zum Hauen am ersten Tage zehn Personen à 6 Gr. für die zwei Schnitte . . . . . | 5 — |
| Am zweiten Tage sechs Personen; für die beiden Schnitte . . . . . | 3 — |
| Am dritten Tage acht Personen; für die beiden Schnitte . . . . . | 4 — |
| Fuhrlohn von 12 Fuder Heu . . . . . | 4 — |
| Summa | 32 Thlr. |

Kommen auf den Morgen 3 Thlr.

## VI. Dung und Dungstätte.

Man hat außer dem Stroh nicht viel andere Streumittel; denn, seit die Gemeinheiten getheilt sind, hört es mit den Plaggen auf. Uebrigens sind diese auf einem Boden wie der Ravensbergische nicht so erforderlich, als auf schlechtem Sandboden im Münsterlande, man kann also auch eher ohne sie zurecht kommen.

Der Mist bleibt 8—14 Tage bis 3 Wochen unter dem Viehe liegen, nach der Beschaffenheit der Ställe. Besteht er aus reinem Stroh, so breitet man ihn auf der Miststätte gleichförmig aus, läßt ihn in großen Wirthschaften durch die Pferde festtreten, und deckt ihn im Sommer mit einer einzigen Lage Grünplaggen, wenn man sie hat, sonst mit etwas Erde. Dadurch erhält er sich dann in seinem braungelben Zustande, welcher dem sandigen Lehm und selbst dem lehmigen Sande der angemessenste ist. Er hält so die Mitte zwischen schwarzgerottetem, daher kurzen, und zwischen frischem oder langen Strohmiste, wovon jener am besten auf ganz leichten Boden, dieser auf schweren thonigen paßt. Die mechanische Wirkung der Auflockerung, welche der lange Mist auf dem Thone hervorbringt,

würde auf dem Sande nur schädlich seyn, und so umgekehrt mit dem verrotteten Dunge. Weiter erfordert der Thon, indem sich der Mist nur langsam zersetzt, eine starke Dosis auf einmal, damit die Gewächse in erster Gaile keinen Mangel leiden; dem Sande aber, der den Mist schnell angreift, muß nicht zu viel auf einmal gegeben werden. Damit dieses wenige aber schon im ersten Jahre dazu geschickt sey, muß es vorher einen starken Grad von Gährung überstanden haben. Da unter beiden Erdarten, als Extremitäten, der Lehm die Mitte hält, so hält auch der ihm bestimmte eben angegebene gelbe Dung die Mitte, und muß weder zu roh noch zu frisch seyn.

Was ich hier gesagt habe, betrifft aber nur den gewöhnlichen oder Strohmist. Bei anderm Streusal, wie Heide, Moos und Heideplaggen, könnte wohl im Allgemeinen ein höherer Grad von vorheriger Gährung oder Zersetzung nothwendig seyn; daher denn auch die Westfälinger solche Dunghaufen nie fest zusammentreten, sondern nur locker aufschichten, wodurch sie schneller in Hitze gerathen und jene kaustische Substanzen sich leichter zersetzen.

Für die Jauche ist weder hier noch sonst in Westfalen eine Vorrichtung getroffen. Sie fließt zwar auf die Miststätte, aber eben dahin fließt auch das Wasser von den Dächern und reißt die Jauche mit fort.

„Ich sorgte dafür," sagte mir ein wohlerfahrner Ravensberger, „daß mein Mist Feuchtigkeit genug habe, um nicht schwarz, sondern braungelb zu werden, ein Zustand, in welchem er zu allen Früchten geschickt ist. — Hürdenschlag und Schaafdünger verwendete ich vorzugsweise zur Gerste. — Im Sommer fuhr ich auf den entfernten Feldern Plaggen, Moos, Laub und Flötzerde schichtweise in Haufen, um welche ich die Horden setzte und mit jeder Nacht die Schaafe darauf verlegte. Dabei ließ ich noch von Zeit zu Zeit frischen Stallmist hinzuführen, und mit der Erde und dem Uebrigen fortfahren. Diesen Dung brachte ich dann im Herbste auf das schon gepflügte Land, ließ ihn nur mit der Egge unterbringen, säete und pflügte den Saamen flach unter. Und da gab's Korn!"

Pferdemist ist der Haupt-Dung für nasse Felder. Doch ist dieses nur ein Wink für große Landwirthe, die viele Pferde haben, und den Dung absondern können. Er will auch auf der Miststätte nicht blos feucht wie der Kuhmist, sondern naß gehalten werden.

Sobald der Mist gebreitet ist, wird er auch nach der gewöhnlichen, aber nicht allgemeinen Bauernregel untergepflügt. „Wenn der Mist gleich untergepflügt wird," sagte mir ein hiesiger Landwirth, „so äußert er seine Wirkung am stärksten bei der zweiten Frucht; bleibt er lange gebreitet oben aufliegen, so wirkt er am meisten auf die erste." Ich werde noch mehr als einmal in der Folge auf jene Regel zurück kommen. Ich führe hier nur an, was mir ein anderer Ravensberger davon sagte: „Ich breitete bei meiner Praxis den Dung aus, sobald er aufgefahren war, und ließ ihn im Herbste so lange liegen, bis er grün durchwuchs. Auf diese Weise lockte ich das in der Oberfläche ruhende Samen-Unkraut und Gras hervor, und vermehrte durch diesen Zuwuchs von Vegetabilien den aufgebrachten Dung, statt etwas davon zu verlieren, indem der Saft des Düngers, der durch den Regen ausgewaschen wurde, in den Boden drang, und der darauf liegende den Boden unter sich faul oder moder machte. Dieses Verfahren gab den Früchten einen großen Vorzug vor andern, und ich erhielt ein reines Land."

Man bringt im Durchschnitte 6 vierspännige Fuder Dung auf einen Morgen, und dieser dient für 3—4, auch 5 Jahre.

Außer dem Stallmiste bedient man sich in der Grafschaft Ravensberg auch des Pfannensteins, des Mergels und der Erde aus Fanggräben (hier Brökelkuhlen). Man gräbt nämlich an allen niedern Stellen am Rande der Wege u. s. w. Löcher oder Gräben aus, um die mit dem Regenwasser fortströmende Dammerde, Thon und Dungtheile aufzufangen, und selbe später mit anderm Dung wieder aufs Feld zurückzubringen. — In dem gebirgigen Kreise Blotho geschieht solches nicht blos der Verbesserung wegen, sondern aus Noth, um den Abhängen wieder zurückzugeben, was ihnen alljährlich entströmt, ohne welches sie endlich ihre ganze Krume verlieren würden. Man schlägt den aufgefangenen Grund in Haufen, und setzt diese ein paar

Mal um, ehe man sie an Ort und Stelle fährt. Der Schlamm, der aus dem Beete der Bäche geschöpft wird, kann gleich aufs Feld gebracht werden, statt daß der Weyer-Schlamm oder der aus stehendem Wasser ein Jahr an der Luft liegen muß.

Der Pfannenstein, den man von dem Salzwerke zu Rheme und dem zu Uffeln im Lippeschen bezieht, wird pulverisirt und im Frühjahr nach Eintritt der Vegetation auf den Klee verwendet. Man nimmt davon so viele Scheffel, als man Getreide aussäen würde. Auf dem Klee, sagt der Domainenpächter Haccius, hat dieses Düngersurrogat bei uns (Canton Blotho) einen entschiedenen wohlthätigen Einfluß, der dem des Gypses völlig gleich kommt. Die Wirkung davon dauert aber nur ein Jahr. Daß der Pfannenstein aber auch noch außer dem Kreis Blotho gebraucht werde, beweist das starke Aufkaufen desselben für das Ausland.

Der Mergel ist hier allgemein im Gebrauche. Man hat drei Arten ihn anzuwenden. Die erste: man fährt ihn im Sommer in Haufen zusammen, läßt ihn verwittern, streut ihn im Herbste über den gepflügten Acker und sucht ihn durch mehrmaliges Pflügen und Eggen damit zu vermischen. Die zweite: man streut den Mergel im Winter über die Roggensaat. Die dritte: man bringt ihn auf den Klee, und hier scheint er am zweckmäßigsten angewendet, ob es gleich am öftesten nach der ersten Art geschieht. Im Canton Blotho nimmt man 15—20 Fuder, anderswo 6—15 auf den Morgen. Eine Regel kann nicht dafür angegeben werden, indem es dabei auf die Qualität des Mergels und die Beschaffenheit des Bodens ankömmt. Er hält 10—12 Jahre im Lande und äußert bis dahin bei einer zulänglichen Mistdüngung eine große Wirksamkeit auf alle Saaten. An andern Orten ist seine Dauer von 20 Jahren. Der gelbe Kalkmergel wird vorzugsweise auf die Neubrüche verwendet, weil er die darin vorhandenen Vegetabilien schnell zerstört und in Dammerde verwandelt.

Man vergleiche gefälligst, was ich über den nämlichen Gegenstand in dem Abschnitte von dem Zustande des Ackerbaues des Fürstenthums Minden angeführt habe.

## VII. Cultur-Gegenstände, Fruchtfolge.

Roggen, Weitzen, Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen, Wicken, — Kartoffeln, Rüben, Möhren, Kohl, Klee — Flachs und wenig oder gar keine Oelgewächse. Unter allen diesen Pflanzen steht der Flachs oben an. Er ist in der Grafschaft Ravensberg das Ein und Alles. Sein Gedeihen und Mißrathen hat einen entschiedenen Einfluß auf das Steigen oder Fallen des Wohlstandes ihrer Bewohner, indem sich bei weitem der größte Theil von der Spinnerei ernährt.

Die Fruchtfolge ist die einer Dreifelderwirthschaft. Die wegen dem Flachsbau angewendete und durch den Flachsbau bezahlte Mühe auf das Reinigen des Feldes mag sie hier aufrecht halten, und doch weit eher bei den Kleinen als bei den Großen.

Das Muster hiesiger Fruchtfolge ist:

1. Reine Brache gedüngt mit 6 Fuder vierspännig.
2. Roggen, selten Weitzen,
3. Gerste,
4. Bohnen, Wicken, beide gedüngt mit 4 Fuder, Flachs,
5. Roggen,
6. Hafer.

Das Beste in diesem ganzen Umlaufe ist wohl die reine Brache als die einzige Krücke, worauf sich die Dreifelderwirthschaft noch mit Ehren durch die Welt schleppen kann. Wird die Brache mit Erde oder Moder gedüngt, dann wird auf folgende Weise dabei verfahren. Nachdem das Feld im vorhergehenden Winter gepflügt war, bleibt es bis nach der Bestellung des Sommergetreides liegen, dann wird es von neuem gepflügt und noch einmal im Juli, und zwar diesmal zur vollen Tiefe. Nun wird die verwitterte Erde aufgefahren à 40 — 50 vierspännige Fuder auf den Morgen. Man breitet sie und pflügt flach unter, erst 2, dann 3 und endlich 4 — 5 Zoll tief, um sie aufs innigste mit dem Boden zu verbinden.

Bei Bilefeld fand ich folgenden Fruchtumlauf mit Klee auf sandigem Boden:

1. Klee,
2. Klee nach dem zweiten Schnitte umgebrochen,
3. Roggen,
4. Roggen, weil Gerste sich lagern würde,
5. Rauchfutter,
6. Weitzen.

Die Kleesloppel wird zuerst flach, dann tief umgepflügt. Darauf wird Erde oder Moder gefahren, Fuderweis abgeladen und nach drei, vier Wochen gebreitet und untergepflügt.

Bei Engeren fand ich:

1. Roggen gedüngt,
2. Hafer,
3. Lein,
4. Roggen gedüngt,
5. Klee,
6. Hafer,
7. Roggen gedüngt,
8. Roggen, im Falle daß noch Kraft genug im Lande sitzt; sonst Wicken.

Man hat hier erfahren, daß der Klee im Sommergetreide, das nach Wintergetreide folgt, nicht gut fortkömmt, daher man ihn in gedüngten Roggen nimmt. Sonst ließ man Roggen nach dem Klee folgen, man befindet sich jetzt aber besser, wenn man Hafer darauf folgen läßt. Nothwendig muß in obiger Fruchtfolge eine reine Brache vorhergehen, welches nicht angegeben ist; dadurch kämen dann 9 Jahre heraus. Uebrigens hat man auch immer etwas Dreische, und zwar 120 Ruthen für jede Kuh; diese bleibt drei Jahre liegen, darauf folgt Hafer und nachher gedüngter Roggen, wie oben.

Der beste Dung zur Gerste ist aufgefahrne Erde, die aber ein bis zwei Jahre im Haufen gelegen hat. Kömmt Klee in diese Gerste, so wird er besser, als wenn zu der Gerste mit Mist gedüngt worden wäre: der Klee haßt sich hier 6, der Lein 4 Jahre. Der Ausdruck hassen ist vielleicht nur im Münsterlande bekannt nnd wird daselbst bei der Fruchtfolge vorkommen.

Zu Spenge fand ich folgenden fürchterlichen Umlauf:

1. Roggen gedüngt,
2. Roggen,
3. Hafer oder 3. Flachs,
4. Roggen gedüngt oder 4. Weitzen,
5. Roggen, wo möglich in halber Düngung,
6. Hafer!!!

Dieses soll nun ziemlich gut so gehen; wie lange? wußte man nicht. Auch müssen wohl Lein, Klee, Kartoffeln darin eine Stelle finden. Nach Klee, der gegipst wird, folgt Hafer ohne Dung, zum folgenden Roggen aber muß gedüngt werden.

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN



Läßt man aber Lein nach diesem Hafer folgen, so bedarf es dazu keines Dunges. Nach diesem Lein folgt dann gedüngter Roggen und diesen hält man für den besten. Also wäre 1 Klee, 2 Hafer, 3 Lein, 4 Roggen besser, als 1 Klee, 2 Hafer, 3 Roggen, und so räumt man denn der Wechselwirthschaft, ohne es zu bedenken, einen Vorzug vor der Körnerwirthschaft ein. Wann wird man sich ganz bekehren?

Der Fruchtwechsel, den ich bei dem Meier Sudbrack bei Bielefeld fand, ist:

1. Kleedreisch,
2. Roggen oder Weitzen, zu diesem gedüngt,
3. Gerste, zum Theil Hafer,
4. Bohnen gedüngt,
5. Weitzen,
6. Hafer gepferchт — Klee,
7. Lein gepferchт — Kleedreisch.

Die Sache wird so eingetheilt, daß in 14 Jahren einmal Klee und einmal Lein auf dieselbe Stelle kömmt, welches freilich für beide das beste ist. Der Lein verträgt hier ein schnelleres Wiederkommen als der Klee.

In dem Kreise Blotho hat man ebenfalls Dreifelderwirthschaft:

1. Brache gedüngt mit 6 Fuder vierspännig,
2. Roggen,
3. Gerste,
4. Wicken mit 4 Fuder — oder Flachs,
5. Roggen,
6. Hafer.

Auf gutem Boden können hier Lein und Klee nach 6, auf schlechtem Boden aber erst nach 9 Jahren auf sich selbst folgen. „Halm- und Blattfrüchte, sagt Haccius, folgen sich am vortheilhaftesten. Nach Wurzelwerk geräth die Gerste, nach Klee der Weitzen oder Roggen vorzüglich.“ Zu Spenge giebt man dem Hafer nach dem Klee den Vorzug vor dem Weitzen. Nach Sommergerste und Kartoffeln wächst der Roggen wohl stark ins Stroh, er scheffelt aber nicht gut.

Allgemein nimmt man im Ravensbergischen an, daß sich der Hafer am besten nach der Dreische und der Lein am besten nach Hafer schicke. In diesem letzten Stücke wären die Leinbauern in Westfalen mit denen in Flandern einverstanden.

## VIII. Anbau des Getreides.

Es wird nur wenig Weitzen in der Grafschaft gesäet. Der Boden eignet sich durchgehends besser zu Roggen. Die Saatzeit ist von Anfang bis zu Ende Oktobers. Die beste fällt in die Hälfte dieses Monats. Zu Rheme und Niederbecken wird der Weitzen zum Theil in die ungedüngte Brache gesäet, theils nach Wicken, Bohnen, Erbsen und Klee. Zur ersten wird 4 — 5 mal gepflügt, nach letztern zwei-, auch wohl nur einmal. Soll Wintergetreide nach der Dreische oder nach altem Klee folgen, so wird die Narbe zuerst flach abgestrichen, vereggt, dann flach umgepflügt, gepfercht, wieder flach gepflügt und gesäet. Gute Wirthe lassen die Weitzenfelder im Frühjahre tüchtig durcheggen; allgemein aber ist dieser Gebrauch nicht. Der Meyer Sudbrack entledigte sich vom Staubbrande durch folgendes Mittel: er überstreut einen Haufen von 16 Scheffel Weitzen mit 1 Scheffel an der Luft zerfallnen Kalk, ½ Scheffel Holzasche und 2 Händen voll Salz, rührt alles wohl untereinander, besprengt es mit Jauche, sticht sorgfältig um und säet am folgenden Tage. Dabei hat er seit 20 Jahren keinen Brand gehabt. — Ist es wirklich die Beitze, die geholfen hat? — „Ueberjähriger Weitzen zur Saat genommen," sagt Haccius, „sichert gegen den schädlichen Brand; aber nicht immer die Einkalkung." — Wer hat Recht? — Vermuthlich beide, aber nicht allemal, noch allenthalben.

Alles Getreide wird gemähet. Eine Sense beschäftiget im Kreise Blotho 3 Personen, einen Mäher, einen Abnehmer und einen Binder, und dann kömmt noch hinter jeden drei Sensen ein Aufhocker. Die Garben werden im Stiege zu 20 aufgerichtet. Man fordert von einem Mäher, daß er 300 Ruthen in einem Tage abfertige. Man bleibt hier der Regel, daß der Roggen acht Thaue haben müsse, ehe er eingefahren werden kann, gerne getreu; es sey denn, daß die Witterung allzu schlecht wäre.

Das Wintergetreide wird gleich hinter der Sense gebunden und aufgestiegt. Dasselbe geschieht auch von einigen Wirthen

mit dem Hafer. Auch Bohnen werden gleich aufgebunden, nur Gerste und Wicken nicht.

Wenn der erste Roggen gut geräth, so schlägt der zweite leicht fehl, daher man denn in dem Falle nicht Roggen folgen läßt. — Nach Gerste soll guter Roggen wachsen, wenn zu diesem gut gedüngt wird.

## IX. Cultur- und Futtergewächse.

Futterkräuter. Man kennt nur eins, nämlich den Klee. Da man keine ganze Stallfütterung und dabei einen Abgang an Grasweide hat, so wird die Dreische auf dem Felde in den größern Wirthschaften nöthig. Der Klee macht davon den Anfang, wird zweimal im ersten Jahre geschnitten und bleibt dann zur Weide 3 bis 4 Jahre liegen. Eine Wirthschaft von 100 Morgen hat ungefähr 17 in Dreische, sie besäet also alle Jahre 4 — 5 Morgen mit Klee. Diese Dreischjahre müssen wohl nothwendig die höher angegebenen gewaltsamen Fruchtwechsel durchsetzen helfen. Zu Spenge, wo ganze Stallfütterung statt hat, findet man 12 — 15 Morgen Klee auf 100 Ackerland. Er wird daselbst nur ein Jahr benutzt.

Daß der Klee immer in die erste Saile genommen wird, habe ich schon gesagt. Man säet ihn unter Gerste, oder streut ihn im April über den Roggen und säet 8 — 9 Pfund auf den Morgen. Manche nehmen auch etwas weißen Kleesaamen unter den rothen. Man überfährt ihn im Winter oder Frühjahre mit 6 Fuder Mergel per Morgen, oder überstreut ihn im April mit Gips oder Düngesalz und nimmt eben so viel dazu, als man Getreide nehmen würde. Seine Einführung datirt von einigen dreißig Jahren her. Er geräth nur auf trocknem guten Boden, aber nicht auf nassem. Im Ganzen kann man nicht sagen, daß sein Anbau in der Grafschaft Ravensberg große Fortschritte gemacht habe, welches wohl durch das Dreischweiden kömmt. Im Kreise Vlotho wird er noch wenig in offenem Felde gebaut. Seinen günstigen Einfluß auf den Boden bezweifelt hier kein Mensch.

Wurzelwerk. Der Rübenbau, sowohl der Stoppel- als Brachrüben, ist von wenigem Belang. Zu den Kartoffeln

wird im Frühjahre mit 10 — 12 vierspännigen Fudern gedüngt, dreimal gepflügt und eben so oft geegt. Nach dem Einlegen der Einsaat mit dem Pfluge bleibt das Land rauh liegen. Sobald aber die Kartoffeln aufgegangen sind, werden sie kräftig geeggt, auch wohl zweimal, nach einiger Zeit behackt und endlich behäufelt. Ihr Ertrag ist 70 — 80 Scheffel vom Morgen. „Von der darauf folgenden Frucht, sagt Nordmeyer, hat man, wenn es, wie gewöhnlich geschieht, Roggen ist, keinen Nutzen; es sey denn, daß zu diesem von neuem gedüngt werde.“ — Desto besser aber kömmt die Gerste darauf fort, sagt Haccius. Es heißt also auch im Ravensbergischen, wie an so manchen andern Orten; meliora scio, deteriora sequor. Man hält die Kartoffeln für eine sehr gute Vorbereitung zum Lein.

Man macht noch Gebrauch von dem Braunkohl für die Winterfütterung der Kühe. Man schneidet ihn vor dem Froste ab, bindet die Stiele in kleine Bündel zusammen, hängt diese jedesmal zu zwei über einem Balken oder eine Stange in einem luftigen Raume auf und läßt sie an der Luft dörren. Im Winter werden diese Stiele auf einer Häckselladе kurz geschnitten und in die Siede gegeben. Sie sollen mehr als Rüben auf die Milch wirken. Man säet lange weiße Rüben oder auch Möhren unter die dicken Gartenbohnen, zieht diese letztere möglichst früh aus, wenn man sie nicht schon vor ihrer Reife verspeiset hat, jätet den Boden und harkt ihn sorgfältig. Nun fangen die noch kärglich stehenden Rüben an zu treiben und gelangen zu einer starken Dicke; daher sie auch vorzüglich zum Viehfutter bestimmt werden. — Auch nach dem zweiten Kleeschnitte säet man manchmal Rüben, die dann für die Kühe dienen. Nach Winter-Rübsen werden wohl noch im selben Jahre Kartoffeln gepflanzt.

## X. Cultur der Handelsgewächse.

Der Leinbau, denn von diesem allein kann hier die Rede seyn, steht hier auf einer hohen Stufe von Vollkommenheit, und seine Verarbeitung ist wahrhaft der Brodstab der ganzen Grafschaft Ravensberg. Die Erhaltung des Getreidebaues kann in andern Provinzen nicht nothwendiger seyn, als es der Leinbau für diese Provinz ist. Der Verfall gewöhnlicher Fabriken

bringt eine Menge Menschen in andern Gegenden an den Bettelstab. Der Verfall der hiesigen Volksfabrik würde die Hälfte der Bewohner ums Leben bringen. Man will beobachten, daß in den Gespinstgegenden die meisten armen Leute wohnen. Dieses ist nicht unbedingt wahr; denn es trifft in Flandern und dem Lande von Waes durchaus nicht zu. Doch gesetzt auch, so folgt daraus keinesweges, daß der Anbau und die Bearbeitung der Gespinnstpflanzen die Armuth herbeiführe. Der erste wahrlich nicht, denn sonst könnte die Leinerndte von einem Jahre nicht so viel werth seyn, als der Boden, worauf sie ausgewachsen steht, wie dieses in Flandern an einigen Orten und zu Mutterstadt in der Pfalz der Fall ist. Es folgt nur, daß die Möglichkeit und Mittel, welche die Verarbeitung der Gespinstpflanzen darbieten, sich davon zu ernähren, die Menschen heranziehen und denen, die schon da sind, das Heirathen erleichtern. Zwei Individuen bringen sich leicht durch die Welt; es sey, daß sie jeder für sich oder beide vereint in Gesellschaft zusammen leben. Nichts kann sie also an einer Verbindung hindern, — nichts als der Gedanke, einer zu erwartenden Familie kein Brod verschaffen zu können. Da aber, wo das Kind schon mit 5 — 6 Jahren sein Brod selbst verdienen kann, da sind Kinder keine Last und das Hinderniß fällt weg. Luxus und Immoralität können hier allein die Armuth herbeiführen, letztere durch ihre Zügellosigkeit und ersterer durch die Vernachlässigung der Sparsamkeit. Auch fehlt es nicht an Beispielen, daß das Mädchen (in Westfalen das Wicht) seinen ganzen Erwerb um seinen Leib hängt, und der Bursche (hier der Bengel) seinen Sparpfennig in eine Taschenuhr, silberne Schnallen, mit Silber beschlagene Tabackspfeifen-Köpfe von Meerschaum, welche Artikel ihm die Juden aufzuschwätzen wissen, steckt, und das Uebrige verraucht oder im Bier und Brandtwein vertrinkt, und so beide kein anderes Hausgeräth in den heiligen Ehestand einzubringen haben. Es kömmt daher nicht selten, daß später die Kinder ihren Aeltern wieder aufhelfen müssen. Es sind dies die wahren Quellen der Armuth in den Fabrik- vorzüglich den Volks-Fabrikgegenden, und hier ist mehr als irgendwo dem Luxus entgegen zu arbeiten und ächte Moralität durch

gute Erzieher und würdige Seelsorger zu befördern. Der Luxus würde auf dem platten Lande sich mindern, wenn der Hausirhandel untersagt würde, er würde sich legen, wenn jedes angehende Ehepaar einen gewissen Fond nachweisen müßte. Um zum Zwecke zu kommen, würde die junge Welt sparsamer werden. Reinlichkeit und Ordnung würden an die Stelle der Prachtliebe treten, mit dem Brautpaar in die Ehe übergehen und das Wohl derselben begründen.

Ich komme zu meinem Gegenstande zurück und zwar zuerst zu der

## Cultur und rohen Bearbeitung des Leines.

Leinsaamen. Daß der Lein in den Jahren, wo durch das französische System der russische Leinsaamen keinen Eingang fand, an Höhe und Güte in Westfalen verloren habe, ist bekannt und bedarf keiner Belege. Daß aber die Auswanderung von so vielen tausend Thalern dafür nothwendig sey, das bezweifle ich stark. Freilich, so lange man die Leinstängel zieht, während sie noch grünen, den Lein so dicht wie gewöhnlich säet, den Saamen nicht zum Hauptgegenstande dabei macht: so lange wird unser Saamen nicht taugen. Würden aber einzelne größere Landwirthe gerade das Gegentheil thun und mit Sorge und Fleiß dabei zu Werke gehen, so würden sich auch ganz andere Resultate bei dem Saamen ergeben. Auch müßte der Saamen nicht im ersten Jahre gebraucht werden, sondern überjährig und durch und durch trocken seyn. Merkwürdig ist folgendes: Ein Landwirth im Münsterlande hatte einen Rest von Leinsaamen, der auf dem Soller irgendwo unter das Dach geschoben und daselbst vergessen wurde. Nach ein paar Jahren begehrte ein Nachbar, der zu kurz kam, etwas Leinsaamen von ihm. Man erinnerte sich nun wieder des Verborgs, zog die Kiste hervor, wo die obere Körnerschichte wie mit Moos zusammen gekleistert, die Körner aber unter ihr noch ganz gut aussahen. Der Mann machte aus der Noth eine Tugend, warf den Saamen auf Gerathewohl aus und hat nie schöneren Lein gezogen, als dieser nachher ward.

Man kennt hier 4 ausländische Arten Leinsaamen: den

Windauer, Liebauer und Rigaer Saamen. Diese drei kommen in Tonnen, daher das Wort Tonnenlein. Bei letztern sind die Tonnen von Eichenholz. Der vierte ist der Sacklein, und er kömmt aus Seeland. Unter diesen Qualitäten giebt man in der Grafschaft Ravensberg dem Windauer den Vorzug. Der aus dem Rigaschen Saamen gewonnene Flachs ist zu hart für sehr feine Leinwand und dabei etwas zackig. Der Liebauer, den man im Mindenschen will, ist hier nicht so sehr geachtet. Er ist zwar nicht zackig, allein er erreicht die Höhe des Windauer Saamens nicht. Der Seeländische Lein ist unter den vier Gattungen der schlechteste.

Flachsgegend und Boden. Der beste Landstrich zum Flachsbau in der Grafschaft Ravensberg liegt genau eine Stunde von der Kette des Deutschburger Waldgebirges, fängt in der Bauerschaft Gellershagen im Canton Schildesche an und läuft durch die Bauerschaften Babenhausen, Schroutinghausen und Häger des Cantons Werther, und verliert dann in den Kirchspielen Wallenbrück und Spenge bedeutend an Güte. Aus jener guten Gegend geht der Flachs nach Brackwede, Rheda und Gütersloh, an welchen Orten das allerfeinste Garn gesponnen und als solches wieder von den Webern um Bilefeld zurück bezogen wird. Es ist auffallend, daß in erstgedachter besten Flachsgegend das Gespinst nicht sonderlich ist und daher zu der feinen Weberei nicht gebraucht wird.

Der Boden ist hier feucht, aber nicht naß. Es ist ein gelber Lehm, der, wenn man ihn abschwämmt, einen feinen weißen Sand zurückläßt. Schüttelt man ihn im Wasser aufgelöst in einem langen Glase tüchtig durcheinander, so zeigt sich, wenn die erdigen Theile sich wieder gesenkt haben, in dem Wasser ein ganz klarer hellbrauner Stoff, und gießt man Salzsäure in die Masse, so entwickelt sich sogleich kleine Blasen. Es scheint also, daß es in diesem Boden weder an Humus noch an Kalktheilen gebreche.

Vorfrüchte zum Flachse. Hierüber sind die Gewohnheiten nicht gleich. In der angeführten feinen Flachsgegend säet man den Lein in die dritte Gaile; das heißt 1. gedüngte Bohnen, 2. Weitzen, 3. Lein. Im Kirchspiele Jöllen-

beck säet man ihn in die zweite Tracht, das ist, nach gedüngtem Roggen. Bei Spenge nimmt man ihn in die Wendedreische, das heißt: nach dem Hafer, der in die umgebrochene Dreische gesäet worden ist. Bei Engeren hat man, wie schon angeben: 1. Roggen gedüngt, 2. Hafer, 3. Lein. Bei Bielefeld 1. gedüngte Bohnen, 2. Weitzen, 3. Hafer gepferchet, 4. Lein. Den Lein nach Kartoffeln zu bringen, darauf, scheint es, war man noch nicht verfallen. Man hat aber jetzt Versuche damit gemacht, und soll sich wohl dabei befunden haben. — Ich habe nirgendwo im Ravensbergischen gehört, daß man zum Lein dünge.

Feldbearbeitung zum Flachse. Aussaat. Die Getreidestoppeln werden gestreckt und bleiben über Winter rauh liegen. Im Frühjahr wird tüchtig geeggt und flach umgepflügt. Nach ein paar Wochen wird geeggt und von neuem, aber 5 — 6 Zoll tief, gepflügt. So bleibt das Land bis etwa 14 Tage vor der Einsaat liegen. Alsdann wird es drei bis viermal geeggt und eben so oft gewalzt, um den Boden so fein als möglich zu machen. Daher werden die Eggen bei der letzten Vorrichtung beschwert. Man fährt dabei lang, schräg und quer, und so, daß man jedesmal zweimal über dieselbe Stelle in ovalen, sich durchschneidenden Kreisen fährt. Nun wird gewalzt, gesäet und der Saamen mit lediger Egge einmal lang und zweimal quer, einmal von der Rechten zur Linken und einmal von der Linken zur Rechten, untergebracht. Solches geschieht mit 3 Eggen, wovon jede mit 2 Pferden bespannt ist. Man behauptet, daß der Boden zum Lein nicht zu fest gelegt werden könne. Das Land wird am Ende so fest, daß kaum der Huf der Pferde mehr eintritt, und so ist es am besten. Das Pflügen hat zu der Zeit statt, wenn auch zu dem Hafer gepflügt wird. Geschieht es aber später, so muß solches durch öfter wiederholtes Eggen und Walzen ersetzt werden. Sudbrack sagte mir, daß er mehr als einmal das Feld zwanzigmal geeggt habe. Durch dieses so häufige Eggen wird denn auch sehr viel auf das Jäten gewonnen. Aus diesem allen ergiebt sich, daß die Bestellung von einem Morgen Lein so viel Arbeit mache, als die von drei Morgen Wintergetreide.

Man säet einen Scheffel auf 120 Quadrat-Ruthen. Eine Tonne Leinsaamen wiegt 162 Pfund und hält 2 Scheffel. Auf einen Morgen fallen also 121½ Pfund reinen Saamen. Von inländischem Saamen aber muß mehr genommen werden. Die Saatzeit ist an einigen Orten um den 25sten Mai, ist das Land in gutem Stande, so kann 14 Tage früher gesäet werden, an andern Orten säet man vom 12ten zum 18ten desselben Monats.

Wartung und Erndte. Das Jäten ist bei dem Flachse eine unausweichliche Bedingung. Da es eine kostspielige Arbeit ist, so liegt alles daran, das Land vorher durch Egge und Pflug so rein als möglich gemacht zu haben. Ist solches vernachlässiget worden, so belaufen sich die Kosten des Jätens außerordentlich hoch. So sagte mir z. B. ein Meier, daß er schon 124 Tagarbeiten zum Jäten für eine einzige Tonne Aussaat gehabt habe. Der Tagelohn der Weiber zu 6, der Männer zu 8 Gr., wovon das medium genommen, würden auf einen Morgen 27 Thlr. 3 Gr. gefallen seyn. Indessen bleibt dieses außerordentlich. Im Durchschnitte rechnet man nicht mehr als 12 Tagarbeiten, also 4 Thlr. auf den Morgen. — Außer den Kosten hat das Jäten auch noch das Unannehmliche, daß der Lein durch Treten und Rutschen der Jäterinnen oft nicht wenig zurückgesetzt wird, indem es auf einen Tag eintreffen kann, wo der Flachs einen Fingerlang aufgeschossen wäre.

Der Lein geräth in den Jahren am besten, wenn er ein paar Wochen trauert und aussieht, als wenn man das Feld umpflügen müsse. Dieses stimmt mit dem, was man in den Niederlanden darüber sagt: der Flachs müsse einmal ungünstiges Wetter haben.

Man zieht den Lein 10, 11, 12 Wochen nach seiner Aussaat, wo er anfängt gelb zu werden. Man ist manchmal verbunden, ihn schon früher aufzuziehen! dann nämlich, wenn sich einzelne gelbe Stellen darin zeigen. Sattelmeier Johann hat Versuche gemacht, ihn von 9 bis 13 Wochen zu ziehen, und gefunden, daß die beste Zeit die von 11 Wochen ist. Soll der Lein etwas tauglichen Saamen tragen und der Bast doch nicht

zu stark darunter leiden, so darf der Lein nicht über 12 Wochen im Felde stehen. — Nachdem die Saamenknoten abgerieffelt sind, wird er in Büschel von 6 bis 7 Zoll im Durchmesser gebunden und sogleich nach der Röde gebracht.

Behandlung des Leins nach der Erndte. Ertrag. Das Röden geschieht im Wasser. Man deckt ihn mit etwas Stroh und beschwert ihn mit Steinen. Er bleibt aber nicht über 4 — 6 Tage darin. Der Augenblick, wo er heraus muß, zeigt sich, wenn die Pfeife hohl ist und der Bast sich ohne Mühe abziehen läßt. Man bringt die Büschel auf ein Stoppelfeld, und breitet sie auseinander. Der Lein bleibt daselbst 6 — 10 — 14 — 20 Tage liegen, und wird einige Tage vor dem Einführen umgewendet. Darauf geht es an die eigentliche Bearbeitung desselben. Zuerst geht der Lein zur Bocke- oder Stampfmühle, dann wird er gebrackt, darauf wieder gebockt, nun gerippet und zuletzt gehechelt. Er heißt roher Flachs, wenn er nur einmal gebockt und dann gebrackt worden ist. In diesem Zustande kauft man 6 — 7 — 8 Pfund für einen Thaler nach dem Verhältnisse seiner Güte. Bei dem Bocken bezahlt man die stündliche Verrichtung von einem Stampfer oder Stempel zu einem Mariengroschen. Die Bockemühle, die ich sah, setzte nur 4 Stämpfer in Bewegung. Das Rippen geschieht mit der Hand und ist eine gräulich langwierige Arbeit. Der Ripper nimmt ein kleines Stück dickes steifes Leder auf seine Knie, hält den Lein darauf an, und strippt mit einem Eisen von der Dicke eines Messerrückens so lange darüber hin, bis das Rindartige ganz von dem reinen Baste abgekratzt ist.

Um den Leinbau mit Nutzen zu betreiben, müssen von einer Tonne Einsaat 80 Thlr. an rohem, das ist, blos gebrochenem (gerackten) Flachse erlöset werden. Bei 60 Thlr. ist schon Schade dabei. Geräth der Lein, so giebt die Tonne 650 Pfund rohen Flachs. Nach einer andern Angabe aus einer andern Gegend giebt die Tonne 850 Pfund Flachs, wovon die 7½ Pfund jetzt 1 Thlr. kosten. Demnach wäre der Ertrag 112 Thlr., wovon aber der Preis des Leinsaamens (heuer 24 Thlr. für die Tonne) noch abgezogen werden muß. Man rechnet, daß aus einem Thaler an rohem Flachse durch das Spinnen

5 — 8 — 12, ja 14 Thlr. gemacht werden könne. Nehmen wir den Gewinn von dem Gespinst zu 9½ Thlr. als Durchschnitt an, so giebt die Tonne 1054 Thlr., oder der Morgen 790½ Thlr. — Es ist dieses gewiß ein außerordentlicher Vortheil für eine Provinz, wo solches gewonnen wird, und da mag die Grafschaft Ravensberg mit ihrem Spinnrocken noch wohl neben dem Throne ihres Königs stehen, und immer mit so vielem Rechte, als sich die Wollsäcke in dem Saale des englischen Parlaments einfinden.

### Weberei auf dem platten Lande.

Die Weberei wird vorzüglich in dem Weichbilde Schildesche betrieben, dessen Einwohner, mit Ausnahme einiger Beamten, Kaufleute und Handwerker, Haus bei Haus Weber sind. Der beste Flachs wächst im Kirchspiele Werther, und das feinste Gespinst wird im Kirchspiele Brackwede, Gütersloh und Rheda gemacht. Dieses Garn wird einzig zum feinsten Leinen, was in 90 bis 115 Gängen geht, verwendet.

Der Wohlstand des Webers gründet sich auf seinen Geldfond, seine Kenntnisse, seine Sparsamkeit und seinen Fleiß. Viel Grundeigenthum dient ihm nicht. Die meisten Weber sind auch Heuerlinge, und selbst begüterte Weber halten wo möglich in einem Nebenhause (Kotten) einen Weber, der mit seiner Familie dem Wirthe, so wie er nur pfeift, zu Gebote stehet und häusliche Arbeiten, als Graben, Holzhauen ꝛc. verrichten muß, damit die Webestühle des Wirths immer im Gange bleiben.

Es giebt daher unter den Webern viele Klassen, von denen ich nur die Hauptklassen anführe.

1. Weber, die in ihrem eigenen Hause drei Stühle haben, und außer denselben 1 bis 12 Stühle beschäftigen. Diese bedürfen ein starkes Capital, indem sie bei Zeiten das Garn unter ihren Spinnern sammeln und bei sich aufhäufen müssen. Das Wintergarn hat große Vorzüge vor dem, was im Sommer gesponnen wird, weil dann schon die Finger durch grobe Arbeit zum Spinnen in etwas verdorben werden und folglich der Faden nicht so gleich oder eben werden kann, wie im Winter. Diese Weber ziehen einen großen Nutzen von dem Sortiren des Garns theils vor theils nach dem Kochen.

Alles Garn wird nämlich in feiner Büchen-Asche gekocht. Festgesponnenes Garn (wird zur Kette gebraucht) muß 2 Stunden, auch wohl länger kochen, wenn der Flachs von Natur hart und spröde war. Der Einschlag muß immer lose gesponnen und eine halbe Stunde länger gekocht werden. Zu einem Werke Linnen von 60 Ellen gehört ½ Scheffel Asche à 8 Gr. Steigt das Garn im Kessel beim Kochen, so ist es von geringerem Werthe; fällt es aber, so ist es besser, und giebt verhältnißmäßig feineres Linnen. Die Kunst, das gekochte Garn richtig zu sortiren, bringt großen Gewinn. Das beste Garn wird im Hause gewebt, das übrige aber den andern Webern gegeben.

2. Weber, die im Hause nur 1 bis 3 Stühle und weiter nichts haben, deren Capital aber doch noch bedeutend genug ist, um ihr Garn bei Zeiten für baares Geld kaufen zu können.

3. Weber, die zwar auch 1 bis 3 Stühle im Hause haben, aber das Garn nur zur Zeit, wo sie es brauchen, also auch Sommergarn, kaufen müssen. Viele dieser letztern müssen sich schon an bemittelte Spinner halten und auf Credit Garn kaufen, welches denn ohne Auswahl und ½ Stück per Thaler theurer angenommen werden muß.

4. Weber, die nur einen Stuhl haben und das Garn gekocht von den Webern No. 1. übernehmen. Sie müssen für das Kochen per Werk à 60 Ellen 1 Thlr. geben. Sie erhalten denn das Garn nach dem Einkaufspreise, aber freilich nur eine Art von Ausschuß. Sobald solche Weber ihr gefertigtes Stück Linnen zu Bilefeld verkauft haben, bezahlen sie das Garn und erhalten anderes wieder.

5. Weber, die bei No. 1. nicht so viel Credit wie die von No. 4. haben. Diese erhalten von Nro. 1. das schlechteste Garn, welches Eigenthum des Darleihers bleibt, der mit dem Weber auf knappem Lohn accordirt, das gefertigte Stück Linnen gegen Bezahlung des vereinbarten Lohns an sich nimmt, in Bilefeld verkauft und den Nutzen, den ihm der Kaufman giebt, für sich behält. Diese Menschen sind sehr zu bedauern. Sie sagen in ihrer Sprache: wir müssen die Fäden für andere knüpfen.

Die Weber No. 1. und 2 weben nicht selbst, sondern sie

besorgen den Einkauf des Garns, das Sortiren, Kochen und den Verkauf des gefertigten Linnen. Hier verrichten männliche und weibliche Dienstboten das Weben, welche bei freier Kost für ein Werk 16 Gr. bis 1 Thlr. 8 Gr. je nachdem es fein ist, erhalten. Diese Personen weben Jahr aus Jahr ein. Die Webermädchen haben durchgehends dicke Füße, und wenn sie Weiber werden, gebähren sie in der Regel sehr schwer. Je besser sie weben, desto eher kommen sie unter die Haube.

In den Klassen No. 3, 4, 5. weben die Weiber oder ihre Söhne und Töchter, die sich aber, wenn sie Meister in der Kunst geworden, bald bei No. 1 — 2 vermiethen.

Hier kochen, fegen und melken die Männer, um das gute fleißige Weib in seiner Arbeit ja nicht zu stören. Zwei Webestühle können 5 Menschen hinlänglich beschäftigen. Das Schulkind fängt beim Spulrade an, und der Greis empfindet an demselben das Entschwinden seiner Kräfte bis ins stille Grab!

Der aufmerksame Beobachter aller dieser Klassen von Menschen muß staunen über das Leben, Weben und Treiben derselben.

Der Webstuhl ist bekannt. Der Weberkamm ist daran die die Hauptsache. Seine Zähne werden aus der äußern Rinde von einem Rohr, welche in ganz feine Spänchen gespalten ist, angefertiget. Dieses Rohr wird zunächst von Amsterdam bezogen, und dort in 200 Stöcken zu 20 bis 25 Gulden, je nachdem es gut ist, verkauft.

Der Webekamm ist in 50 bis 115 Gänge (Ginge) eingetheilt, je nachdem das Linnen grob oder fein seyn soll. Ein jeder Gang hat 20 Zähne, wovon jedesmal der hundertste Zahn schwarz gebeitzt ist, um dadurch das Zählen der Gänge zu erleichtern. Hundert Zähne machen also 5 Gänge. Ein solcher Kamm ist mit Ausschluß des Rahmen 2 bis 3 Zoll hoch. Je feiner er ist, desto mehr nimmt die Höhe von 3 bis zu 2 Zollen ab. In jedem Kamme müssen alle Zähne sauber gearbeitet und gleich dick und stark seyn. Er hat zwar das Ansehen, als wenn alle Zähne gleich weit auseinander stünden, und das muß auch in den mittelsten Gängen ganz genau der Fall seyn; aber in den ersten 5 Gängen zu beiden Seiten werden die Zähne,

von der Mitte an gerechnet, unmerklich immer enger und enger an einander gesetzt, welches man nur durch ein genaues Ausmessen in den feinen Kämmen bemerken kann. Hierin besteht die vorzüglichste Kunst eines Kammmachers. Es muß geschehen, weil die Reibung der durchlaufenden Fäden nach den Seiten zu immer stärker wird. Diese steigende Reibung entsteht durch die über dem Linnen liegende Sperruthe, welche das Werk immer in gleicher Breite erhalten muß. Würde nun diese Vorsicht nicht gebraucht, so würde das Linnen an den Seiten nicht so dicht werden wie in der Mitte. Der Preis von einem solchen Kamme ist 1 Thlr. 16 Gr. bis 7 Thlr., je nach seiner Feinheit.

Ein Werk, was durch einen Kamm von 75 Gängen gewebt wird, erfordert an Garn zur Kette (Schierung) 70 Stück Vollgarn, welches über einen Haspel von 2 Berliner Ellen zu 20 Gebinden und 60 Fäden gehaspelt ist. Zum Einschlagen gehören 60 bis 75 Stück Garn, je nachdem die Kette fein ist. Das Garn wird jetzt die 10 Stück zu 1 Thlr. eingekauft, und der Verkaufspreis eines Werks ist 18 bis 20 Thlr., wovon ein Weberknecht oder Magd bei Kost 1 Thlr. erhält. Ein solches Werk kann wohl in 15 Tagen vollendet werden, wenn das Garn recht gut und haltbar ist.

Ein Werk in 85 Gängen erfordert zur Kette 80 Stück Garn, 9 bis 9½ Stück zu 1 Thlr. Einkaufspreis, und zum Einschlagen 75 bis 85 Stücke. Ein solches Werk kann in 20 Tagen gewebt werden. Dabei erhält der Weber bei freier Kost 1 Thlr. 6 bis 8 Gr. Der Verkaufspreis eines solchen Werks ist 23 bis 25 Thlr. Hiernach läßt sich alles bis auf das feinste Linnen berechnen. Das Garn, was zur Kette auf den Stuhl gebracht ist, wird mit einem Brei von feinem Roggenmehle (1½ Pfd. auf ein Werk) geschlichtet und mit Bürsten durchgebürstet. Demnächst wird es noch mit Talg (¼ Pfd. auf ein Werk) ebenfalls mit Bürsten geglättet.

Früherhin wurden die Bahnen, so wie sie gewebt waren, immer mit Plundermilch eingenetzt und dann mit einem großen glatten Knochen stark gerieben, welches dem Linnen eine Politur und gutes äußeres Ansehen gab. Dieß darf aber nicht

mehr geschehen, weil ein solches Linnen, wenn es vor dem Bleichen lange auf dem Lager liegt, sehr leicht stockig wird und dadurch in seiner Güte verliert.

Man verkauft in Bilefeld und Warendorf Linnenstücke von 60 brabanter Ellen, zu $1^1/_2$ Ellen Breite, zu dem Preise von 60 bis 120 Thlr. Man spinnt in Gütersloh so feines Garn, daß das Stück oder 2400 berliner Ellen nur $^3/_8$tel, ja nur $^1/_4$ Loth wiegen. Von solchem Garn kostet das Loth anderthalb bis zwei Thaler. Es ist feiner als das feinste Fräulenhaar, und kann nur zu Spitzen gebraucht werden.

## XI. Verschiedenes.

Unkräuter. Wucherblume, Flughafer und Hederich sind die einzigen von Bedeutung. Der Flachs- und Hanfbau, die Dreische und Kartoffeln haben die meisten verdrängt und auch die genannten ziemlich vermindert. Es giebt dennoch Feldmarken an den Grenzen des Lippeschen, wo sich die Wucherblumen noch stark sehen lassen. Jäten, Mergeln, Hackfrüchte, Wintergetreide, häusliche Vorsichtsmaaßregeln könnten sie verdrängen.

Ueber das Tilgen der Quecken auf lehmigem Boden schreibt mir ein Landwirth aus dem Ravensbergischen folgendes: „Ich stürze das verqueckte Land gerade so tief als das Gewurzel reicht. Auf den umgelegten Schnitt stoße ich frischen, wiewohl gut durchgetretenen Pferdemist, und decke ihn mit einem zweiten Schnitte, den der Pflug aus dem Untergrund derselben Furche hebt. So bleibt der Acker liegen bis zur Zeit der Einsaat, wo so seicht gepflügt wird, daß der Mist nicht zu Tage kömmt.“ Die Quecken kommen nun ganz sicher nicht mehr wieder und dienen der folgenden Frucht in ihrem verrotteten Zustande. In der Beschreibung der Cultur von Lingen wird auch dergleichen etwas vorkommen.

Berberitzen. Schädlicher als alle Unkräuter ist für den Roggen die bekannte Berberitze, Sauerach, Dreidorn. Davon fand ich zu Spenge einen neuen Beweis. Es befinden sich in dem zu einem herrschaftlichen Gute gehörigen Bosquet mehrere

Berberitzen als Zierpflanze. Dadurch verbleicht oder verscheint auf den nahen Feldern, die unter dem Winde liegen, bis zu einer gewissen Entfernung der Roggen. In dem nicht weit davon entfernten Osnabrückischen Dorfe Kirchhövel geschah dasselbe auf einem Felde, das längst einer Berberitzen-Hecke herlief, ohne daß man die Ursache davon wußte, bis der jetzige Pfarrer des Ortes etwas darüber in einer ökonomischen Schrift las. Da die Hecke ihm angehörte, ließ er sie sogleich ausreuten, und das Uebel bei dem Roggen hörte auf. Die Berberitzen auf höher gedachtem Gute stehen noch, weil sie zur Zierde dienen; statt daß die Hecke des guten Pfarrers blos seinem Garten zur Befriedigung diente!!

Einige Erfahrungen. Frühe Wintergetreide-Aussaat liefert die besten Erndten. — Roggen nach Roggen, wenn zum zweiten nicht gedüngt oder gepfercht worden, lohnt nicht. — Das Aufeggen der Saat im Frühjahre auf gebundenem Boden ist von sehr großem Nutzen, wenn es nicht schwach, sondern kräftig geschieht.

Der Ravensberger Bauer nimmt keinen Saamen von frisch gedüngtem Getreide auf, auch keinen Vorsprung. — Ist das Vorurtheil? Ist das Gesetz? Oder irrt sich ein anderer guter Ravensberger Landwirth, wenn er sagt: „Wenn jedesmal die besten und schwersten Körner zur Aussaat bestimmt werden, so ist der Wechsel mit dem Saatkorn nicht erforderlich?“ — Je sonnenreicher die Frucht aufwächst, desto vollkommener bildet sich das Korn aus, und desto tauglicher wird es zum Säen.

„Ich habe einen Landwirth gekannt, sagte mir ein sehr bewährter Mann, der nie fremden Leinsaamen kaufte, sondern seinen selbst gewonnenen überjährigen Saamen aussäete. Er ließ ihn zu dem Ende zwei, ja drei Jahre in den Knoten liegen, und brach ihn erst aus, wenn er ihn brauchen wollte.“

# Vierter Abschnitt.

## Zustand des Ackerbaues in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen.

### I. Lage und Boden.

Die Kette des Teuto- oder Deutschburger Waldgebirges, die durch ein Stück des Osnabrückschen gehet, die Grafschaft Ravensberg in zwei Theile theilet, das Lippesche begränzt und das Fürstenthum Paderborn mitten durchstreift, nimmt in dem Lingen- und Tecklenburgischen ihren Ursprung. Da der Hauptbestand dieses Gebirges kalkartig ist, so haben seine Bewohner und Nachbarn sich dieses Vortheiles zu erfreuen. Der Gebirgsrücken, der in dem Tecklenburgischen nicht viel mehr als einen langen Hügel bildet, ist nicht allein zu Holz und Schaafweide, sondern auch zu Land und dem besten aller Futterkräuter, der Esparsette, geeignet, wiewohl er bis jetzt zu alledem wenig benutzt wird. Es ist wirklich eine Schande, wenn man einen von der Natur begünstigten Erdstrich in einem sehr bevölkerten Lande so sehr vernachlässiget siehet! Allein, wo sind es die Gemeinplätze nicht, die, weil sie allen angehören, niemand angehören? — In der Gegend von Lengerich wurde zwar schon vor einigen Jahren getheilt; da aber die Theilungs-Commissarien den unverzeihlichen Mißgriff thaten, die gemeine Viehhüte darauf bestehen zu lassen, so wurden ganz natürlich alle Holzpflanzungen, die man auf den getheilten Stücken anlegte, so wie alle andere Cultur

in ihrem Entstehen vernichtet. Seit einiger Zeit hat man dennoch angefangen die Hut aufzugeben, und das Holz kömmt langsam bei.

Das Land von beiden Seiten des Gebirgsrückens ist flach, und bildet besonders nach Süden und Westen eine unabsehbare Ebene, der es nur allzu oft an Wasserabzügen fehlt; daher im Winter ein großer Theil derselben eher einem Archipel als einem festen Lande gleich sieht, und aller Verkehr unter den Menschen gestört ist.

Der Sandboden ist bei weitem der vorherrschendste, seine Unterlage ist theils ocker-, theils moorartig. Ueber der moorigen Unterlage friert die Krume leicht und zu großem Nachtheile auf. Uebrigens findet man hier auch sandigen Lehm, lehmigen Sand, Sand mit einer steinigten Lehmunterlage (guter Boden), Klei an dem Fuße eines Kalkgebirges (bei Nässe so wie bei trockner Zeit nicht zu bearbeiten, trägt kleine Gerste und mittelmäßigen Weitzen, vieler Regen ist diesem Boden zuträglich), Sand auf Sandstein, schwarzen Sand über weißem, rothen mit Sand gemischten Lehm (vortrefflicher Boden in sanften Abhängen nach den Ufern der Düte), schwarzen Schiefer, Mergelsand, Moor u. s. w. Im Ganzen zeigen die Produkte des Landes, daß sein Boden von der Natur nicht ist vernachlässiget worden.

## II. Zustand der Cultur.

Wenn es gleich den Einwohnern dieser zwei kleinen Provinzen nicht an einem hohen Grade von Fleiß gebricht, so kann man doch nicht dasselbe von ihrer Intelligenz sagen. Die noch subsistirenden viele Brücher und Heiden (man kann sie wenigstens auf ein Viertel des Ganzen anschlagen), der gänzliche Abgang an Communicationswegen, der dadurch erschwerte Verkehr unter den Menschen, schlechtes Gespann, Abgang an Futter und andere mir unbekannte Ursachen äußern ihren nachtheiligen Einfluß. Im Ganzen ist hier nur eine Cultur in Kleinem und oft so sehr in Kleinem, daß alles durch die Arbeit muß erzwungen werden, und die Intelligenz weder Spielraum noch Kräfte hat, sich zu

erheben. Ich verweise hierbei auf das, was ich über den Hanfbau hierüber sagen werde.

## III. Gespannarbeit und Werkzeuge.

Da, wo man nur schlechtes Gespann hat und dieses Gespann noch schlechter füttert, hat man wohl Ursache 3—4 Pferde anzuspannen, wo ihrer zwei vor dem Pfluge zu viel wären. Wenn gleich die Gegend fast überall den Gebrauch der Ochsen verstattet und Kühe dazu gebraucht werden könnten, so ist man doch zu stolz dazu, aber demüthig genug, um mit Rozinanten zu pflügen. Doch fängt man hier und dort an sich der Kühe zu bedienen. Wird dieser Gebrauch unter den Kötern und Heuerlingen allgemein, so ist kein Zweifel, daß sich der Ackerbau in dieser Provinz heben werde. Der Acker dieser kleinen Leute wird dann zu rechter Zeit bestellt, die Kühe werden besser gehalten, mehr und besserer Dung gemacht werden. Die Theilung der Marken wird nicht wenig zu dem Gebrauch der Kühe beitragen, und die Abschaffung der Spanndienste (gegen Entschädigung) wird die Pferde immer mehr und mehr entbehrlich machen.

Der Pflug, den man hier hat, ist dem im Mindeschen und Osnabrückschen gleich. Ein Vordergestell mit ungleichen Rädern, ein festes gehöhltes Streichbrett und gehöhltes Pflugschaar. Man pflügt 3—5 Zoll tief. Die Walze ist nicht außer Gebrauch. Vor die Egge wird nur ein Pferd gespannt, und das ist vielleicht nicht das Beste, was man thut. Die Tagesarbeit für einen Pflug ist ein Magdeburger Morgen; läßt man aber im Tagelohn umpflügen, so werden nur 120 Ruthen abgefertigt. Bei dem Pflügen mit 3—4 Pferden wird ein Führer genommen; bei zwei Pferden aber kann einer allein zurechtkommen.

Im Sommer werden die Pferde größtentheils mit Gras gefüttert oder auf die Heide hinausgejagt. Da es an Heu fehlt, so werden sie im Winter mit geschnittenen ungedroschenen Hafer- und Roggengarben gehalten. Gegen diese Garbenfütterung, die man so häufig in Westfalen, namentlich dem Paderbornschen, antrifft, wäre nichts einzuwenden, wenn nicht eine sehr

ungleiche Fütterung daraus entstände. Dies Garbenhäckfel, in Vorrath angehäuft, kann nie gehörig gemischt bleiben, indem die schweren Körner sich immer abwärts senken, und die Pferde daher nicht immer gleich viel davon erhalten. Die Knechte sollen zwar immer vor dem Fuße von Grund aus aufschuffeln; allein sind ihrer ein Paar, wovon jeder sein eigenes Gespann zu besorgen hat, so weiß man wie es geht. Dann haben die Halme in einem Jahre mehr, in dem andern weniger geladen; die Nahrhaftigkeit des Korn-Häckfels bleibt sich also nicht gleich. Mit einem Worte: die Pferde, wie mich aufmerksame Landwirthe versichert haben, leben dabei manchmal in Fülle und manchmal in Noth. Man weiß nicht genau, weder was ein Pferd erhält, noch was der Acker ertragen hat.

Daß ein tieferes Pflügen, und zwar mit einem Rajolpfluge, da, wo es der Boden verträgt, von dem größten Nutzen sey, davon fand ich in der Grafschaft Lingen einen auffallenden Beweis. Ich sah 1816 auf einem Stücke, welches H. Kerstein zu Ibbenbüren baut, den prachtvollsten Roggen. Er hatte den Acker von einem armen Manne übernommen, der ihn so außer Stand gesetzt hatte, daß er nicht mehr tragen wollte, und der so von Quecken verwildert war, daß der Besitzer keinen Menschen auftreiben konnte, der ihn umpflügen wollte. Er stand ihn also an Kerstein ab, nur bedingte er sich noch eine Hafer-Erndte davon aus. Kerstein ließ den Acker einen guten Zoll tiefer als gewöhnlich pflügen, und der Hafer wurde besser, als der Mann je welchen auf dem Acker gewonnen hatte. Nach der Erndte wurden die Stoppeln überdüngt, und darauf mit zwei Pflügen hinter einander oder doppelt tief gepflügt, etwas gegen die Regel, wie Kerstein selbst bemerkte. Er that es aber, um sich der Quecken zu entledigen, und wirklich fand er den Acker rein und den Roggen darauf vortrefflich. Er hält überhaupt viel auf das Tiefpflügen auf seinem sandigen aber guten Boden. Da er Posthalter ist, und mehr Dung als seine Nachbarn hat, so mag er das auch wohl mit Vortheil thun.

## IV. Nutzvieh.

Das Hornvieh geht im Sommer auf Heide und Weide. Mittags und Abends wird's auf den Stall gebracht, wo man ihm etwas Gras oder Klee und im Herbste Kohlblätter, Spörgel und Rübenlaub giebt. Im Winter hält man es mit Kaff, Kartoffeln, Rüben, Kohlstengel, Stroh, selten mit Heu. Die meisten füttern kalt, einige warm, arme Leute kochen. Sowohl grünes als trocknes Futter wird ungeschnitten vorgeworfen. Die Viehrace ist nur klein. Die allergrößten Kühe mögen 250—300 Pfund wiegen. Die Versuche, dieselbe zu veredlen, die einige Landwirthe sich rühmen vorgenommen zu haben, sind mißlungen und mußten mißlingen, weil man nicht zugleich auf die Veredlung oder Vermehrung des Futters bedacht war und glaubte, mit dem Kreuzen allein sey's gethan. Vermuthlich hoffte man, ein einziger Sprung sollte schon die vollständige Metamorphose hervorbringen! — Man melkt die Kühe bei der Tracht, so lange sie Milch geben wollen. Die Kälber werden getränkt, die Rinder mit anderthalb bis zwei Jahren zum Bullen gelassen.

Die Schaafe verdienen keiner Erwähnung. Sümpfe, Mangel an Heu, kahle Weideplätze, äußerst kleine Wirthschaften, Felder ohne Brache, Alles widersetzt sich hier der Schaafzucht. Man findet dennoch hier und dort kleine Heerden von 60—70, höchstens eine von 150 Stück. Sie scheeren nicht viel über ein Pfund Wolle, das 5—8 gGr. gilt. Der Preis eines Hammels ist anderthalb Thaler, wenn er angefüttert ist. Man ist hier mit allem, was Vieh heißt, noch zurück,

die Schweine ausgenommen, welche fett auf 250 und 300, manchmal auf 500 Pfund gebracht werden. Welches Unverhältniß gegen die Kühe! Es ist wirklich außerordentlich, daß man ohne Brandtweinbrennerei, ohne Eicheln und Buchäcker jene Thiere mit einigem Vortheile durch Kartoffeln und Roggen zu einem solchen Gewichte bringen kann. Es scheint, daß die Westfälinger durch ihre Vorliebe für die Schweine wohl gewußt haben, diese Viehrace zu veredeln; denn offenbar hängt

ihre Anlage zu solchem Gewicht und Größe von der Constitution der Schweine ab. Auch werden hier viele Faselschweine aufgekauft und nach Holland getrieben.

## V. Dung und Düngstätte.

Das Streumaterial besteht aus Stroh, Plaggen und Laub. Man läßt den Mist so lange unter dem Viehe liegen, bis die 4 Fuß starke Tiefe des schmalen Viehstalles ausgefüllt ist, worauf 2, 3, 4 Wochen anlaufen. Mit dem Miste bleibt dann zugleich die Jauche im Stalle. Was der Mist nicht von der Jauche anhalten kann, wird zur Tränkung von Erde- und Plaggenhaufen verwendet. Nur an einem Orte fand ich einen großen gewölbten unterirdischen Behälter, in welchen sich die Jauche unmittelbar aus den Ställen zieht. Sie wird nachher ausgepumpt und auf die Wiesen verfahren.

Der Mist wird, wenn Gelegenheit dazu da ist, aus dem Stalle unmittelbar auf das Land gebracht, oder auf dem Misthofe ausgebreitet und mit Plaggen oder etwas Erde gedeckt, oder in Haufen auf dem Felde oder an einem besondern Platze aufgeschichtet; dieses letztere verdient einige Aufmerksamkeit. Der größte Theil des Dungs, der hier auf das Feld verwendet wird, besteht aus einem Compost von Mist, Erde und Rasen. Die Erde wird von den höheren Stellen der Wiesen, aus Sinken, Erdfängen, Gräben u. s. w. gezogen. Sie wird ein paar Monate früher, als man sie brauchen will, ausgeworfen und dann mit Stallmist, auch wohl mit etwas Mergel aufgeschichtet. Der Haufen, der zum Roggen verwendet werden soll, wird anfangs Sommer zusammengebracht, und anfangs Winter derjenige, der für das Sommergetreide dienen soll. Man findet, daß der Compost besser wird, wenn man den Haufen in einer Grube ansetzt. Diese Grube, so wie ich sie bei dem Colonus Determeyer bei Ibbenbühren sah, welcher mir auch die ganze Behandlung erklärte, war muldenförmig in die Erde eingeschnitten, so daß man von der einen Seite mit dem Karren hinein- und auf der andern hinausfahren konnte. Sie war allenfalls 12 Fuß breit und 3—4 Fuß tief. Um die Erde in

dem Haufen nicht fest zu stampfen, wird sie auf die zwei langen Seiten der Grube oder des zu errichtenden Composthaufen angefahren, und so nach Belieben zwischen die Mistschichten eingeworfen. Determeyer nimmt dazu $^1/_{10}$ Mist, $^3/_{10}$ Mergel und $^6/_{10}$ Erde. Wenn er kann, läßt er den Haufen ein ganzes Jahr liegen. Er bedient sich auf diese Art des Mergels schon seit 20 Jahren und hat immer gute Wirkung davon gespürt. Da sein Boden, ein lehmiger Sand, eine alljährliche Düngung erheischt, so düngt er ein Jahr um das andere mit Compost und dann mit Mist. Zur Gerste führt er 80 Fuder Compost auf den Morgen. — Die Sommerhaufen werden auch wohl im Hofe selbst angesetzt, wodurch sie gewöhnlich fetter werden. Die Winterhaufen werden oft auf dem Felde, wo sie im folgenden Frühjahre dienen sollen, angelegt.

Man zieht den Mist, der etwas gelegen hat, demjenigen vor, der unmittelbar aus dem Stalle kömmt. Dieser letzte ganz frische Dung wird vorzugsweise auf den Hanf verwendet. Man läßt den Mist nicht ohne Noth auf dem Lande liegen, sondern pflügt ihn noch am selben Tage unter. Man setzt auch häufig Compost-Haufen von $^2/_3$ Heideplaggen und $^1/_3$ Mist an, und die meisten halten den Gebrauch der Plaggen auf Sandboden für unentbehrlich, selbst dann, wenn man mit hinreichendem Stroh zum Einstreuen versehen wäre. Sie behaupten, daß nach mehreren darüber angestellten Versuchen ein mit bloßem Strohmist gedüngter Acker bei weitem nicht so körnerreiche Getreide-Erndten gebe, als wenn Plaggen mit zu Hülfe genommen werden. Ob ich gleich auf diesen Gegenstand in der Folge noch mehr als einmal zurückkommen werde, so kann ich mich doch hier einer vorläufigen Betrachtung nicht enthalten.

Als ich von der hohen verfallenen Tecklenburg die unermessene Fläche übersah, die sich so wunderschön dem Auge darbietet, so mischte sich ein gewisses ernstes Gefühl mit ein, welches man nothwendig empfindet, wenn man die immer bestehenden Naturschönheiten von den Trümmern der Vergänglichkeit der solidesten Menschenwerke anblickt. Die Monumente der Zeit und Vorzeit veralten, aber immer neu bleibt die Natur. Unerschöpflich und unermüdet im Gebähren wacht sie nach jedem

Winterschlummer wieder auf, kleidet und schmückt den Schooß der Erde mit Grün und frischen Gewächsen und, während sie durch die Hand der Zeit die Kunstwerke der Menschen zerstört, benutzt sie die Trümmer und bearbeitet ihren Staub zur Nahrung dürrer Moose, Flechten und Ranken von Epheu, die ihrer Seits wieder nützlicheren Gewächsen als Vorarbeiter dienen. Selbst auf dem trocknen Sande lebt und schafft sie immer fort, obgleich der Mensch durch Plaggenhauen und Paltenstich jedesmal ihr angefangenes Werk zerstört. Was also die Natur an den Werken des Menschen, das thut der Mensch an den Werken der Natur. Er entkleidet sie an einem Ende, um den weniger abgelegenen, nicht immer bessern, Boden damit zu bereichern, oder vielmehr zu verhindern, daß er sich durch den unaufhörlichen Dienst zum Nutzen der Menschen nicht ganz erschöpfe.

Lange und noch tadelt man diesen seltsamen Wechsel von Rauben und Wiedergeben, und schwer kann sich der Freund der Natur, der Menschen und des Staates daran gewöhnen, ganze Strecken geschunden und zu anhaltender Unfruchtbarkeit verdammt zu sehen, blos um die Fruchtbarkeit auf einigen andern Stellen zu unterhalten. Bei längerer Ansicht jedoch, bei strengerem Forschen söhnt ihn die Allgemeinheit eines solchen Gebrauches einigermaßen mit dem Unwirthschaftlichen aus, das damit verbunden ist. Erblicken wir nämlich unter gleichen Umständen beinahe allenthalben den nämlichen Gebrauch; huldiget ihm nicht allein der Träge und Unwissende, sondern auch der fleißige und aufgeklärte Landwirth; stimmen die Erfahrungen darüber in nahen und entfernten Gegenden überein: so hat ganz gewiß der Gebrauch, besonders dann, wenn er mit Mühe, Beschwerlichkeit und Aufwand verbunden ist, etwas für sich und scheint nicht auf Zufälligkeiten und bloßen Schlendrian, sondern auch in der Natur der Sache selbst gegründet. Er ist derenthalben, in so ferne kein Mißbrauch davon gemacht wird, nicht ganz verwerflich, meistentheils nützlich und oft nothwendig. So soll in dem vorgelegten Falle, das ist auf Sandboden, selbst auf lehmigem Sandboden, der Strohdünger den mit Plaggen gemischten Dünger nicht ersetzen, dieser den Boden mehr binden, länger darin anhalten und den Gewächsen bei trockener Zeit weniger

nachtheilig werden. Er gewährt nicht blos einen Dung, sondern auch eine Erneuerung der Erdkrume.

Indessen gestehe ich gerne, daß sich noch Vieles und mit Recht dagegen einwenden läßt, und daß das Gesagte mich selbst noch nicht befriediget. Kann z. B. die Schuld mit an der Fruchtfolge liegen, die dem Boden weit mehr abfordert, als er auf dem gewöhnlichen Wege zu leisten vermag, wie dieses gewöhnlich bei dem Sandboden der Fall ist: so beweist eine solche Ueberspannung nichts für die Unentbehrlichkeit der Plaggen, und diejenigen, die auf einen so unverhältnißmäßigen Ertrag ausgehen, müssen nicht vergessen, den Werth des Bodens, der die Plaggen dazu hergiebt und für sich selbst keinen Ertrag abwirft, mit dem ihrer cultivirten Lande zu vereinigen, und so den reinen Ertrag dieser letztern auszumitteln; wo sie dann finden könnten, daß sie durch jenen überspannten Rohertrag nicht ganz so viel Vortheil haben, als sie glaubten, und vielleicht weniger, als sie bei einer andern Feldeintheilung haben würden. Setzen wir zum Beispiele, daß ihre Plaggengründe mit Holz bestanden wären und sie nun eine weniger einträgliche Rotation auf ihren cultivirten Feldern annehmen müßten: so scheint kein Zweifel, daß sie jetzt zwar etwas weniger Korn von diesen, aber einen größern Nutzen von dem Ganzen ihrer Besitzung einerndten würden.

Noch kann die Verschiedenheit der Bereitung des Strohdungs sehr viel dazu beitragen, daß er nicht so viel leistet, als er leisten müßte. Es kömmt auf dem Sande alles darauf an, daß der Dung alle Feuchtigkeit der Jauche enthalte, so fett und frisch und doch so geschlossen als möglich sey, und dieses kann nur der Mist, der lange Zeit im Stalle gelegen ist, aus dem kein Tropfen Jauche verloren worden, und der unmittelbar aus dem Stalle auf das Feld gebracht wird. Ein solcher Mist ist sehr im Stande, den Boden zu binden. Wahr ist es, daß er nicht so lange darin anhält, als der langsamer verwesende Plaggenmist, aber dafür bringe man von jenem alle Jahre und um so viel weniger auf einmal auf. Hat man Abgang an Stroh, um die Jauche sammt den Excrementen, besonders bei grüner Stallfütterung, aufzufangen, so kann der Sand, der

nach Art der Dellbrücker auf dem cultivirten Lande selbst ausgestochen und in den Stall oder den frischen Dung gebracht wird, hierzu dienen.

Auf solche Art wird dem Boden auch mehr Feuchtigkeit zugeführt; denn das besondere Auffangen der Jauche in gut eingerichteten Ställen finde ich für Sandboden durchaus zweckwidrig, man müßte denn allenfalls mit Trebern oder Brandweinwäsche Mastung treiben. Endlich müßte ein tieferes Pflügen zu Hülfe genommen werden, wodurch der Boden mehr Feuchtigkeit annehmen, die Wurzeln tiefer eindringen und nicht immer in derselben Erdkrume vegetiren würden. Ich irre sehr, wenn durch die Vereinigung aller dieser Hülfsmittel die Heide-Plaggen nicht zu entbehren wären, und aus dem Ganzen der Wirthschaft nicht ein höherer Gewinn hervorgehen sollte!

## VI. Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Man baut am gewöhnlichsten Roggen, Buchweitzen und Hafer, an einigen Orten auch Gerste und Erbsen, und nur an wenigen Weitzen. — Rüben, Möhren, Kartoffeln, Steckrüben, Spörgel, Klee und brauner Kohl sind die Futtergewächse. Hanf endlich ist das Handel- und Hauptgewächs, der wahre Nährvater der Grafschaft Tecklenburg. Das selbst erzielte Korn reicht nicht zur Consumtion, und man kauft noch für p. p. 20,000 Rthlr. zu. Indessen da für das Linnen jährlich wohl 140,000 Rthlr. eingehen, so ist jener Ausfall leicht zu decken.

Die Fruchtfolge auf hiesigem Sandboden ist: 1. Roggen, darauf Spörgel, 2. Buchweitzen, 3. Roggen, darauf Spörgel, 4. leichter Hafer oder auch Buchweitzen. Oder auch wohl zweimal Roggen nach einander. Man düngt alle zwei Jahre. Man hat sich erst seit 5—6 Jahren etwas stärker auf den Ackerbau des Hafers verlegt, wegen der vielen Mißjahre bei dem Buchweitzen. Zu Lengerick hat man auf sehr gutem Sandboden:

1. Hanf gedüngt,
2. Roggen,
3. Sommergetreide,
4. Erbsen oder Buchweitzen.

Meistens hat man jedoch besondere Hanfstücke, worauf der Hanf einige Jahre hinter einander vorkömmt, und dann werden

von Zeit zu Zeit einmal Kartoffeln eingeschoben. Es verstehet sich, daß solche Felder alljährlich gedüngt werden. Da, wo der Boden zu dem Hafer zu hoch, also zu trocken liegt, hat man ihn zu diesem Ende mit unsäglicher Mühe vertieft.

In der Bauerschaft Ringel, wo der Sand eine movrige Unterlage hat, wollen weder Gerste noch Erbsen gedeihen. Man säet daher zur Abwechselung etwas Spörgel im Frühjahre und pflanzt Kartoffeln, wenn jener abgefüttert ist. Man baut hier wenig Stoppelrüben, weil besonders dazu gedüngt werden muß. Wir hätten also hier einen schlechten Sandboden.

Zu Ibbenbühren in dem Lingenschen hat man auf Sandboden:

1. Hafer oder Gerste stark gedüngt mit Compost,
2. Roggen,
3. Roggen mit etwas Stalldung.

Nun fängt es wieder mit 1 an. Einige düngen auch wohl etwas schwach zum Sommergetreide und dann zu jeder Roggensaat. Kerstein findet, daß die Gerste seinen guten Sandboden stärker angreift als der Hafer, daher er jene nicht leicht auf solchen Feldern baut. — Wir haben wenige Wahrheiten bei dem Ackerbau, die so sehr erwiesen sind, als die des nachtheiligen Einflusses der Sommergerste auf den Boden! —

Wenn K. bloßen Stallmist zum Hafer nimmt, also keinen Compost, so bringt er ihn etwas tief in die Erde, damit der Hafer nicht lagere. Beim Pflügen zum Roggen bringt er den Dung nachwärts wieder in die Höhe. Der Colonus Determeyer sagte mir, daß das 1. Sommergetreide, 2. Roggen, 3. Roggen nur einigemal hinter einander so gehen könne; dann aber nehme man einmal Klee oder Kartoffeln, auf welche beide man Roggen folgen läßt.

Die Fruchtfolge auf Klei- und Lehmboden im Tecklenburgischen ist vierfelderig.

1. Weitzen gedüngt,
2. Gerste,
3. Erbsen, Pferdebohnen, Klee.
4. Hafer.

1. Weitzen gedüngt,
2. Roggen,
3. Gerste, Hafer,
4. Erbsen, Klee.

| | |
|---|---|
| 1. Weitzen gedüngt, | oder: |
| 2. Gerste, | 2. Erbsen, |
| 3. Klee, | 3. Roggen, |
| 4. Hafer. | 4. Klee. |

Zu Gerste, wo Klee gesäet wird, wird gedüngt. Man säet ihn auch häufig über Roggen. — In allen diesen Fruchtfolgen empfiehlt sich wohl nichts, als daß der Hafer nach dem Klee kömmt.

## VII. Anbau des Getreides.

Man säet auf einem Magdeburger Morgen $1^1/_2$ Schfl. Weitzen, eben so viel Roggen, Sommergerste und Erbsen, 2 Schfl. Hafer und $^3/_4$ Schfl. Buchweitzen. Die Zeit der Wintereinsaat fängt mit dem 20. September an und dauert bis acht Tage nach Michaelis. Den Hafer säet man auf trocknem Boden Ende März oder Anfangs April, auf nassem aber erst Anfangs Mai; Gerste auf trocknem Boden Ende April und Anfangs Mai, auf nassem zu Ende dieses Monats; Buchweitzen vom 5ten bis zum 20sten Mai.

Auf feuchten Feldern säet man Trespe mit dem Roggen aus. Geht dieser im Winter aus, wie auf solchem Boden oft geschieht, so nimmt die Trespe seinen Platz ein und liefert noch eine ansehnliche Erndte; bleibt der Roggen aber, so geht wenig Trespe, die erst im Frühjahre hervorsticht, darunter auf. Ist der Trespe nicht zu viel unter dem Roggen, so giebt das Gemische noch ein gutes Brod. Für die Pferde bleibt jene ein vortreffliches Futter und ist bei gleichem Maaße mehr werth als Hafer. Man hätte also Unrecht, die Trespe unter die Unkräuter zu zählen.

Das Getreide wird gemähet, in Garben gebunden, in Stiege zu 20 G. gesetzt und nach 8—10 Tagen eingefahren. Der Mäher erhält 4, der Binder 3 gGr. Tagelohn nebst Kost. Andere schlagen die Erndtekosten von einem Morgen zu 32 gGr. an.

## VIII. Anbau der Futtergewächse.

**Futterkräuter.** Der Anbau derselben schränkt sich blos auf Klee und Spörgel ein. Ersterer ist bei weitem nicht so ausgedehnt, als er seyn könnte und müßte. Der größte Bauer hat höchstens einen oder anderthalb Morgen, also den 30sten oder 40sten Theil seines Ackers in Klee. Man säet ihn unter jedes Getreide, doch am häufigsten unter das Sommergetreide und nimmt 12 und noch mehr Pfund auf den Morgen. Man überfährt ihn im Frühjahr mit gutem kurzen Dünger, den man mit der Egge so gut als möglich verbreitet. Hierzu sind 8—12 Fuder erforderlich. Man bedient sich des Kalks zum Ueberstreuen, à 3 Scheffel, oder des Mergels à 8 Fuder per Morgen.

Man schneidet den Klee zweimal und läßt ihn nur ein Jahr stehen. Der Klee liebt bekanntlich den schweren Boden. Auf Sandboden kann er blos durch Dung und Ueberfahren mit gutem Compost erzwungen werden. Auf Sand aber, der eine Ockerschichte unter sich hat, versagt der Klee gänzlich. Flachs und Kartoffeln gerathen vorzüglich nach Klee; Hafer zwar auch, nur wird er leicht Lager. Das Ueberdüngen des Klees soll dessen früheres Heraustreiben im Frühjahre befördern, daher man es selbst dann thut, wenn der Klee in die erste Gaile gesäet wird.

Der Spörgel ist in jeder Hinsicht die Gabe für die Sandländer. Er ist, wenn er nicht mit sammt der Wurzel ausgezogen wird, ein verbesserndes Mittel für den Boden. Man säet $^3/_8$ Scheffel auf den Morgen. Wird er früh gesäet und untergepflügt, so schätzt man seine Wirkung zu dem Viertel einer gewöhnlichen Düngung. Für den gebirgigten Theil dieser Provinz sollte man auf alle Arten suchen die Esparsette in Aufnahme zu bringen, die auf ähnlichem Boden das Glück der Pfalz macht.

**Wurzelwerk.** Kartoffeln, Rüben, Möhren. Zu Kartoffeln wird das Land gestrichen, gewendet, gedüngt mit 20—25 Fuder, und zuletzt **gepflugspatet**, d. h. man läßt die mit dem Pfluge geöffnete Furche mit dem Spaten ausgraben. Die

Kartoffelreihen werden später behackt, aber nirgends, so viel ich weiß, behäufelt. Man pflanzt 12—15 Scheffel auf einen Morgen und erndtet ihrer 150—200. Das Nichthäufeln der Kartoffeln auf sehr sandigem Boden findet man auch in Brabant. Der Roggen geräth besonders gut darnach. Die Stoppelrüben folgen nach Hanf oder Roggen. Die Roggenstoppel wird nur einmal umgepflügt, abgeeggt, gesäet und zugeeggt. Auf schlechtem Sandboden muß dazu besonders gedüngt werden, und so kann ein Morgen 18—20 Scheffel Rüben liefern. Diese Rübeneinsaat geschieht nach der zweiten Roggenerndte.

Die Möhren werden unter Flachs oder Bohnen gesäet. Ihr Ertrag ist 15—20 Scheffel.

## IX. Anbau des Hanfes.

Da hier das eigentliche Hanfland Westfalens ist, so verdient seine Cultur und seine Bearbeitung eine etwas vollständige Auseinandersetzung. Der sandige feuchte, oft schwarze Boden der Provinz begünstiget den Hanf ohne Zweifel mehr als den Flachs, obgleich auch von diesem hier gebauet wird. Der rohe Hanf kömmt nie in den Handel, sondern wird als Fabrikat unter dem Namen Löwend oder Löwendlinnen über Bremen nach England und Amerika ausgeführt. Dieses Fabrikat ist eine Art Zwilch, dessen Zettel oder Kette aus reinem Hanfe, der Einschlag aus Hede besteht. Es wird in der Regel von schon weiß gebleichtem Garne angefertiget, nur selten von grauem. Dieses geschieht nur in der Noth, wenn nämlich der kleine Wirth Geld im Winter braucht, oder an einigen Orten, wo die Holzasche zu theuer oder zu selten ist. Man hat im Tecklenburgischen keine besondere Bleichanstalten. Jede Hausmutter bleicht ihr Garn zu Hause, so wie es auch daselbst zu Leinwand verwebt wird.

Jeder Colon oder Meier unterhält zu dem Ende ein besonderes Dienstmädchen, dessen Hauptbeschäftigung im Weben besteht. Es ist dieses das eigentliche Geschäft der Frauen. Das Spinnen gegentheils geht die Männer mit an, und es ist seltsam, daß diese gerade das feinste Garn spinnen, und Weiber

und Kinder sich mehr mit der Hede abgeben. Im Durchschnitte werden in jedem Colonate jährlich 2—3 Stücke Leinwandlinnen verfertiget, wovon eins in das andere 26 Rthlr. in Golde werth seyn mag. Eine Heuerlingsfamilie, deren Haupterwerb im Spinnen und Weben besteht, sucht jährlich 2—3 Stücke zur Legge zu bringen, und jede Dienstmagd ein halbes. Um sich einen Begriff davon zu machen, führe ich nach Holsche an, daß die Ausfuhr des Lewendlinnens in dem Durchschnitte von 6 Jahren, von 1780 zu 1786, alljährlich 173,772 Rthlr. betrug; nehmen wir nun auch an, daß wegen dem durch den Hanf etwas geschmälerten Getreidebau jährlich 20,000 Rthlr. für Brodkorn und wieder 10,000 Rthlr. für Hanfsaamen auswandern, so bleibt, wenn wir auch nur 140,000 Rhlr. für das auswandernde Linnen annehmen, doch noch ein Ueberschuß von hundert und zehn tausend Thaler in der Provinz zurück, außer dem, was die inländischen Kaufleute darauf gewinnen.

Die Erzielung und Fabrizirung eines solchen Handelsgewächses bleibt einer so stark bevölkerten Provinz, wie das Tecklenburgische, wo man ungeachtet ihrer ungeheuern Gemeingründe und ihres Wildlandes 3000 Seelen auf die Quadrat-Meile rechnet, unentbehrlich, und von ihrer Erhaltung hängt nicht allein der Wohlstand derselben, sondern die ganze Existenz der Mehrzahl seiner Bewohner ab. Die Erde ist hier zu klein, der Boden im Ganzen zu schlecht, um die Bevölkerung auf dem gewöhnlichen Wege gehörig zu beschäftigen und also auch zu unterhalten. Der Einwohner lebt mehr von seinen Händen als von dem Schooße der Erde. Hat er einen Theil seines Tagewerkes auf diesen verwendet, so kehrt er nach Hause, greift zu Spindel und Spuhl. Er zieht, er rödet, er sprödet, er brackt, er strippt, er bocket, er durchstößt, er schwingt, er hechelt, er spinnt, er webt, er bleicht, er kalandert, er geht zu Markte. Es ist eine Arbeit ohne Ende, zwischen welcher nur der Sonntag ihm einen Augenblick zur Erholung gestattet; ein Brod, welches nur mit Schweiß und Mühe erkämpft wird. Wollte man alles in Gelde anschlagen, so würde man freilich finden, daß der reine

Ertrag unter Zero herabsinkt. Allein es wäre unbillig, die Arbeit hier in vollen Anschlag zu bringen, indem sie ein Capital in Umlauf setzt, das sie nichts kostet, und das, wenn sie es nicht benutzte, gänzlich für den Nichtarbeiter verloren seyn würde. Dieses Capital ist die Zeit.

Da aber die Zinsen dieses Capitals auf jene Art nur mit den bloßen Händen und durch ungewöhnlichen Fleiß und außerordentliche Anstrengung erpreßt werden können, so verdient ihr Erwerb von Seiten der Verwaltung alle mögliche Beachtung, Schonung und Begünstigung. Soll eine solche rastlos arbeitende Volksklasse nicht verkümmern, und die von ihr ausgehende wachsende Bevölkerung nicht zusammenschmelzen; oder, was noch ärger ist, soll aus so vielen sich jetzt löblich und anständig nährenden Staatsbürgern nicht ein Haufen lästiger Staatsbettler werden: so muß für ihre Selbstständigkeit gesorgt, der Absatz der Produkte ihres Schweißes noch mehr, als der rohen Produkte der Erde, befördert, und sie selbst so geringe als möglich zu dem Beibringen für allgemeine Lasten herangezogen werden; — eine Sache, die sich bei den eigentlichen Fabriken, wobei sich nur ein einziger bereichert, im umgekehrten Verhältniß verhalten könnte. Und dennoch hat man die eigentlichen Fabriken in dem französischen Steuersystem ohne Fug begünstiget und dafür die ländliche Industrie der Mehrheit so widerrechtlich gedrückt. Man erwog nicht, daß die Selbstständigkeit des Staates (den despotischen oder orientalischen ausgenommen) auf der Selbstständigkeit seiner Bürger beruhe, daß der Arbeiter eines Fabrikanten nur durch diesen mit dem Staate zusammenhänge, daß daher das Interesse dieses Arbeiters zuerst auf die Erhaltung seines Fabrikherrn und dann erst auf die des Staates ausgehe, daß er daher mehr Knecht als Bürger sey. Wie verschieden verhält sich nicht dieses alles bei dem fabrizirenden Landmann, der blos für seine Rechnung schafft und von niemand als von Gott und seinem Könige abhängt? — Doch genug, und vielleicht schon zu viel! Wir kommen zu der Cultur und Behandlung des Hanfs.

Um guten Samen zu haben, wirft man einige Hanfkörner unter den Lein und über die Kartoffelfelder. Nothwendig aber leiden diese beiden Gegenstände etwas dabei; daher die größeren Landwirthe auch wohl ein besonderes Stück dünner als gewöhnlich besäen, um sich von da her Samen zu verschaffen. In der Schweiz sah ich den Samenhanf in runde flache isolirte Vertiefungen von anderthalb Fuß im Durchschnitte säen und demnächst die Stämme mit Jauche begießen. Auf jeden Fall verfahren die Tecklenburger sehr weise, daß sie nicht den Samen von ihren Hanferndten aufnehmen, und lieber das, was ihnen fehlt, aus der Ferne kaufen.

Man wählt zu dem Hanfe den besten Sandboden, den man hat, und düngt dabei sehr reichlich (24—30 Fuder, welche ich jedoch nicht für vierspännig ausgeben will). Man nimmt dazu den besten Dung und zieht zumal den Pferdedung vor. Das Roggen- oder Kartoffelland, das man dazu bestimmt, wird im Herbste gestrichen, im Frühjahre gewendet, dann gedüngt und zur Saat gepflügt. Dieses letztere Pflügen geschieht in schmalen Furchen und tiefer als beim Wenden. Durch die schmalen Furchen wird der Dung besser mit der Krume vereint und doch gehindert, zu tief in den Boden zu kommen. Man säet nicht vor dem Mai und nimmt 1¾ Scheffel Samen auf den Morgen. Der Hanf nimmt das Feld etwa 13 Wochen ein. Man zieht ihn auf einmal aus. (Holsche spricht zwar von den Femeln, ich habe aber nichts davon gehört. Dabei sagt er, daß man den Femel für schlechter als den halte, den man zum Samen stehen läßt, welches für die Weberei allen meinen andern Erfahrungen widerspricht).

Das Röden geschieht im Wasser. Dieses erfordert nach den ersten 3 Tagen eine beständige Aufmerksamkeit. Sobald sich nur die Blätter mit der Hand abstreifen und der Bast von dem Stängel abziehen läßt, muß er aus dem Wasser. Ein Paar Stunden mehr bringen ihm Schaden. Je geiler der Hanf aufgewachsen ist, je mehr muß man ihn beobachten. — Das Bocken geschieht an dem schon gebrackten Hanf auf einer eigens dazu

eingerichteten Stampfmühle. Ohne dieses Stampfen würde sich der Bast nicht genug vertheilen. Das Durchstoßen geschieht mit einem Beile, auf eine Art, die sich mit der Feder nicht wohl versinnlichen läßt. Der Zweck davon ist, den Hanf zu kürzen, weil er ohne das zu lang zum Spinnen seyn würde. Das Durchstoßen zerreißt ihn eigentlich, spleist ihn an seinen Enden, macht diese ungleich, wodurch er sich gleicher in einander spinnen läßt. Dann wird geschwungen, gehechelt, gesponnen, gekocht, gebleicht und endlich gewebet.

Bei mittelmäßiger Erndte gewährt ein Morgen Hanf den Stoff zu 2 Stücken Löwend, jedes von 100 Legge oder 200 brabanter Ellen. Es kostet nach den Verhältnissen seiner Güte als Oberband 28, als Mittelband 26½, als Unterband 25 Rthlr. in Gold.

Der Absatz ist auf der Königl. Legge, über deren Einrichtung sowie über die ganze umständliche Behandlung des Hanfs und Linnens ich mich enthalte ein Weiteres zu sagen, indem Holsche in seiner Beschreibung der Grafschaft Tecklenburg, lange vor mir, ziemlich umständlich und gründlich davon gehandelt hat. Um diesen Artikel noch mehr zu ergänzen, füge ich hier die Hanf-Cultur bei, so wie sie in dem nahe gelegenen Dellbrücker Ländchen betrieben wird.

Der Hanf kömmt daselbst in den sogenannten Hanfgärten auf tiefem, schwarzem, etwas feuchtem Boden alle Jahr vor; aber auch muß alle Jahre dazu mit 16 Fudern gedüngt werden. Man pflügt dreimal, einmal mit 2 und die andern Male mit 3 Pferden, also tief. Der Dung wird erst mit dem dritten Pflügen untergebracht. Man säet den Hanf zu Ende Mai's und nimmt stark 1½ Scheffel Samen auf den Morgen (1 Sch. p. M. Br. Maaß). Der keimende Hanf wird gegen den Anfall der Sperlinge von Kindern gehütet. Man zieht ihn auf einmal aus und femelt nur da, wo man Samen ziehen will. Dieser Femel giebt das beste Leinwand. Der Hanf wird hier im Durchschnitte 7 Fuß hoch. Fangen die untersten Samenkörner an hart zu werden, so ist es Zeit ihn auszuziehen. Er bedarf bis dahin, bei guter Witterung, eilf Wochen zu seinem

Wachsthum. Das Kaff, was bei dem Abdrusche des Hanfs abfällt, wird auf die Wiesen gestreut. Nachdem der Hanf gezogen ist, werden ihm auf einer Häcksel-Lade die Wurzeln abgeschnitten: darauf wird er auf 4—5 Tage ins Wasser gelegt. Man zieht hier die Wasserrode der Thaurode, und zu jenem Gebrauche das stehende Wasser dem fließenden vor. Der hiesige Hanf wird sehr geschätzt und dem Russischen gleich gestellt. Was nicht im Lande selbst versponnen wird, wird von der Breche weg verkauft. Der gewöhnliche Preis eines Zentners solchen rohen Hanfs, der höchstens nur $^1/_3$ reinen Hanfs enthält ist 6—7 Thaler. In schlechten Jahren wird er mit 8, 9 bis 10 Thalern bezahlt, wie 1816, wo er gänzlich mißrathen ist.

## X. Verschiedenes.

Bauernregeln und Sprüchwörter: In der Gallus-Woche (Gallus fällt den 16ten Oktober) darf kein Roggen gesäet werden. — Kalk schützt wider den Brand im Weitzen und gegen die Raubvögel. — Hanf gehört in die frische Furche. — Hülsenfrüchte sind nur bei abnehmendem Lichte zu sehen. — Beten und Düngen sind kein Aberglaube.

Erfahrungen, gelungene, mit Esparsett auf Kalkklei; mit Rübeneggen im dritten Blatte; mit Flachs nach Kartoffeln auf Wildgrund. — Zu Kartoffeln mit dem Pfluge rajolt und mit selbem gepflanzt und bearbeitet, gab mehr Ertrag als bei gewöhnlicher Behandlung mit dem Spaten.

Unkräuter. Da, wo Hanf und Kartoffeln ihnen den Krieg ankündigen, sind sie nicht fürchterlich. Anderswo findet man Heberich und Wucherblumen und die Freundin des Sandes, das liebe Triticum repens. — Kerstein entledigte sich des Hederichs dadurch, daß er auf Feldern, die davon überladen waren, das Sommergetreide wegließ und sieben Jahre hinter einander Roggen säete, der auch alljährlich wohlgerieth. Darauf pflanzte er einmal Kartoffeln, darauf wieder vier Jahre nach einander Roggen und dann wieder Kartoffeln, und nun hatte er verdient, seines Feindes los zu seyn.

Der Colonus Determeyer hatte der Wucherblumen (hier Denter-Blumen von Deventer aus dem Holländischen) so viel, daß sich bei dem Aufgehen des Samens die ganze Oberkrume der Erde hob. Durch beständiges Abwechseln mit Kartoffeln und Roggen machte er ihnen den Garaus.

## Fünfter Abschnitt.

### Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthum Münster auf Thon- und Kleiboden.

In einer Provinz, in welcher der Boden von dem feinsten Sande (Wehsande) zu dem thonhaltigsten Klei übergehet, kann die Culturart sich unmöglich gleich seyn. Und da beide Extreme in dem Fürstenthum Münster nicht etwa zufällig eine Ausnahme von der Regel bilden, sondern da man daselbst, nach meinem Dafürhalten, $^2/_5$ wahren Thonboden gegen $^3/_5$ Sandboden antrifft, so ist es nothwendig, solche so weit von einander stehende Bodenarten auch in der Beschreibung ihrer Cultur von einander zu trennen. Auf die Schattirungen, welche die verschiedene Mischungen jener zwei Bodenarten hervorbringen, und die von Sand-Sand-Lehm in Sand-Lehm und von diesem in Lehm-Lehm-Sand übergehen, konnte ich, ohne ins Unendliche zu fallen, keine Rücksicht nehmen; eben so wenig als auf die kleinen Abweichungen, nach welchen sich in sandigen Gegenden Thonfelder und in Kleigegenden Sandfelder vorfinden. Da die vorherrschenden Hauptbestandtheile des Bodens, Sand und Thon, die Cultur und Wirthschaftsart einer Gegend hauptsächlich bestimmen, so kann ich auch nur diese beide Verschiedenheiten beachten und theile demnach den Ackerbau des Münsterlandes in Cultur auf thonigem Boden und Cultur auf sandigem Boden. Von diesem wird in dem nächsten Abschnitte, von jenem in dem gegenwärtigen die Rede seyn.

## I. Lage und Boden.

Das ganze Münsterland ist größten Theils flach, und ob es gleich in der Gegend zwischen Coesfeld und Horstmar hügelich ist, so weiß ich doch in dem ganzen Lande nicht einen Berg, der diesen Namen verdient. Alles, was hier hügelich ist, ist auch thonig, obgleich nicht alles Thonige hügelich ist. Zwischen den Hügeln findet man in den tiefen Stellen Sandboden, aus welchem das von den Anhöhen strömende Gewässer vermuthlich den Thon ausgewaschen und diesen weiter geführt hat. Es ist dieses wohl eine Wohlthat der Natur, indem solche Tiefen bei vielem Thone nur feucht und wenig fruchtbar seyn würden.

Der thonige Theil des Münsterlandes bildet einen großen Winkelhaken, der sich von Horstmar aus in südlicher Richtung über Coesfeld nach der Lippe hinzieht und sich dann in östlicher Richtung über Lüdinghausen, Drensteinfurt, Sendenhorst, Ahlen nach Beckum und Oelde erstreckt. Es ist dieses ohne Zweifel der fruchtbarste Theil des ganzen Landes. Die Strecke, die sich in der ersten Richtung befindet, ist etwas hügelich, die in der zweiten ist eben, flach, oft tief. In beiden sind die Wege heillos, und es sollte schwer seyn zu bestimmen, welcher von beiden der Preis davon zustehe? Ich werde genöthigt seyn, jene Eintheilung in dieser ganzen Abtheilung beizubehalten, und unter A. die hügeliche, und unter B. die flache Gegend andeuten.

### A.

1. Der hiesige wahre Kleiboden hat einen sehr großen Thongehalt, und würde ohne seine größtentheils abschüssige und hügeliche Lage kaum einer Beackerung fähig seyn. Man findet in der Gegend von Darup Felder, die nach v. Bönninghausen 87 Proc. abschwemmbaren Thon haben. Es ist einleuchtend, daß ein solcher Boden sehr schwer zu beackern ist, durchaus kein tiefes Pflügen erträgt, und in Jahren wie das von 1816 den ganzen Sommer unzugänglich und dem Auffrieren sehr unterworfen ist. Am nachtheiligsten ist es, daß sich

der Dünger weder mit der Ackerkrume vereinigen läßt, noch auch darin verwesen kann und daher sehr spät seine Wirkung thut, wodurch der Kreislauf des Ganzen einen trägen Gang nimmt.

2. Um vieles besser, als der vorhergehende, ist ein anderer Kleiboden. Er hat eine dunklere Farbe und ist mit sehr grobkörnigem Sande vermischt. Er ist zwar eben so schwer als jener zu bearbeiten, allein er ist weit reicher. Bei seiner gehörig tiefen Ackerkrume lagert das Getreide seltener, und Klee und Hülsenfrüchte gelangen darauf zur höchsten Stufe ihrer Stärke. Dieser Boden besitzt eine große Menge Humus, der sich aber zum Theil wie ausgeglühte Kohle verhält und unauflöslich ist. Jedoch hat man durch Mergel häufig nachgeholfen, der hier vorzügliche Wirkung thut.

3. Die dritte Bodenart ist der sogenannte Senkelboden, welcher wenig Thon, selten Kalk, aber vielen sehr feinkörnigen Sand enthält. Dieser Boden gehört zu den gewöhnlichsten Bodenarten des Münsterlandes. Man kann ihn für den Uebergang vom Klei zum milden Lehm ansehen. Er unterscheidet sich von diesem letztern durch die Feinheit seines beigemischten Sandes. Dieser Sand giebt ihm die besondere Eigenschaft, daß er bei nasser Witterung, besonders bei heftigem Regen, auf der Oberfläche in einen Brei zusammenfließt und beim Abtrocknen wie eine Tenne hart wird. Deswegen darf er nie rein geeggt werden und muß kloßig liegen bleiben. Sein Ertrag hängt sehr von der Witterung ab, welche während und gleich nach der Bestellung einfällt. Ist diese günstig und der Acker wohl gedüngt, so hat man sich eine prachtvolle Erndte davon zu versprechen.

4. Der Lehmboden des Münsterlandes ist mehrentheils abgeschwemmter Klei- oder Senkelboden. Man findet ihn selten anders, als in den Sinken zwischen Anhöhen, und er wird, je höher man steigt, desto thonreicher und schwerer, je nachdem das Regenwasser den obern Humus stärker ausgewaschen hat oder nicht. Durch dieses Auswaschen hat das Münsterland all seinen ursprünglichen Reichthum von jener kostbaren Substanz verloren, und muß ihn leider in Holland und Ostfriesland in

den daſigen Marſchen wiederſuchen. Unſer Lehm iſt daher mager, dunggierig, aber nicht ſchwer zu bearbeiten und dankbar für die ihm gegebene Pflege.

Die Ackerkrume iſt in dieſer Gegend nicht tief, welches aber weniger der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Bodens, als dem langen, flachen Pflügen zugeſchrieben werden muß. Wird dieſer, ſo lange Jahre der atmoſphäriſchen Einwirkung beraubte Untergrund aufgepflügt, ſo äußert er immer eine nachtheilige Eigenſchaft auf den Acker.

Der ſtrengere Kleiboden ruht ſehr häufig auf einer Unterlage von Mergel, welcher jedoch gewöhnlich nicht ganz bis zur Ackerkrume hinaufreicht, indem ſich zwiſchen ihm und dieſer eine unfruchtbare, äußerſt ſchädliche, zähe, gelbe Thonlage befindet. Der Kalk iſt in dieſem Mergel überwiegend und kann zu $^2/_3$, ja $^3/_4$ des Ganzen angeſehen werden. Der Thon mag $^5/_{24}$ und der Sand $^3/_{24}$ darin betragen. An einigen Orten iſt der Kalkgehalt noch ſtärker, ſo daß der Mergel zum Kalkbrennen gebraucht werden kann. Man findet auf einigen ſteinigen Aeckern Marmorſtücke, welche wirkliche Kalkkryſtalle ſind. Man ſtößt manchmal auf Mergelfelſen, welche, wie man zu Havixbeck gefunden hat, über 200 Fuß tief gehen und ſowohl in der Höhe als nach der Tiefe allerhand Muſcheln und Ammonshörner enthalten, welche auf eine ſchichtweis geſchehene Entſtehung ſchließen laſſen.

## B.

Dieſelben Bodenarten, mit Ausnahme *vielleicht* von Nr. 2, finden ſich auch in der *flachen* Kleigegend des Münſterlandes. Nur iſt der Boden, ſeiner ebenen zum Theil tiefen Lage wegen, der Feuchtigkeit noch ſtärker unterworfen, als der in der Gegend A. Wird der Kleiboden bei naſſem Wetter bearbeitet, ſo ſiehet man Jahre lang die böſen Folgen davon, und er kann dann nur durch wiederholte Brache in Ordnung gebracht werden. Im Winter friert er noch wohl auf, dagegen ſchadet ihm im Sommer auch eine anhaltende Dürre nichts, wenn ſich nur die Pflanzen beſtaudet haben, und ihre Wurzeln überſchatten können.

Es giebt häufig in dieser Gegend Weitzenboden, welcher seiner weichen Krume nach als Weitzen- und Großgerstboden angesehen werden muß, dagegen aber durch eine eigenthümliche Beschaffenheit nicht den Ertrag giebt, den man ihm dem Ansehen nach zuschreiben würde. Er hat nämlich durchgängig die Eigenschaft, durch den Winterfrost gleichsam zu Pulver zu werden und bei trocknem Frühlingswetter im Winde so dahin zu stäuben, daß die Wurzeln des Wintergetreides dadurch dem nachtheiligen Einflusse der Atmosphäre blos gestellt werden und die ganze Pflanze dem Verderben ausgesetzt wird. Wahrscheinlich rührt dieses von einem allzustarken Abgange an Sand her, der sonst eine mehr mörtelartige Masse daraus bilden würde. Ohne zureichenden Sand überfüllt sich der Thon im Winter mit Wasser, und dieses zerreißt durch seine gewaltsame Ausdehnung beim Froste alle und jede Verbindung, die unter den Thontheilchen bestand, und diese fallen also wie Staub auseinander.

Noch muß ich für diese Gegend eines Bodens erwähnen, der sich unter anderm bei dem Gute Ittlingen vorfindet. Er liegt etwas tief zwischen sehr wenig abhängigen Anhöhen und ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch allmähliches Aufschwemmen entstanden. Meistentheils ist er im Grase niedergelegt. Die Krume besteht aus sehr vielem, aber zum Theile unauflöslichem Humus und nur sehr wenig Sand enthaltendem, fettem, schwarzem Thon. Eben dieses starken Thongehaltes wegen friert er im Winter so stark auf, daß durchaus keine Winterfrucht darauf gedeihen kann. Um so besser aber schlägt die Sömmerung darauf ein, im Fall nach der Einsaat nicht anhaltende Dürre einfällt; denn sonst wird der Boden wie ein Aschenhaufe, trocknet schuhtief aus und verliert alle Art von Zusammenhang. Die zureichend starke Krume ruht über einem gelben, todten Lehm, unter welchem sich ein graulicher Stein findet, welcher lange an der Luft liegt, ehe er zerfällt, und als ein Stein zu Tage gefördert immer schädlich wirkt und den Acker auf mehrere Jahre verdirbt. Quecken wachsen hier niemals, deshalb wird der Boden auch nie mehr als einmal gepflügt. Der zu Grase liegende Boden dieser Art trägt nur ein kümmerliches,

wenig nahrhaftes Futter. Ein neuerdings zu Grase niedergelegtes Stück beraset sich sehr langsam.

## II. Zustand der Cultur.

Namen einiger ausgezeichneter Landwirthe.

Es ist mir leid, daß ich nicht viel Befriedigendes über den ersten Gegenstand zu sagen habe; denn im Ganzen ist die Cultur im Münsterlande noch ziemlich zurücke und nicht wohl mit der in der Grafschaft Mark zu vergleichen. Es wird daselbst fehlerhaft gepflügt, weniger geeggt und überhaupt oft fehlerhaft zu Werke gegangen. Dagegen sind die Culturkosten, einzeln genommen, sehr theuer, weil meistens nur vierspännig gearbeitet wird, und anderer Ursachen und Mißbräuche wegen, die nicht hierher gehören. Daher steht denn im Münsterlande der Pachtzins gewöhnlich niedrig; daher die Seltenheit des im eigentlichen Sinne des Worts vermögenden Bauers.

Der fruchtbarste und kräftigste Boden leidet hier sehr von der Nässe, welches zwar von seiner wenig abhängenden Lage und seinem starken Thongehalte herrührt, dem man aber oft durch eine zweckmäßige Behandlung zu Hülfe kommen könnte.

Der Anbau der Futterkräuter, der wegen Abgang an natürlichen Wiesen doch so nothwendig wäre, wird allenthalben vernachlässiget. Sommerstallfütterung kennt man nicht einmal dem Namen nach. Das Colonatwesen ist der Industrie und das Markenwesen dem Viehstamm nicht vortheilhaft!

Man nimmt wenig Rücksicht auf die Gegenstände, denen die Natur des Bodens am meisten zusagt. Ein guter Kleingerstboden muß große Gerste hervorbringen, und wo man guten Hafer gewinnen könnte, will man lieber schlechte Gerste haben. Der Münsterländer läßt sich von seiner bessern Nahrung nichts abziehen, am allerwenigsten seinen Bierkrug nehmen, die Gerste mag herkommen, wo sie will.

Es fehlt dennoch nicht an ausgezeichneten Landwirthen, wozu ich für den lehmigen Theil des Münsterlandes die beiden Colonen oder Schulzen: Osterhoff zu Nienbergen bei Münster und Frühe zu Rödder bei Dielmen zähle.

Dr. Meyer, Pächter des Gutes Ittlingen, ist ein eben so schätzbarer Mann als aufgeklärter, thätiger und musterhafter Landwirth. Die Religiosen von la Trappe auf dem Hause Burg bei Rinckerode sind sehr fleißige und intelligente Männer; Dr. Bispinck bei Ahaus ein gebildeter Landwirth, der mit Nutzen auf seine Umgebung einwirkt. Seine Aecker zeichnen sich auffallend vor denen seiner Nachbarn aus.

In der Person des landräthlichen Commissarius v. Bönninghausen zu Darup hat die Landwirthschaft in Westfalen einen Mann gewonnen, der sowohl in praktischer als theoretischer Hinsicht durch seine Thätigkeit und Vorliebe für das Gute schon Manches geleistet hat und in der Folge für den Ackerbau im Ganzen immer mehr und mehr leisten wird. Ich rechne mir es zum Verdienste, daß ich der erste war, der ihn bewegte, seine Kenntnisse und Erfahrungen dem Publikum mitzutheilen.

## III. Pferde.

Der Münsterländische Pferdeschlag ist zu landwirthschaftlichen Arbeiten ganz vorzüglich geeignet. Es sind Pferde von mittlerer, eher kleiner als großer Struktur, nicht über 15—16 Hand hoch, aber gedrungen, ausdauernd und von fester, fast unverwüstlicher Gesundheit. Ohne diese Eigenschaften wäre es auch nicht möglich, daß sie bei ihrer sehr schlechten Nahrung und Pflege die viele und schwere Arbeit verrichten könnten, welche man von ihnen fordert. Ihre Güte zeigt sich aber dann erst recht, wenn sie zu einem anders rechnenden Wirthe kommen, der an Futter und Aufwartung nichts spart, für die Arbeit aber auch kein überzähliges Zugvieh hält, wie das bei den Münsterländer Bauern gewöhnlich geschieht. — In den Sandgegenden fieng man ziemlich stark an, Ochsen ins Gespann zu ziehen; jedoch nimmt es wieder ab, weil sie zum Transport der Kaufmannsgüter nicht zu gebrauchen sind, womit der Münsterländer durch den Mangel an schiffbaren Strömen und an guten Wegen manchen Thaler verdient. — Jeder Bauer zieht jährlich ein oder mehrere Fohlen an und verkauft sie mit drei oder vier Jahren zu 60 — 90 Thaler.

Wenn die Pferde im Sommer keine Arbeit haben, werden sie häufig auf die Weide getrieben und auch über Nacht da gelassen. Arbeiten sie aber, so erhalten sie (ich rede von ordentlichen Bauern) Klee und Hafergarben, beide geschnitten und unter einander gemischt, oder im Nothfalle, wenn die Arbeit zu Ende geht, auch nur bloßes Strohhäcksel unter den Klee gemengt. Im Winter giebt man ihnen durchgängig geschnittene Hafergarben oder Wickhafer. Nur bei Ahaus fand ich, daß man wenig Hafer- und dafür geschnittene Roggengarben nimmt. Heu, da es in Westfalen selten ist, wird nicht viel und nur an sehr wenigen Orten gereicht.

Leider aber, daß dieses die bestbehandelten Pferde nur so haben. Dagegen wird manches unglückliche Geschöpf dieser Art nach vollbrachter Tagesarbeit hinaus auf die Gemeinheit getrieben und des andern Morgens wieder zur Arbeit hereingeholt. Im Winter erhalten sie Häcksel, besonders von Weitzenstroh, welches nicht so ganz rein ausgedroschen (blos geklaapet) ist; doch müssen auch dann noch viele Pferde, welche als halb wilde anzusehen sind, und die man Winterpferde nennt, ihre Nahrung in den Waldungen suchen, wo man sie besonders zu tractiren glaubt, wenn man ihnen etwas Heu in einen offenen Schuppen hinwirft. Körnerfutter erhalten nur die Pferde von einigen bemittelten Bauern oder solche, die häufig auf den Landstraßen fahren müssen; hierzu dient besonders der im Münsterlande immer häufiger angebaute Wickhafer.

Der oben gerühmte hiesige Pferdeschlag ist von der Art, daß es Schade seyn würde, ihn mit fremden sogenannten schönen Pferden, die gewöhnlich zu dem wenig ästhetischen Zwecke der Landwirthschaft nichts taugen, zu verhalbedeln. Nur eine Veredlung der Race durch sich selbst ist räthlich, wie bei allem Vieh, mit Ausnahme der Schafe, und würde hinlänglich durch Wegräumung desjenigen befördert werden, was jetzt das Zugvieh verdirbt. Hierher gehört:

1. Die nachlässige Auswahl von Beschälern, die man obendrein schon mit 2 oder gar $1^1/_2$ Jahren zuläßt. Ist der Hengst schön, so daß er gesucht wird, so hat er schon in diesem frühen Alter 50 — 60 Stück jährlich zu bedienen. Er erschöpft sich

also vor der Zeit seiner besten Kraft und macht schwächliche Fohlen. Mit 4 Jahren wird er dann entmannt und an Roßhändler verkauft. Nicht fremde Hengste müssen wir haben, aber unter den inländischen könnten von Kennern (welches aber keine piqueurs seyn dürfen) die kräftigen und untadelhaft gefundenen ausschließlich dazu bestimmt und allen andern das Beschälen verboten werden. Ein solcher Hengst müßte dann auch gut gefüttert, zu keiner übermäßigen Arbeit angehalten werden und dafür die Befreiung von Dienstfuhren genießen.

2. Der zu frühe Gebrauch. Schon nach Verlauf eines Jahres wird das Fohlen eingespannt und zur Arbeit angehalten. Hiedurch wird die vollständige Ausbildung des jungen Pferdes verhindert, und der Schade ist für seine ganze Lebenszeit größer als der Nutzen des Verdienstes. Unter 3 Jahren sollte billig kein Pferd arbeiten.

3. Die nöthige Schonung der Mutterpferde in der letzten Zeit ihrer Tracht. Alt und Jung wird durch eine entgegengesetzte, sinnlose und unverständige Anmuthung erschöpft und verdorben, und dadurch manches brave Pferd schon vor seiner Geburt verkrüppelt.

4. Die schlechte Nahrung. Dem Landmann vorschreiben, was er futtern soll und wie viel, geht freilich nicht an; nimmt man ihm aber durch die Theilung der Marken die Mittel, sein Vieh in die Wüste zu jagen, so wird er entweder sein Zug- und Nutzvieh auf dem Stalle füttern oder auf eigene cultivirte Weiden bedacht seyn müssen.

Leider ist zu fürchten, daß die gute Pferderace des münsterländischen Kleibodens durch die angeführten Vernachlässigungen am Ende ganz ausarten und ein bedeutender Erwerbzweig dadurch verloren gehen wird. Es ist um so nöthiger, der Pferdezucht zu Hülfe zu kommen, als seit 10 Jahren die besten Pferde und Zuchtstuten theils zum Kriegsdienste ausgehoben, theils wegen des hohen Preises, worin sie standen, verkauft worden sind. Man findet daher nur wenige alte Pferde von der guten Race mehr.

## IV. Fuhrwerk und Ackergeräthe.

Das Fuhrwerk im Münsterlande, und besonders auf dem Klei, ist übermässig schwer und könnte unbeschadet der Dauerhaftigkeit weit leichter seyn. Auf ebenem, nicht gar bösem Wege hat ein Pferd am leeren Wagen seine Fracht. Wenn auch durch leichtere Bauart etwas an der Dauerhaftigkeit verloren ginge, so würde dies immer mehr als hinreichend durch größere Wohlfeilheit und besonders durch Ersparung an Zugkraft ersetzt werden, und die Arbeit obendrein weit leichter und schneller von statten gehn.

„Außer dem Fehler der übertriebenen Schwere, sagt v. Bönninghausen, scheinen mir noch einige andere Sachen an dem hiesigen Fuhrwerke tadelnswürdig.“

„Erstens sind die Naben und Schenkel an den Achsen zu lang und vermehren unnöthigerweise die Reibung. — Man sagt dagegen, daß eine lange Nabe besser Schmiere halte, wiewohl ohne Grund, denn in der Mitte hilft die Schmiere wenig, und da, wo die Reibung der Büchsen hinfällt, ist man immer gleich weit vom Ende, die Schenkel mögen lang oder kurz seyn. Dazu findet man in den langen Naben am dünnen Ende allezeit Spalten, welche den Theer durchquillen lassen, der somit ungenutzt verloren geht; dies und die mehrere Wagenschmiere, welche die größere Oberfläche erfordert, macht, daß wirklich das Umgekehrte der Fall ist. — Ferner sagt man, der von der Felge fallende Koth triefe nicht auf die Linse (Böhne) und verursache da Trockenlaufen; aber diesem ist durch Kapplinsen, die übrigens auch vorzuziehen sind, abgeholfen. — Endlich, glaubt man, der Wagen habe bei längeren Schenkeln einen festeren und stäteren Gang, aber das liegt nicht an der Länge der Schenkel, sondern vielmehr, ob die Länge zwischen der Linse und der Stoßschiene von der Nabe ausgefüllt wird oder nicht. — Man könnte noch hinzusetzen, daß nach bekannten mechanischen Grundsätzen kurze Schenkel stärker sind als lange, jene darum verhältnißmässig dünner seyn können, und man die Friktion noch mehr vermindern darf, ohne der Stärke etwas zu vergeben.“

„Zweitens tadle ich den üblichen Schienenbeschlag der Räderfelgen und finde den Reifbeschlag weit vorzüglicher, indem er die ganze Felge des Rades zusammenhält und so stärker macht. Man findet an einigen felsigen Stellen die hervorstehenden großen Nägelköpfe zur Verhinderung des Rutschens nothwendig, und da hat man Recht. Sie schließen aber den Reifbeschlag nicht aus, und wo die Nägel erspart werden können, ist die Ausgabe für den Wagenbeschlag nicht sehr bedeutend.“

„Drittens scheinen die üblichen Scheerdeichseln oder Einspanndeichseln auch nachtheilig. Sie sind an den schlechten Wegen des Münsterlandes großen Theils Schuld, indem dabei das Uebersetzen oder Bestreiten wegfällt, und immer das alte tief ausgefahrene Gleise eingehalten werden muß. Man behauptet zwar, daß man nicht allenthalben mit einer einfachen Deichsel fertig werden kann; das mag aber nur da wahr seyn, wo die Scheerdeichselwagen den Weg schon so sehr verdorben haben, daß zwei Pferde neben einander nicht gehen können. — Zudem muß das Stellpferd auf geradem Wege und bergauf geschont werden, weil es beim Drehen und bergab alles allein thun muß u. s. w.

Was anderswo zu tadeln ist, nämlich die Anspannung der vielen Pferde vor einander, ist es hier weniger. Freilich wird die Zuglinie dadurch sehr verlängert und eben dadurch die Zugkraft geschwächt, aber in Westfalen hat es der Kleilöcher wegen das Gute, daß die vordersten Pferde wieder frei und zum Anziehen fertig sind, wenn die Hintersten Mühe genug haben, ihren eigenen Körper aus dem Schlamme zu arbeiten.“

v. Bönninghausen ist seiner Gegend auch in diesem Stücke mit einem guten Beispiele vorgegangen, indem er sich aus Holland leichteres Fuhrwerk hat kommen lassen, welches von allen obigen Fehlern frei ist und kaum die Hälfte des Münsterländischen Fuhrwerks kostet. Schon sind seine Nachbarn aufmerksam darauf geworden; sie wollen sich aber erst von der Dauerhaftigkeit desselben überzeugen und dann nachahmen.

Was den Pflug angeht, so ist es überflüssig, ihn beschreiben zu wollen, indem selbst durch eine Zeichnung sich keine richtige Vorstellung von irgend einem Pfluge geben läßt. Die

beiden Pflüge, der Feder- und der Schülppflug, die man im Münsterlande findet, haben beide ein unbewegliches Streichbrett und ruhen auf einem Vordergestelle mit Rädern. Der Schülppflug findet sich nur in dem nördlichen Theile des Landes, sein Gebrauch erstreckt sich von den Ufern der Weser bis zu der Yssel. Sein Schaar hat viele Aehnlichkeit mit dem Brabantischen, sein Streichbrett aber ist durchaus davon verschieden und fehlerhaft. Der Federpflug ist in dem weit größeren Theile des Landes in Anwendung. Er hat ein sehr kleines Schaar, das an einem Hefte sitzt, welches 3—4 mal so lang ist. Das Streichbrett muß hier das Meiste leisten, der Pflug geht daher schwer, und fordert auf Mittelboden zu einer sechszölligen Tiefe eine Bespannung von wenigstens 3 der gewöhnlichen landüblichen Pferde, und der Pflüger muß bei solcher Tiefe mit starker Anstrengung auf die Sterze drücken, indem der Pflug sonst leicht aus dem Boden springt. Auf widerspenstigem Boden läuft er der kleinen und schmalen Feder seines Schaares wegen auf der Nase. v. Bönninghausen hat zwar einige Verbesserungen an diesem Pfluge angebracht; allein sie reichen nicht zu, um aus einem schlechten Pfluge einen guten zu machen.

Zu Ahaus fand ich bei Dr. Bispinck den brabanter Pflug, den ich vor acht Jahren hatte nach Westfalen kommen lassen. Bispinck braucht und zieht ihn allen andern Pflügen vor. „Den großen Unterschied, schreibt er, des brabanter Pflugs vor dem unsrigen, sowohl in Rücksicht des geringeren Kraftaufwandes, wenn man ihn gehörig zu stellen weiß, als der bessern und tiefern Bearbeitung, kenne ich aus eigener Erfahrung. Es erkennen es aber auch meine Nachbarn, indem man mir beinahe das Doppelte an Geld bietet, wenn ich für einen oder andern gegen Zahlung pflügen lasse und dazu den brabanter Pflug nehmen will.“

## V. Gespannarbeit.

Man hat auf dem Kleiboden im Münsterlande kein anderes als Pferdegespann. Und wirklich scheint der Gebrauch der Ochsen auf diesem feuchten zähen Boden nicht zu passen. In

den Kleilöchern der Wege würden sie mit ihrem steifen Rückgrat und gespaltenen Klauen noch weniger zurecht kommen.

Man spannt in der Regel 4 Pferde an den Pflug, aber auch 3 und 6, je nachdem man sie hat oder der Feuchtigkeitszustand den Boden mehr oder weniger bindet. Indessen nimmt man doch lieber bei trocknem Wetter ein Paar Pferde mehr, als daß man mit weniger bei feuchter Witterung pflügt. Daß aber die Nothwendigkeit, 6 Pferde vor einen Pflug zu spannen, die Untauglichkeit dieses letztern beweist, wird wohl niemand in Abrede stellen, der einen brabantischen, das ist einen bessern Pflug in Händen gehabt hat. — Zu 6 Zoll Tiefe werden bei dem Münsterländer Pfluge auf Klei und selbst auf Lehm wenigstens 3 Pferde erfordert, und diese werden damit nie so viele Arbeit verrichten, als 2 Pferde vor dem brabanter Pflug. Jene wird schöner für das Auge, diese aber besser seyn.

Daß bei 3 und 4 Pferden außer dem Pflüger auch ein Führer nöthig ist, versteht sich von Westfalen, und wirklich fällt es einem Menschen, der sich auf die Sterze des Pfluges legen muß, damit dieser nicht aus der Erde fährt, unmöglich, sich zugleich mit den Pferden abzugeben. Jeder Pflug, der sich nicht selbst in der Erde erhält, dessen Construction ist fehlerhaft; er theilt die Achtsamkeit seines Führers, und dieser muß daher noch Beihülfe haben; daher man manchmal selbst bei 2 Pferden einen Gehülfen sieht, der wenigstens die Peitsche trägt. Auf mildem Lehmboden mögen die hiesigen Pflüge gut seyn; aber auf Kleiboden taugen sie nur halb, und auf Sand gar nicht.

Das Eggen geschieht mit 2, auch mit 3, mit 4, ja mit 5 Pferden. Es sind meistens nur hölzerne Eggen, aber die Zähne stehen scharf. Die Walzen sind unbedeutend. Eine hölzerne Walze müßte hier wenigstens 18 Zoll im Durchmesser haben und nicht über $4^1/_2$ Fuß lang seyn.

Man pflügt in einem Tage 2 Morgen und eggt ihrer $3^1/_2$. Doch läßt sich nicht wohl etwas Sicheres für das Letztere bestimmen, und ein guter Wirth sieht auf Kleiboden mehr auf ein gutes Eggen als gutes Pflügen. Auch bei dem Eggen braucht man zwei Menschen. Ich denke hier an das Pader-

bornsche, wo ein einziger Mensch zugleich 6 Pferde und 6 Eggen regiert. Alles ist Gewohnheit! So denn auch der Gebrauch, einen besondern Mann zum Lichten der Egge zu haben. Wehe, wo je eine schlimmere Gewohnheit eingeführt ist, besonders eine solche, die auf Gemächlichkeit ausgeht!

## VI. Nutzvieh.

Hornvieh. Das hiesige Vieh gehört zu der kleinsten Höherace. Eine Kuh wiegt fett 300 Pfund. Diese Race ist blos durch Vernachlässigung bis zu diesem Grade herabgesunken, man findet daher auch einzelne Ausnahmen, die fett 4 — 500 Pfund wiegen. Was läßt sich aber da erwarten, wo bei schlechter und oft nicht hinreichender Kost das Kalb schon mit anderthalb oder gar einem Jahre begangen, die Kuh während der Tracht so lange abgemolken wird, als sie Milch hergeben will; wo man dem Kalbe nur wenig und dazu noch verdünnte Milch reicht. Ein also schon von der Geburt an verkrüppeltes Thier muß nun während dem ganzen Sommer bei Tage, oft auch bei Nacht, seine kümmerliche Kost suchen, und im Winter von bloßem Stroh und allenfalls einem Zusatze von gekochtem Kaff leben. Hierzu kommen noch die Ställe, welche zwar luftig genug, aber so wenig weit sind, daß das Vieh mit dem Hintern beinahe an die Mauer anstößt. Mangelt es nun an zureichendem Stroh zum Einstreuen, dann läßt sich der Unrath denken, der seine Haut wie eine feste Borke umzieht. Außer daß das Reinigen und Striegeln unter solchen Umständen unmöglich wird, so ist es auch so unbekannt, daß selbst nur wenige Pferde sich dieser Wohlthat zu freuen haben.

Dieses ist in wenigen Worten das Ganze der hiesigen Viehzucht und Viehwartung. Und an diesem Unwesen sind Vöhden und Gemeinheiten schuld! So lange diese bestehen, wird der Bauer nicht aufhören, seinen Viehbestand nur nach der Kopfzahl abzuschätzen. Jeder zur Hut Berechtigte sucht den Andern durch die Mehrzahl, die er auftreibt, zu übervortheilen, und so haben beide nichts. Ich werde wohl nicht zu sagen brauchen, daß hier an Stallfütterung kein Gedanke

ist. Selbst den braven Fiye, dessen Namen ich unter den bessern Landwirthen aufgezählt habe, kann ich nicht ganz in diesem Stücke frei sprechen. So fand ich bei ihm 1816 das Vieh Tag und Nacht auf der Weide, wo des nassen Sommers und der Lage wegen das Wasser allenthalben in dem Grase stand, so daß ich nicht sah, wo die Kühe auf die Nacht einen trocknen Fleck fanden, um sich zu lagern. Das Vieh war dennoch munter und sah wohl aus; aber es erhielt auch nebenbei etwas Branntweinwäsche. Wie viel höher konnte dieser Mann den schönen, unmittelbar an sein Haus anstoßenden Boden und das Spühlicht bei Stallfütterung benutzen?

Um uns in etwas für das Bild des Elendes, das wir vor Augen gehabt haben, zu trösten, müssen wir den Zustand des Viehes an einigen günstigen Orten betrachten. „Die Kühe, sagt der Schulze Osterhoff, gehen im Sommer Tag und Nacht auf die Dreischweide; jedoch füttern einige Wirthe sie auch Mittags auf dem Stalle. Ich für meinen Theil halte gewöhnlich einige Milchkühe beständig auf dem Stalle. Die Einführung der gänzlichen Stallfütterung ist in dieser Gegend aus dem Grunde nicht gut möglich, weil bei eintretender Kälte oder anhaltender Hitze der Klee zu leicht im Wuchse stockt, und man alsdann ohne Futter ist. Dann ist bei eintretender nasser Witterung das Futter wegen der Feuchtigkeit des Bodens für eine große Anzahl Vieh nicht vom Lande zu bringen. Im Winter werden die Milcher im Tage mehrmal mit Stroh und zweimal mit Häcksel und Kaff gefüttert. Dabei wird auf das Häcksel jedesmal ein Eimer eingemachter Rüben sammt der Brühe gegossen. Die Rüben (Stoppelrüben) werden zu dem Ende in dem Herbste sammt dem Laube auf einer Häckselladе geschnitten, in einen großen ausgemauerten Behälter geworfen, mit Bohlen bedeckt und beschwert. Die Rinder erhalten Stroh, Häckerling und Kaff, wie die Kühe. Das kurze Futter wird aber nur mit bloßem Wasser angefeuchtet. Die halbjährigen Kälber bekommen Häckerling und Heu. Mittags wird das Vieh eine Stunde auf dem Hofe gelassen und daselbst getränkt. Nur bei großer Kälte wird für das Vieh gekocht und milchwarm getränkt."

Bei allem dem schlägt Osterhoff den Ertrag einer Kuh im Durchschnitte nur auf 50 Pfund Butter an, welches vermuthlich mit von der Kleinheit der Race herrührt; denn auch hier schätzt man eine fette Kuh im Durchschnitte nur auf 300 Pfund.

„Die Kühe, sagt Dr. Meyer, bleiben durchgehends vom Frühjahr auf den Spätherbst auf der Weide. Stallfütterung findet in den Bauerwirthschaften nicht statt. Ich habe seit neun Jahren die Sommerstallfütterung, wiewohl mit Mühe, eingeführt. Sie wird indessen nicht allgemein hier werden können, indem der Klee auf unserm Kleiboden durchaus nicht gut, und auf dem Lehm- und Sandboden nur mittelmässig geräth. Er steht dünne auf dem Klei, leidet im Winter und vorzüglich im Frühjahre von der Kälte, wächst nicht hoch und nicht schnell. Höchstens auf zwei Schnitte kann man bei Stallfütterung rechnen, und noch bleibt der zweite so kurz und dünne, daß ich ihn gewöhnlich abweiden lasse. Indessen gedeiht diese Weide dem Milchviehe vortrefflich, doch bringe ich es Nachts auf den Stall. Nur die Aussaat von Wicken auf gedüngtem Lande hat meine Stallfütterung möglich gemacht. Dieses Wickenland bestelle ich dann nach zweimaligem Pflügen mit Roggen, welcher sich durch Güte vor dem Brachroggen auszeichnet. Weder Klee noch Wicken werden bei der Fütterung klein geschnitten."

„Im Winter wird das Rindvieh blos mit Häcksel und etwas langem Stroh, ohne alle andere Zugabe, gefüttert. So auffallend, fährt Meyer fort, als mir Anfangs diese Fütterung war, so muß ich doch gestehen, daß die großen friesischen Kühe, die ich mit hieher brachte und die im Winter an das Heu gewöhnt waren, bei bloßem, aber reichlichem Strohfutter den Winter besser aushielten, als vorher beim Heu."

„Die Kühe werden kalt getränkt und mehrmal in der Woche auf den Hof gelassen, während dem man den Dung im Stalle ebnet. Der Milch-Ertrag einer Kuh, so lange sie auf die gewöhnliche Weide geht, kann täglich zu 4 — 5 Maaß Milch angenommen werden. (Ich bemerke, daß es Kühe sind, die fett nicht über 300 Pfund wiegen.) Bei Stallfütterung aber oder auf guter Weide geben die nämlichen Kühe 6 — 10

Maaß. Sobald aber die Kühe im Herbste aufgestallt und nur mit Stroh gefüttert werden, hört die Milch auf. Zu dem Milchbedarf der Haushaltung unterhält man dann eine oder mehrere Kühe etwas beſſer."

Daß große Kühe mit bloßem aber gutem Stroh im Winter gut ausgefüttert werden können, dann nämlich, wenn man keine Milch von ihnen fordert, habe ich ſchon in der belgiſchen Landwirthſchaft beobachtet.

Die Kälber, welche aufgezogen werden ſollen, werden ſchon frühe ſtatt Milch an einen Brei von Weitzen- und Roggenmehl gewöhnt. So ſchlecht die Viehrace im Kreiſe Ludinghauſen iſt, ſo groß iſt doch die Aufmerkſamkeit auf das Molkenweſen. Man beobachtet dabei die größte Reinlichkeit und nimmt den Rahm von der flüſſigen Milch ab, welches eine vortreffliche Butter giebt, die nach Münſter und der Gegend über der Lippe geht. Ein mittelmäſſiger Bauer verkauft jährlich für 70 — 80 Thlr. Butter; dabei iſt zu bemerken, daß in den Wirthſchaften der Münſterländer Bauern, die an Wohlleben gewöhnt ſind, nicht ſo viele Butter zum Verkaufe erübrigt werden könnte, wenn hier nicht allgemein das Schmalz der Schweine (Federfett) ſtatt der Butter auf dem Brode gegeſſen würde.

In der Gegend von Ahaus ſowohl, als von Horſtmar, hält man häufig die Kälber im erſten Jahre zu Hauſe, und dieſe Methode iſt gewiß ſehr lobenswürdig. Die Rinder gegentheils bleiben vom Mai bis in den Herbſt Tag und Nacht auf der Weide. Bei Ahaus findet ſich außer dem Dr. Bispinck nur einer, der Sommerſtallfütterung hat, und ſelbſt ein ſolches einzelnes Beiſpiel iſt ſchon eine Wohlthat für den Ackerbau einer Gegend. Es koſtet immer die meiſte Mühe, den erſten Stein aus einer feſt verkitteten alten Mauer auszubrechen; iſt man damit zu Stande, ſo iſt Hoffnung da, daß auch die andern kommen werden.

Daß man die Kälber, meines Wiſſens, nirgendwo in Weſtfalen an der Mutter ſaugen läßt, glaube ich ſchon bemerkt zu haben.

Schafe. Hierüber wird ſich in dem Münſterlande wenig Befriedigendes ſagen laſſen. Die Natur ſowohl, als die Ver-

theilung des Grund und Bodens widersetzen sich dem Fortkommen der Schafzucht, und es würde nur ein Mißgriff seyn, jene wegen eines einzelnen Industriezweigs meistern zu wollen. Schweine und Milchvieh gehören dem Münsterlande, das Fettvieh den Ufern der Ruhr, der Lippe und des Rheins, die Schafzucht dem Paderbornschen und dem Herzogthum Westfalen an. So steht alles an seinem Orte, und eine Provinz bietet der andern eine hülfreiche Hand. Im Münsterschen ist und bleibt die Schafzucht nur Nebensache, nur dungerzeugendes Mittel, und unter dieser Ansicht mag es wahr seyn, daß man den besten Dung am wohlfeilsten erhält. Viele kleine zerstreute Heerden, Schafhaufen vielmehr, erfüllen diesen Zweck am besten, benutzen allenthalben, was ohne sie an manchen Orten verloren seyn würde, und ihr Dung kömmt dem Pfluge nach allen Seiten ein wenig zu Hülfe.

Die moorigen sumpfigen Plätze, die flachen, vernachläßigten, im Winter unter Wasser stehenden, daher verschlämmten Gemeinweiden, das eingeschränkte Recht, solche mit Schafen nur bis zu einer bestimmten Zahl zu benutzen, der Abgang an Privatweiden, an reiner Brache, der Mangel an Bergen und Hügeln, die Kleinheit der Wirthschaften, diese und mehr Umstände sind hier der Schafzucht nicht günstig. Sie nimmt daher eher ab als zu, besonders seit einigen nassen Jahren, wo die Fäule einen so großen Theil davon aufgerieben hat. Ich weiß in dem ganzen Lande nur eine einzige Heerde von 900 Stück, wenige von 300, und von da ab bis zu 20, 30, 60. Dieser kleinen Haufen giebt es bei weitem die meisten.

Das hiesige Kleischaf ist ziemlich groß, hat kurze Beine, starke Knochen, dicke Hinterschenkel, einen kurzen Hals, einen breiten Rücken. Man hat an mehreren Orten die Veredlung angefangen, sie hat aber an einigen mißglückt. Die Veredlung des Futters müßte hier wohl vorangehen. Die Theilung der Gemeinheiten und die daraus hervorgehende bessere Bewirthschaftung des Bodens könnte wahrscheinlich auch auf die Verbesserung der Schafzucht bei einigen stark Betheiligten wirken, so wie sie im Ganzen die Zahl der Schafe auch beträchtlich herabbringen wird. Der gegenwärtige Zustand der Gemeinweiden

ist so schlecht und ihre Ausdehnung so wenig zureichend, daß die Besitzer der eigentlichen Stammheerden genöthigt sind, dieselben im Sommer auf einige Monate nach dem Paderbornschen oder dem Herzogthum Westfalen zu bringen. Da aber auch in diesen Provinzen nicht mehr, wie sonst, eigene Huden zu pachten stehen, so werden die hingeschickten Schafe mit den dasigen zusammengestoßen, welches kein geringes Hinderniß für den Fortgang der Veredlung ist.

In dem Kreise Lüdinghausen verlegt man sich mehr auf das Ausmästen der Schafe, die man zu dem Ende in dem Arensbergischen oder Paderbornschen, der Gegend von Haltern und Dorsten im Herbste aufkauft und den Winter über im Stalle mit Stroh und Heu füttert. Im Frühjahre und Sommer kommen sie auf die Weiden, das heißt Privatweiden, und Nachts wird der Hördenschlag oder die Pferche davon an die benachbarten Bauern, im Falle die Besitzer der Schafe nicht selbst Ackerland haben, verpachtet. Diese Art, die Weiden zu benutzen, hat seit einigen Jahren sehr zugenommen, und viele Weiden, welche sonst als Fettweiden für Rindvieh benutzt wurden, werden jetzt mit Hammeln betrieben. Manche Weiden können zweimal im Jahre mit neuem Vieh besetzt werden. Da aber den Weiden der nächtliche Dung durch die Verlegung der Horden auf das Ackerland entzogen wird, so werden die Weiden wahrscheinlich sich von Jahr zu Jahr verschlechtern, und das Hornvieh wird wohl wieder müssen darauf zurück berufen werden.

Schweine und Gänse. Die Schweinezucht wird in den vorliegenden Gegenden mehr oder weniger stark betrieben, je nachdem das Getreide hoch oder niedrig im Werthe steht. Daß die westfälische Schweinerace zu einem hohen Grade von Veredlung gekommen, zeigt ihr Gewicht, zu dem man sie anderswo im Durchschnitte bei dem Mästen nicht bringt. Feine kurze Beine, ein langer sich tief herabsenkender Leib, breite Lappohren zeichnen sie aus; noch mehr aber ihr Fleisch nach der Mastung, indem die Schinken von einem 3 — 400 Pfund schweren Schweine verhältnißmäßig weit weniger Speck aufsitzen haben, als die von Schweinen von 180 bis 200 Pfund anderswo. Dieses macht denn auch die westfälischen Schinken zum Theile an-

genehmer und bei der Verspeisung nützlicher. Sie werden großen Theils zum Handel bestimmt, das Uebrige wird in der Haushaltung verzehrt.

Im Sommer werden die Schweine auf Dreisch, Kleefeldern, Böhdelanden oder in Gehölzen gehütet. Dabei giebt man ihnen auch noch Auswurf von Getreide, Trespe, Sauermilch, Küchen- und Gartenabfall. Im Winter erhalten sie eine Suppe, die von Scheuer-Auswurf, Lein- und Kleesamen-Hülsen, schlechtem Gerstenmehl u. s. w. zusammengesetzt und gekocht wird. Vielleicht, daß der Westfälinger seine Schweine auch außer der Mastzeit besser hält und füttert, und daß es daher kommen mag, daß sie vor der Hand mehr Fleisch ansetzen, statt daß man sie anderswo ihre Lebenszeit über oft darben läßt, und dann erst ein paar Monate vor ihrem Tode vollauf füttert, wodurch sich dann wohl Fett ansetzt, allein das Fleisch zurückbleibt. Und so wäre auch die Verschlechterung der Race der schlechteren Behandlung zuzuschreiben, wie das wohl bei den meisten, wo nicht allen, Thierarten der Fall ist.

Zum Mästen werden sie zu zwei und zwei in einer Abtheilung eingeschlossen. Die Mastzeit beginnt gegen Ende Septembers und ist im December vollendet. Man füttert dreimal im Tage. Der Anfang wird mit gekochten und zerstampften Kartoffeln oder Möhren gemacht, darin etwas Gerstenschroot oder trockene kleine Bohnen zugesetzt werden; später bekommen sie reinen Schroot von Gerste, Bohnen, Erbsen, auch dreimal im Tage. Die meisten Schweine zum Verkauf werden jedoch von Branntweinbrennern, Bierbrauern und Müllern gemästet; auch ist die Waldmast an einigen Orten ein wesentliches Hülfsmittel zum Fettmachen dieser Thiere. Zu einer Zeit, wo Westfalen noch mit Eichen und Buchen bedeckt war, bestand das Einkommen der Landwirthe großen Theils in der davon herrührenden Mast. Daher kömmt denn wohl, daß die Schweine von jeher eine so bedeutende Rolle in der westfälischen Verfassung spielten, und die Eichel- und Büchelmast als eine der größten Wohlthaten Gottes betrachtet wurde. So heißt es in einem Markenprotokolle von 1571: „Weil der allmächtige Gott

in Homer Marken etwas Mast sehen lassen und bescheert u. s. w.“

Nach welcher Art übrigens in Westfalen auch gemästet wird, so erreichen die Schweine daselbst ein sehr großes Gewicht. Einjährige erhalten um Horstmar und Ahaus in der Regel vollkommen 300, einzelne bis 450 Pfund. Bei Darfeld haben die fetten mittlern Schweine 250—300 und die schwersten 400—420 Pfund. Im Kreise Lüdinghausen haben sie gewöhnlich 270—350 Pfund; in der Gegend von Münster gelangen die mittleren auf 250, die schwersten aber selten auf 340 Pfund. Die leichtesten, wovon ich Kenntniß erhalten habe, sind zu Rödder, wo man die Mittelschweine zu 200 und die größten zu 300 Pfund annimmt.

Nachdem das Fleisch nach dem Schlachten kalt geworden ist, wird es in Stücke geschnitten, mit Salz stark eingerieben und überstreut, und 14—18 Tage in einem Faß fest zusammengepackt. Nachher werden Speck und Schinken in dem weiten Busen des Rauchfanges zum Trocknen und allmäligen Räuchern aufgehangen, darauf in einer Kiste zwischen grünbelaubten Birkenreisern verpackt und dieselbe an einen trocknen Ort in den Zugwind gestellt. Einige lassen den Speck zwischen trocknen Birkengereise und Bitzbohnenhülsen an einem kühlen trocknen Ort einpacken, die Schinken aber in Asche legen.

---

Die Gänsezucht ist nicht beträchtlich, und ich erwähne ihrer blos, um einen Mißbrauch zu rügen. Die Gänse gehen nämlich zum Verderben der Privat- und Gemeinweiden, und an manchen Orten selbst auf Feldern, frei herum; und obgleich Jedermann die Schädlichkeit dieser Thiere einsieht, so will sich doch niemand dazu entschließen, seine Gänse abzuschaffen oder ihr Wesen einzuschränken, so lange der Nachbar Gänse hält oder nicht ein Gleiches thut. „Wenn man, sagte mir ein sehr verständiger Landwirth, ihren ganzen Ertrag an Federn, Eiern, jungen und alten Gänsebraten gegen ihren Sommer- und Winter-Unterhalt und den Nachtheil, den sie dem Vieh auf der Weide

und den Früchten auf dem Felde bringen, vergleicht, so wird sich finden, daß die Gänse bei uns mehr Schaden als Vortheil bringen.“

So laufen in der Gegend von Ahaus Schweine und Gänse den ganzen Winter über bis in den April, auch wohl noch später, frei auf Aeckern, Weiden und Wiesen herum, und jeder gute Landwirth wünsche, daß eine so gehässige Gewohnheit durch ein Gesetz abgeschafft und durch gehörige Aufsicht gehindert würde. Der angeführte Unfug ist keine Servitut, sondern die bloße Folge von Indolenz, die Einer dem Andern übersieht, damit auch ihm ein Gleiches übersehen werde. Der fleißige, ordentliche Landwirth, der zwischen solchem Gesindel lebt, kann nur klagen und muß es geschehen lassen, was die Mehrheit thut.

## VII. Weiden und Wiesen.

Weiden. Wenn das Münsterland einen Ueberfluß an Gemeinweiden hat, so hat es doch einen Abgang an guten Weiden, und so hat die Masse so vielen zu Gras niedergelegten Wildgrundes, mit Zuzug der Hütungen in den Holzungen, nicht den Abgang an Futter verhindert; statt daß, wenn der vierte Theil dieses Grundes (ich rede nur von dem zu Futter tauglichen) gehörig besorgt und benutzt wäre, das Land einen Ueberfluß an Futter, also an Fleisch, Milch, Fett und Dünger haben würde. Man sieht hieraus, welche elende Stütze die Gemeinweiden überhaupt für den Ackerbau sind.

Wo sich jene Gemeinweiden nicht von vorzüglicher Güte oder in außerordentlicher Menge finden, da hilft man sich, wie man kann. Man dreifcht ein, säet etwas Klee, und das sind noch wohl die weiseren Gegenden. An mehr finstern Orten herrscht die trostlose Wöhde. Sind die Gemeinheitsweiden auch gut, so daß sie dem Ackerbau einen wesentlichen Beistand leisten können: so werden sie doch so sehr mit Vieh aller Art übertrieben, durch Heerden von Gänsen so verdorben, daß Kühe, Rinder und Pferde nur dürftig einige Nahrung darauf finden.

Es ist zu verwundern, daß, da die Privatweiden so selten sind und so sehr gesucht und geschätzt werden, man doch so wenig zu ihrer Verbesserung thut; allein ich bin überzeugt, daß, wenn der Acker ungepflügt, also von Natur aus, auch nur eine halbe Erndte hervorbrächte, so wie dieses bei dem Anger mit dem Grase der Fall ist, man eben so wenig für jenen als für diesen thun würde. Nur die eiserne Hand der Noth kann den großen Haufen zu Arbeit und Nachdenken bringen. Der Wilde steht nicht eher von seinem Lager zur neuen Jagd auf, als bis all' sein Wildprett verzehrt ist und der Hunger ihn auftreibt. — Die Zerstörung der Maulwurfshaufen und die Ausrottung einiges Gesträuches ist alles, was man an den natürlichen Weiden thut. Nach der holländischen Gränze hin soll man sich mit Vortheil der Torfasche zu den Grasplätzen bedienen.

Die Verschiedenheit der Güte der westfälischen Weiden macht auch eine Verschiedenheit in der Ausdehnung, die zum Weidegang einer Kuh erfordert wird. In dem Kreise Lüdinghausen sind es 2, 3 und mehr Magdeburger Morgen. Auf dem Kleiboden in der Nachbarschaft von Münster werden 8 Scheffel = 3 Morgen 36 Quadratruthen, bei Horstmar 2 Morgen, zu Darfeld anderthalb Morgen auf eine Kuh gerechnet. Man kann also im Durchschnitte zum wenigsten zwei Magdeburger Morgen auf eine hiesige Kuh von 250—300 Pfund annehmen.

Da, wo man eingefriedigte Dreischkoppeln hat, rechnet man ebenfalls 2—2½ Morgen auf eine Kuh, je nachdem der Boden mehr trocken oder mehr feucht ist. Die Kühe werden gegen halb Mai aufgetrieben und kommen nicht vor Ende Oktobers nach Hause. — Wie viel Morgen Höhdeweide auf eine Kuh erfordert wird, ist wohl ein gordischer Knoten, den Niemand lösen kann. „Die Kühe," sagt ein guter Landwirth, „bleiben wohl auf den Höhden am Leben; wenn sie aber dabei Milch geben sollen, so muß man ihnen am Abend auf dem Stalle den Hunger stillen."

Das Grasland steht an einigen Orten dem Ackerlande ziemlich gleich; jedoch da jenes nur selten verkauft oder verpachtet wird, so läßt sich solches nicht so genau bestimmen. An andern Orten verhält sich sein Werth zum Acker wie 3 zu 2.

Zu Itlingen, wo viel auf die Molkerei gehalten und die Butter verfahren wird, ſtehen die Weiden in hohem Preiſe. Die Weide für eine Kuh thut 5—10 und noch mehr Thaler Pacht. Die ſchlechten Rinderweiden thun 3—4 Thaler. Bei Ahaus zahlt man für das Auftreiben einer Kuh 2—5 Thaler, dagegen kommen die Kühe am Abend auch hungrig nach Hauſe.

Eigentliche Fettweiden, wie an den Rheinufern, in dem Cleviſchen, den Ufern der Lippe und Ruhr in dem Märkiſchen, hat man hier wenig oder gar nicht. Man legt ſich mehr auf die Zuzucht, welche dann die Fettweider jener Gegenden der hieſigen abnehmen. Sie wird an einigen Orten ſtark betrieben, ſo daß jeder Voll- und Halb-Bauer jährlich 6 Stück Kühe und Rinder zu verkaufen hat. Ein großer Vortheil, wenn man bedenkt, daß ein Bauer ſich dadurch immer ſeiner ſchlechten Milcher ſogleich entledigen kann! Indeſſen wird doch auch einiges Vieh in dem Münſterlande auf den Weiden fett gemacht. Es muß ſchon eine ſehr gute Weide ſeyn, wenn anderthalb Magdeb. Morgen eine fette Kuh von 300, höchſtens 350 Pfund liefern ſollen. Bei Münſter rechnet man 2½ Morgen darauf. Daſſelbe gilt auch von der Gegend von Horſtmar. Man pflegt das Vieh anfangs Mai aufzutreiben und hält dafür, daß es in gewöhnlichen Jahren gegen Ende Auguſts ſeine Vollendung erreicht habe. Was es noch über dieſe Zeit weidet, dient nur blos zu ſeiner Erhaltung. Anderswo hält man 5 Monate dazu erforderlich, welche Verſchiedenheit mehr oder weniger von der Güte des Graſes herrühren mag. Ein Stück Vieh von mehrmals angeführter Größe koſtet beim Ankaufe 15—18 Rthlr. und beim Verkaufe 24—28.

Da das Mäſten im Ganzen nur ſchwach betrieben wird, ſo iſt von Ausfuhr des Fettviehes nach den benachbarten Pr. Provinzen keine Rede, es wird vielmehr von da eingeführt. Dr. Meyer macht die beſondere Bemerkung, daß das Vieh, ſo auf Kleiboden erzogen worden, vorzugsweiſe für die Fettweiden aufgekauft und den auf Sandboden erzogenen vorgeſetzt wird. Jenes ſoll dauerhafter ſeyn, der Näſſe und Kälte beſſer widerſtehen, nicht ſo leicht erkranken und in Fleiſch und Fett mehr zunehmen.

Die Befriedigungen der Weiden sind verschieden, und bestehen aus Gräben mit bepflanzten Wällen, aus Hecken und Geländern von gesägtem Holze. Diese sind aus zwei über einander herlaufenden 6—7 Zoll breiten Scheiden angefertiget, welche durch 8 Fuß von einander entfernte Posten laufen. Diese Befriedigungsart ist in Gegenden, die den Ueberströmungen ausgesetzt sind, allein anwendbar, indem sie weder Schlamm noch Wasser anhält und nicht von ihnen bedeckt oder gestört wird. Uebrigens geht durch sie kein Raum verloren. Ihre Dauer ist von 25—30 Jahren.

Wiesen. Die Kleigegenden im Münsterlande haben einen Abgang an Wiesen, und an ihre Verbesserung wird wenig oder gar nicht gedacht. Die höheren Wiesen werden gewöhnlich abgeweidet, gehen daher in Weiden über; die tiefer gelegenen werden gemähet, manche auch wechselsweis ein Jahr um das andere abgemähet und abgeweidet, welches den Heuertrag derselben ansehnlich vermehrt. Von dem Wasser wird wenig Nutzen gezogen, höchstens daß man sich einmal die Mühe giebt, durch eine Staue etwas von einem Bache über eine Wiese zu treiben, aber regelmäßige Bewässerungen kennt man durchaus nicht.

Das Düngen der Wiesen ist als eine bloße Ausnahme anzusehen. Wo man es hat und kann, verwendet man dennoch Moder, ausgelaugte oder Bleicherasche und Torfasche darauf. In der Gegend von Nottulen geschieht das Aufbringen der Asche im Winter beim Froste, oder nach der Heuerndte. Man schlägt auch wohl den Moder mit der Asche und etwas Dung in einen Haufen, und dieser Compost ist ohne Zweifel sehr passend.

An einigen Orten verhalten sich die Wiesen zum Ackerlande an Ausdehnung wie 1 zu 30 und an Werth wie 3 zu 2, an andern ist ihr erstes Verhältniß wie 1 zu 18. Ein Ackerwirth in der Gegend von Nottulen, der 200 Scheffel Gesäe Ackerland hat, hat höchstens 6—7 Scheffel Wiesen, und doch ist beim Verkaufe unter beiden kein besonders wesentlicher Unterschied. Vermuthlich daß die Schuld am Ertrage liegt, den man per Morgen nicht höher als auf 8 Zentner Heu rechnet. Diejenigen Wiesen, die den Vortheil des Wassers haben, gelten die Hälfte mehr. Im Kreise Lüdinghausen steht der Werth der Wiesen zum Ackerland

wie 4 zu 1; zwei Morgen gute Wiesen geben hier ein stark vierspänniges Fuder Heu. Auf dem Kleiboden bei Münster rechnet man 8½ bis 9 Zentner Heu vom Morgen. Der Preis des Zentners Heu schwankt zwischen 12—14 gGr. — Die Heuwerbungskosten sind nicht wohl zu bestimmen, da diese Arbeit durchgehends vom Gesinde ausgeführt wird.

## VIII. Dung und Dungstätte.

Stroh ist das einzige Streumaterial, was man in den Kleigegenden hat. Die armen Leute bedienen sich auch des Laubs und Schilfs, in sofern sie solches haben können. — Ich habe nicht einen Stall in Westfalen gesehen, wo alltäglich ausgemistet wird. Der Mist bleibt wenigstens eine Woche unter dem Viehe liegen, durchgehends aber 4—6 Wochen, oder so lange, bis die Lage desselben dem Standorte der Krippen gleich kömmt, worauf 4, 6—8 Wochen hinlaufen. Wer den Werth eines solchen Dunges kennt, der wird diesen Gebrauch nicht tadeln, wohl aber den engen Raum der Ställe, wodurch das Vieh nothwendig bis an die Hacken im Kothe steht. Hierin herrscht ein großer Unterschied zwischen den westfälischen und brabantischen Ställen, und jener Umstand des engen Raumes für den Viehstand macht einen wesentlichen Fehler in der westfälischen Bauart, dem jedoch durch die Beschränkung der Tenne und der Vertiefung der Abseiten bei neuen Gebäuden abgeholfen werden könnte.

Der Mist wird entweder aus dem Stalle unmittelbar auf das Feld gebracht oder auf der Miststätte ziemlich ebenmäßig vertheilt. Die Miststätte ist an den meisten Orten wenig oder gar nicht und an andern zu sehr vertieft, so daß bei erstern alle Feuchtigkeit davon fließt, bei letztern die Mistgrube einen Sumpf bildet. Dieser Sumpf muß bei vielem Regen nothwendig abgelassen werden, und dient dann zum Düngen der Wege und Straßen. Nur zu Nienbergen bei Münster hörte ich von Mistgruben sprechen, die an der Nordseite der Gebäude angebracht und mit Bohlen oder Steinen ausgelegt sind.

Die Jauche wird nicht besonders aufgefangen, sondern fließt nach der Düngstätte, wo sie freilich, wenn der Mist mit Plaggen unterschossen wird, zu seiner Befeuchtung unentbehrlich ist; oder man leitet sie auch wohl auf einen nahe gelegenen Rasenplatz. Würde man die Jauche zuvor in einem weiten und tiefen Troge oder Kanal sammeln, diesen zur Hälfte oder mehr mit Wasser anfüllen und dann das Ganze von Zeit zu Zeit auf den Grasplatz fließen lassen, so würde sich die Jauche besser und weiter darauf vertheilen können, statt daß sie jetzt der geringen Quantität wegen sich unterwegs verliert oder nur der Oberfläche von ein paar Schritten beim Anfange der Wiesen zu gut kömmt, und zwar zur Zeit und zur Unzeit. — „Die Jauche," sagt Dr. Meyer, „kann unserer schlechten Wege und der Beschaffenheit unseres Kleies wegen nur beim Froste aufgefahren werden. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die vortreffliche Ahldüngung auf hiesigen schweren Boden nicht angewendet werden kann, und solche nach wiederholten vergeblichen Versuchen seit Jahren wieder aufgeben müssen."

Daß der etwas gerottete Mist wirksamer sey, als der ganz frische, darin stimmen die meisten Nachrichten überein: doch zählt man nicht zu diesem letztern den Dung, der 6—8 Wochen in dem Stalle gelegen hat. Feye zu Rödder, ein sehr braver Landwirth, hat sein eigenes Mistsystem. Er will keinen schwarzen oder stark gegohrenen Dung, noch vermodertes Stroh, sondern gelben Mist, in welchem das Stroh kurz und erweicht ist. Zu dem Ende legt er seinen Misthaufen auf flacher Erde und so groß an, als es der Raum zugiebt. Er sorgt dafür, daß der Mist, wie er aus dem Stalle kömmt, auf das Genaueste gestreut und vertheilt werde; dann läßt er ihn von dem Viehe so fest als möglich treten, nur bringt er keine Schweine darauf, und überdeckt ihn mit einer dünne Schichte Grund oder umgekehrten Rasen. Durch das Festtreten hält er die Gährung zurück, und der Mist erhält sich beinahe in demselben Zustande, wie er aus dem Stalle kam. Er stach in meiner Gegenwart mit der Forke einige Würfe von dem Misthaufen aus, und der Mist hatte wirklich das frische gelbe Ansehen, welches Feye davon ver-

langt, und wie er ihn am wirksamsten findet. Ich gestehe, daß ich so ziemlich seiner Meinung hierüber bin.

Man ist allgemein für das schnelle Unterbringen des Dungs, und läßt ihn nicht leicht einen Tag auf der Oberfläche des Feldes liegen, „weil," sagt hierüber sehr passend Osterhoff, „aus Mangel an Dünger dieses schnelle Unterpflügen für die folgenden Früchte die beste Methode ist." Dagegen sagt ein anderer guter, rationeller und praktischer Oekonom: „Nach meiner Erfahrung ist es in den meisten Fällen besser, wenn der Dung einige Zeit ausgebreitet liegen bleibt, und trocken untergepflügt wird. In diesem Falle habe ich ihn auf die erste Frucht am wirksamsten gefunden." Ich glaube, daß durch diese zwei Beantwortungen die ganze Frage sehr richtig entschieden ist. Der sogleich eingepflügte Dung erhält sich länger in der Erde und äußert seine Kraft später; der Dung, der eine Zeit auf dem Felde gebreitet liegen bleibt, äußert seine Kraft schneller und erhält sich schon darum nicht auf gleiche Dauer, wie der erste in dem Boden. Wem also darum zu thun ist, daß seine erste Frucht den Hauptnutzen von dem Dunge ziehe, der pflüge ihn erst nach einiger Zeit unter, und wer da will, daß der Dung einige Jahre über seine Kraft äußern soll, der pflüge ihn gleich unter. Zu Wintergetreide scheint es also gerathener, letzteres zu thun; zu Sommergetreide überhaupt scheint ersteres den Vorzug zu verdienen. Ferner: wer alle Jahre düngt, lasse den Dung etwas obenauf liegen; wer selten, aber stark düngt, pflüge gleich unter. Endlich, wer mit dem Dünger geizen muß, pflüge gleich unter, wenn die erste Frucht nicht zuviel davon ausziehen soll. Daher sagt der scharfsinnige Osterhoff sehr richtig: „Diese Methode ist wegen Mangel an Dünger für die folgenden Früchte die beste."

„Der Mist aus dem Stalle," sagt ferner dieser excellente Landwirth, „wird am besten zu Wintergetreide, der aus der Mistgrube zu Sommerfrüchte benutzt. Die aufgefahrne Erde wirket vorzüglich auf Gerste und Flachs. Der Hühnermist behagt den Zwiebeln und der Schweinemist den Gartengewächsen."

Heideplaggen, Grünplaggen, Moder, Erde, Mergel und Asche sind keine unbekannte Düngemittel in den Münsterschen

Kleigegenden, obgleich, Plaggen, Moder und Erde ausgenommen, die übrigen nicht viel in Anwendung kommen.

Erde und Moder werden gewöhnlich im Herbste ausgeworfen, im Winter auf den Acker gefahren, im Frühjahr auseinander geworfen und durch das viermalige Pflügen der Brache mit dem Boden verbunden. Auf diese Art sind jene Düngemittel wirksamer, als wenn, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, im ersten Frühjahre Gerste in die frische Erde gesäet wird. Noch werden Erde, Moder, Teichschlamm auf die Kleefelder gebracht. Da, wo man dreischt, führt man jene Gegenstände im Winter auf, breitet sie aus, läßt das Grüne durchwachsen, es den Sommer über von dem Viehe benutzen und pflügt dann im Herbste um. Eben daselbst setzt man sie auch mit Asche oder mit Stalldünger in Haufen und führt diesen Compost nachher auf die Wiesen. Ich beobachte, daß aller Schlamm und Moder, auf was für Art er auch gebraucht wird, ein ganzes Jahr vorher an der Luft gelegen hat. Ueberhaupt hält man dafür, daß das Ueberfahren mit Erde den Boden sehr verbessere. Die Wirkung davon erhält sich auf Kleiboden 4—5 Jahre über.

Obgleich der Mergel an vielen Orten vorhanden ist, so wird er doch wenig gebraucht. Hiervon nehme ich einige Gegenden aus. Man wendet ihn auf dieselbe Weise an, wie wir von der Modererde gesagt haben, nur giebt man dem Boden dabei eine halbe Düngung, welches bei dem Moder nicht geschieht. „Ich lasse," sagt Osterhoff, „den lehmartigen Mergel auswerfen, vermische ihn mit Sand aus dem Bache und Moder, den ich in Fanggräben sammle, lasse den Haufen zwei Winter über liegen und fahre ihn dann auf die Dreische, und zwar wo möglich im Winter. Ich bringe 150 Fuder auf den Morgen und finde am gerathensten, ihn auf die Kleestoppel zu führen, also nach dem ersten Dreischjahr. Er wird karrenweise abgeworfen und erst im Frühjahr ausgebreitet. Seine Wirkung dauert zwei Fruchtumläufe, also 16 Jahre. Jedoch schließt dieses den Stalldung nicht aus. Außerdem, daß ich bei dem Umbrechen jeder Dreische dünge, so dünge ich auch gerne zu dem letzten Getreide, unter welches der Klee gesäet wird. Dadurch erhalte ich eine bessere Weide. Das Umbrechen der Dreische geschieht im Sommer,

wobei das Land wie Brache behandelt und 3—4 mal gepflügt wird. Geschieht das Umbrechen bei trocknem Wetter, wird nichts dabei vernachlässiget und mit 6 Fuder gegohrnem oder 8 Fuder frischem Strohmiste nachgeholfen, so hat man sich die besten Folgen, sowohl für Stroh als Korn, davon zu versprechen, und das auf mehrere Jahre.“

Gyps und Pfannenstein sind hier wenig gekannt, auch nicht in der Nähe zu haben. „Von Pfannenstein,“ sagt Meyer von Itlingen, „habe ich bei wiederholten Versuchen auf Klee gar keine Wirkung wahrgenommen und deshalb diese Düngung wieder aufgegeben.“

## IX. Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Ich sehe mich gezwungen, hier wieder die Unterscheidung der Kleigegenden des Münsterlandes in A und B vorzunehmen, welche ich schon gleich Anfangs bei der Angabe des Bodens gemacht habe.

### A. Nordwestlicher Theil des Münsterländischen Kleibodens.

Man hat hier durchgehends Dreische- oder Koppelwirthschaft. Vier Fruchtjahre wechseln mit eben so vielen Weidejahren ab. Karl der Große scheint mit seinem Dreifelder-System nicht bis hieher gedrungen zu seyn. Ohne Zweifel ist die Dreischwirthschaft die älteste von allen. Es war der erste Schritt, den die Menschen, gedrängt durch ihre Vermehrung, bei dem Uebergange aus dem bloßen Hirtenleben zu dem Stande der Ackerleute thaten. Sie entzogen nur nothgedrungen dem Viehe einen Theil seines bisherigen Raumes und reduzirten ihn wahrscheinlich nur immer bis zur Hälfte des Bodens, das Aeußerste, bis wohin man zu einer Zeit gehen konnte, da Klee und sonstige Futterkräuter noch nicht bekannt waren. Die alten Böhden bezeichnen die Geschichtsspuren davon noch deutlich. Die Marken waren im Ursprunge, wie noch zum Theile jetzt, nicht getheilt; indessen hatten sich in den fruchtbaren Gegenden so viele Menschen angesiedelt, daß sie nebenher nicht Brod genug erzeugen konnten. Sie beschlossen also einen Theil, manchmal die

ganze Mark unter den Pflug zu nehmen und theilten zu dem Ende. Da, wo es an Graswuchs nebenher gebrach, behielt sich die Gesammtheit das Recht der Hut auf der Hälfte der Felder vor, wenn die andere mit Getreide bestellt war. Vier Jahre an einigen Orten, an andern sechs Jahre, mogte der Boden letzteres tragen, darauf ließ man ihn liegen, sich selbst begrasen und setzte den Pflug auf dem Theile an, der bis dahin geruhet hatte. So entstand die Vöhde- und Dreischwirthschaft; wenn aber die erste schlecht und verwerflich war, so war es die letzte nicht. Räumte der Mensch dem Vieh die Hälfte seiner Felder ein, so hatte er auch Nutzen von demselben; seine Aecker, seine Bestellungskosten waren geringer, und sein Acker blieb im Stande. Die Dreischwirthschaft hat keinen andern Zweck als den, welchen die Zweifelderwirthschaft (Wechselwirthschaft) hat. Bei größern Mitteln erreicht diese letztere ihren Zweck freilich vollkommener. Diese hat daher wirklich einen höhern Ertrag, jene eine geringere Ausgabe, und so nähern sie sich, wiewohl nicht ganz; aber ganz gewiß stehen beide, als dem Gange der Natur angemessener, über der Dreifelder- oder bloßen Körnerwirthschaft. Wir werden, glaube ich, später noch einige Data dazu in der Grafschaft Mark auffinden. Für jetzt kehren wir zu unserem Gegenstande zurück.

Die Gegenstände der Cultur sind: Weitzen, Roggen, Gerste, Hafer, graue, gelbe und kleine Erbsen, Wicken, Pferdebohnen, dicke oder Saubohnen, Möhren, Kartoffeln, Rüben, Pastinaken, Klee, Raps, Flachs, einige Runkelrüben und etwas Cichorien. Weitzen und Hafer machen die Hauptgegenstände der Cultur aus.

Bei Aufzählung der Fruchtfolgen will ich mich nur auf einige unter sich entfernte Punkte der Gegend beschränken, womit alles gesagt seyn wird, was sich über alle andere sagen läßt.

Fruchtfolge auf Kleiboden in der Gegend von Münster. Der Fruchtumlauf dauert hier 8 Jahre, wovon 4 als Dreische zur Viehweide bestimmt sind. Man düngt dabei zweimal: einmal zum Getreide mit 6 vierspännigen Fudern Stallmist per Morgen, und das andere Mal zur Dreische oder dem Klee, von welcher Düngung hier unten. Man hat:

| α | | β |
|---|---|---|
| 1. Roggen, gedüngt, | oder | 1. Weitzen, gedüngt, |
| 2. Gerste, | | 2. Hafer, |
| 3. Mengkorn, | | 3. Weitzen, |
| 4. Hafer, | | 4. Hafer. |

| γ | | δ |
|---|---|---|
| 1. Gerste, gedüngt, | oder | 1. Flachs, gedüngt, |
| 2. Roggen, | | 2. Weitzen, |
| 3. Erbsen oder Flachs | | 3. Erbsen oder Gerste, |
| 4. Weitzen, | | 4. Hafer. |

Wo das Düngen zum Flachse geschieht, wie in dem Umlaufe δ, da wird er frühe gesäet; will man aber Spätflachs, so wird nicht dazu, sondern zu der Frucht, die auf den Flachs folgt, gedüngt. Man weicht auch wohl von jenen Regeln ab und nimmt nach dem Weitzen, zu dem gedüngt worden, wieder Weitzen oder nach dem Dungroggen Weitzen.

In dem vierten Jahre wird Klee in das Getreide gesäet, 5 Pfund auf den Morgen. Derjenige Klee, der bestimmt ist im folgenden Jahre geschnitten zu werden, wird im Winter mit einem Fuder Kuhmist überfahren; er giebt zwei Schnitte und liegt dann in den drei folgenden Jahren zur Weide. Der Klee aber, der schon im ersten Jahre zur Dreischweide dienen soll, wird im Winter mit 50 Karren Erde überfahren.

Nach Flachs, Erbsen, auch Hafer, folgt am besten Weitzen oder Roggen; nach Gerste allenfalls im zweiten Jahre Weitzen, aber später nicht. Nach Rüben und Kartoffeln wächst selten gutes Wintergetreide, auch selten nach Klee guter Flachs.

Das Vortheilhafteste, was man im ersten Jahre auf die Dreische folgen lassen kann, ist Flachs oder Gerste oder Roggen oder Weitzen, so wie sie auch an der Spitze in den angegebenen Fruchtfolgen α, β, γ, δ stehen. — In die aufgebrochene Grasänger wird im ersten Jahre vorzugsweise Hafer genommen. Dazu wird die Narbe schon im Frühlinge des vorhergehenden Jahres umgebrochen und im Sommer 2—3 mal gepflügt. In dem folgenden Frühlinge wird noch zweimal gepflügt und eben so oft geeggt. — Auch auf Wildgegenden wird zuerst Hafer

geſäet; dazu ſticht man im vorhergehenden Sommer die Narbe ab, oder wenn die Witterung trocken iſt, pflügt man ſie mit unter, pflügt und eggt in dem Jahre mehrmalen, düngt mit einem Compoſt aus Moder, Flötzſand und Miſt, pflügt und eggt im Frühjahr noch zweimal. — Auf den beſſern Höhden hat hier der Umlauf: 1 bis 4 Dreiſche, 5 Weitzen, 6, 7, 8 Hafer ſtatt. Auf den ſchlechteren wechſeln vier Jahre Dreiſche mit vier Jahren Hafer ab.

### Fruchtfolge in der Gegend von Darfeld.

1. Pferdebohnen oder Erbſen, gedüngt,
2. Weitzen,
3. Gerſte,
4. Klee,
5. Weitzen, gedüngt,
6. Gerſte.

Auf den Dreiſchkämpen wird der Klee nur einmal geſchnitten, dann liegt der Boden einige Jahre zu Weide, worauf mit Wintergetreide der Anfang gemacht wird.

Man nimmt auch wohl Weitzen nach Weitzen und nennt den zweiten Weitzen Folgeweitzen. Durch den Flachsbau oder eine Zwiſchenſaat von Erbſen wird auch wohl der angeführte Umlauf unterbrochen, alſo um ein Jahr verlängert. Auch wird nach der Gerſte, worunter kein Klee ſteht, noch Hafer nachgeſäet. — Man ſiehet wohl, daß man hier auf die Güte des Bodens losſündiget; daß er aber ein guter Boden ſey, ſcheint die Eigenſchaft zu beweiſen, daß man Weitzen nach Weitzen ſäen kann und Klee und Flachs mit gutem Erfolg in jedem dritten Jahre wieder vorkommen können. Erbſen allein machen hievon eine Ausnahme und wollen ſelbſt im vierten Jahre noch nicht fort. Der Boden friert nicht auf und leidet auch nicht von der Trockenheit, eher von der Näſſe.

Nach Bohnen und Erbſen geräth der Weitzen ſehr gut, hauptſächlich aber nach Flachs. Auf reine Brache läßt man gerne Roggen folgen, ſo auch im erſten Jahre nach der Dreiſche. Dieſe wird im Sommer aufgebrochen, nach einiger Zeit abgeeggt, wieder gepflügt, geeggt, mit Dung befahren und zur Winterſaat gepflügt.

Man bricht auch wohl auf ähnliche Weise einen Grasanger auf. Hat das Umbrechen nicht früh genug geschehen können, so säet man Hafer in den frischen Umbruch und läßt die Narbe den Sommer über von selbst unter dem Hafer vergehen. Die Wildgründe werden zum Wintergetreide auf gleiche Art wie die Grasänger behandelt. Wird kräftig dazu gedüngt, so fehlts nicht an Früchten auf solch einem neuen Grunde.

Fruchtfolge in der Gegend von Horstmar. Unter einem Fuder Dünger verstehe ich in diesem und dem folgenden Artikel eine Ladung, wie sie drei gewöhnliche Pferde auf gutem Wege, ohne überladen zu seyn, ziehen. Die Gegenstände, wozu gedüngt wird, und die Zahl der Fuder ist durch die Zahl der * angegeben. Der Dung ist, so wie er aus dem Stalle gezogen wird. Die Ausnahmen sind selten und gezwungen, wenn der Stall den Dung nicht mehr fassen kann und die Witterung nicht erlaubt, ihn sogleich auf das Feld zu bringen.

### Umlauf ohne Dreischweide.

1. Erbsen und Bohnen, ***
2. Weitzen,
3. Gerste oder Hafer,
4. Hafer.

oder:

1. Gerste, ***
2. Roggen,
3. Gerste,
4. Hafer,
2. Erbsen,
3. Wintergetreide,
4. Hafer,

oder:

1. Kartoffeln ***
2. Roggen,
3. Gerste,
4. Hafer,
2. Gerste,
3. Hafer,
4. Roggen.

### Umlauf mit Dreischweide.

1., 2., 3. Weide,
4. Wintergetreide,
5. Gerste,
6. Erbsen,
7. Wintergetreide.

Es kömmt auch manchmal eine reine Brache vor, welche hier gewiß nöthig ist.

Die Fruchtfolgen mit und ohne Dreische laufen oft unter einander, so daß eine der andern auf demselben Stücke nachfolgt. Es scheint, daß man dann erst die Dreische eintreten lasse, wann die Lebenskraft des Ackers zu Ende geht. Der Klee wird also meistens in einen abgelegenen Boden gesäet. Kein Wunder, wenn er nur niedrig bleibt und dünne steht! Auch die Weide, die darauf folgt, ist nicht viel werth. Gräser erzeugen sich von selbst sehr sparsam, und wenn Kamillen und Disteln den Boden nicht deckten, so stünde er ganz kahl. Man hat sich also zu Horstmar auf dem Privateigenthum noch wenig über das leidige Böhdewesen erhoben, das auch hier Platz findet. Als Gegenstück will ich den Fruchtumlauf von diesem letztern hier angeben.

### Umlauf auf Böhden.

| | |
|---|---|
| 1., 2., 3., 4. Weide, | 7. Hafer oder Wintergetreide, |
| 5. Wintergetreide, ** | 8. Hafer. |
| 6. Gerste, | |
| oder: | oder: |
| 1., 2., 3., 4. Weide, | |
| 5. Flachs, | 1., 2., 3., 4. Weide, |
| 6. Wintergetreide, ** | 5. Wintergetreide, |
| 7. Gerste oder Hafer, | 6., 7., 8. Hafer. |
| 8. Hafer. | |

Klee wird hier auf den Böhden nicht gesäet. Man schließe daraus auf den Werth der Weide! — Ich gestehe, daß die Cultur zu Horstmar Westfalen keine besondere Ehre macht, obgleich die Gegend für eine der Hauptgegenden gilt. — Hätte die liebe Natur nicht für uns gesorgt!!

### Fruchtfolge zu Ahaus, Wessam, Wüllen.

| | |
|---|---|
| 1. Roggen, *** | oder: |
| 2. Roggen, | 1. Weitzen, *** |
| 3. Hafer oder 3. Gerste, | 2. Roggen, |
| 4. Hafer. | 3. Hafer oder Gerste. |

oder:
1. Erbsen, Bohnen, ***
2. Weitzen,
3. Roggen,
4. Hafer.

oder:
1. Gerste mit Plaggendung,
2. Klee, dreimal geschnitten,
3. Weitzen, einfährig,
4. Roggen,
5. Hafer.

Nun aber ist das Land mit Gebähren fertig.

Oder:
1. Reine aber nicht gedüngte Brache.
2. Weitzen,
3. Roggen,
4. Hafer.

Verstand und Feder stehen hier stille! Auch gesteht man, daß so was bald nicht wieder geschehen darf. Statt Bohnen und Erbsen werden auch wohl Flachs, Raps, Kartoffeln eingeschaltet. Jedoch wird zum Flachse nicht so stark gedüngt.

Eine seltsame Ausnahme von jenem landüblichen Fruchtumlaufe machen die Fruchtfolgen zweier Männer bei Ahaus, die wirklich wohlhabend sind und ihre Wirthschaft mit Liebhaberei treiben. Der eine hat zum Theile einen starken Roggenboden, einen schwarzen, lehmigen, humusreichen Sand, worauf auch Hülsenfrüchte und Gerste gedeihen, der Klee sich aber bald verliert. Auf diesem Boden baut er:

1. Roggen, ***
2. Roggen,
3. Roggen,
4. Hafer.

Dann geht die Geschichte wieder von vorne an. Der dritte Roggen soll dabei so gut wie der erste und zweite seyn. Unterdessen gesteht man doch, daß der Körner-Ertrag jetzt geringer sey, als vor Zeiten.

Auf Mittelboden, der sich sehr gut zu Gerste, Hülsenfrüchten und Klee schickt, auch nach diesem Weitzen trägt, zum Roggen aber nicht eben so gut passen soll, hat jener Wirth folgenden Umlauf:

1. Hafer,
2. Erbsen, Bohnen, Flachs, ***
3. Weitzen,
4. Weitzen,
5. Roggen, darauf Stoppelrüben.

Darauf fängt die Sache wieder mit 1 an.

Ferner hat dieser Mann auf mildem warmem Kleiboden:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Reine Brache, eingedüngt, | | |
| 2. Weitzen, | oder: | 2. Raps, |
| 3. Weitzen, | | 3. Weitzen, |
| 4. Roggen, | | 4. Weitzen, |
| 5. Hafer oder Gerste, | | 5. Hafer oder Gerste. |

Nach dem Roggen läßt er noch Stoppelrüben folgen, die aber auf dieses plus ultra nicht einschlagen wollen.

Noch auf selbem Boden:

| | |
|---|---|
| 1. Erbsen und Bohnen, *** | 4. Roggen, darauf Stoppelrüben, (diese schlecht), |
| 2. Weitzen, | |
| 3. Weitzen, | 5. Hafer oder Gerste. |

Der andere dieser Männer hat auf solchem Kleiboden:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Weitzen, ** | oder: | 1. Gerste, ** |
| 2. Weitzen, | | 2. Klee, |
| 3. Gerste, | | 3. Weitzen, ** |
| 4. Weitzen, | | 4. Weitzen, |

oder auch:

| | |
|---|---|
| 1. Erbsen und Bohnen, ** | 3. Weitzen, ** |
| 2. Weitzen, | 4. Gerste. |

Man sieht wohl, daß diese Männer ihr System nicht aus Büchern geschöpft haben, und wenn das System den Grund zu ihrem Wohlstande gelegt hat, so hat der Boden alle Ehre davon.

Der Klee wird nicht gerne vor 6 und der Flachs vor 7 Jahren wieder genommen. Nach Gerste rechnet man auf eine schlechte Roggenerndte. Auch nach schwerem Hafer soll der Roggen nicht so gut als nach leichtem gerathen. Weitzen geräth besonders gut nach Bohnen. Unter den Flachs säet man Möhren. Raps folgt nach reiner Brache. Klee kann dreimal geschnitten werden.

Fruchtfolge zu Rödder, Gegend von Dülmen.

1., 2., 3. Dreiſche,
4. Weitzen,
5. Weitzen, oder: 5. Roggen,
6. Bohnen, 6. Erbſen,
7. Weitzen, 7. Roggen oder Weitzen.

Einige ſäen etwas Klee unter den letzten Weitzen, Andere unterlaſſen es. Auch nimmt man wohl im 6ten Jahre Gerſte. Doch geſteht der brave Feye, und ich glaube es ihm ohne Mühe, daß der Weitzen nicht ſo gut nach Gerſte als nach Hülſenfrüchten gerathe. Roggen zumal wolle noch weniger nach Gerſte gedeihen. — Der liebe Bierkrug mag wohl Urſache an jenem widerrechtlichen Einſchieben der Gerſte ſeyn. Bei allem dem bleibt die Folge: Weitzen, Weitzen, welche ich ſonſt nicht möglich glaubte, ſonderbar. Wir kommen zur Behandlung des Bodens bei dem angeführten Fruchtumlaufe.

Die Dreiſche wird am vortheilhafteſten im Winter des zweiten Jahres überdüngt. Dieſer Dung beſteht aus Moder, Schlamm und Erde. Er wird in Häufchen von dem Karren gezogen, welche im folgenden Frühjahre auseinander geſtoßen werden. Das Gras wächſt nun, d. h. im dritten Dreiſchjahre, fröhlich durch, und der Boden bereitet ſich zu dem Empfange des Getreides vor. In dem Nachſommer dieſes Jahres wird die Dreiſche mit Stallmiſt gedüngt und flach umgebrochen. Man eggt nicht ab, damit die Balken bei der folgenden Pflügart ſichtbar bleiben. Man ſetzt bei dieſem zweiten Pflügen den Pflug gerade auf derſelben Stelle, nur tiefer als das erſte Mal, an. Dadurch kömmt der Untergrund mehr in die Höhe, die Narbe mehr nach unten, und der Dung bleibt in der Mitte. Ich denke nicht, daß ſich an dieſer Pflugart etwas verbeſſern läßt, noch daß der Weitzen oder, wenn der Boden etwas leicht iſt, der Roggen ſich eine beſſere Vorbereitung wünſchen können, indem ihre Wurzeln hier frühe im Dung und ſpäter in der faulenden Grasnarbe Nahrung finden.

Nach der Weitzenerndte wird gestrichen, später vereggt, gepflügt und wieder Wintergetreide gesäet, welches, da die Rasennarbe in die Höhe gebracht worden, keinen Dung nöthig hat. Die Stoppeln dieses Getreides werden im Herbste sogleich umgestrichen und solches, wo möglich, wiederholt, (vielleicht ins Kreuz, oder das zweite Mal etwas tiefer als das erste Mal?) Man pflügt demnächst das Land noch vor Winter um und eggt es im Frühjahre ab. Man düngt etwas, säet die Bohnen darüber her und pflügt sie sammt dem Mist unter. Auch zu der Gerste, wenn welche in dieses Land kömmt, wird gedüngt. Doch, wie oben gesagt, säet man sie mehr aus Noth; daher auch Feye, um sie weniger aussaugend zu machen, Erbsen mit darunter aussäet. Ehre also diesen!

Nach den Erbsen und Bohnen kann dann hier wohl noch einmal Wintergetreide folgen und in den Dreischjahren sich der Boden wieder gänzlich erholen. Wenn aus einer solchen Wirthschaft nicht $^{2}/_{3}$ mehr reiner Ertrag hervorgeht, als aus der Dreifelderwirthschaft, so irre ich sehr. Nur muß ich bei der Berechnung die Dreifelderwirthe bitten, die Grasänger mit in Anschlag zu bringen, deren sie bei ihrer Wirthschaft bedürfen, statt daß der hiesige Koppelwirth seine Weide auf dem Ackerlande selbst erzeugt.

Feye und Ennigmann zu Bulderen finden eine zweijährige Dreische vortheilhafter, als die dreijährige, und das mag bei ihnen, die zugleich Branntwein brennen, wohl der Fall seyn, indem sie dadurch nebenher noch Nahrung fürs Vieh erzeugen und den Acker kräftiger unterstützen können; allein die, welchen solches nicht gegeben ist, würden sich besser bei ihrer dreijährigen Dreische befinden.

### B. Fruchtfolge auf dem südöstlichen Theile des Münsterländischen Kleibodens.

Wenn wir in dem mehr nördlichen und westlichen Theile der Thongegenden des Münsterlandes nicht allemal ein tadelloses Wirthschaftssystem gefunden haben, so haben wir doch den Trost gehabt zu sehen, daß man darin von dem jetzt allenthalben

anerkannten richtigen Grundsatze ausgehe, daß es nothwendig sey, zwischen Körner und Futter zu wechseln; es sey nun, daß dieses von vier zu vier Jahren oder von einem Jahre zum andern geschehe. Dieser Trost wird uns aber, durch welches Verhängniß weiß ich nicht, in dem südöstlichen Theile dieses Regierungsbezirkes nicht werden. Wir finden daselbst die Dreifelderwirthschaft, mit Ausnahme allenfalls einiger schlechten Bodenarten, bei denen das Dreifeldern nicht gehen wollte.

### Fruchtfolge auf Weitzen- und Gerstenboden.

1. Reine Brache, gedüngt,
2. Weitzen oder Roggen,
3. Gerste,
4. Hülsenfrüchte oder Gemenge von 3/4 Erbsen u. 1/4 Hafer,
5. Weitzen,
6. Hafer.

Die Fruchtfolge auf Roggen- und Gerstboden ist von dieser nicht verschieden, als daß im zweiten Jahre allemal Roggen vorkömmt, auch im fünften Jahre bleibt manchmal der Weitzen weg.

### Auf Weitzen- und Haferboden.

1. Reine Brache, gedüngt,
2. Weitzen,
3. Hafer,
4. Weitzen,
5. Hafer,
6. Hafer.

### Auf armem Weitzenboden.

1. Reine Brache, gedüngt,
2. Weitzen,
3. Rauchfutter, 3/4 Wicken, 1/4 Hafer,
4. Weitzen.

oder: 3. Hafer,
4., 5., 6. Dreische.

Auf schlechtem sogenannten pannerdigen Boden hat man:

1. Reine Brache, gedüngt,
2. Trespenroggen,
3. Hafer,
4. Trespenroggen,
5. Hafer,
6., 7., 8., 9. Dreische.

Auf naſſem Haferboden, deſſen Ertrag ſehr geringe iſt:

1. Brache, gedüngt,
2. Roggen,
3. Hafer,
4. Klee,
5. Hafer.

Ich habe nur wenige Beobachtungen über ein Syſtem zu machen, das ſich genug von ſelbſt ausſpricht. Man hat geſehen, daß in 6 Jahren nur einmal gedüngt wird. Indeſſen geben vorzügliche Wirthe zum Rauhfutter noch eine halbe Düngung. Einige unter ihnen finden vortheilhafter, die Brache ſchwach, das Futterfeld aber ſtark zu düngen. Auf dem Lehmboden iſt die Cultur des Wick- oder Erbſenhafers merkwürdig. Sie liefert eine große Maſſe von ſehr gedeihlichem Futter, welches den gewöhnlichen wieſenarmen Gütern des Münſterlandes ſehr zu ſtatten kömmt. Auf den Weitzenboden ſäet man jedoch die Hülſenfrüchte oft allein. Die Vermiſchung des Roggens mit Trespe, welche auch in andern Gegenden vorkömmt, iſt hier auf naſſem, kaltgründigen Boden ſehr gebräuchlich.

Schließlich muß ich noch die Fruchtfolge angeben, der auf dem Niederungsboden Itlingen, deſſen ich höher unter den Bodenarten erwähnt habe, Statt hat.

1. Erbſen und Bohnen,
2. Gerſte,
3. Hafer,
4. Hafer.

Da zu allen jenen Gegenſtänden nur einmal gepflügt, geeggt und gewalzt und in vier Jahren nur einmal gedüngt wird, ſo iſt der Reinertrag von dieſem Niederungsboden ſo groß, als der der beſten Lehm- und Kleibodenarten in derſelben Gegend.

## X. Anbau des Getreides.

Die Cultur der Dreifelderkleigegend des Münſterlandes läßt ſich aus ihrer Fruchtfolge leicht entnehmen, und ich übergehe ſie als ſattſam bekannt und nichts Beſonderes darbietend. Auch über den Getreidebau in den Dreiſchgegenden habe ich mich bei Gelegenheit der Fruchtfolge ſchon zum Theile erklärt, das Uebrige werde ich hier nachholen.

Die Dreiſche wird bei Münſter und Darfeld dreimal zum Weitzen gepflügt und der Dung vor der letzten Pflugart untergebracht. Auch die Kleeſtoppel behandelt man eben ſo, wenigſtens zum Roggen. Nach Erbſen und Bohnen wird der Boden ſogleich mit dem Pfluge umgeſtrichen, 8—14 Tage nachher geeggt und zur Saat gepflügt. Man ſäet in der Mitte Oktobers; indeſſen wollen aufmerkſame Beobachter erfahren haben, daß die frühere Saat durchgehends die beſte ſey. Man ſäet an Weitzen, Roggen, Gerſte und Hülſenfrüchten einen Scheffel und an Hafer anderthalb Scheffel auf den Morgen. Wenn der Boden zähe iſt, wird an einigen Orten der Weitzen bei trockenem Wetter Anfangs Aprils durchgeeggt. Iſt er loſe, ſo wird er geſchleift oder gewalzt. Beſonders ſieht man gerne, wenn auf das Eggen, auch auf das Walzen, bald ein gelinder Regen eintritt. „Durch das Eggen," ſagt Oſterhoff, „werden die durch ſtarken Froſt und ſcharfe Winde entblößte Wurzeln wieder zugeſcharret, angehäufelt und erhalten neue Erde. Der Weitzen fängt jetzt erſt recht an zu leben und dehnt ſich durch das Austreiben neuer Sprößlinge auseinander." — Man hört gerne einen blos praktiſchen Landwirth ſo raiſonniren!

Das Jäten des Weitzens im Vorſommer hat hier bei mehreren guten Landwirthen ſtatt. Man unternimmt es, wenn die Frucht 8 — 9 Zoll hoch iſt. Das Jäten hat nicht allein ein reines Korn, ſondern auch eine ſtärkere Beſtaudung zum Zwecke, und „dieſe letztere Abſicht, ſagt Borchmeyer, wird auch immer dadurch erreicht."

Der Weitzen wird mit der Senſe abgebracht, mit einer kleinen Harke in Garben zuſammengezogen, gebunden und gaſſenweiſe zu 20 Garben je zwei und zwei gegeneinander angeſtellt und nach 8 Tagen eingefahren. Die Hungerharke folgt. Das ſo nützliche, ſo beliebte Kaſten des Getreides kennt man in Weſtfalen, ſo wie in den Niederlanden nicht. Ich werde es in der Folge beſchreiben. Die Erndtekoſten vom Morgen thun ohne Beköſtigung 1 Rthlr. 18 Gr., mit Beköſtigung 12—13 Groſchen.

Bei dem Roggen hat großentheils dieſelbe Behandlung ſtatt, jedoch wird die Dreiſche einmal mehr als zum Weitzen

gepflügt, eben so oft geeggt und gedüngt. Die Saatzeit für den Roggen ist um Michaelis. Im März wird gewalzt, und dieses Walzen muß dem Dreischroggen sehr willkommen seyn. Was zu Saatkorn bestimmt ist, wird gejätet. Die Westfälinger verdienen also wohl eine Stelle unter den Landwirthen.

Die Gerste wird im Mai gesäet, nachdem der Boden möglichst dazu aufgelockert worden ist. Nach der Aussaat wird gewalzt. Sie wird nur bei ungünstiger Erndtewitterung in Garben gebunden, sonst, wenn sie 6 Tage gelegen hat, in Haufen gebracht und los aufgeladen.

Zum Hafer wird 2 — 3 mal gepflügt, Ende April oder Anfangs Mai gesäet.

Zu Erbsen wird 3 mal gepflügt, Anfangs April gesäet. Sie werden mit der Sichel abgebracht und sogleich in Garben gebunden. Man wendet nach 8 Tagen diese Garben, und wieder nach 8 Tagen bringt man sie in Haufen und fährt sie heim. Die Erndtekosten belaufen sich dabei auf 1 Rthlr. 12 Gr., also etwas höher als bei dem Getreide.

Auch in der Gegend von Ahaus wird hin und wieder der Weitzen im April geeggt, damit er sich stärker bestaude, und zwar mit gutem Erfolge. Der Roggen wird gewalzt. Man jätet an einigen Orten aus dem Wintergetreide die blaue Kornblume und das Klapperkraut, Rhinanthus crista galli, und aus Hafer, Gerste und Buchweitzen den Hederich.

Zu Ahaus, Wessum und Wüllen werden die Halme an ihrem oberen Theile eingeknickt, wodurch die Aehren in den Garben abwärts hangen. Bei dem, der das Kasten kennt, erregt eine solche Vorrichtung nur Erbarmen.

## XI. Anbau der Futtergewächse.

Dieser schränkt sich blos auf den Klee ein. In den Dreifelder-Gegenden wird er durchgehends unter Hafer, einigemal unter Gerste, jedoch nie unter Roggen, der nach Weitzen folgt, gesäet. Man nimmt 4 — 5 Pfund auf den Morgen. Beide

Kleeschnitte werden im folgenden Jahre zu Heu gemacht, darauf umgebrochen und einjährig mit Weitzen besäet. Im Winter wird, so weit es reicht, der Klee mit Erde aus Gräben und Teichen, auch wohl mit kurzem Mist befahren und bestreuet, wonach er sehr üppig wächst. Gyps ist nicht zu haben, und wiederholte Versuche mit Salz-Abfall sind ohne alle Wirkung auf den Klee sowohl, als auf die nachfolgende Frucht geblieben.

Nur in den Kreisen von Lüdinghausen und Beckum wird der Kleebau stark betrieben, vorzüglich des Saamens wegen, wovon viel Geld gemacht wird. Von 50 Morgen werden ihrer 8 mit Klee bestellt, statt daß man in andern Gegenden kaum die Hälfte davon hat.

Grün wird der Klee wenig und etwa nur an die Pferde gefüttert; in der Regel wird er zu Heu gemacht und die Pferde damit im Winter, ohne hartes Futter, ernährt.

Der Kleebau ist hier schon lange eingeführt; doch hat sich solcher vermehrt, seit man angefangen hat, Saamen davon zu ziehen. Man benutzt den Klee in der Regel nur ein Jahr, es sey denn, daß man das Land zur Weide will liegen lassen. Im Allgemeinen geräth der Klee nur mittelmässig und „nach vielen Versuchen, sagt Meyer, welche ich seit neun Jahren auf verschiedenartigen Boden damit angestellt, habe ich doch nur in den Jahren, wo der Klee am besten stand, zwei mittelmässige Schnitte davon gehabt, aber ihn nie dreimal schneiden können." Auf dem strengen Kleiboden will der Klee gar nicht fort, und auf gutem Sandboden geräth er auch nur mittelmässig und steht gewöhnlich dünn. Hat er auch den Winter glücklich überstanden, so leidet er bei kalter trockener Witterung im März, April und Mai. Ist er dann einmal von der Kälte im Wachsthum gestört, so wächst er auch wenig mehr, wenn selbst gute warme Witterung eintreten sollte. Auf Boden, welcher Aehnlichkeit mit dem sogenannten Aueboden hat, hat Meyer Versuche mit dem Kleebau, wiewohl vergebens, gemacht. Der Klee fror im Winter aus, und wenn auch hier und da ein Stück stehen geblieben, so blieb er doch so kurz, daß er kaum konnte gemähet werden.

Der Weitzen geräth nach dem Klee vortrefflich, nicht so

der Roggen, welcher auch nach mehrmaligem Pflügen mittelmässig, ja schlecht steht. Wicken zum Grünabfüttern werden nur auf einigen wenigen Gütern gesäet. Sie gerathen gewöhnlich gut. „Ohne Wicken, sagt Meyer, ist hier keine Sommerstallfütterung mit dem Hornviehe ausführbar."

In der Gegend von Münster auf dem unter A beschriebenen Theile wird der Klee nur meistens zum Niederlegen als Dreische betrachtet, und dann wo möglich mit Erde überfahren, wozu aber mehr als 100 Karren per Morgen fallen. Man schneidet ihn in dem ersten Jahre zweimal, in den folgenden dient er zur Weide. Man hält den Klee für vorzüglich zu diesem Zwecke, weil ohne ihn die Dreische in den ersten Jahren nichts leisten würde. Die wenigen kleinen Kleestücke, die nur ein Jahr zum Abschneiden für die Pferde dienen sollen, werden mit Stallmist gedüngt, à 3 Karren per Morgen. Die Stoppeln solcher einjährigen Kleefelder haben bei weitem nicht gleich vortheilhafte Wirkung auf die nachherige Körnererzeugung, als eine umgebrochene mehrjährige Klee- und Grasdreische.

Auf gutem Roggen- und Gerstboden gedeiht der Klee am besten, weniger auf schwerem Weitzenboden, auf naßgründigem kaltem Boden gar nicht.

Zu Ahaus säet man den Klee unter Weitzen, Gerste, Hafer, Lein und, wiewohl nicht gerne, unter Roggen. Ueber das Wintergetreide wird er bis zu Ende Aprils ausgesäet und eingeeggt. Die Gerste hat unter allen diesen Vorfrüchten den Vorzug. Die Verschiedenheit in der Quantität des Saamens, die man braucht, ist bewundernswürdig. Sie schwankt von 5 zu 17 Pfund. Doch findet man, daß er bei 5 Pfunden zu dünne stehe. Man überdüngt den Klee hier selten, und doch schneidet man ihn dreimal, bestellt dann das Feld einjährig mit Weitzen oder mit Hafer, seltner mit Roggen. Einige benutzen den Klee blos als Weide, schneiden ihn also gar nicht, welches gewiß eine bloße Vergeudung ist, die Folge einer Nachlässigkeit, welche der wahre Landwirth nicht ohne Verdruß ansehen kann. Dagegen halten die hiesigen Bewohner das Grünabfüttern der Wicken für eine noch größere Vergeudung.

Andere Futtergewächse kennt man nicht.

## XII. Anbau des Wurzelwerks.

Man kennt oder will hier nichts als Kartoffeln, Rüben und etwas Möhren, die man an einigen Orten unter den Lein säet. Pastinaken und Runkeln sind noch seltener, und man findet sie nur in den Gärten. Die ganze Cultur der Wurzelgewächse bezeichnet sich hier so wenig, daß sie beinahe keine Beschreibung verdient. Zu den Stoppelrüben wird an einigen Orten gedüngt, und solche, wenn sie das vierte Blatt haben, auch wohl durcheggt. Zu Kartoffeln bringt man 8 Fuder Dung auf den Morgen. Es giebt Orte, wo man sich nicht einmal die Mühe nimmt, die Kartoffeln zu behacken. Indessen wie in der Nacht noch hier und dort ein Sternlein aufgeht und den irrenden Wanderer zurechtweist, so denn auch in der Bauerschaft Lünten unter Breden, wo ein Bauer, Namens Decker, seine Kartoffeln mit dem Pfluge behackt. Es fand so sehr Beifall, daß man jetzt in seiner Umgebung fast nur bepflügte Kartoffeln findet, indem jeder, der ihm darin nachahmt, einen beinahe doppelten Ertrag hat. So viel kann Beispiel! und Beispiel allein kann so viel unter dem rohen Haufen!

Vom Ertrage kann ich nichts sagen. Dr. Bispinck sagte mir, daß er vom Scheffel Gesäe auf 58 Quadratruthen Rheinländ. schon 35 Berl. Scheffel Kartoffeln geärndtet habe. — Flachs geräth nach den Kartoffeln am besten.

Das Säen der Möhren unter Flachs wird hier sehr zweckmässig gefunden; nur kann dann, wegen Verspätung, nicht wohl mehr Wintergetreide darauf folgen. Man düngt den Morgen mit 6 Fuder, wenn Möhren unter den Flachs kommen. Wenn der Flachs weggebracht ist, wird das Land gejätet und darauf tüchtig geeggt.

## XIII. Cultur der Handelsgewächse.

Die Oelgewächse, Raps, Rübsen und Sommerraps, welche hier gebaut werden, und zu welchen der Boden an vielen Orten vortrefflich geeignet wäre, reichen zu dem Bedürf-

nisse des Landes nicht zu. Die Hälfte des Oelvorraths kömmt aus dem Auslande, und so wandert das Geld dafür aus und die so nützlichen Oelkuchen kommen nicht herein. Der Rapsbau, dieser wichtige Industriezweig, der sich so leicht mit jeder etwas kräftigen Wirthschaft verträgt und so wenig Arbeit und Aufenthalt darin verursachet, wird also hier zum Erstaunen vernachlässiget. Man baut ihn beinahe nur in den Gärten, und bringt man ihn aufs Feld, so wird nicht dazu gebraacht, sondern es werden die Roggenstoppeln dazu genommen. Gedüngt wird zwar wie zum Wintergetreide; allein, da man nie hackt, wie im Elsaß, und nicht verpflanzt, wie in den Niederlanden, so kann man sich den Ertrag davon in einem Lande, wie Westfalen, leicht vorstellen. Ehre jedoch dem Dr. Bispinck, bei dem ich auf Reihen gepflanzten und behäufelten Raps sah! Seine Pferdebohnen waren in 20 Zoll von einander entfernten Reihen gesäet, und die Zwischenräume so rein gehalten, wie in einem Garten, statt daß die Erbsen-Aecker seiner Nachbarn so sehr mit Hederich überwachsen waren, daß ich ihnen darin (leider!) den Vorzug vor allen andern zugestehen muß, die mir je vorgekommen sind.

Wenn auch nichts einen Landwirth dazu bewegen kann, Gespinnstpflanzen zu bauen, so ist es doch die Nothwendigkeit, seine weiblichen Dienstboten in den langen Abenden und sonst arbeitleeren Wintertagen zu beschäftigen. Heuerlinge, Taglöhner u. s. w. würden durchaus ohne sie nicht bestehen können. Die Erfindung der Methode, mit 2 Händen auf 2 Spulen zu spinnen, die immer beliebter wird und sich mehr und mehr verbreitet, vermehrt den reinen Ertrag, indem sie die Arbeit verringert.

Man baut den Lein entweder nach Kartoffeln oder nach Getreide oder nach der Dreische. Nach Kartoffeln wird einmal vor und einmal nach Winter gepflügt, und der Boden durch fleissiges Eggen und Walzen oder Klötte Zerschlagen möglichst klein gemacht. Auch nach dem Getreide hat dieselbe Zurichtung für den Flachs statt. Ist es eine Dreische, die Jahres vorher hat umgebrochen werden müssen, so wird sie im Frühjahre zum Flachse nicht weiter gepflügt, sondern blos geeggt und gewalzt. Möhren können aber unter den Dreischflachs nicht wohl gesäet

werden. Der Frühflachs wird Anfangs April und der Spätflachs Anfangs Juni gesäet. Dann säet man noch an einigen Orten auch Anfangs Mai.

## XIV. Verschiedene Notizen.

Unkräuter. Die häufigsten und schädlichsten Unkräuter dieser Gegend sind: 1) Flughafer, 2) Hederich, 3) Vogelwicken, 4) Wasserknöterich (Polygonum amphibium), 5) Klatschrosen, 6) Wucherblume, 7) Klapperkraut (Rhinanthus crista galli), 8) Hundediel (Anthemis cotula), häufig im Klee, 9) blaue Kornblume, 10) Kamillen, 11) Disteln, 12) Kandelwisch (Equisetum arvense), 13) wilde Zwiebeln oder wilder Knoblauch. Die Unkräuter von 1 bis 5 wuchern am meisten, wenn, nach dem hiesigen Ausdrucke, kein Dreisch mehr in dem Boden ist. Sie können daher durch Sommerbrache oder Dreisch wieder vertilgt werden. Nr. 6 wird durch Mergel verdrängt. Nr. 7 wird nur durch Ausziehen vor dem Samenansetzen getilgt. Es wächst bekanntlich auf feuchten Feldern und Wiesen; so auch Nr. 13 ein beschwerliches Unkraut, das der Butter einen bittern Geschmack mittheilt. Man hat in der Gegend von Rottulen seit kurzem die Erfahrung gemacht, daß es durch Aufführen von Sand getilgt werden kann. Die Wurzeln von Nr. 12 liegen oft 15 bis 20 Fuß tief unter der Erde, wo sie eine feuchte Schichte finden. Durch ein sehr fleißiges, oft wiederholtes Hacken und Häufeln bei dem Kartoffelbau kann diese Pflanze der Erfahrung nach vermindert werden.

Erfahrungen. Wir verdanken die Mittheilung folgender Erfahrungen dem Schulzen Osterhoff.

1. Wenn der Boden in hiesiger Gegend (Bürgermeisterei Nienberge) zu gehöriger und trockener Zeit zubereitet, das Getreide bei nasser Witterung gesäet und eingeeggt wird, und nachher wieder trockene Witterung einfällt, so giebt das Getreide gewöhnlich den größten Ertrag.

2. Je mehr das Saatkorn ausgetrocknet ist, um so besser gedeiht es.

3. Das Saatkorn, das erst unmittelbar vor dem Säen

ausgedroschen wird, geht schneller auf, und der Hafer leidet nicht von dem Brande.

4. Der vor der Aussaat im Backofen gelinde getrocknete Leinsaamen giebt einen halben bis ¾ Fuß längeren Flachs, als der nicht getrocknete.

5. Der zu lockere und zu sehr ausgetrocknete Boden ist nicht so ergiebig, als der feste, reine und gehörig nasse.

6. Der dicke, feiste Getreidesaamen gedeihet nicht so gut, als der von mittlerer Vollkommenheit.

7. Hornspäne, auf trocknen Boden gesäet und mit dem Saatkorn untergeeggt, äußerten zwei Jahre lang ihre düngende Kraft; als aber der nämliche Versuch auf nassem Boden wiederholt wurde, blieben die Hornspäne ohne Wirkung.

8. Im Oktober 1815 säete Osterhoff zwei auf gleiche Art im Trocknen zubereitete, neben einander liegende Grundstücke von gleicher Güte und Größe mit Weitzen, und zwar das erste und niedrigste während einem starken Regen, so daß man gezwungen war, es zu verlassen, noch ehe die Egge ganz darauf vollendet hatte. Einige Tage nachher wurde das zweite Stück bei günstiger Witterung eingesäet. Bei der Erndte lieferte das erste ⅛ an Ertrag mehr als das letztere.

9. Wegen der im Sommer 1816 so regnerischen Witterung spreitete er den Spätflachs gegen die Gewohnheit seiner Gegend mit den Knoten auf einer Dreische, statt ihn im Wasser zu röden, und fand beim Dreschen den Samen und den Bast bei der Verarbeitung von vorzüglicher Güte, da doch ein anderer Theil Flachs von demselben Felde, welchen er in Wasser legen ließ, fast gar keinen Werth hatte.

10. Er hält das vergangene nasse Jahr und den so feuchten Winter von 1816 — 17 für sehr heilsam, indem der Mangel an Feuchtigkeit sich von Jahr zu Jahr mehr spüren ließ, wodurch die Fruchtbarkeit des Bodens nachließ und zumal die Gerste nicht mehr voran wollte.

11. Er behauptet, daß Krebse, todte oder lebendige, auf den Soller oder Kornboden gebracht, den Kornwurm vertreiben.

So viel vom Schulzen Osterhoff! Es ist zu bedauern, daß das Münsterland nicht ein Paar Schocke solcher Schulzen besitzt!

Brand, Honigthau, Rost. Man nimmt hier zu 12 Scheffel Weitzen 1/4 Scheffel ungelöschten Kalk, läßt solchen in 3 Eimer (NB. keine preußischen) Wasser auflösen und kochen, und übergießt mit diesem heißen Wasser den Saatweitzen unter beständigem Umstechen. Nach 24 Stunden ist er trocken und kann gesäet werden, ohne im folgenden Jahre Brand befürchten zu lassen. Osterhoff behauptet, daß sowohl er als seine Nachbarn durch den Gebrauch dieses Mittels durchaus keinen Brand haben. Dagegen sagt Meyer: „Ich habe schon seit 8 Jahren gekalkt und gevitriolt, auch zur Aussaat zum Theile nur alten Weitzen genommen, und habe doch öfters Brand gehabt.“ Vielleicht liegt der Unterschied darin, daß der Kalk bei Osterhoff gekocht und heiß, ja siedend gebraucht wird.

Honigthau und Rost befallen das Wintergetreide in einigen Gegenden ziemlich oft. Der Rost hat vorzüglich auf das Stroh einen sehr nachtheiligen Einfluß. Es verliert dadurch viel von seinem Nahrungsstoff, und das Vieh frißt es ungern. „Berberitzen, sagt Meyer, giebt es bei mir wenige, doch kenne ich anderswo eine Hecke zwischen Ackerlanden, worin sich viele Berberitzen befinden, und wo auf jenen Landen nie kernreiches Wintergetreide wächst.“ Ich beziehe mich hier auf die Erfahrungen, welche ich schon bei der Beschreibung des Ackerbaues im Ravensbergischen angeführt habe und noch in der Folge anführen werde.

Saamen wechseln. Wird allenthalben für gut und nützlich gehalten; nur muß man nicht den Samen von Sand- auf Kleiboden bringen. Man schätzt das Wechseln mit dem Saatkorn einer halben Düngung gleich. „Nach meiner achtjährigen Erfahrung, sagt Meyer, geräth der fremde Getreidesamen außerordentlich gut; es ist aber nur für ein Jahr, und das Wiedersäen des davon genommenen Korns taugt nicht. Auch darf das fremde Saatkorn nur mit Auswahl und Berücksichtigung des Bodens, worauf solches gewachsen ist und worauf man es säen will, genommen werden. So würde z. B. Rog-

gen von leichtem Sandboden auf schwerem Klei nicht gerathen." Derselben Meinung ist auch Osterhoff. — Mit Kartoffeln aber hat es eine entgegengesetzte Bewandtniß. Auf dem Klei werden sie bald zu wässerig, wenn sie mehrere Jahre nach einander darauf gebaut werden. Man pflegt daher alle zwei Jahre neue Pflanzkartoffeln von dem Sande zu beziehen.

Es versteht sich, daß obige Beobachtungen noch eine wiederholte Prüfung erfordern, bevor sie zu Erfahrungssätzen erhoben werden können.

# Sechster Abschnitt.

## Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthume Münster auf Sandboden.

### I. Lage und Boden.

Sand und Moor sind in dem größten Theile des Fürstenthums Münster vorherrschend. Hiezu gehören die Umgebungen der Stadt Münster selbst. Von ihr erstreckt sich der Sand in östlicher Richtung über Wahrendorf nach dem Fuße des Deutschburger Waldgebirges und dem Paderbornschen, in nördlicher Richtung zu beiden Seiten der Ems über Rheine nach den Grenzen der Grafschaft Lingen; vom Rheine aus bekömmt der Sandstrich eine westliche Richtung nach der holländischen Grenze, und dann wieder eine südliche über Borken und Bocholt nach der Lippe und jenseits der Lippe durch die Veste Recklinghausen. Nach dem Laufe der Flüsse und Bäche zu urtheilen, hat das ganze Land eine, wiewohl nur schwache, Neigung nach Nord, Nordwest und West, und es fehlt ihr nicht an Wasser.

Der Moor oder moorartige Boden behauptet die Tiefen und allzuflachen Ebenen, der Sand die mehr erhabenen Plätze, das eigentliche Ackerland, die sogenannten Eschen. Außerdem laufen Thon, Lehm, steinige Striche, auch wohl Wehesand und sehr schreier, weißer und elender Sand mitunter. Im Ganzen aber bleibt der Sandboden des Münsterlandes noch immer ein

guter Boden, besonders wenn wir ihn mit dem der brabantischen Campine vergleichen. Da, wo der Boden schlecht ist, liegt die Schuld größtentheils an dem Untergrunde, dessen Beschaffenheit auf den Sand noch stärker als auf den Thon zurückwirkt und oft ein unheilbares Uebel ist.

Dieser Untergrund besteht manchmal aus einem gelben durchaus magern Lehm, bald aus schwarzem bald aus rothem Oor (Ocker, Eisenstein). Der schwarze Oor ist indeß so schädlich nicht als der rothe. An manchen Orten liegt der Oor tiefer, an manchen flacher, und hiervon hängt die Gefahr des Auffrierens und des Verdorrens des Getreides mehr oder weniger ab. Sind die Lehmbänke nicht zu dick, so läßt sich der Boden durch Umsetzen verbessern, da gegentheils der rothe Oor, wenn er in die Höhe gebracht wird, den Boden auf mehrere Jahre unfruchtbar macht. Er enthält keine Eisenaugen, daher er auch in den Schmelzen nicht dienen kann, statt daß der schwarze, der eigentliche Rasenstein, ein schönes flüssiges Eisen giebt. Da er zu diesem Ende stark ausgesucht worden, so findet man ihn kaum noch, desto häufiger aber den rothen, und der liegt oft so hoch zu Tage, daß der Pflug ihn berührt, und da muß in trockenen Jahren nothwendig alles darauf verdorren.

An mehreren Orten besteht der Untergrund aus Mergel oder Kalksteinen; allein auch diese wiewohl heilbringenden Stoffe sind nicht selten die Ursache des Auffrierens und Austrocknens der Oberfläche, dann nämlich, wenn sie nicht tief genug unter derselben liegen. Auf diesem letztern Boden wäre es, wo die Esparsette Heil und Segen verbreiten würde. An einigen Stellen liegt der Mergel so hoch, daß sie nicht gepflügt werden können. Man hat hier zweierlei Arten von Mergel, die eine ist ein Sand- und Kalkmergel, die andere ein Lehmmergel, der sich glatt und fett anfühlt. Von letzterm wird das Fuder an der Grube zu 5 Gr. bezahlt. Von seinem Gebrauche wird bei den Düngmitteln die Rede seyn. Die Kalklager sind an einigen Orten so reichhaltig, daß ein hiesiger Gutsbesitzer vor einigen Jahren den Kalk, der unter der Ausdehnung von 150 Ruthen saß, zu 560 holländischen Gulden verkaufte.

Besonders sind im Frühjahre die moorigen Gegenden dem

Auffrieren unterworfen, weswegen dort der Roggen mit der Walze wieder festgedrückt werden muß. Der Sandboden hat wenigstens das Gute, daß er bei jeder Witterung bearbeitet werden kann; der moorige aber wird bei großer Hitze zu einem feinen Staube und kann bei der Nässe kaum betreten werden.

Ein Gedanke über die Art, wie man den strengen Lehm zur Verbesserung des Sandbodens, mit dem er sich sonst so äußerst schwer vermischen läßt, verwenden könnte. Die Erfahrung beweist für den Nutzen des Gebrauchs alter Lehmwände. Ich würde den rohen Lehm in Backsteine formen, dieselben ein Paar Jahre über an der Luft trocknen, sie dann aufs Feld bringen und zu Staub schlagen lassen. Man wird die Kosten der Arbeit dagegen anführen, allein das Sodenstechen, das Beifahren, das mit Mist Aufschichten kostet auch Arbeit, freilich so viel nicht; dagegen verderbe ich schon, um mir Soden zu verschaffen, die Oberfläche eines eben so großen Stückes, als das, was ich damit dünge; dann bringe ich mit diesen Soden doch wohl nur Sand auf den Acker, also Sand auf Sand, statt bei dem vorgeschlagenen Versuche Thon auf Sand kömmt, welches eine Verbesserung zu ewigen Zeiten bewirkt. Zumal würde sich der Thon dazu eignen, der mit Säuren etwas aufbrauset. Uebrigens fehlt es in den Münsterschen Sandgegenden beinahe nirgends an Thon.

## II. Zustand der Cultur.

### Namen einiger guten Landwirthe.

Es gilt hier Vieles von dem, was ich über denselben Gegenstand für den Kleiboden des Münsterlandes angeführt habe. Mehr Fleiß als Intelligenz, und mehr Intelligenz als Kraft! Wo die größte Kraft nöthig wäre, da findet man die geringste, und der Fleiß muß allein alles erzwingen, aber leicht wird dieser Fleiß, der von allem andern verlassen ist, muthlos. Er unternimmt keine Verbesserung, weil es ihm an Intelligenz fehlt, und ihm ist wenig an der Erweiterung dieser letztern gelegen, weil es ihm an Kraft zur Ausführung gebricht. Die erste Sache, die hier geschehen müßte, wäre wohl der Kraft zu

Hülfe zu kommen, wodurch die Intelligenz erwachen und die Verbesserung sich von selbst ergeben würde. Was würde es zum Beispiel einem Sandwirthe nützen, das Unrichtige seiner Feldeintheilung, die sich in dem ewigen, nie unterbrochenen 1. Roggen, 2. Roggen, 3. Buchweitzen herumdreht, einzusehen, oder die Nothwendigkeit der Erzielung von Futterkräutern und der Einführung der Stallfütterung zu fühlen? Was, sage ich, würden ihm diese Einsichten helfen, wenn sein Gutsherr bei der Pacht der dritten Garbe auf dieser alljährigen Natural-Einnahme besteht? Aber auch da, wo eine solche drückende Abgabe nicht Statt hat, steht doch der Pachtzins des Sandlandes gegen den des Kleibodens zu hoch. Dieses kömmt wahrscheinlich daher, weil der Sand leichter zu beschaffen ist, also einen geringern Kostenaufwand erfordert, als der Klei. Daher kömmt es aber auch, daß sich nur derjenige zu einer Wirthschaft auf dem Sande entschließt, der mehr auf seine und der Seinigen Händearbeit und auf Nebenverdienst, als auf den Pflug zählt; mit einem Worte der Unvermögendere. Er ist nur froh, daß er unterkommt und sich von einem Jahre zum andern kümmerlich durchschlägt. Um ihm dieses zu erleichtern und doch den höchsten Pachtpreis von seinem Boden zu ziehen, parzellirt der Eigenthümer diesen so viel, wie möglich und als er Wohnungen darauf zu errichten im Stande ist. — Wenn man aber in Westfalen auf dem Sande häufig Ausnahmen von jener Regel findet, so haben sie nur auf Erb-Colonaten Statt, und ich bleibe überzeugt, daß auf dem Sande mehr als irgendwo das Colonatwesen passend ist und seine Integrität geschützt werden müsse, wenn nicht endlich alle Sandbewohner eben so erbärmlich wie ihre Heideschnucken umherlaufen sollen. — Dazu kommt denn die wenige Schonung bei der Heranziehung derselben zu den öffentlichen Lasten, deren Vertheilung unter dem französischen Steuersysteme so unglücklich wie möglich für sie ausgefallen ist.

Ich muß endlich gestehen, daß ich dennoch einen tüchtigen Zeitpächter auf dem Sande gefunden habe; dieser aber hat seinen Hof auf eine Pachtfrist von 25 bis 30 Jahren und zu einer bestimmten Abgabe in Geld oder Getreide. Dieser wichtige

Mann, wiewohl nur ein gemeiner Bauer, der kaum schreiben kann, verdient hier wohl einer Erwähnung. Sein Name ist Johann Wilhelm Voß (im gemeinen Leben Bußmann genannt) in Thüshausen, Bauerschaft Sporck, Kirchspiel Bochold.

Als ich ihn vor etwa 8 Jahren das erstemal besuchte, fand ich zwei Kühe, die er den Sommer über auf dem Stalle fütterte, eine Sache, die in seiner Gegend bei den gewöhnlichen Bauern noch ganz unerhört war. „Das habe ich von den Brabäntern gelernt, sagte er mir; geht's gut, so stehen ihrer im nächsten Jahre noch zwei neben dran.“ Daß im Jahre 1816, wo ich wieder nach Westfalen kam, mein erster Gang zu Bauer Voß war, läßt sich denken. „Nun Bußmann, wie geht's den Kühen bei der Stallfütterung?“ — „Sie stehen nun alle auf dem Stalle, war die Antwort, und werden da stehen, so lange der Bauer Voß Bußmann heißen wird.“ Nur den Rindern erlaubt er auszugehen. Ich werde von seiner Stallfütterung etwas bei den Kühen sagen; hier nur soviel, daß der Boden, den dieser Bauer bebaut, einer von den undankbarsten der Gegend ist. Der rothe Oor reicht darin oft bis auf ein Paar Zoll unter die Oberfläche; er muß also zum Theile mit heraufgepflügt werden, um eine Krume für den Pflug zu erhalten; Bußmann zwingt ihn aber durch fleißiges Düngen und passende Behandlung. Die Einführung der Stallfütterung war also daselbst kein Kinderspiel. Dabei hat das Gut einen, so viel ich weiß, gänzlichen Abgang an Heuwiesen, und seine Weiden bestehen in einigen Grasplätzen zwischen lichtem Gehölze. Bußmann verbesserte diese letztern, räumte so viel Holz davon weg, als ihm zugestanden wurde, und entschädigte dafür das Gut durch die Urbarmachung bisher ganz unnützer Plätze. Sein Meisterwerk bleibt wohl die Anlage einer Wiese von ein Paar Morgen auf einem bis dahin wüsten Grunde. Für einen Mann, der am Ende nichts als ein Zeitpächter ist, bleibt dieses Unternehmen wirklich groß. Er planirte, düngte, fuhr Erde und Schlamm aus Teichen und Gräben zu und brachte das Wasser aus einer bedeutenden Entfernung dahin. Die Wiese kostete ihm ein Paar Hundert Thaler, „und doch, sagte mir Bußmann, will das Gras nicht wachsen, und alle Mühe und Kosten sind hier

verloren. Das Gras bleibt niedrig und dünne, ohne daß ich die Ursache davon anzugeben weiß.“ Er will die Wiese nun auf einige Jahre unter den Pflug nehmen, denn kein mißlungener Versuch schlägt seinen Muth nieder. Er war vor einiger Zeit auf der holländischen Grenze, sahe einen Hund buttern, und sogleich mußte der seinige das Handwerk treiben. Die Einrichtung des Radwerks an seiner Buttermaschine ist eben so einfach, als wenig kostspielig und zweckmäßig. — Die Anlage und Erhaltung der Zänne, Gräben, Umwallungen, Fahrwege, mit einem Worte Alles zeichnet sich bei ihm zum Lobe aus, und Bußmann gilt in der ganzen Gegend für das Muster eines tüchtigen Bauern; ein Zeugniß, das auch ich ihm hier mit eben so viel Wahrheit als innerem Vergnügen gebe.

Noch zeichnen sich in diesen Sandgegenden aus: Sarrazin und Rubroock, Bürger in Bochold, ersterer ein denkender, belesener und erfahrener Oekonom, letzterer ein vortrefflicher Praktiker, der durch sein Beispiel viel zur Verbreitung des Kleebaues in seiner Gegend beigetragen hat; Geucking, ein sehr intelligenter Bauer und Eigenthümer bei Südlohn, v. Heiden, Gutsbesitzer zu Heiden, von dem sich sehr viel Gutes für den Ackerbau seiner Gegend erwarten läßt, endlich der Bürgermeister Bispinck zu Messum bei Rheine, dessen Colonat und Holzanlagen man nicht ohne Vergnügen sehen kann.

## III. Ackerwerkzeuge, Gespann und Gespannarbeit.

Man findet in den westlichen Sandgegenden des Münsterlandes verschiedenartige Pflüge. Des Federpfluges habe ich bei dem Kleiboden schon erwähnt. Er ist in dieser Sandgegend, den nordwestlichen Theil derselben ausgenommen, der gemeinüblichste, ob er gleich daselbst meiner Meinung nach weniger als auf Kleiboden paßt, indem sich auf diesem der feste zusammenhangende Streifen, wenn er gleich durch das äußerst kleine Schaar nicht gehörig abgelöset worden, dennoch, gedrängt durch das Streichbrett, gewaltsam von dem Untergrunde losreißt und umwälzt, daher keinen besonders starken Balken zurückläßt. Auf Sandboden hingegen löst sich in der Tiefe nicht

mehr los, als das Schaar eben abschneidet, das Uebrige soll nun das Streichbrett wegschieben. Es thut es aber nur in einer schrägen Richtung, daher jeder Pflugschnitt einen Balken in der Erde hinterläßt. Endlich scheint man dafür zu sorgen, daß der Pflug ja nicht tief eindringe, und giebt ihm ein Streichbrett, das so kurz und niedrig als möglich ist. Das Kolter ist wohl dabei überflüssig und wird daher auch meistens weggelassen.

Weit zweckmässiger für den Sand sind die Schülppflüge, deren ich ebenfalls schon erwähnt habe. Ihr Schaar gleicht auffallend dem brabantischen, nur bildet es einen etwas stumpferen Keil und hat eine mehr stehende, das brabantische eine mehr liegende Richtung. Das Streichbrett aber weicht durchaus von dem brabantischen ab und hat die Concavität nicht, welche bei dem letztern so vollkommen in die des Schaars einpaßt, daß beide Theile nur ein Stück zu seyn scheinen, oder anders: daß das Schaar den Anfang des Streichbretts und das Streichbrett die Fortsetzung des Schaars bildet, welches ich für einen der wesentlichsten Vortheile an einem Pfluge ansehe, und den ich noch bei keinem andern Pfluge gefunden habe. Auch bleibe ich überzeugt, daß der brabanter Pflug auf Sandboden und lehmigem Sand bei Leuten, die den Acker auf eine gebührende Art behandeln und nicht blos aufkratzen wollen, alle Pflüge ohne Ausnahme übertreffe. Durch einige Aehnlichkeit in der Construktion mit diesem verdient denn der Schülppflug auf Sandboden auch bei weitem den Vorzug vor dem gewöhnlichen Münsterländischen.

In der Veste Recklinghausen hat man zum Theile den Pflug mit beweglichem Streichbrette (hier Hundspflug), den man mit mehr oder weniger Abweichungen höher hinauf an dem Rheine findet, und von welchem ich in der Folge Gelegenheit haben werde zu sprechen.

Die Walze, deren man sich bedient, ist viel zu leicht, als daß sie die Bändigung des Bodens durch das Zerdrücken fester Erdschollen zuwege bringen könnte. Sie dient blos, um die Oberkrume bei dem Sommergetreide, dem Lein, dem Klee und Spörgel etwas anzudrücken, damit dieselbe nicht zu stark austrockne. Beim Lein zumal hält man das Festlegen für unbedingt nothwendig, daher man auf kleineren Stücken den Boden

nach der Einsaat wohl mit Holzschuhen anzutreten sucht. Auch auf kaltgründigen moorigen Feldern, die leicht auffrieren, sucht man das Getreide wieder anzudrücken. Gegen den Schneckenfraß bedient man sich der Walze. Da sie das Land ebener macht, so hindert solches die Schnecken, sich nicht unter die Klötte zu verkriechen, und macht, daß sie von den Menschen aufgesammelt werden können.

Man bedient sich beinahe nur der Pferde bei der Arbeit. Der Gebrauch der Ochsen ist weit seltener und noch seltener der der Kühe. Bei der großen Menge von Feuerlingen und kleinen Köttern ist dieses letzte wirklich auffalend, da doch in dem Mindenschen, wo der Boden schwerer ist, dieser nützliche Gebrauch zunimmt. Die Ursache davon mag seyn, daß die Gemeinweiden in dem Fürstenthume Minden getheilt und in dem Fürstenthum Münster noch ungetheilt sind. Eine Weidekuh, zumal eine, die auf die Allmände getrieben wird, ist keiner Arbeit fähig. Hiezu gehört nothwendig Stallfütterung. Die Theilung der Marken wird also auch von dieser Seite Nutzen schaffen.

Der Gebrauch der Ochsen hat seit den unseligen Kriegszeiten in dem letzten Jahrzehnt zugenommen. Indessen kann man ihn doch nur als eine Ausnahme von der Regel ansehen. Sie ziehen an einigen Orten mit dem Nacken, an andern mit dem Kopfe, und diese letztere Art, wenn von Zusammenjochung die Rede ist, ist in einer ebenen Gegend und noch dazu auf Sandboden gewiß fehlerhaft. Ein paar mit dem Kopfe zusammengejochte Ochsen haben bei weitem den schnellen Schritt nicht, den solche haben, die nicht zusammengejocht sind. Nur in gebirgigen Gegenden ist das mit den Köpfen Zusammenspannen nothwendig. Da so vieles auf Erziehung ankömmt, oder doch gewiß, da unsere üble Angewohnheiten alle von ihr herrühren, so ist es denn auch der Fall bei dem langsamen Schlendern der Ochsen. Um demselben vorzukommen, ist es gut, sie mit Pferden zum Ziehen zu gewöhnen. Sie lernen dann eben so schnell bei der Arbeit vorschreiten, als diese.

Man spannt in der Regel 2 Pferde vor den Pflug, auch nur eins, wenn man nicht mehr hat. Will man aber einmal recht tief pflügen, so spannt man ihrer drei vor. Wo mit

Ochsen gepflügt wird, nimmt man häufig nur einen dazu. Die Eggen werden mit 1 auch 2 Pferden bespannt, je nachdem die Eggen groß und schwer sind.

Die Tiefe des Pflügens richtet sich nach der Qualität des Untergrundes. Da wo die Früchtfolge 1. gedüngter Roggen, 2. magerer Roggen, 3. Buchweitzen ist, wird zu dem ersten Roggen vier bis fünf Zoll tief gefahren, zu dem zweiten Roggen sechs bis sieben Zoll und zu dem Buchweitzen noch um einen Zoll tiefer. Der Dung kömmt also im ersten Jahre zu einer anständigen Tiefe, so daß ihn die Wurzeln des Getreides ohne Mühe erreichen und doch nicht durch ihn verdorren. Im zweiten Jahre, wo kein Nahtheil vom Dung mehr zu fürchten ist, werden die Reste desselben durch das Untergreifen des Pfluges wieder nach der Höhe gefördert, um dem zweiten Roggen zu frommen. Man kann dieses Verfahren keiner Inconsequenz beschuldigen. Wie aber der Buchweitzen fertig wird, weiß ich nicht.

Noch hält man in der Gegend von Siedlohn dafür, daß zu Möhren und Klee nicht zu tief gepflügt werden kann. Gewöhnlich dringt man 8 bis 10 Zoll dazu in die Erde. Auch zu Lein und Erbsen wird tiefer als zum Roggen gepflügt. Weidedreische wird von guten Wirthen 9 Zoll tief für Lein umgerissen. Wird aber eine solche Weide zu Roggen bestimmt und mit ihren eigenen Plaggen gedüngt, so pflügt man nur 3 Zoll tief.

Bei dem Flachpflügen fertiget man täglich 5 bis 600 Quadratruthen, bei dem Tiefpflügen 3 bis 400 ab. Mit der Egge beschafft man schon 6 bis 800 Ruthen.

Die meisten Pferde gehen im Sommer zwischen Saat und Ernte auf die Weide. Der Klee wird vorzugsweise für sie gespart und, je nachdem man ihn hat, mit mehr oder weniger Stroh kurz geschnitten. Jene Weide ist freilich oft nur ein Gemeingrund, auf dem man die Pferde im Sommer auch über Nacht läßt. In den übrigen Jahreszeiten schneidet man den Hafer oder, wenn dieser zu Ende ist, den Roggen im Stroh, seltner Gerste, und giebt etwas Heu daneben, welches oft sehr schlecht ist. Im Herbste giebt man den Pferden auch wohl

etwas Möhren, wenn man Ueberfluß daran hat. Branntweinbrenner reichen ihnen auch von der Wäsche (hier Fuselträuk). Bei Wirthen und Fuhrleuten erhalten die Pferde eine gleiche Ration an Körnern; der Bauer richtet ihre Mahlzeit nach ihrer Arbeit ein. Gedenkt er ein Pferd zu verkaufen, so weiß er es mit einem Breie von Buchweitzen dick und spiegelglatt herauszufüttern.

Zu dem hiesigen Ackerbaue werden zur Nothdurft Pferde herangezogen. In den Gegenden aber, wo keine Weiden vorhanden sind, kostet das Heranziehen eines Fohlens zu viel. Die Pferdezucht ist durch die langwierigen Kriege schrecklich zurückgekommen. Die sonst hier vorhandenen schönen Pferde sind in ein elendes Häufchen zusammen geschmolzen. Selbst größere Landwirthe sind noch außer Besitz irgend eines Pferdes. Die guten Hengste sind also seltener als je, müssen mehr als je an die Arbeit und an das Begattungsgeschäft. An das Schonen der Fohlen ist in ihrem zweiten Jahre nicht zu denken. Daher die fortschreitende Verkrüppelung. Dazu denn noch endlich unsere schönen Roßärzte, die alle ausgemachte und mehr oder weniger unglückliche Empiriker sind!

## IV. Nutzvieh.

Hornvieh. So schlecht auch immer die Weiden hiesiger Sandgegenden durchgehends sind, so treibt man doch nichts als Weidewirthschaft, wozu freilich die Beschwerlichkeit, den Klee an manchen Orten zu erzielen, vieles beiträgt; indessen ist diese Entschuldigung allein nicht zureichend, denn auf ähnlichem und noch schlechterem Boden treibt der brabantische Campiner Stallfütterung. Allein wo durch kontraktmäßige Uebereinkunft dem Pächter der Anbau der Futterkräuter auf dem Felde versagt ist, weil der unüberlegte Gutsherr zum Besten der folgenden Erndten seine dritte Garbe nicht in einem einzigen Jahre missen will, da ist und bleibt Stallfütterung freilich unmöglich.

Die Art der Weidewirthschaft ist sehr verschieden. Einige lassen ihr Vieh den Sommer über Tag und Nacht auf der Weide, Andere bringen es am Abend nach Hause, Andere auch

am Mittage, noch Andere, die mit Klee versehen sind, treiben ihre Kühe nur ein Paar Stunden Morgens und eben so viel Nachmittags heraus. Völlige Stallfütterung ist kaum dem Namen nach bekannt, als allenfalls hier und dort bei einem Einzelnen in einem Städtchen.

Der Bauer Boß, von dem oben gesprochen worden, macht eine Ausnahme. Seine sieben milchenden Kühe stehen nun ununterbrochen auf dem Stalle, und da er aus Liebhaberei die Resultate aller seiner Versuche aufschreibt, von allen überspannten Ideen und Windmachereien frei ist und in allem seinem Streben nur auf den reellen Nutzen losgeht: so können wir seiner Erfahrung glauben, nach welcher er versichert, daß auf dem Stalle gut gefütterte und gehörig behandelte Kühe bei ihm mehr Milch als auf guter Weide geben. Er berechnet nach einer genauen Aufzeichnung von einigen Jahren, daß er mit dem Ertrage seines Viehstandes nunmehr seinen ganzen Pachtzins abzahlen kann und doch dabei für die Erzielung und Beischaffung des Futters gedeckt ist. „Seit ich diese Erfahrung gemacht habe," sagte er mir, „lasse ich mein Weib mit ihren Kühen hausen, und sie hat nur zu befehlen, was und wieviel ich für sie einsäen soll."

Ich gestehe aber auch, daß hier alles mit einer Pünktlichkeit vor sich geht, die man nur von einer Hausfrau erwarten kann. Da der Klee nicht im Ueberflusse wächst, so wird er den Kühen auch eben so wirthschaftlich zugemessen und in sehr kleinen Portionen gereicht. Da die Kühe mit den Köpfen nach der Scheuerdiele stehen, und diese Diele zugleich der Haupt-Aus- und Eingang ist, so hat man im Vorbeigehen immer Gelegenheit, dem Viehe ein Paar Hände voll Futter vorzuzetteln, das in der Mitte der Tenne aufgefahren wird. Bleiben dann noch einige Stiele vor dem Viehe liegen, so werden sie weggenommen und nicht die neue Gabe über die verschmähete hergestreut, damit das Vieh immer mit Lust fresse. Das Weggenommene wird an die Luft gebracht und gedörrt. So kleinlich dieses scheint, so versicherte Bußmann, er habe in einem Sommer 5 Zentner Kleeheu davon erhalten, welches sonst doch nur in den Mist gekommen wäre. Sobald die Blumenköpfe am Klee sich öffnen,

hält er diesen nicht mehr für so zuträglich bei der Fütterung. Unter allem Futter zieht er den Spörgel vor. Auch hatte dieser kleine Landwirth im Herbste 1815 neun Maltersen, das ist 20 Morgen in Spörgel, und da er in demselben Jahre äußerst gut gerathen, so war er beinahe verlegen, ihn aufzufüttern. Seine Kühe fraßen sich bald feiste, und da ein geil aufgewachsener Spörgel nicht ganz ohne Gefahr bei der Fütterung ist, so hatte Bußmann damals einige schlaflose Nächte. Auch der Spörgel wird bei ihm im Stalle gefüttert.

So sehr auch diese Stallfütterung für diese Sandgegenden zu wünschen, so nothwendig sie ist, und so dringend nothwendig Aufhebung der Gemeinheiten werden wird, so bietet ihre erste Einführung doch außerordentliche Schwierigkeiten und bei den Zeitpächtern zur dritten Garbe die Unmöglichkeit dar. So lange als den in ihren landwirthschaftlichen Begriffen eingeschränkten Gutsherren nicht erweislich dargethan wird, daß die in den ersten 12 Jahren erlittene Verminderung ihres Pachts in der Folge gedeckt seyn wird und sie dann auf einen höheren Genuß zählen dürfen; so lange sie nicht begreifen, daß ihr Pächter sich in demselben Falle wie sie dabei befindet, daß er ungeachtet seines besser genährten Viehes auf dem Stalle im Anfange bei seiner Wirthschaft eben so viel und noch mehr Schaden hat, als sie selbst, und so lange sie, bewogen von diesen Gründen, in Erwartung einer bessern Zukunft sich nicht den Ausfall ihrer dritten Garbe für die Klee- und Futterfelder gefallen lassen: so lange, sage ich, ist es unmöglich für einen solchen Zeitpächter auf Stallfütterung zu denken. Allein auch solchen Pächtern, welche eine bestimmte Pacht in Geld oder Naturalien zu entrichten haben, wäre die Einführung der Stallfütterung nur verderblich, wenn ihre Pachtfrist nicht auf eine geraume Zeit von Jahren festgestellt ist, und der Gutsherr nicht für die ersten sechs Jahre den Pachtzins im Verhältniß der mit Futterkräutern besäeten Felder ermäßiget.

Sehr, sehr vieles könnte auch die höchste Regierung hierin thun und im Allgemeinen wohl das Meiste, wenn sie die Grundsteuer für das Klee- oder Futterkräuterfeld (die Wurzelgewächse doch nicht einbegriffen) allen denen erließe, die er-

weislich Sommerstallfütterung einführten. Dieses sollte indeß nur für die ersten zwölf Jahre gelten, indem die Sache in der Folge keine Unterstützung mehr bedarf. Jene Erlassung wäre nicht sowohl eine Begünstigung, welche der Person, als welche dem Ackerbaue selbst erwiesen würde.

Im Ganzen hat man in den Sandgegenden mehr Sorge für das Vieh als in den Kleigegenden. Im Herbste kommen Spörgel und Stoppelrüben dabei trefflich zu Statten. Ersterer wird auf dem Felde abgetütert. Er bringt das Vieh bis zum November oder gar zum December. Die Stoppelrüben werden an mehreren Orten mit sammt dem Laube geschnitten und in große Küben oder Behälter, wie Sauerkraut, eingemacht. Man spart dieses Futter so lange, bis man sonst nichts frisches mehr zu geben hat. Im Winter werden die Kühe beinahe allenthalben warm gefüttert und getränkt. Die Suppe besteht zweimal des Tages aus Kartoffeln, Braunkohlstöcken, gedörrten Quecken, Oelkuchen, daneben Roggen-, Hafer-, Erbsenstroh und etwas Heu. Gutes Haferstroh hält man für halbes Heu, dagegen behauptet man, daß das Gerstenstroh das Vieh verstopfe. Man setzt auch etwas Schroot oder Kleien zu, wenn die Kühe gute Milcher sind, oder wenn es aufs Kalben angeht. Ist man in der Noth, welches doch wohl nur selten der Fall ist, so wird Heu oder wenigstens Stroh zu Häcksel geschnitten, solches heiß angebrüht und dann mit etwas Schroot überstreut. — Selbst im Sommer erhält das Vieh noch wohl bei denen Suppe, die ihnen bei kärglicher Weide sonst kein Grün zu Hause zu geben haben.

Man hält die warme Suppe mit einem kleinen Zusatz von Hafer-, Gersten-, Bohnenmehl für ein die Milch kräftig beförderndes Mittel. Ueber die Möhren hat man zu Ottenstein die Meinung, daß sie gut zur Mast sind, aber den Kühen die Milch benehmen. Durchgehends verwendet man Möhren, Kartoffeln und Mehl zur Mast. Spörgel, Klee, frische Quecken und Rüben werden allenthalben für gutes Milchfutter geachtet; doch hält man letztere an einigen Orten noch tauglicher zur Mast. Die Meinungen sind nach den Orten über die Wirkung auf Fett oder Milch getheilt. Ich bin geneigt zu glauben, daß alles

saftige Futter, welches auf die Milch einwirkt, in größerer Masse gegeben auch auf das Fett wirke, und daß, wenn die Milch durch eins oder das andere sich mindert, solches zu Gunsten des Fettansetzens geschehe, wobei freilich auch die Disposition des Viehes in Betracht kömmt; daß also derjenige, dem es mehr um die Milch zu thun ist, mit dem Futter abzuwechseln hat.

Eine fette Kuh wiegt hier 350—450 Pfund; aber auch wohl nur 300. 500 Pfund ist das Maximum, was sie erreicht. Der Milchertrag ist aus den Angaben der Landwirthe nicht auszumitteln. Die Kühe versiegen 2, 4, 6, 8 Wochen vor dem Kalben. Die Kälber werden allenthalben getränkt, man läßt sie also nicht an der Mutter saugen.

Die Rinder werden im zweiten oder dritten Jahre, aber manchmal auch schon im ersten, begangen. Allgemein läßt man hier die Milch verdicken, ehe man den Rahm zur Butter davon nimmt. Der wackere Bußmann machte zweimal den vergleichenden Versuch mit 48 Kannen Dickmilch, wovon er den Rahm abnahm und besonders stieß, und eben so viel, wo er nach Art der brabanter Campiner alles untereinander stieß, und fand jedesmal, daß er bei dieser letzten Methode $^1/_9$ mehr an Butter gewann, daher er seitdem die brabantische Art beibehalten hat.

In dem Delbrücker Lande geht das Hornvieh im Sommer auf die Weide; im Herbste erhält es Stoppelrüben und Spörgel, im Frühjahre Rüben und Roggen, welche beide nach dem Hanf gesäet werden und auf dem Felde überwintern. Diese Rüben erfrieren auch manchmal, daher sie von einigen mit Strohmist gedeckt werden. Der Spörgel wird abgemäht und den Kühen auf dem Stalle gegeben, ein Zeichen, daß er hier zu Lande wohl geräth. Im Winter werden die Kühe mit Stroh und Heu unterhalten. Ehedem wurden sie warm gefüttert und getränkt; man ist aber davon abgegangen und hat gefunden, daß sie sich besser bei kalter Fütterung befinden. Das auszumerzende Hornvieh wird mit Stoppelrüben und Kartoffeln gemästet. Zum Buttern wird der Rahm von der dicken Milch abgenommen. Die Butter wird gestampft; zu dem Ende ist der

Stampfer an einem Arme angebracht, wie bei einer Wasserpumpe, welches die Arbeit erleichtert.

Schafe. Wenn die Schafzucht auf dem Münsterschen Kleiboden nichts bedeutet, so ist sie auf dem Sandboden noch viel unbedeutender. Da wie hier und hier wie da bleibt der dadurch gewonnene vortreffliche und wenig kostspielige Dünger der Hauptgegenstand dabei. Weiter damit zu gehen, würde auf ärmlichem oder sehr vertheiltem Boden mehr Schaden als Nutzen bringen.

Wo die Marken noch ungetheilt und die Weide darauf nicht ungesund oder zu armselig ist, erhält sich die Schafzucht noch in etwas. So hat die Bauerschaft Commert auf etwa 33 Hundert Morgen Markengrund, meist Heideboden, im Sommer 500 Stück Schafe, daneben muß aber diese Mark auch die Heideplaggen zur Instandhaltung von etwa 350 Morgen Bauland hergeben. Wo seit dem siebenjährigen Kriege Markenparzellen zu allerlei Bedürfnissen verkauft worden sind, findet man noch bei einem oder andern Colonen etwas, was den Namen einer Heerde verdient, die dann noch wohl einzelne Haufen von andern gegen ein Wärtergeld von etwa 8 Gr. dazustoßen lassen. Doch haben nicht alle an der Mark Berechtigten das Recht ungezählter Triften; diese müssen sich dann an die den Markenverkehrungen (placitis) bestimmte Zahl von 75—100 pro Vollerbe halten. Die größten Heerden sind von 150 bis zu 2—300 Schafen. Die herrschaftliche Schäferei in Ghemen zählt ihrer 240, darf aber auf alles leere Land, Wiesen und Weiden, auf letztere jedoch nur bis zum 17. März treiben. — Wer nicht zur Mark kommen kann, hält wohl einzeln ein Paar Schafe zur Weide auf Rainen, Anweiden und Stoppeln, um etwas Wolle zu haben, weil in den mehr ökonomischen Sandländern noch die gute alte Regel herrscht, daß wenigstens die Werktagskleidung von eigenem Produkte und selbst gemachtem Zeuge sey.

Im Winter geben die Schafe so lange aus, als sie noch den Schnee wegkratzen können, sonst werden sie im Stalle mit Heu unterhalten, welches aber so elend ist oder ihnen so kärglich zugemessen wird, daß nicht selten ganze Heerden davon wegsterben. — Außerdem leiden diese armen Thiere bei langem

Regen, auf niedrigen Heidegründen geweidet, an der Lungenfäule und Wassersucht (hier Galle), dann an der Leberkrankheit, im Falle diese von der vorhergehenden verschieden ist. Beim Kochen zerfällt nämlich die Leber eines solchen kranken Schafes zu Mehl.

Man scheert von dem Sandschafe oder einer Heideschnucke $1^1/_2$, $2^1/_4$ bis höchstens 3 Pfund Wolle, wovon das Pfund gegenwärtig zu 8 bis 9, ja 10 gGr. bezahlt wird. Der Preis eines Hammels ist 2—3 Rthlr., der des Schafes etwas weniger.

Die Ablohnung der Schäfer besteht, außer Kost und einem kleinen Lohne, in dem Vorvieh, das sie zur Heerde bringen, was zu so vielen Unordnungen Anlaß giebt.

Schweine. Schweinefleisch ist die allgemeine und, man kann sagen, ausschließliche Fleischspeise der Landbewohner, und selbst geringe Tagelöhner suchen jährlich ein junges Schwein von 150—200 Pfund auszumästen.

Die zur Zucht bestimmten unterjährigen werden mit Sauermilch, Kleien und sonstigem Abfall gehalten. Man läßt sie grasen und Würmer suchen. Vor und nach, besonders wenn sie schon mit dem Eber zusammengekommen, wird ihnen täglich eine Handvoll Gersten-, Buchweitzen- oder Bohnenmehl gereicht. Die Mastung selbst fängt mit saurer Milch an, worunter gestoßenes oder geschnittenes Grünfutter gemengt wird. Später läßt man das Grünfutter allmälig eingehen und ersetzt es mit einer immer mehr zunehmenden Gabe von gekochten Kartoffeln mit beigemischtem Mehle. In der Mitte December oder um Neujahr wird die Mastung mit gehackten rohen Möhren, gekochten Kartoffeln und Mehl vollendet. Diese Substanzen werden in einen Brei zusammengerührt, den man durch abgerahmte Milch, wenn man sie hat, verdünnt. Auf ein im Stalle gemästetes Märzschwein, welches also noch unter einem Jahre ist und zu 200 Pfund kömmt, und auf eine jährige Sau, nachdem sie geworfen hat und fett 300 Pfund wiegen soll, gehören $4^1/_2$ bis 6 Scheffel Buchweitzen, oder 5 bis $6^1/_2$ Scheffel Gerste oder Bohnen. Ein Beweis, daß der Buchweitzen besser mästet.

Die westfälische Schweinerace ist durchaus die größte und wohl auch die beste, die mir noch vorgekommen. „Ich habe

ihrer drei," sagt einer meiner Freunde, „aber von 2¾ Jahren, also über das gewöhnliche Alter, bei einem Müller gesehen, die übermäßig mit Staub und Billmehl gemästet worden waren und zusammen bis 1600 Pfund wogen, eines in einer Bürgerhaushaltung von 430 und ein anderes von 433 Pfund." — Schweine von anderthalb Jahren, die zu 350, und andere von 9—10 Monaten, die zu 210 Pfund gebracht werden, sind keine Seltenheit. Ein Oekonom in Ghemen behauptet, daß er seine Schweine alljährlich mit 6 Scheffel Roggenmehl per Stück zu 400 Pfund bringe. Bußmann rechnet seine unterjährigen Schweine auf 270 bis 280, und seine überjährigen auf 360 Pfund.

In dem Dellbrückschen, wo man sich stark auf Schweinezucht und Mast legt, wird die Dickmilch darauf verwendet. Sie werden mit Roggen, Buchweitzen und Kartoffeln gemästet. Der Buchweitzen mästet zwar schneller, aber das Fleisch wird von dem Roggen besser. Man läßt den Roggen schrooten, mischt ihn mit gekochten zermalmten Kartoffeln und läßt die Masse ein Paar Tage stehen, damit sie anfange zu säuern. Der Buchweitzen wird nicht geschrooten; man wirft ihn mit den Kartoffeln in den Kessel und läßt beides zusammen kochen.

Die Schweine sind hier von einem ungeheuern Gewichte. Ein Schwein von 12 bis 13 Monaten wiegt 300 bis 350 Pfund. Man hat Schweine geschlachtet, die noch nicht ganz fett waren und 427 Pfund wogen. Als eine Ausnahme von der Regel hatte man vor einigen Jahren ein Schwein auf dem Sande, Wirthshaus auf der Straße von Münster nach Paderborn, das 600 Pfund gewogen haben soll. Einzelne Schinken wiegen 30 bis 40 Pfund.

Nur Branntweinbrenner und Müller mästen Schweine auf den Verkauf, der Müller nur dann, wenn ihm Korn und Frucht über Erwartung gerathen, und er sie nicht vortheilhafter zu versilbern weiß. Er verkauft gewöhnlich die Schinken und behält das Uebrige für sich. Die Schinken gehen als Handelswaare nach Holland. Die Ankäufer kaufen sie grün auf und räuchern sie selbst. Auch hier läuft oft Betrug mit unter. Man räuchert nämlich mit nassem Holze so schnell als möglich, wo-

durch nur die äußere Rinde hart wird und der Schinken weniger am Gewichte verliert. Das Pfund grüner Schinken wird mit 3 bis 3½ Gr. bezahlt. Die mit Branntweinspühlig gemästeten Schweine taugen nicht zum Räuchern; sie sind nur aufgedunsen und verlieren zu viel beim Ausdörren, werden daher von den Schlächtern frisch weg verkauft.

Beim Einböckeln wird jedes Stück mit Salz eingerieben. Auf 200 Pfund Fleisch werden zehn Pfund Salz erfordert. Man läßt es 9—14 Tage im Böckel und hängt es dann im Rauchfange auf. Gegen das Frühjahr muß das Fleisch vorsichtig vor den Maiwürmern bewahrt werden; zu dem Ende schließen es einige in eine völlig dunkle Kammer, oder umhängen es mit frischem Birkenreisig, oder verpacken es in Tonnen. Der Speck wird nur getrocknet und nicht geräuchert.

Die Gänsezucht kömmt im Großen nur in dem Dellbrücker Lande vor; sie werden daselbst heerdenweise gezogen und auf die Gemeinbrücher und Aenger getrieben. Es giebt mehrere, die 40, 80, 100 Stück besitzen. Man rupft sie viermal im Jahre und nimmt ihnen alle Federn, mit Ausnahme derer, die an den Flügeln und dem Halse sitzen. Das Rupfen hebt im März an und wird dann alle zwei Monate wiederholt. Eine Gans giebt im Durchschnitte 1 Pfund Federn, welche zu 14 Gr. verkauft werden. Gänse, die zum Eierlegen oder Brüten bestimmt sind, werden nur zweimal der Federn entblößt, dann nämlich, wenn die Jungen ein wenig herangewachsen sind. Auch diese letztern werden in ihrem ersten Lebensjahre, wiewohl nur zweimal, berupft. Im Winter werden die Gänse mit geschnittenem unausgedroschenem Hafer oder Roggen und Kartoffeln unterhalten.

## V. Weiden und Wiesen.

Weiden. Man findet es bei dem ersten Anblicke sonderbar, daß man gerade in den Gegenden die wenigsten Weiden hat, wo man zur Instandhaltung des Ackers die meisten haben sollte; allein eben die Armuth des Bodens war bei Zunahme der Bevölkerung die Ursache, warum die Weiden abnahmen. Man mußte mehr Land unter den Pflug nehmen, und wozu

sollte man greifen? Die Heuwiesen an den Ufern der Flüsse und Bäche waren zu feucht, der hohe Heidegrund zu dürre, zu schlecht; es blieb also kein Mittel übrig, als die Weiden aufzubrechen, welche durch ihre Lage etwas trockner als die Wiesen und etwas feuchter und besser als die Höhen waren. Um diesen Ausfall zu decken, nahm man an einigen Orten seine Zuflucht zu der Dreische, besonders da, wo man keine Gemeinweidegüter hatte, welche durch ihre bisherige Untheilbarkeit das Palladium der Weide, aber auch leider das ihrer schlechten Cultur und Benutzung waren.

Außer diesen Gemeinweiden sind die Privatweiden, die man noch findet, gewöhnlich in einer Lage, die nicht tief genug ist, um darauf heuen, und zu tief, um Wintergetreide mit einiger Sicherheit darauf erzielen zu können. Sie sind oft so sehr mit Genst (Spartium Scoparium) überwachsen, daß man sie für wirkliche Genstpflanzungen halten sollte. Dieser Genst dient indessen den Schafen im Winter zu einem sehr gedeihlichen Futter und wird als Brennmaterial benutzt. Daß zum Unterhalt einer Milchkuh (von Fettvieh kann hier keine Rede seyn) ein beträchtlicher Flächenraum solcher Weide gehöre, läßt sich denken. Wenn die Kühe am Abend nach Hause geholt und daselbst im Stalle noch nachgefüttert werden, so muß es schon eine der bessern Weiden seyn, wenn 400 Quadratruthen dafür zureichen sollen. Ist sie schlechter, so gehören 600, ja 8—900 Ruthen dazu. Bei allen dem sind solche Weiden dem Viehe gedeihlicher, erzeugen mehrere und süßere Milch, als die niederen Weidegründe, die heermoosartig sind und die Butter nach Johannis verderben.

Die Weiden, welche ein wenig hoch liegen, arten nach einiger Zeit aus und decken sich mit Heidekraut, statt mit Gras; alsdann nimmt man die Zuflucht zum Abplaggen, bringt die abgeplaggte Narbe in Haufen, welche mit Stallmist durchschossen werden. Nach 3—4 Wochen, wo die Gährung derselben vollendet ist, reißt man sie auseinander, streut sie über den Boden, der die Plaggen dazu hergegeben hat, pflügt gedachten Compost flach unter und bestellt den Boden zwei Jahre mit andern Gegenständen, wie Flachs, und im zweiten Jahre mit

untergesäetem weißem Klee; darauf bleibt er 6—10 Jahre zur Dreifche liegen. Solche Dreifchweiden wären zum Kleebaue sehr geschickt, und man würde mit 100 Ruthen für eine Kuh ausreichen, wo als Weide kaum 600 dafür genug sind. Und welcher bedeutende Unterschied würde sich durch jene auf dem Stalle gefütterte Kuh gegen eine weidende ergeben? Und welches würden nicht die Folgen davon auf die ganze Wirthschaft seyn?

Daß an jenen Weiden ferner nichts mehr gethan wird, versteht sich von selbst. Mergel, Kalk, Steinkohlenasche, Moder sind böhmische Dörfer für einen Mann, der an das Plaggenwesen gewöhnt ist und der die Plaggen nicht selten seinen eigenen Weiden entwendet, um auf dem Acker seinen Hunger zu stillen. Um jene geschundene Plätze dann wieder ein wenig zu bekleiden, fährt er die Quecken darauf, wovon er anderswo seine Felder gereinigt hat, welche, sobald sie Erde fühlen, sich wieder hinein nesteln. Der Bürgermeister von Wesecke soll solche Plätze mit Nutzen mit Mergel befahren haben.

Das Heermoos (Wiesenschachtelhalm, Equisetum palustre) ist an einigen Orten die allgemeine Plage der Weiden. Die daraus hervorgehende Milch buttert nur äußerst schwer, und die wenige Butter hat einen bittern Geschmack. Ein zweites sehr schädliches Unkraut auf den Weiden ist die Wolfsmilch, Euphorbia esula, die ungemein tiefe Wurzeln schlägt und nur durch anhaltendes Abstechen am Ende getilgt werden kann. Höhere sandige Weiden überwachsen, wie schon gesagt, so sehr mit Genst oder Brahm, daß man kaum den grünen Boden dazwischen sieht. Man sticht ihn bei jedem Blühen ab. Viel Genst ist das Zeichen eines guten Roggenbodens, daher man solche Weiden am liebsten unter den Pflug nimmt. — Ich habe schon in meiner belgischen Landwirthschaft gesagt, daß jeder Boden, der Brahm trägt, urbar zu machen sey. Das Düngen mit Brahm kennt man in Westfalen nicht.

Das Verhältniß des Werths der Weiden zu dem der Ackerlande ist sehr verschieden, welches sowohl von der Verschiedenheit der Güte der einen und der andern, oder der größeren oder geringeren Zahl der ersten abhängt. Sie stehen sich daher an einigen Orten gleich, an andern haben sie einen doppelten und wieder

an andern nur $^{1}/_{51}$ $^{1}/_{4}$, $^{1}/_{3}$ mehr an Werth. A. Young würde mit seiner Hypothese, den Stand der Agricultur nach jenem Verhältnisse auszumessen, übel weggekommen seyn. Daß indessen eine höhere Intelligenz bei dem Ackerbaue den Werth der Weiden beträchtlich fallen mache, davon liefert das Beispiel des tüchtigen Ackerwirths Rubroock in Bocholt durch die Einführung und Verbreitung des Kleebaues den Beweis. — Der mittlere Pachtpreis für tägliche und nächtliche Weide einer Kuh steht in der Nähe der Städte und Dörfer zu $4^{1}/_{2}$, auch $7^{1}/_{2}$ Rthlr.

Wiesen. So gering die Ausdehnung der Wiesen zu der des Ackerlandes ist, so wenig wird doch daran gethan. Ich könnte fragen: in welchem Theile der Welt, mit einzelnen wenigen Ausnahmen, thut man was dafür? Sind die Wiesen ziemlich gut, so hält man die Arbeit und sonstige Vorschüsse, weil Gras Gras ist und schon von selbst wächst, für überflüssig. Sind sie schlecht, so achtet man es nicht der Mühe werth, etwas darauf zu verwenden, und so kömmt der köstlichste, der am meisten geschätzte und gesuchte Theil des Bodens immer zu kurz. — Man hat in Westfalen den Wiesen keinen Dung zu geben, weil man das Stroh beinahe alle auffüttert; man füttert dieses auf, weil man kein Heu oder doch kein gutes Heu hat, und man hat kein Heu, weil man keinen Dung auf die Wiesen verwendet. Der Ackerbau ist eine Maschine, wo ein Rad ununterbrochen in das andere eingreift; nimmt man nur eines weg, gleich stockt oder hinkt das Ganze. Die Haupttriebfeder dieser Maschine bleibt aber immer der Viehstand, also das Futter.

Doch läßt sich auch ohne Dung noch vieles zum Besten der Wiesen thun. Ich halte selbst dafür, daß ihnen kein Stallmist gebühre. Sind sie so schlecht, daß sie diesen nicht entbehren können, so werden sie vortheilhafter als Ackerland benutzt; allein Gyps, Kalk, Mergel, Asche aller Art, Jauche, Sand, Moder, Scheuerkehricht und zumal Wasser, sind starke Hebel, der natürlichen Fruchtbarkeit der Wiesen zu Hülfe zu kommen, vorausgesetzt, daß man die Hindernisse durch Entwässerung, Ebenung, Reinigung u. s. w. aus dem Wege geräumt habe.

Es fehlt in Westfalen eben so wenig an Sand, als an moorigen Wiesen. Jener kostet, außer dem Beifahren und Ausbreiten, kein Geld, benimmt dem Acker keinen Dung und doch bringt man ihn nicht auf. Wie viel besser würde sich die Pferdearbeit dabei in freien Tagen lohnen, als das Frachtfahren für andere, das Vorspannen?

Einzeln wird jedoch hie und da etwas an den Wiesen gethan. Da man viel Linnen webt und bleicht, so kömmt die Asche den Wiesen noch wohl zu gut. In der Gegend von Ottenstein macht man Composthaufen von Haus- und Straßenkehricht, Torfasche, Torfabfall, Excrementen, die man mit Jauche tränkt. Man streut diesen Compost im Frühjahre aus, und er bringt sichtbare Wirkung hervor. — An anderen Orten wird Moder und Erde aufgefahren, auch wohl etwas Stalldung. Von dem Moder aus Gräben und Sümpfen hat man bemerkt, daß, wenn man ihn nicht wenigstens einen Winter über durchfrieren läßt, ehe man ihn mit Mist zusammensetzt, und so aufbringt, eine Wiese dadurch auf Menschenalter kann verdorben werden. Ueber die Nothwendigkeit dieses vorherigen Durchfrierens des Moders wird noch mehreres vorkommen. Man stauet auch wohl hie und dort einen Bach auf, um das Wasser über die Wiesen zu bringen. Man beobachtet dabei, daß es kein Moorwasser seyn darf. Es giebt selbst im Münsterschen ein Beispiel, wo ein Freibauer durch die Richtung eines elenden Feldbaches auf einen erhabenen Sandhügel diesen weggespült, und sich dadurch eine prächtige Wiese verschafft hat.

Die Landwirthe, die nicht allzuweit von der Cleviſchen und Holländischen Grenze wohnen, fahren dahin und kaufen sich Heu ein, wovon aber ein guter Theil in den Wallhecken hängen bleibt, welche die Wege dahin eindämmen, worüber der gute Bußmann sich so sehr beklagt.

Der Preis der Heuwiesen ist nach dem Verhältnisse seiner Güte und der Orte sehr verschieden. Vor der französischen Besitznehmung kaufte jemand im Amte Bochold den Morgen des dasigen besten Heugrundes zu 43 Rthlr., des mittleren zu 28, des schlechten zu 22. Er verpachtet ersteren zu 1 Rthlr. 12 gGr., letzteren zu 21 gGr. In guten Jahren wirft dieser,

der schlechte Wiesengrund, 800 bis 850 Pfund Heu ab. Durch die äußerst drückende Steuer, womit der Grund und Boden in dieser Gegend überlastet ist, ist auch der Kaufpreis des Heugrundes merklich gefallen.

Auch in dem Amte Ahaus verliert der Werth der Wiesen 20 p. C. seit der hohen Besteuerung.

Fast alle Wiesen dieser Gegend werden nur einmal, und zwar erst nach der Roggenernte, gemähet, nachher mit Vieh betrieben. Wo die Wiesen nicht eingefriediget sind, kann die Weide von fremdem Viehe vor dem 23. April nicht gehindert werden. — Es herrscht hier noch ein besonderer Mißbrauch. Wo mehrere Eigenthümer eine Heuwiese in unzertheilter Gemeinschaft benutzen, wird sie in eben so viele Parzellen, als Eigenthümer sind, vertheilt, wovon die Benutzung alljährlich unter ihnen wechselt. Der gierige Mitbesitzer, und mehr noch der, welcher ein solches Parzel für ein Jahr gepachtet hat, richtet seine Sense so, daß er beinahe die Narbe mit wegmäht, so daß das Gras sich erst nach ein Paar Jahren von dieser Wunde erholen kann. Daß dabei ein betriebsamer Eigenthümer auf keine Verbesserung denken wird noch darf, versteht sich von selbst.

Der Preis von 1000 Pfund Heu ist im Durchschnitte 6 bis 7 Rthlr. Ein Mann mähet so viel Gras per Tag, daß es getrocknet 13 bis 25 Zentner Heu giebt, je nachdem die Wiese gut oder schlecht besetzt ist. Sein Tagelohn bei eigener Kost beträgt p. Morg. 13 gGr., auch etwas Bier und Branntwein, das ihm gereicht wird. Die gesammten Heuwerbungskosten vom Mähen, Heuen und auf eine Viertelmeile weit Einfahren belaufen sich auf 2 Rthlr. 13 gGr. für ein Fuder von 2000 Pfund. Ohne das Einfahren rechnet man gewöhnlich 1 Rthlr. Unkosten auf 1000 Pfund Heu.

## VI. Dung und Dungstätte.

Stroh, Laub, Schilf, Moos, Heidekraut und Heideplaggen sind das Streumaterial, dessen man sich bedient. Sand ist nicht üblich, es möchte denn hier oder dort ein Gastwirth seyn, der

ihn in den Pferdeſtall bringt. Da man nicht viel Heu hat, ſo hat man auch nicht viel Streuſtroh, indem man dieſes größtentheils auffüttert. Die Plaggen bleiben alſo das Hauptſtreuſal. Ich rede von den Heideplaggen, denn die Grünplaggen ſind zu ſelten und ſind auch nicht zum Einſtreuen, wiewohl deſto beſſer zur Miſchung mit Miſt geeignet.

Auch in dem nahen Dellbrücker Lande, wie in allen Sandländern, ſpielen die Plaggen eine große Rolle. Man hält ſie auf ſcharfem Sande für unentbehrlich, indem der Roggen bei bloßem Strohmiſte verbrennen würde. Am Sommerroggen zumal ſoll man die Nothwendigkeit des Plaggendüngers erkennen, da dieſer ohne ihn verſcheint oder nothreift, daher nichts beitringt. Doch geſteht man auch, daß der Boden durch zu viele Plaggen, wenn ſie nicht zureichend mit Dung verſetzt ſind, verdorben werden kann, und der ſchrelle Sand dadurch noch ſchreller wird. Die Plaggen werden einen Zoll dick gehauen, und entweder im Stalle eingeſtreut, oder auch mit Miſt in Haufen geſetzt. Erſteres wird dennoch für beſſer gehalten, um ſo mehr, da man hier den Dung ſo lange im Stalle läßt, als er darin liegen bleiben kann. Hat man keine Plaggen, ſo wird der ſandige Grund von dem Felde ſelbſt genommen und in die Ställe, zumal unter die Schafe, gebracht. Dieſer Dung giebt das beſte Stroh und das meiſte Korn. Man ſticht aber zu dem Ende auf dem Felde nicht die ganze Oberfläche weg, ſondern gräbt alle 3 bis 4 Fuß eine Rinne über die Queere des Feldes aus, welche ſich denn hernach durch das Pflügen in die Länge und das Eggen wieder füllen.

Hier dann noch einmal die Unterſuchung der wichtigen Vorfrage über die Plaggen, welche ich ſchon bei Gelegenheit der Cultur in den Grafſchaften Tecklenburg und Lingen berührt habe, und worauf ich mich zum Theil beziehe. Dieſer Gegenſtand iſt für die Sandländer ſo wichtig, und zum Theil ſo ſehr in das Markenweſen mit einverflochten, daß ich um keine Entſchuldigung für etwas Weitläufigkeit bitten darf.

Die Frage zerfällt in zwei Haupttheile, nämlich 1) iſt der Plaggenhieb unter ſichern Umſtänden nothwendig, oder 2) iſt er auf jeden Fall unentbehrlich? — Ueber keinen Punkt der

mir gegebenen Aufschlüsse sind die Meinungen der Landwirthe auf Sandboden so übereinstimmend, als über den ersten, oder die Nothwendigkeit der Heideplaggen. Diese Nothwendigkeit gründet sich:

a. auf die Gierigkeit des Bodens nach Dünger;

b. auf seinen geringen Strohertrag, daher Abgang an Streumaterial;

c. auf den Abgang an Gras, Heu und künstlichem Futtergewächse, wodurch das wenige Stroh größtentheils aufgefüttert wird;

d. auf das Feldsystem oder die Fruchtfolge.

Je mehr dieser Umstände an einem Orte zusammentreffen, je größer und unbedingter wird die Nothwendigkeit eines Streu- und Dungsurrogats. — Daß ein solches Zusammentreffen von Umständen auf Sandboden nicht selten statt habe, ist keinem Zweifel unterworfen; alsdann ist aber ein solcher Boden auch keiner Cultur werth, und würde weit besser zu Holz zu verwenden seyn. Ist aber einmal die Ansiedlung darauf geschehen, also keine Wahl mehr zu treffen, so muß wohl aus Noth Tugend gemacht werden, und hundert Morgen Land müssen wüst und öde liegen bleiben, um zwanzig Morgen kümmerlich in Grün zu kleiden. Hieraus erginge die anzunehmende Vorsichtsmaßregel: Nicht unbedingt und allenthalben die Ansiedelung in den Marken zu gestatten, sondern nur da, wo Boden und Lokalitäten die Hoffnung zu einem befriedigenden Fortgange rechtfertigen. Eine sichere kleine Regierung hat durch das Gegentheil einen traurigen Beleg zur Erweisung der Nothwendigkeit jener Maßregel geliefert.

An solchen Orten also wäre bei der Theilung der Marken mit großer Umsicht zu verfahren. Es ist wahr, daß eine gänzliche unbedingte und plötzliche Theilung keinen der stark Betheiligten hindern würde, vor wie nach seine Plaggen zu beziehen, indem er auf seinem eigenen Boden finden würde, was er sonst allenthalben zusammensuchen mußte; allein das Gegentheil ist der Fall bei den wenig Betheiligten, zumal bei den Heuerlingen, den Heidejunkern u. s. w. Verhältnißmässig benutzt der Arme die Gemeinheiten ungleich mehr als der Vermögende,

sowohl in Bezug auf die Weide und den Brand, als in Bezug auf den Plaggenhieb, er, der an der Mark am wenigsten, oft gar nicht berechtigt ist. Verliert er jenen Genuß, so verliert er seine ganze Existenz, er verliert Alles. Da wo sein bischen Feld von solcher Art ist, daß es Klee tragen kann, da mag er zurecht kommen, allein auf einem Boden, so wie wir ihn hier unterstellt haben, ist er verloren. — Selbst die Zeitpächter können mehr oder weniger in die nämliche Verlegenheit kommen, je nachdem ihr betheiligter Gutsherr seinen Markenantheil zu seiner Privatbenutzung bestimmt. Es müßte da Vorkehrung getroffen werden, daß solches nur stufenweis geschehe, daß der Herr seinem Pächter mehr freies Land zu Viehfutter einräume, damit er sich immer mehr zur Entbehrung der Plaggen vorbereiten und allmählig zur Stallfütterung übergehen könne. Doch ich entferne mich wirklich viel zu weit von meinem eigentlichen Gegenstande und komme daher auf diesen zurück.

Unter den angeführten vier Ursachen der Nothwendigkeit der Plaggen könnte man vielleicht die der Fruchtfolge als blos zufällig betrachten, und sie nur weggeräumt wissen wollen, allein es ist auf äußerst schlechtem Sandboden nicht an dem. Dieser ist nur zu Roggen und Spörgel und höchstens zu etwas Kartoffeln tauglich. Will er Rüben oder Buchweitzen tragen, so ist er schon besser, aber darum doch noch nicht immer zum Klee geeignet. An eine Verbesserung der Rotation ist also hier nicht zu denken. Indessen bin ich weit entfernt, dieses auf alle Sandgegenden Westfalens ausdehnen zu wollen. Ich behaupte gegentheils, daß der Mehrtheil davon in dem entgegengesetzten Falle ist, und daß, wenn man daselbst die Plaggen als nothwendig betrachtet, dieses nur von einer relativen und keiner absoluten Nothwendigkeit verstanden werden müsse. Es könnte vielleicht auch wohl dieselbe Bewandtniß haben mit der

Unentbehrlichkeit der Plaggen oder dem zweiten Theile der vorgelegten Frage. Ich sage: vielleicht, weil ich das Gegentheil durchaus nicht erwiesen glaube. Hierüber muß ich mich erklären. Es frägt sich nämlich: ob, wenn jemand

auch mit zureichendem Strohe und Dünger versehen wäre, ob, sage ich, dann die Heideplaggen ohne Nachtheil entbehrt werden können? — Alles scheint für die Bejahung dieser Frage zu stimmen und sie außer Zweifel zu setzen, und doch wird sie nicht allein durch die allgemeine Meinung bezweifelt, sondern auch durch mehrere Erfahrungen bestritten. Die wenigen Personen, welche für die Entbehrlichkeit in gedachtem Falle stimmen, haben entweder selbst keine Erfahrung darüber gemacht, wozu ich auch den wackern Bußmann zähle, der, ungeachtet seiner Wirthschaftlichkeit und seiner Stallfütterung, doch immer noch Plaggen zu Hülfe nimmt; oder sie haben einen bessern Boden vor Augen, wie der intelligente Geucking, „und doch, sagt dieser, wage ich es nicht zu entscheiden, ob solches ohne allen Nachtheil geschehen könne; denn man ist bei mir überzeugt, daß der Plaggendung das beste Stroh und auch das beste Korn erzeuge.“ — „Es giebt allhier so leichten Boden, sagt ein anderer, daß er im Frühjahre kein Stroh leiden will, wo daher die Plaggen unentbehrlich sind.“ — „Meiner Meinung nach, sagt Dr. Meyer, werden die Plaggen auf Sandboden nicht wohl zu entbehren seyn, wenn auch in den Wirthschaften so viel Stroh gewonnen würde, daß das Land zureichend damit ausgedüngt werden könnte. Ohne alle Plaggendüngung würde, meiner Erfahrung nach, eine Verminderung der Körner erfolgen; indessen giebt der Sandboden alsdann den höchsten Ertrag, wenn abwechselnd mit Stroh- und Plaggendung gedüngt wird.“ — Dasselbe bestätigen mehrere Landwirthe aus dem Amte Bocholt. — „Bei mir, sagt Dr. Bispinck, hält man den Plaggenmist für entbehrlich; allein in Vreden und Altstätte verliert man an Körnern, wenn nicht abwechselnd mit Stalldung und Plaggen gedüngt wird. Selbst eine vermehrte Stalldüngung soll, nach der Versicherung eines wirklich einsichtsvollen Landwirths aus Altstätte, den Abgang an Plaggen nicht ersetzen können.“ — Ich übergehe mehrere, und komme zu einem sehr gewichtvollen Zeugnisse des Gutsbesitzers von Heiden, der eine Branntweinbrennerei, Stallfütterung und Kenntnisse, Mittel und Willen genug hat, um einen entscheidenden Versuch zu machen. Auch er war wider allen

Plaggendung, um so mehr, als es ihm an Stallmist, und zwar an gutem Stallmiste, nicht fehlte; allein mit aller Vorliebe, so wie mit allem Eifer, womit er die Sache betrieb, konnte er nicht hindern, daß sein Getreide von Jahr zu Jahr weniger körnte, und es hierin bei weitem unter dem seiner Nachbarn stand; so daß er befürchten mußte, am Ende nichts als bloßes Stroh zu erndten. Er gab also nach einigen Jahren die Sache wieder auf, nahm seine Zuflucht von neuem zu den Plaggen, und von dem Augenblicke an kamen die Körner zu den Aehren zurück. — Man hatte mich schon früher auf dieses Beispiel aufmerksam gemacht; ich schwankte aber noch immer in meinem Glauben, bis ich die Sache umständlich von demjenigen selbst vernahm, der diese Erfahrung gemacht hatte. — In der Twente soll nach v. Bönninghausen durchaus derselbe Fall seyn, und wenn ich diesen letztern Namen anführe, so kann man in landwirthschaftlicher Rücksicht etwas darauf bauen.

So viel über die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Heideplaggen! — Um sie als düngende Masse vorzubereiten, werden sie entweder eingestreut oder auf dem Felde in Haufen gesetzt, oder es wird die Miststätte damit gedeckt. Ersteres hat zumal in den Schafställen Statt, und man erachtet sie daselbst für unübertrefflich. Man streut jeden Morgen eine Lage Plaggen und läßt sie so lange unter den Schafen, bis dahin alles durcheinander getreten und hinreichend angefault ist. Dieser Schafdung, obgleich er vor jedem andern seiner Wirksamkeit wegen den Vorzug hat, dauert dennoch nur ein Jahr in dem Boden, statt daß der Kuhplaggendung 2 bis 3 Jahre darin anhält.

Derjenige, der viel Plaggen und Moos in seine Ställe streuet, und den daraus hervorgehenden Dung schnell benutzen will, setzt ihn, wenn er ausgeworfen ist, auf Haufen am Rande der Miststätte und begießt ihn, wenn er sich zu sehr erhitzt, mit Jauche. Um seine Reife zu befördern, werden solche Haufen nur locker aufgethürmt. — Soll gegentheils der Dung erst spät gebraucht werden, wie im Sommer, wo man ihn auf den Herbst zusammenspart: so wird der Stallmist auf der Mist-

stätte ausgebreitet, so fest wie möglich getreten und mit einer Schichte Plaggen gedeckt. Auch die Haufen, die lange sitzen sollen, werden fest zusammen gepackt.

Werden die Plaggen, ohne eingestreut zu werden, in Haufen aufgesetzt, so wird auf jede zehn Fuder ein Fuder Mist genommen, und dieser in dünnen Lagen zwischen den Plaggen eingeschichtet. Man legt die Haufen sehr groß an, giebt ihnen eine runde Form, aber nicht mehr als 5 Fuß Höhe. Man läßt sie so lange sitzen, bis daß sie gehörig (nach dem hiesigen Ausdrucke) gebrennt haben; dann werden sie aufgefahren und sogleich untergepflügt.

Auf welche Art man aber auch immer die Heideplaggen anwenden will, so sieht man vorzüglich darauf, daß sie vorher durch und durch ausgetrocknet sind. Zu dem Ende werden sie im Juli gesammelt und erst im September mit Mist in Haufen gebracht; es gehen dann 3 bis 4 Wochen darauf, ehe sie brauchbar werden.

Ueber die Güte des Plaggendungs für Sandboden ist nur eine Stimme. Derjenige Dung aber, zu dem statt der Plaggen mit bloßem Heidekraut eingestreut worden, soll alsdann bei weitem so gut nicht seyn, und dieses Kraut sehr schwer darin verwesen. Da die Plaggen durchgehends auf einem Boden gehauen werden, der schlechter ist als das Feld, was sie bedüngen sollen, so ist schwer zu sagen, wie der damit aufgebrachte schlechte Sand auf einem bessern Boden von guter Wirkung seyn könne. Was mir am wahrscheinlichsten vorkömmt, ist: daß dieser Sand nur mittelbar zur Fruchtbarkeit der Erde beitrage und zwar durch eine schnellere Zersetzung des abgeplaggten Heidekrauts, die er vielleicht durch seine eigene Erhitzung in dem Haufen oder als Streue befördert. Auch weiß man, daß ein Land durch zu öftern Plaggendung verdorben werden kann; daher man wo möglich mit ihm und Stroh, Stallmist oder Grünplaggen abwechselt, und alsdann sicher ist, die besten Früchte zu erzeugen. Auch sind es nur die schlechten Bauern, die ihre nahe gelegenen Felder unausgesetzt mit Plaggendung

düngen. Die entfernten Felder müssen sich solches freilich allenthalben gefallen lassen.

Von den Plaggendunghaufen, das heißt solchen, wo die Plaggen nicht eingestreut, sondern trocken mit etwas Stallmist aufgeschichtet werden, wird ein zweispänniges Fuder auf jede 10 Quadratruthen, also 18 Fuder auf den Morgen erfordert, worauf der Acker an den meisten Orten zwei Jahre Roggen und ein Jahr Buchweitzen, an andern aber nur einmal Roggen und einmal Buchweitzen zu tragen pflegt. Man gesteht dennoch allenthalben ein, daß es besser seyn würde, alle Jahre zu düngen. Gerste und Oelsaamen gedeihen gern in solchem Plaggendunge der Schaafställe, der Flachs aber will reinen Strohmist.

Endlich bedient man sich auch wohl moorartiger Plaggen, aber nur nicht auf Kleiboden, indem sie solchen so sehr verderben, daß kein Dünger mehr darauf hilft. Selbst auf Sandboden, wenn man sie zu oft aufbringt, sollten sie auch noch so gut mit dem Miste zusammengefault seyn, bringen sie nach etwa 20 Jahren eine merkliche Unfruchtbarkeit hervor, die nicht anders als durch das Mergeln gehoben werden kann, so ungern man sich auch an dieses macht, indem man weiß, daß die nämliche Vorrichtung periodisch wiederholt werden muß, wenn man Körner auf dem Felde erzielen will. Die Nothwendigkeit des Mergels, um einen durch solche moorige Plaggen versäuerten Boden wieder in Stand zu stellen, ist einleuchtend; es könnte ihm aber dadurch vorgebeugt werden, wenn der Mergel jedesmal zugleich mit in die moorigen Plaggenhaufen aufgenommen würde, wodurch nicht allein ihre Säure gehoben, sondern auch der nicht allzustark verkohlte darin enthaltene Humus aufgelöset, der Dung also wirksamer gemacht würde.

Schwerer ist die Nothwendigkeit der periodischen Wiederholung des Mergelns, wenn solches einmal unternommen worden ist, zu erklären, und doch eben so wenig zu läugnen, wie mich alle in Westfalen gesammelte Erfahrungen überzeugt haben. — Auf den Roggen zumal wirkt der Mergel in den ersten Jahren unglaublich. Auf einem meiner Höfe, sagt der R. R.

Langenberg, wo zwei Pächter gemessen gleiches Land, und die dritte Garbe abzugeben haben, brachte derjenige, der sein Roggenland frisch gemergelt hatte, mir 4 Scheffel Roggen in einem Jahre mehr als der andere; er hatte also, bei übrigens durchaus gleicher Wirthschaft, 12 Scheffel mehr producirt, als sein Nachbar.

Die Asche (nur nicht die Holzasche, welche zum Bleichen dient) wird zur Düngung der Wiesen verwendet, oder auch für den grünen Aufbruch irgend einer Dreische oder Weide, in welche man Lein zu säen gedenkt, sorgfältig aufbewahrt. Man setzt die Asche mit Stallmist, Cloakenauswurf und sonstigen leicht faulenden Sachen zusammen und verwendet diesen Compost vorzugsweise zu Kopfkohlpflanzen. Versuche mit Seifensieder-Asche über den Klee gestreut haben nichts gefruchtet.

Das Unterpflügen der Vegetabilien ist wohl bekannt; „allein, sagt der Vikar Hecking, der Bauer sieht es für große Sünde an, den Klee oder Spörgel, den seine Kühe noch nutzen könnten, unterzupflügen; aber daraus macht er sich kein Verbrechen, den Klee 3 bis 4 Jahre stehen zu lassen und den Acker so lange abzumähen, als sich noch ein Kleeblatt darauf blicken läßt, sollte es auch darauf so selten seyn wie ein vierblättriges, nach welchem die Kinder oft einen Tag vergebens suchen. Ist dann auch dieses letzte Zeichen von Leben verschwunden, dann kömmt der Bauer mit seiner schweren Plaggenhacke, um den Acker zu schinden, nimmt eine 3 bis 4 Zoll tiefe Krume weg, und führt sie einem andern noch erbärmlicheren Felde zu, wodurch er dann den ersten Acker zu Grunde richtet, ohne daß ihn sein Gewissen einer Sünde zeiht.“ Indessen geschieht das Unterpflügen der Vegetabilien doch manchmal an andern Orten, aber nur mit Buchweitzen, der erfroren ist, oder auf weit entfernten Feldern mit Spörgel, der in der Blüthe steht, zumal wenn ein solches Feld zu stark verunkrautet ist und es wie Brache behandelt werden muß. Alsdann wird der Spörgel auf die vorletzte Furche gesäet, und hernach mit der Saatfurche umgestürzt.

Die Grünplaggen, da wo man sie hat, spielen eine große Rolle unter den Dungsurrogaten, und da, wo man sie nicht

hat, sucht man sich solche nicht selten auf eine unrechtmässige Weise von den Gemeinweiden zu verschaffen.

Der Bauer bewahrt sie hauptsächlich für seine Herbstrüben. Man sucht sie im Sommer herbei, und bringt sie noch frisch mit Mist in Haufen zusammen. Die Dreische muß ihre eigene Plaggen dazu hergeben. Die Weiden, welche aufgebrochen werden sollen, werden auch gewöhnlich mit ihren eigenen Plaggen gedüngt.

Ueber die Art und Weise, die Grünplaggen zu behandeln, kann ich nichts besseres als das musterhafte Verfahren des Colonus Bispinck, Bürgermeisters zu Messum, hier anführen. Um sich solche zu verschaffen, benutzt er den Rand, die Anwände seiner Felder, die Feldwege und alle grastragende verlorene Plätze. Da er eine ansehnliche und schöne Holzpflanzung bei seinem Gute hat, so hat er solche zu größerer Bequemlichkeit und besserer Bewirthschaftung des Gehölzes mit regelmässigen Fahrwegen nach allen Seiten durchschnitten. Diese Wege, die sich leicht benarben und alle Jahre durch das abfallende Laub und Gereise bereichern, verschaffen ihm einen guten Theil Grünplaggen, ohne seinem Gehölze zu schaden; denn er nimmt sich wohl in Acht, nach dem Beispiele so vieler Westfälinger, die Oberfläche zwischen dem Holze selbst wegzunehmen. Er eignet sich nicht einmal das Laub und die Nadeln davon zu. Mit einem Worte: er raubt nicht, um zu geben!

Er fährt zuerst seine Plaggen zusammen und bildet davon einen länglichen Haufen. Um aber weiter damit zu reichen, durchschichtet er ihn mit eben so viel Erde, die er von seinen Ackerfeldern zieht. Er läßt zu dem Ende mit einzelnen Spatenstichen den Grund hie und da davon wegnehmen, so daß bei dem ersten Pflügen und Eggen alles wieder ausgeglichen wird. Ist der Plaggenhaufen gebildet, so wird Mist herangefahren und zu beiden langen Seiten des Haufens abgeladen. Nun schrotet man den Haufen an einem seiner Enden senkrecht ab, damit Erde und Rasen auf diese Weise besser unter einander kommen. Man wirft das Abgestochene etwas von sich weg, um Raum zur fernern Arbeit zu erhalten, und fertigt damit eine 6 Zoll hohe Schichte an. Auf diese Grundschichte kömmt eine

von Stallmiſt, den man, wie geſagt, zur Hand hat; man fährt dann mit dem Abſchrooten und Schichten des Plaggengrundes mit untergeſchobenem Miſte fort, bis man ſich Raum genug verſchafft hat, wieder eine neue Schichte auf dem Boden anzulegen und auf dieſe Art einen neuen Haufen anzufertigen. So bleibt denn alles bis zum Gebrauche liegen. — Ein ſolcher Dung iſt wirklich ein herrlicher Dung für Sandboden.

Bei Südlohn fängt man an, friſchgegrabenen Lehm mit langem Stallmiſt zuſammen zu ſchichten, ſolchen den ganzen Winter über liegen zu laſſen, und auf Sand davon Gebrauch zu machen. Der Erfolg ſoll dieſem Verfahren vollkommen entſprechen.

Jauche vor oder nach dem Regen über Klee oder leeres Land zu fahren, hat in Bochold der Wirth Rubrock eingeführt, und ſchon hat der Erfolg ſeines Beiſpiels auf mehrere Andere ſeiner Gegend eingewirkt. Bekanntlich aber gewährt das Bejauchen nur Geile für eine Saat.

Man verwendet den Pferdemiſt am liebſten auf tiefen, feuchten, thonigen und moorigen Boden, ſo wie zu Oel- und Gartengewächſen; den Schweinemiſt zu Kopfkohl. Schafplaggendung dient vorzüglich zur Roggenſaat, Grünplaggendung zu Herbſtrüben und menſchliche Exkremente mit Aſche, Stallmiſt und Jauche zuſammen gemiſcht und recht vergohren zu Kopfkohl.

Zu Winterfrüchten hält man den friſchen Miſt für den beſten, auch daß er am längſten im Boden anhalte. Gerſte und andere Sommerfrüchte gedeihen beſſer in gegohrnem Dung, und leiden nicht ſo viel bei der Trockenheit.

Man iſt ziemlich allgemein für das ſchnelle Unterpflügen des Miſtes, und treibt die Gewiſſenhaftigkeit an einigen Orten ſo weit, daß man es kaum wagt, ihn am Abend vor dem Pflügen auszubreiten, aus Furcht, der Regen möge ihn treffen und ihm alle Kraft benehmen!!! Doch geſtehen Andere, nach zufälligen Erfahrungen, daß das Längerliegenlaſſen des Dunges keine ſchlimme Wirkung gehabt habe. Nur in der Gegend von Rheine herrſcht eine andere Anſicht. Man läßt daſelbſt den Miſt eine Zeitlang über dem Felde gebreitet liegen, damit er, nach dem Bauernausdrucke, ſeine ſchädlichen ſauern

Theile verliere. Von dieser Meinung ist auch der tüchtige Colonus Bispinck. Der Dung soll hier knappen und nicht sappen.

Die Einrichtung der Dungstätte läßt sich aus der Beschreibung der westfälischen Gebäude erkennen. Der größte Fehler daran ist, daß alles Wasser von den Dächern dahin strömt, und nichts zum Auffangen der überflüssigen Jauche vorhanden ist.

Nur weil in dem Dunge der Stein des Wissens der Landwirthschaft liegt, durfte ich so lange dabei verweilen.

## VII. Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Man baut in den Sandländern Roggen, Buchweitzen, leichten oder braunen Hafer, Sommerroggen, Sommerweitzen und Gerste. Letztere beiden Gegenstände kommen indessen nur selten und auf wohlgedüngten Stücken vor. In den östlichen Sandgegenden fängt man ziemlich häufig an, eine Art Mengkorn von Buchweitzen und Hafer auszusäen, welches gewöhnlich einen sehr bedeutenden Ertrag giebt. — An Futtergewächsen findet man Kartoffeln, Rüben, Möhren, etwas Pastinaken, Kohl, Spörgel und ein wenig Klee, sollte es auch nur für die Pferde seyn. — Unter den Handelsgewächsen ist der Flachs das einzige, was einer Erwähnung verdient: der Hanfbau hat abgenommen; die Cultur der Oelsaamen wird vernachlässigt. In einigen hohen Sandgegenden wird Handel mit dem Spörgelsaamen getrieben. — Unter allen diesen Produkten machen Roggen und Lein den Hauptgegenstand hiesiger Cultur aus.

Auf den meisten Sandfeldern, nicht den allerschlechtesten und auch nicht den allerbesten, hat man eine Dreifelderwirthschaft, und diese ist

1stes Jahr Mistroggen, also gedüngt,

2tes Jahr Brachroggen, nicht gedüngt (er sollte eigentlich Stoppelroggen heißen), darauf Rüben oder Spörgel,

3tes Jahr Buchweitzen, nicht gedüngt. Auch wohl an etwas niedrigen Stellen Hafer.

Diese schweren dreijährigen Fesseln, worauf die Gutsherren

so ängstlich achten, machen das Unglück ihrer Zeitpächter und hindern ihr Aufkommen, mithin das des Ackerbaues. Plaggen und Plaggen und abermals Plaggen müssen hier aushelfen. Vieles wird sich nach der Theilung der Marken, wenn die Gutsherren einsehen werden, daß sie einen bessern Gebrauch von ihrem Markenantheile machen können, hierin ändern.

Auf ganz schlechtem Sandboden hat man 1 bis 4 bis 8 bis 12, ja bis 15 Jahre hinter einander Roggen, dann werden nach dem letzten Roggen im Herbste Spörgel oder Rüben gesäet, und in dem folgenden Jahre wird Buchweitzen genommen, worauf die Reihe wieder mit dem Roggen anfängt. Der Roggen verlangt alle Jahre eine Düngung. Man wechselt dabei mit Stallmiste und Plaggenmiste ab, und bringt von erstem 7½, von letztem 20—25 Fuder auf. In solchen Gegenden hat man durchgehends auch etwas niedrigen Boden; auf diesen werden Flachs, Kartoffeln, Möhren, auch wohl Gerste mit Klee genommen. Zwischendurch laufen denn ein Paar Roggenerndten, so daß man mit dem 7ten oder 8ten Jahre wieder auf den Flachs zurück kommt.

Ueber das Gerathen oder Nichtgerathen eines Culturgegenstandes nach einem andern oder nach sich selbst, hat man hier folgende Beobachtungen:

Roggen folgt vortheilhaft nach Buchweitzen, Wicken, Roggen, Hafer und Kartoffeln, nach diesen doch nicht allenthalben. Er gedeiht gar nicht nach Gerste.

Die beste Vorfrucht zu Flachs sind Kartoffeln. Klee ist nur schlecht dazu geeignet, es sey denn, daß er 2 Jahre gestanden habe. Dagegen bringt man den Flachs unmittelbar auf eine frisch umgebrochene Dreische. Der Flachs liebt ein geschlossenes Land, und die Kleestoppel macht den Sandboden zu seiner Aufnahme zu locker; sonst kömmt nach Klee alles Uebrige sehr vortrefflich.

Nach Möhren läßt man am besten Kartoffeln und auf diese Flachs folgen; gewöhnlich aber kömmt Roggen ungedüngt nach den Möhren. Ich muß dabei erinnern, daß die hiesigen Möhrenbeete ein wahres Potpourri sind, wo Erbsen, Bohnen, Sommerrübsen, Rüben und Möhren, und vielleicht noch andere

Dinge unter einander laufen, wo man den ganzen Sommer und Herbst was zu raffen hat, und wirklich einen hohen Ertrag von dem Felde zieht. Dabei ist noch zu erinnern, daß dieses Feld in vorhergehendem Herbste schon Stoppelrüben getragen hat. Ist zu diesen gedüngt worden, so bedarf das Möhrenland keinen Dünger. Man hat sogar die Erfahrung gemacht, daß es besser sey, alsdann den Dung zu den Möhren wegzulassen. Es versteht sich, daß ein solches Land gepflugspatet (rayolt) wird. Auch nach Sommergerste, nach welcher sonst, den Klee ausgenommen, nichts geräth, wollen die Möhren kommen, wenn dazu gepflugspatet worden.

Für Früchte, die mit sich selbst unverträglich sind, hat man hier einen eigenen sehr passenden Ausdruck. Man sagt nämlich: sie hassen sich. So hassen sich Flachs, Klee, Winterrübsen, Pastinaken, Kopfkohl, Erbsen 6, 8, 9 Jahre über. Dennoch hat Geucking über den Flachs einen Beweis vom Gegentheile, aber nur auf einem fetten Gartenfelde, wo der Flachs nach einem Zwischenjahre vortrefflich gerieth. Je schlechter der Boden ist, je länger hassen sich jene Früchte.

Nach wohlgedüngten Herbstrüben kann man in der Gegend von Borcken zweimal Roggen ungedüngt folgen lassen. Nach Weißhafer wächst ohne neuen Dung keine Kornart, nach Braunhafer alles. Man betrachtet diesen als eine halbe Düngung.

Dreische kömmt in diesen Sandgegenden nicht oft vor, sonst verhält man sich mit der Bestellung nach ihrem Umbruche wie mit den trockenen Weiden. Die Verfahrungsart dabei ist zweierlei. Entweder wird die ganze Oberfläche mit der Hacke abgehauen, und in einen Haufen mit Mist zusammengebracht, und nachher der Boden damit gedüngt, oder man pflügt die Narbe vor Winter um, nachdem sie vorher überdüngt worden ist. Ende Aprils bis zur Mitte Mai wird diese Narbe vereggt, Torfasche darüber hergestreut und Leinsaamen gesäet, wobei man sicher auf eine schöne Flachserndte zählen kann, nach welchem dann Roggen folgt. Soweit könnte dann die Sache mit Ehren bestehen, wenn unter diesen Roggen Klee gesäet wird, und der Boden wieder zu Gras liegen bleibt; wenn man aber nun noch 2 bis 3 Jahre an dem Boden fortmelkt, bis ihm der letzte

Krafttropfen entzogen ist, dann mag er wohl in langen Jahren kein Kalb mehr ernähren, wie solches an einigen Orten, namentlich um Borcken, der Fall ist.

Da die Fruchtfolgen auf dem Münsterschen Sandboden so wenig Interessantes darbieten, so führe ich hier diejenigen an, welche der Gutsbesitzer v. Heiden angenommen hat, und bemerke dabei zum voraus, daß seine Wirthschaft mit einer Branntweinbrennerei verbunden ist. Sein Boden ist ganz leichter Sand, die Größe seines Areals 91 Morgen. In 7 Schläge vertheilt fallen auf jeden derselben 13 Morgen.

1. Kartoffeln, gedüngt mit 9 Fuder Mist.
2. Flachs mit Möhren, Sommerroggen, Sommerweitzen — Gerste mit Klee.
3. Buchweitzen mit Rüben, Spörgel, darauf Buchweitzen — Klee. Alles grün abgefüttert, gedüngt wie im ersten Jahre.
4. Roggen, darauf Spörgel und Stoppelrüben.
5. Buchweitzen.
6. Roggen, gedüngt wie 1 und 3, darauf Spörgel und Stoppelrüben.
7. Rauh- oder Braunhafer auf hohem, weißen Hafer auf niederem Boden.

## VIII. Cultur der Wildgründe.

Da sie einigermaßen zur Fruchtfolge gehört, oder doch ganz gewiß, da die Fruchtfolge die Seele bei dem Aufbruche solcher wüsten Gründe ist, steht die Cultur hier nicht an ihrem unrechten Orte. Leider aber läßt sich das Münsterländische Verfahren dabei nicht zum Grunde legen. Ist man in der Cultur der alten Aecker noch zurück, so ist man es noch weit mehr bei der des Neubodens. Dafür werde ich die Verfahrungsart eines einzelnen Mannes, des schon gedachten Gutsbesitzers v. Heiden angeben. Es ist nämlich nur von einer allmäligen Urbarmachung die Rede, oder einem Anbaue durch Abbau, welches der gemeinüblichste und für die Bauern nur der einzig sichere Weg ist, daher das Sprüchwort von dem Gegentheile: Anbau ohne

Abbau ist Todtbau. Ich werde jenen Oekonomen selbst sprechen lassen.

„Die zu vertheilenden hiesigen Gemeingründe würden nach Maaßgabe ihrer höheren oder niedern Lage, jene zu Ackerland, Birken und Nadelholz, diese zu Weiden, Wiesen und Erlenwaldungen zu benutzen seyn.“

„Die höheren Distrikte sind, nachdem deren Narbe hinreichend wund gemacht, sehr leicht und ziemlich sicher mit Kiefern und Birken zu besaamen. Jedoch würde man sicherer zu Werke gehen, wenn man kleinere gegen rauhe Winde geschützte Plätze mit den besagten Holzungen besaamte und hierin die Pflanzen für die zu cultivirenden Distrikte anzöge. In diesem Falle sind besonders die Birken, die ohne Schatten nicht aufkommen wollen, und diesen kann ihnen das bloße Heidekraut nicht gewähren.“

„Alle andere Laubholzarten gedeihen, meiner hinlänglich gemachten Erfahrung zufolge, ohne vorherige tiefe Umackerung und Bedüngung mit Moder auf den hiesigen Gemeingründen durchaus nicht. — Pflanzen von Erlen oder Ellern für die Niederungen, welche daselbst nahe zusammen gepflanzt sicher gedeihen, sind bei uns hinlänglich vorhanden.“

„Höher liegende ebene Distrikte sind bei dem auf jedem Hofe in Gräben, Teichen und Vertiefungen sattsam befindlichen Moder, meiner selbst gemachten Erfahrung gemäß, folgendermaaßen in Cultur zu bringen.“

„Im Frühjahre wird die zu Ackerland bestimmte Fläche sechs Zoll tief umgepflügt, im Herbste mit der großen Egge geegget, sodann vor Winter nochmals gepflügt und im folgenden Frühjahre mit dem vor Winter ausgegrabenen Moder befahren. Der Moder wird gleichmäßig auf die umgebrochene Fläche vertheilt, und tüchtig mit der großen Egge eingeegget. Hierauf wird die Fläche Anfangs Mai mit Spörgelsaamen besäet und solcher, sobald die Pflanze in voller Blüthe steht, untergepflügt; darauf noch in demselben Sommer der Acker mit Buchweitzen besäet, und dieser mit der kleinen Egge, soviel solches, ohne den Spörgel wieder herauszubringen, geschehen kann, eingeegget. Sobald der Buchweitzen in voller Blüthe steht, wird er nieder-

gewalzt und ebenfalls untergepflügt. — Den folgenden Herbst und Winter bleibt der Acker so liegen, wird dann im Frühjahre per Morgen mit 30 starken zweispännigen Fudern wohl vergangenen (gegohrenen) Plaggenmist (ein Compost von 1/3 bis 1/4 Strohmist und 2/3 bis 3/4 Rasen oder Heideplaggen) gedüngt, und eine Furche über die andere mit Kartoffeln bepflanzt, welche, sobald sie aufgehen, geegget und sodann etwa vier Wochen später mit dem Pfluge angehöhet werden."

„Ein Morgen so behandelten hoch und trocken liegenden Heidegrundes lieferte mir im Jahre 1816 den für solchen Boden unglaublichen Ertrag von 150 Berliner Scheffel großen und kleinen Kartoffeln. Hierauf werde ich diesen Boden im folgenden Frühjahre mit einem starken Hordenschlage bedüngen und sodann mit Sommerroggen oder Heidekorn mit untergesäetem rothen und weißen Klee bestellen, und selben nach Aberntung der besagten Halmfrüchte einige Jahre zur Weide und Benarbung liegen lassen, welche Weide dann hinlängliche Düngung für jede fernere Cultur und Frucht für diesen Boden produciren wird."

„Daß der weiße und rothe Klee, der hier sonst auf hochliegendem Lande durchaus nicht gedeihen will, für einmal, bei einer nicht gar zu trockenen Witterung, auf solchem Neubruch gut gerathe und sich einige Jahre gut erhalte, ist eine hier allgemein bekannte Sache."

„Obiges Verfahren ist einem jeden hiesigen Bauern, unter Beihülfe des Moders und der Plaggen jährlich für einen Morgen ausführbar, und zwar ohne nachtheiligen Einfluß auf sein übriges Ackerland, indem diesem nur höchstens der Dünger für einen Morgen jährlich entzogen, aber der Wirthschaft reichlich durch Kartoffeln und Weide ersetzt wird."

## IX. Cultur des Getreides.

Wintergetreide. Da der Weitzen in den Sandgegenden nur als Ausnahme vorkömmt, so kann ich seine Cultur übergehen, und berühre nur das Einzige, daß das Weitzendurcheggen im Frühjahre hier sehr wohl bekannt ist, und mit vortrefflichem Erfolge aus-

geübt wird. Es geschieht im März oder April, wenn die Witterung dazu günstig ist. Ist der Boden zu locker, so wird gewalzt.

Die Behandlung des Bodens zum Roggen ist folgende. Gleich nach dem Wegbringen der vorhergehenden Erndte, des Buchweitzens z. B., wird das Land gestrichen (flach geeggt) und vereggt. Nach einiger Zeit, wenn das Unkraut ausgeschlagen ist, wird Dung aufgefahren; dieser bleibt auf dem Felde gebreitet liegen, bis gegen Michaelis zur Saat gepflügt wird.

Anderswo wird zweimal gestrichen, geeggt, gedüngt und der Dung sogleich zur Saat eingepflügt. Der Acker zu ungedüngtem Roggen wird auf gleiche Weise behandelt. Das letzte Pflügen geschieht 4, auch 6 Zoll tief. Die Roggeneinsaat nimmt mit Michaelis ihren Anfang und dauert bis im December. Man säet 1¼ Scheffel auf den Morgen. Steht der Roggen zu dicht, oder hat er zu viel Unkraut, so wird wohl im Frühjahre geeggt, aber mit schlechtem Erfolge.

Die Zeit der Erndte fällt um Jacobi und geschieht durchgehends mit der Sense. Jedem Mäher folgt ein Binder. Beide bringen am Ende die Garben in Reihen, zu 20 auf die Stiege, zusammen. Man verlangt, daß 2 Mann und eine Binderin 400 Ruthen per Tag abfertigen. Der Mann im Tagelohn zu 8, und die Frau zu 6 Gr. macht nicht ganz 10 Gr. Erndtekosten vom Morgen.

Man hat in einigen hiesiger Kreise eine besondere Art, die Gelege oder einfache Garben zu binden, wobei man die Halme gegen die Mitte ihrer Länge einknickt, so daß die Aehren nach dem unteren Ende des Strohes hangen. Dieses Binden hält etwas länger auf, als das lange Binden (hier Langband), hat dagegen den Vortheil des leichteren Dreschens für sich, indem die Aehren näher bei einander bleiben, wenn die Garben auf der Diele gebreitet werden, wogegen bei Langband die Aehren durch die ganze Länge der Garben kommen, also überall aufgeschlagen werden muß.

Bei ungünstiger Erndtewitterung errichtet man auf dem Felde an einigen Orten Fiemen von 100 Garben, an andern von 30 bis 40. Der Regen soll dem Getreide darin nichts anhaben.

Da ich keine solcher Fiemen habe errichten sehen, so kann ich über ihre Bauart nichts sagen.

Hafer. Das zum Hafer bestimmte Land wird in der Gegend von Rheine im Herbste umgepflügt, im Frühjahre meistens etwas gedüngt, im März oder April gepflügt und gesäet. Man nimmt die Hälfte mehr, auch wohl noch einmal so viel Saamen, als vom Roggen.

Man hält den weißen Hafer für eine sehr aussaugende Frucht, den braunen oder leichten Hafer aber für eine halbe Düngung; nicht sowohl (denke ich) weil man glaubt, daß er den Boden wirklich verbessere, als weil er nur halb so viel Kraft aus dem Boden zieht, als eine andere Getreideart, und weil auch andere Früchte gut darnach gerathen.

Sommerroggen. Der Sommerroggen kömmt in einigen Sandgegenden des Münsterlandes ziemlich häufig vor; entweder da, wo man keine Gerste noch Hafer gewinnen kann, oder auch statt des Winterroggens, auf solchen Feldern nämlich, zu deren Bestellung man im Herbste und Vorwinter keinen Dung gehabt hat. Man verwendet also den Winterdung auf den Sommerroggen. Diese Getreideart wächst wohl auch auf schwerem Boden; allein da sie weniger lohnt als Wintergetreide, so wird ihr vorzugsweise der leichte trockne Boden angewiesen.

Der Sommerroggen kömmt am besten nach Sommerspörgel, das ist nach Spörgel, der in die Brache gesäet worden, auch wohl nach anderem Sommergetreide; man läßt ihn aber nicht auf Winterroggen, wohl aber diesen auf ihn folgen. Dreische, das ist Schafdreische, weil man auf hohem trocknem Boden wohl keine andere findet, soll nicht zu Sommerroggen taugen.

Die Feldzubereitung und Behandlung ist folgende. Das Land wird schon vor Winter gepflügt, und vom Unkraute, namentlich den Quecken, gereiniget. Im Februar wird der Dung aufgefahren, denn ohne Dung will er auf einem solchen Boden nicht wachsen. Der Dung, der sich am besten dazu eignet, ist der der Schaafställe, wo, wie schon erinnert worden, immer mit Heideplaggen eingestreuet wird; es gehören aber 20 bis 22 Fuder dazu, statt daß man mit sonstigem Strohstallmist mit der Hälfte zureicht. Auf jeden Fall muß der Dung vorher tüchtig

gegohren haben, also rott seyn, es sey denn auf schwerem feuchten Boden, wo der frische Dung Vorzüge hat. Man pflügt ihn unmittelbar vor der Einsaat unter, und zwar nicht tiefer, als daß er so eben mit Erde bedeckt ist, und so viel, daß man die Saat eineggen kann, ohne den Dung in die Höhe zu bringen.

Man nimmt, da die Körner etwas kleiner sind, als die Winterroggenkörner, auch etwas weniger Saamen davon, als von diesem, auf schwerem nassem Boden aber ein geringes mehr, vermuthlich weil dieser Boden nicht eben so gut dazu geeignet ist wie der trockene.

Die Saatzeit fängt in der Mitte des Februars an und dauert bis Ende März, aber nicht länger. Die beste Zeit ist der Anfang dieses letzten Monats, denn wenn starke Kälte nach der Aussaat eintritt, so setzt solche den Roggen immer etwas zurück. Wird er später ausgesäet, also gegen Ende des März, so leidet er bei starker Sommerhitze, reift vor der Zeit und bringt nur unvollständige Körner. Seine gewöhnliche Reife tritt 8 bis 14 Tage später als die des Winterroggens ein. Sein Ertrag ist um ein Drittel geringer, als der des letztern. Dabei steht er im Preise um ein Siebentheil niedriger, indem er seiner Kleinheit wegen mehr Kleien giebt als der Winterroggen. In dem Gewichte verhält er sich zu diesem wie 20 zu 23. Man läßt ihn zum Verkaufe selten rein, sondern mischt ihn mit dem letztern. Die Branntweinbrenner verlangen ihn gar nicht. Er ist und bleibt also nur eine Nothhülfe.

Der Sommerroggen hat das Gute, daß er den Dung nicht alle aufzehrt, so daß der Winterroggen ungedüngt sehr gut auf ihn folgen kann. Man nennt dann diesen Folge-Roggen. Jener kann zwar auch diesem zur Folge dienen, aber nur schlecht, wenn nicht von neuem dazu gedüngt wird.

Auch in dem Dellbrückschen dient der Sommerroggen nur als Nothstütze, wenn man mit dem Winterroggen nicht hat fertig werden können, oder nicht Dung genug dazu gehabt hat. Das Land wird im Frühjahre dazu gestrichen, dann gedüngt und einmal gepflügt. Ist das Land rein, wie z. B. nach Buchweitzen, so fällt das Streichen weg. Man säet ein Achtel

weniger als Winterroggen. Die beste Zeit ist im März oder Anfangs April, doch säet man ihn in der Sende noch wohl Anfangs Mai. Der früher gesäete ist durchgehends besser als der spätere. Sprüchwort, daß man auf Petri Stuhlfeier (22. Februar) Morgens noch Winterroggen säen könne, Nachmittags aber schon Sommerroggen säen müsse. Sein Ertrag ist um ein Viertheil geringer als der des Winterroggens. An Qualität schätzt man hier beide gleich. Gegen die Zeit der Saat steht der Sommerroggen manchmal noch höher im Preise als der Winterroggen. Sie erfordern beide eben viel Dung, und können beide auch hinter einander folgen, doch geht gewöhnlich der Sommerroggen vor. Dieser hat das Unangenehme, daß er ein stark verquecktes Land hinterläßt. Ich fand hier einen sehr intelligenten Landwirth, Namens Westermeyer, der behauptet, daß der Saatroggen, der nicht zur vollen Reife gekommen, der beste sey, und nicht allein leichter aufgehe, sondern sich auch besser mache und halte.

Sommerweitzen. Wenn nur der Boden sich in einem guten Dungzustande befindet, so qualificiren sich beinahe alle Bodenarten zu diesem Getreide. Daß er den Boden weniger als die Gerste angreife, behauptet man im Elsaß. Er gedeiht vorzüglich nach Kartoffeln. Diese Erfahrung stimmt also allenthalben überein. Ungeachtet dessen will er doch von neuem gedüngt seyn, wenn gleich zu den Kartoffeln gedüngt worden ist. Ohne frisch aufgebrachten gerotteten Dung will er hier nicht wachsen. Der Dung wird unmittelbar vor der Saatfurche aufgebkacht, und der Weitzen in die frische Furche gesäet. Die Zeit der Einsaat dauert vom 23. April bis 2. Mai. Auf nassem Boden läßt er sich auch etwas später säen. Man nimmt ein Viertheil weniger Saatkorn, als man Roggen nehmen würde.

Das Korn giebt weder so gutes Mehl noch so weißes Brod, als das vom Winterweitzen. Da der Sommerweitzen sehr dem Brande unterworfen ist, so muß das Korn erst gewaschen und wieder getrocknet werden, ehe man es zur Mühle bringt. Es liefert nicht so viel Mehl als der Winterweitzen und verhält sich im Gewichte zu diesem kaum wie 9 zu 10. Da das Brod davon immer etwas schwärzlich, und, was

bemerkungswerth, auch fester ist, als das Winter-Weizenbrod, so wird der Sommerweitzen von den Bäckern nicht gekauft. Uebrigens hat er das Gute, daß der Winterroggen vorzüglich darnach geräth und gut scheffelt.

Buchweitzen säet man in der letzten Hälfte des Mai. Man braucht halb so viel Saamen als vom Roggen. Man dreischt entweder sogleich bei dem Einfahren in die Scheune, oder im Winter. Zu dieser Frucht wird in dem Dellbrückschen dreimal gepflügt, ein mal mit 2 und die andern male mit 3 Pferden zu einer Tiefe von 6 bis 8 Zoll. Nach dem letzten Pflügen und Eggen bleibt das Land 10 bis 14 Tage liegen, damit der Hederich ausschlage. Darauf wird der Buchweitzen gesäet, 1 Scheffel per Morgen. (0,64 nach Pr. Getreide- und Flächenmaaße.)

Man eggt ihn mit vorwärts gerichteten eilf Zoll langen Zinken scharf und auf das sorgfältigste ein, um zugleich das Unkraut zu zerstören. Allein es heißt wohl: naturam expellas furca, tamen usque repellit; daher wird acht Tage nach der Einsaat, wo der Buchweitzen anfängt zu keimen, alles noch einmal kurz und klein vereggt. Die Egge wird dabei schräg eingehangen, so daß die Zähne weder vorwärts noch rückwärts sondern seitwärts gerichtet sind. Diese Eggungsart, wovon auch in den Niederlanden häufig Gebrauch gemacht wird, ist zur Zerstörung des eben aufkeimenden Unkrauts vortrefflich. Die gewöhnliche Saatzeit des Buchweitzens ist vom 16. April bis zum 2. Mai. Wie vielen Zufällen diese Frucht unterworfen, ist bekannt. Ein einziger kalter Nebel reicht zu, die ganze Saat zu zerstören. Man kann daher in drei Jahren nur auf eines zählen, wo er einschlägt. In äußerst günstigen Jahren hat man hier wohl das 18te Korn oder eben so viel Dellbrücker Scheffel vom Morgen. Im Durchschnitte aber nimmt man seinen Ertrag vom Morgen zu 10 Scheffel an. (6¼ Berl. Scheffel vom Magdeb. Morgen.) Das Stroh des Buchweitzens ist von äußerst geringem Werthe, dagegen hält man seinen Anbau für ein den Boden verbesserndes Mittel.

Der Buchweitzen wird im Werthe der Gerste gleichgesetzt, und manchmal erreicht er den des Roggens. Er wird bei der

Erndte gemähet, in Stücken aufgesetzt und gebunden. Nach 14 Tagen guter Witterung wird er eingefahren, und meistens vom Wagen weg, doch auch einigemal im Winter, gedroschen. Das Kaff mit dem Staube der Blätter wird trocken an die Kühe verfüttert.

## X. Cultur der Futtergewächse.

Futterkräuter. Man kennt hier nur zwei, Klee und Spörgel.

Man säet den Klee in Roggen, Hafer, Gerste, Leinsaamen und Sommer-Rübsen. Sehr oft wird die Gerste grün abgefüttert, und da hat man schon im ersten Jahre zwei Futterschnitte, und ganz gewiß ist dieses auf einem nicht zu mächtigen Boden eine vortreffliche Methode, indem er dadurch eine zweijährige Ruhe gewinnt. „Uebrigens, sagte mir jemand, ist meiner Erfahrung nach der Sommer-Rübsen die beste Ueberfrucht für den Klee. Da jener nicht zu dichte steht, so wird dieser nicht zu stark überschattet. Da endlich der Rübsen ausgezogen wird, so wird dadurch der Boden um den Klee her etwas aufgewühlt.“

Das Quantum der Einsaat ist nach den Gegenden sehr verschieden, 8, 9, 10 Pfund ist das gewöhnlichste. An einem Orte fand ich 7 Pfund, dagegen sieht man in der Gegend von Bocholt 12 Pfund als das Minimum an, das man nehmen darf. Man mischt hier auch wohl noch ein Pfund weißen Kleesaamen darunter, weil dieser, wenn die Gerste, und nachher der rothe Klee abgemähet worden, nicht so sehr berührt wird, demnach den kahlen Boden vor der Sonnenhitze deckt, wornach der rothe Klee zwischen ihm in höhere Stengel auftreibt. Diese Methode mag auf Sandboden ihren guten Nutzen haben.

Allenthalben wird der Klee überdüngt. Einige verlangen hierzu langen Stallmist, andere nur kurzen vermoderten. Einige ziehen den Pferdedung dazu vor. Da, wo der Klee Gefahr läuft, auszufrieren, ist der lange Mist gewiß vorzuziehen. Die, welche dafür sind, bringen ihn gegen Anfang Decembers, am

liebsten bei regnigter Witterung, auf, wodurch die Dungtheile sich dem Boden mittheilen. Das Stroh bleibt, um gegen den Frost zu schützen und den Schnee darin zurück zu halten. Im Frühjahre wird dieses abgeharkt, und zum Einstreuen gebraucht. Es gehören 6 bis 7 Fuder solchen Mistes auf einen Morgen. Man setzt auch einen Compost von Mist, Asche, Kehricht und Moder zusammen, läßt den Haufen über Winter stehen, und überdüngt damit im Frühjahre. — Man düngt noch mit Modererde, Mergel, Asche, selten mit Gyps.

Da der hohe Sandboden nicht für den Klee geeignet ist, und anderswo die Pachtverhältnisse ihm entgegen stehen, so ist sein Anbau hier ohne Bedeutung, und nur an den glücklichsten Orten mag er ein Zehntel des Areals einnehmen. Durchgehends steht er außer dem gewöhnlichen Fruchtumlauf und wird auf einige Nebenplätze beschränkt. Bei Stallfütterung gehören nach hiesigen Erfahrungen 75 bis 100 Quadratruthen guten Klees auf eine Kuh im Sommer, die aber nebenbei noch etwas Zufutter bekömmt. Wer also auf 80 Scheffel Gesäe = p. p. 44 Morgen Ackerland 2 Pferde, 1 Zugochsen, 9 Kühe, 4 Rinder und 4 Kälber hält, der müßte schon 14 bis 15 Scheffel guten Klee, also den 6ten Theil seines Areals in Klee haben, ein Fall, in welchem sich nicht ein Wirth in ganz Westfalen befindet. Man ist froh, wenn man $^1/_{30}$ daselbst in Klee sieht. Außer den Pferden bekömmt das andere Vieh wenig davon zu fressen; es kann also auch an keine Stallfütterung gedacht werden. Man sollte Prozessionen nach Thushausen in der Bauerschaft Sporck, Kirchspiel Bocholt, anstatt nach Kevelaer und andern Wallfahrtsorten, veranlassen, und der Bauer Johann Wilhelm Boß müßte sie, mit einer großen silbernen Medaille am Halse hangend, empfangen, und durch seinen Kuhstall um seine Aecker herumführen.

Was man gegen den Klee einwendet, ist, daß seine Benutzung nur ein Jahr dauert, und dieses scheint zu geringe, als daß man sich Mühe darum geben, etwas anders auf dem Felde entbehren und noch so vielen Dung darauf verwenden soll. Man sieht also nur auf das, was er unmittelbar leistet, und nicht auf die mittelbare Wirkung, die er zum Besten des Ganzen

hervorbringt. Um den vermeintlichen Verlust der ersten Auslage für den Klee wieder einzuholen, sucht man seine Lebensfrist noch um ein oder zwei Jahre zu verlängern; dabei verqueckt das Land von Grund aus, und man zieht sich so einen wirklichen Schaden zu. Kartoffeln allein können nachher einen solchen Boden wieder in Stand bringen. Daß bei einem solchen Verfahren aller Einfluß des Klees auf Boden und Wirthschaft verschwinde, leuchtet von selbst ein. Mit Kartoffeln hätte man anfangen und nicht endigen sollen, und so würden Kartoffeln und Klee, in der Wirthschaft verzehrt, das Doppelte an Dung wiedergegeben haben, was man darauf verwendet hat.

Zum Glücke fehlt es auch in Westfalen nicht an einigen guten Oekonomen, die weiter sehen als der große Haufen, und aus Erfahrung bezeugen, daß der Körnerertrag seit Einführung des Kleebaues gewonnen habe. Einer derselben, Geucking bei Südlhon, behauptet, daß die Kleestoppel nur sehr flach untergepflügt werden darf, wenn Roggen eingesäet wird, ohne welches dieser vergehe.

Ausgenommen müssen von dem Kleegesetze werden, 1) der allzu hohe dürre Sand, 2) der auf eisenhaltigem und moorigem Untergrunde aufsitzende Boden, 3) eine seichte Ackerkrume über einer strengen Thonschichte, als welche zwei letztere Bodenarten leicht auffrieren, 4) ein schwarzer Grund, der auf rothem Ocker liegt. Hier geräth der Klee nur schlecht, und bei Dürre und Kälte gar nicht.

Es ist hier wohl nicht das Land zu Luzerne; sie stirbt selbst im besten Gartenlande schon im dritten, vierten Jahre ab. Indessen wenn ich denke, daß ich in der Pfalz prachtvolle Luzerne auf baarem Sande gefunden habe, so läßt sich ihr Anbau auch hier nicht allgemein ausschließen; desto mehr aber würde die Esparsette an einigen Orten, die häufig Kalk und Mergel zur Unterlage haben, wie zu Borcken, Wesecke, Südlhon und vorzüglich in der Gegend von Rheine passen. Das Herz blutete mir, als ich eine solche Strecke und einen solchen Boden, wie der, welcher an den Gärten von Rheine anfängt und sich bis nach Mesum erstreckt, zur gemeinen Hut verdammt sah, mehrere Hundert Morgen vielleicht, wo man nur den Pflug anzu-

setzen braucht, um jede Getreideart zu erzielen. Ein trockener sanfter Abhang mit einem kalkhaltenden Untergrunde, den schon jetzt in seinem verlassenen Zustande die schönste Grasnarbe deckt, dieser Boden würde sich meiner Meinung nach über alles zur Esparsette eignen, und alsdann würde der zehnte Theil dieses schönen Landstrichs mehr Nutzen bringen, als jetzt das Ganze. Wahrlich hier schreit die Natur um Hülfe, und weg mit denen, die um einiger Schafe und ihres Privateigennutzes wegen durch Stärke und Einfluß sich der Theilung zum Nachtheile aller übrigen Interessenten und des Staates widersetzen! Ohne sie, wie sollte diese Wüste blühen und Manna von der Höhe darauf herab regnen! — Es würde mehrere intelligente Wirthe geben, die sich gern mit dem Versuche, Esparsete zu säen, auf verschiedenen Punkten abgeben, wenn Saamen zu haben wäre.

Spörgel ist das rechte Grün der Sandländer, und wenn er der Quantität nach nicht viel beibringt, so kostet auch seine Bestellung wenig Arbeit, und seine Qualität als Rindviehfutter ist unübertrefflich; wird aber geweidet, so verbessert er das Sandland. Auf schwerem Boden kömmt er zwar auch, aber hier ist das Abtütern schädlich. In der Brache gebaut, gewährt er ein kostbares Heu, und bereitet den Boden vortrefflich zum Roggen vor. Sein Saame und Saamenstroh sind ein sehr gutes Futter. Mähet man ihn vor der Blüthe, so kann man ihn, nach Bußmanns Versicherung, noch einmal einschneiden. — Man tütert den Herbstspörgel auf dem Felde ab und bringt ihn nicht, wie in Brabant, zwischen zwei Roggenerndten, sondern nur nach dem zweiten oder mageren Roggen und läßt dann Buchweitzen folgen. — Eine besondere Bemerkung, die in Westfalen allenthalben bekannt ist, ist, daß das Vieh, wenn es von der Spörgelweide kömmt, aus einem mir unerklärbaren Instinkte, mit größter Begierde das Heidekraut aufzehrt, daher man es ihm auch da, wo Gelegenheit dazu ist, sehr gerne gestattet.

Bußmann, als Stallfütterungswirth, mähet seinen Spörgel. Da ihm alles daran liegt, ihn früh im Herbste und in allmählicher Folge zu haben, so mähet er einen Theil seines

Roggens noch ehe er seine volle Zeitigung erreicht hat. Diesen Roggen legt er zum Schneiden für Pferdefutter zurück, und ich bin überzeugt, daß er so zu diesem Gebrauche nichts verliert, indem dasjenige, was dem Korn an Vollständigkeit fehlt, durch die bessere Qualität im geschnittenen Strohe ersetzt wird. Dieser abgeerndtete Streifen wird dann sogleich mit Spörgel bestellt. Bald darauf nimmt er ein zweites Stück Roggen vor, also beim Anfange der Erndte, und bringt Spörgel an die Stelle; ist die Roggenerndte vollendet, so besäet er den Rest. Bei dem früher bestellten Spörgel braucht er $^1/_4$ Scheffel Samen auf 400 Ruthen, bei dem spätern, der mehr Zeit hat auszuwachsen, nur $^3/_{16}$.

Die Bestellungsart für den Spörgel ist folgende. Die Roggenstoppel wird möglichst flach umgepflügt. Tiefpflügen, oder zweimal Pflügen taugt durchaus nicht. Man vereggt mit der leichten Egge, welches man hier schlichten nennt, säet, schlichtet wieder und walzt. Je feiner die Krume verpulvert ist, und je fester gelegt, desto besser geräth der Spörgel. Wenn Bußmann den Spörgel abgemähet hat, so läßt er die Stoppel sogleich umbrechen, schlichten, düngen, zur Saat pflügen und Roggen säen, ohne daß dieser Roggen einem andern Mistroggen, dem kein Spörgel vorangegangen, nachstehe. — Er säet auch Spörgel im März auf solche Aecker, wo er in demselben Jahre Kartoffeln oder Kohl hinpflanzen will. Daß Bußmann auf seinem kleinen Areal 1815 — 3600 Ruthen Herbstspörgel gehabt habe, glaube ich schon gesagt zu haben.

In dem Dellbrückschen nimmt man $^1/_8$ Scheffel Spörgelsamen auf den Morgen. Wenn man des Spörgels nicht ängstlich als Futter bedarf, so wird er mit der Egge verrissen und umgepflügt.

Wurzelgewächse. Pastinacken. Man säet sie unter dicke Bohnen, und wenn diese abgebracht sind, so läßt man jene über Winter im Felde stehen, um sie im März und April zu verfüttern; sie geben aber der Milch und Butter einen unangenehmen Geschmack. Sie werden auch nur von armen Leuten gegessen. Man klagt, daß die Wurzeln von Jahr zu Jahr dünner werden, wogegen das Samenverändern nichts hilft.

Es kömmt wahrscheinlich daher, weil, da man sie nur im Gartenfelde zieht, sie zu oft auf derselben Stelle wieder kommen, und sie, hiesiger Erfahrung nach, sich mehr, als Klee oder Flachs, hassen.

Zu den Möhren wird gepflugspatet. Ich habe schon früher erwähnt, daß ein Möhrenland, hier Wurzelbeet, an einigen Orten einen ganzen Garten bildet. Beispiels halber der Ertrag, den ein Bürger von Bochold 1815 von 100 Quadratruthen gehabt hat. Der Anschlag des Werths ist in Cleviſchem Gelde.

| | |
|---|---|
| 12 Karren Möhren mit Laub | 18 Rth. |
| Sommer-Rüben, überhaupt geringe angeschlagen | 2 = |
| 1 Scheffel Erbsen | 4 = |
| 6 Scheffel trockene dicke Bohnen | 15 = |
| Total | 39 Rthl. |

Die Kosten waren folgende:

| | | |
|---|---|---|
| 6 Fuder Stallmist aus Stroh | 12 Rthl. | 0 Stbr. |
| Auffahren desselben (lag nahe) | 1 = | 0 = |
| Aufladen desselben einen halben Tag | 0 = | 12 = |
| Breiten desselben einen halben Tag | 0 = | 12 = |
| Unterpflügen desselben einen halben Tag | 0 = | 50 = |
| Einstoßen desselben in die Furche | 0 = | 12 = |
| Zusammen | 14 Rthl. | 26 Stbr. |

Da aber ein Wurzelbeet ein Nachsäen ohne fernern Dung gestattet, so kann ihm nur die Hälfte der Mistkosten, also 7 Rthl. 13 Stbr. Cleviſch, zur Last geschrieben werden.

| | | |
|---|---|---|
| Also hier | 7 Rthl. | 13 Stbr. |
| Das Land im Mai mit 2 Pferden zu pflügen, einen halben Tag | 1 = | 0 = |
| 8 Menschen zum rajolen, — hinter dem Pfluge spaten — einen halben Tag | 1 = | 12 = |
| Ein Weib zum Einlegen der Erbsen und Bohnen, ein anderes | | |
| Latus | 9 Rthl. | 25 Stbr. |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Transport | 9 | Rthl. 25 | Stbr. |
| zum Säen, dann beide zum Rechen und Einharken | 0 | = 20 | = |
| ½ Scheffel Bohnen Aussaat | 1 | = 15 | = |
| ⅛ Schfl. Erbsen höchstens | 0 | = 30 | = |
| Für Möhren und Rübsamen | 0 | = 25 | = |
| 6 Weiber zum Jäten, einen Tag | 2 | = 0 | = |
| Erndte- und Einfuhrkosten | 2 | = 40 | = |
| Erbsen- und Bohnen-Stroh ist fürs Dreschen weggelassen worden. | | | |
| Total sämmtlicher Unkosten | 16 | Rthl. 35 | Stbr. |

Von dem Ertrage ab bleiben, Landpacht und Grundsteuer nicht gerechnet, 22 Rthl. 25 Stbr.

Die Möhren werden durchgehends einen Fuß lang, und haben bei der Krone 1 bis 2½ Zoll im Durchmesser. Ihr Ertrag giebt zwischen 10 und 20 Pferdfrachten vom Morgen. Die unter dem Lein erzogene sind die schmackhaftesten, man thut solches aber nicht leicht in den Gegenden, wo der Flachs den Hauptgegenstand der Cultur macht. Ob man gleich in der Regel Roggen auf die Möhren folgen läßt, so zieht man doch den Hafer und die Kartoffeln dazu vor, und das mit Recht.

Zu Kartoffeln mag man gern pflugspaten (rajolen). Man bringt am liebsten den Dung dazu in der Mitte März auf. Dasselbe gilt auch von den Möhren. Man streicht den Dung nur so eben unter, damit er gedeckt werde. Eilf zweispännige Fuder reichen zu. Die Kartoffeln werden noch an den wenigsten Orten behackt! Kartoffeln, in derselben Gattung Boden gezogen, arten mehr und mehr aus; die besten sind, welche man vom Klei auf den Sand bringt. Dieselbe Erfahrung, die ich davon für den Münsterländischen Klei angeführt habe, bestätigt sich also auch auf dem Sande. Werden die Kartoffeln gehörig behandelt, so geben sie 100 und mehr Scheffel vom Morgen.

Nach Kartoffeln, die gehörig behackt und von allen Quecken rein gehalten werden, geräth alles, zumal der Lein.

## XI. Cultur der Handelsgewächse.

Der Lein- oder Flachsbau allein verdient in dem Münsterschen unsere Aufmerksamkeit; er ist hier mehr oder weniger, was er für das Ravensbergsche und Mindensche ist. Ohne ihn könnte die Bevölkerung in den Sandgegenden des Münsterlandes, besonders in dem westlichen Theile desselben, nicht bestehen.

Als häuslichen Erwerbzweig führe ich ein mir bekanntes Beispiel von einem Zeitpächter auf einem Halberbe an, welcher in den vier Wintermonaten $^{1815}/_{1816}$ wöchentlich 30, zusammen 500 Stück Garn, aus eigenem Flachs, durch seine eigene Leute nebst einer besoldeten Spinnerin hat abspinnen lassen. Da er aus jedem Stück $^1/_8$ Laubthaler löste, so machte dies für diese kleine Familie eine Summe von beinahe 100 Rthlr.

Meistens aber wird der selbstgesponnene Flachs von der Familie des Producenten auch verwebt, wenn sie gutes Wasser hat, gebleicht, und dann erst verkauft. Die Gattungen sind: a. Breittuch zu $1^1/_2$ brab. Elle Breite, oder Fünfvierteltuch zu $^5/_4$ Elle Breite. Die Länge von beiden ist von $51^1/_2$ brab. Elle, gleich $53^3/_4$ Berliner Elle, die brab. Elle zu der Berliner wie 695 zu 666. b. Schmaltuch, solches mißt nur eine Elle in der Breite, und hat keine bestimmte Länge. Es wird von gröberem Garne angefertiget. c. Wergentuch aus Hede. Wird diese fein gehechelt, so dient das Linnen davon geringen Leuten zu Hemden, sonst zu Säcken u. s. w.

In den bessern Flachsgegenden wird mehr Breittuch angefertiget. Das gemeinste hält 1100 Fäden über den Baum und durch den Kamm auf eine Breite von $1^1/_2$ Elle. Das feinere hat bis 1400 Fäden, ja man hat welches von 2000 Fäden zur selben Breite gemacht. Man sagt daher bei der Beurtheilung der Feinheit: es ist eine kleine oder große Eilf. Eine kleine hat zwischen 1050 und 1150 Fäden, eine große Eilf hat 1150 bis 1200 Fäden; eine Zwölf hat 1200 Fäden und darüber. Eine große Eilf oder eine Zwölf wird gebleicht zu 15 bis 16 Rthr. verkauft. Die Elle zu bleichen kostet 3 Stbr. Die feinste

Leinwand wird um Borcken und Raesfeld gemacht. Ein emigrirter Prälat aus Flandern, der sich mehrere Jahre in Borcken aufhielt, hat sich vieles Verdienst um die Verbesserung der Cultur und Behandlung des Flachses, so wie der Feinspinnerei und Weberei, erworben.

Seitdem der Flachs nicht mehr im Wasser, sondern im Thaue geröbet wird, hat die Leinwand an äußerer Schönheit, wiewohl auf Unkosten ihrer innern Güte, gewonnen. Der gedeichte Flachs bleibt stärker, also auch die daraus gewebte Leinwand. Auch im Gewichte findet sich dieses um 2 Pfund auf das Stück schwerer, als das im Thaue geröbete. Es würde zwar vortheilhaft seyn für den eigenen Gebrauch, wobei es mehr auf die innere als äußere Güte ankommt, im Wasser zu röden, allein es geschieht nicht, vermuthlich um sich nicht zweierlei Arbeit zu machen.

Die Zahl der in den Handel kommenden Stücke hat sich durch das eingeführte Spinnen mit zwei Händen sehr vermehrt. Diese Spinnart hat in der Gegend von Borcken ihren Anfang genommen, wo man auch bequeme, wenig Raum einnehmende Räder dazu anfertigt. Es giebt Weiber, die im Stande sind, 5 Stücke Garn auf jene Weise zu spinnen. Das so gesponnene Garn soll sich sehr gut zum Weben schicken, indem das mit der rechten Hand, etwas fester gedrehte, zu der Kette, und das losere der linken Hand zu dem Einschlage genommen wird.

Der Flachsbau ist hier noch immer im Steigen, und würde es im Amte Bocholt noch mehr seyn, wenn die Zeitpächter, deren es daselbst so viele giebt, nicht der Naturalabgabe der dritten Garbe, und daher dem unveränderlichen Fruchtwechsel von Roggen, Roggen, Buchweitzen unterworfen wären. Würde ihnen erlaubt seyn, diesen manchmal gegen eine Vergütung in Gelde zu unterbrechen (welches auch zugleich für Klee und Futtergewächse statt haben müßte), dann würden die seit Jahrhunderten mit schlechten Heideplaggen abgespeisten Aecker auch einmal besseren Dung zu sehen bekommen, einer besseren Wartung gewürdiget werden, und die Cultur überhaupt, so wie der innere Wohlstand der Zeitpächter-Familien sich erheben. Auch

wird die Theilung der Marken nicht wenig zur Erweiterung des Flachsbaues beitragen.

Daß wir endlich noch mehr Leinwand nach Holland absetzen könnten, als wirklich geschieht, beweist ihr steigender Preis.

Ein großes Hinderniß bei diesem Handel ist, daß er zu sehr vereinzelt wird. In Borcken, wo doch so vieles und gerade das beste Linnen gemacht wird, handelt schon kein Bürger mehr damit. Die Bauern haben den ganzen Handel vor und nach an sich gezogen, und ganz gewiß zu ihrem Schaden. Mit dem Handelsgeschäfte unbekannt, ohne Correspondenz und Bekanntschaft solider Häuser, fallen sie den holländischen Juden in die Hände. Der gutmüthige Bauer borgt, wird betrogen, und um aus dem Schaden zu kommen, betrügt er wieder. Selbst Bauerknaben geben sich mit diesem Handel ab, laufen hin und her, verzehren ihr Geld und entwenden der Cultur ihre Zeit. Das sind die Folgen der französischen Philanthropie und der Handels-Patente, die den Kundigen wie den Unkundigen für ein Paar Franken zu Dienst stehen. Die Cultur gehört dem Bauern und der Handel dem, der eine eigene Profession davon macht.

Man säet den Flachs entweder nach Getreide, oder nach Kartoffeln, oder in eine Dreische. Nach Getreide muß nothwendig gedüngt werden. Solches geschieht entweder im März oder April, nachdem die Getreidestoppel im vorhergehenden Herbste umgerissen worden war, oder man düngt auch und zwar noch lieber vor Winter. Nach wohlgedüngten Kartoffeln bedarf es zu dem Flachse keiner fernern Düngung. Man pflügt aber auch dann vor und nach Winter. Die ungedüngte Narbe einer guten Weide eignet sich am besten zum Flachse. Man bricht sie vor Winter auf, und bereitet sie im Frühjahre blos durch Eggen und Walzen zur Einsaat vor. Nach diesem Dreischlein folgt im zweiten Jahre, wo die nun verfaulte Grasnarbe wieder heraufkömmt, Roggen oder Hafer. Darauf wird stark gedüngt, 2 bis 3 Jahre mit der Einsaat verschiedener Früchte losgesündiget, und bei der letzten derselben weißer Klee mit ausgesäet. Würde die Sache mit einer Erndte nach dem starken Düngen beschlossen, so wäre an dieser Cultur nichts auszusetzen;

allein der Mensch weiß sich nur schwer in dem Genusse des gegenwärtigen Augenblickes zu mässigen, und da muß er in der Folge büßen und gewärtigen, daß der Boden sich erst nach vielen Jahren wieder benarbt.

Nach meiner Erfahrung, sagte mir ein Freund, treibt ganz früh aufgefahrne Jauche, und ein Compost von Asche, Mist und Straßenkoth, welcher letztere aber schon einen Winter über muß gelegen haben, den Lein ganz vorzüglich.

Man säet den Flachs zu Anfange Mai, und nimmt auf ein Quadrat von 12 Schritt oder 144 Quadratschritt $^{3}/_{16}$ Scheffel, wenn es fremder, und $^{1}/_{8}$ wenn es selbstgezogener Saamen ist. Doch ist beides das minimum. Genauer ist wohl, was man mir in Südlhon angab: 1 Berliner Scheffel auf 100 Quadratruthen. Ueber den Saamen selbst sind folgende Bemerkungen nicht unpassend.

Man giebt hier allgemein dem Liefländischen Saamen den Vorzug. Durch die Sperrung des Seehandels unter den Franzosen hörte das auf, und man mußte sich begnügen, den schlechten Seeländischen zu säen. Das Uebel wurde durch das Freiheitssystem und den damit verknüpften Verfall der polizeilichen Maaßregeln, besonders solcher, die blos örtlich waren, noch vermehrt; denn nun suchte jeder mit Leinsamen zu handeln, und da keine Certifikate seiner Güte mehr vorgezeigt werden durften, damit zu betrügen. Dieses Uebel dauert noch zum Nachtheile manches unglücklichen armen Bauern fort, dessen Hoffnung dadurch für ein ganzes Jahr vernichtet wird.

## XII. Verschiedene Notizen.

Unkräuter. Die Quecke, die Königin des Sandes und Erbfeindin des Ackerbaues! Die hiesige Erfahrung bestätigt die Meinung des Staatsraths Thaer, daß sie durch zu vieles Eggen eher vermehrt, und nur durch oftmaliges Pflügen in hochaufgeworfenen Furchen, also in möglichst unebener Oberfläche, vermindert werde. Die denkendsten Landwirthe in Westfalen brauchen daher keine Egge mehr, wenn sie gebraacht haben. Auf kleinern Aeckern, und bei dem Flachsbaue werden

ſie mit der Forke ausgehoben, von Kindern aufgeleſen und in Körben weggetragen. Die Wurzeln dienen dann getrocknet der ärmeren Claſſe zum Winterfutter für das Vieh. — Ein hieſiger Oekonom behauptet, daß die Quecken durch wohlgedüngten Buchweitzen am beſten getilgt werden.

Die Bärbinde, (Feldwinde, **Convolvulus arvensis**), welche ſich um Korn und Flachs rankt, hat ſtarke tief eindringende Wurzeln. Sie wird am beſten durch Kleebau, Sommerbrache und Pflugſpaten, wie zu den Möhren geſchieht, vertilgt.

Der Ackerrettig. Sein Saame ſitzt in Hülſen, die nur dann erſt aufſpringen, wenn ſie an die Sonne kommen. Er kömmt unter Buchweitzen, Herbſtrüben und Spörgel ſtark hervor.

Die Horde (Klapperkraut, **Rhinanthus crista galli**) erſcheint vorzüglich unter dem Roggen. Der Saamen kömmt in Korn und Stroh, vergeht nicht unter dem Miſte. Sie artet beſonders in naſſem und moorigem Boden. Man hält ſie für ein ſo gefährliches Unkraut, daß man ſie zwiſchen dem ſchon reifenden Roggen auszieht, ſo vielen Schaden man auch dabei am Getreide thut. Sie iſt eines der ſchädlichſten Unkräuter hieſiger Gegend und ſchwer zu vertilgen. Bei ſchlecht ſtehendem Roggen nimmt ſie oft den ganzen Acker ein. Dem Brode giebt der Saame einen bittern Geſchmack. Tiefes und öfteres Pflügen, Reinigung des Saatkorns, Ausrupfen und Verbrennen der Pflanze vor ihrer Reife, ſind die Mittel, die man dagegen anwendet.

Das Heersmoos (**Equisetum palustre**). Da es, wie ich ſchon erinnert, die Weiden untauglich für das milchende Vieh macht, ſo müſſen die Grasänger, ſobald man es darin verſpürt, aufgebrochen, gedüngt und mit Früchten beſtellt werden. Ob es durch Sand, Kalk, Mergel, Lauge oder Aſche zu vertilgen ſey, müßte durch Verſuche entſchieden werden, wovon mir aber keiner bekannt iſt.

Die Wucherblume iſt, leider, nicht ſelten. Es iſt anerkannt, daß ſie durch Mergeln, wo nicht vertilgt, doch ſehr gemindert wird.

Das Moos in den Grasängern iſt durch Steinkohlenaſche

und Ruß auf eine kurze Zeit, dauerhaft aber durch Umbrechen des Bodens und Mischung mit gutem Sande zu vertilgen, indem es meistens über zähem, kein Wasser durchlassendem Grunde wächst.

Hauhecheln, Kandelwisch, Wolfsmilch, Flachsseide und eine Menge anderer Unkräuter dieser Gegend zeige ich nur an.

Besondere landwirthschaftliche Erfahrungen.

Man hält den überjährigen Roggen für untauglich zum Säen. Ein westfälischer Landwirth, Schlüter zu Schüttenstein, dem der Roggen auf dem Felde erfroren war, ließ ihn schneiden und streute zwischen die eingefahrenen und aufgeschichteten Garben so viel alten Roggen, als das Stroh ungefähr, ohne den Frostschaden, würde getragen haben. Er ließ den Haufen bis zur Saatzeit auf einander sitzen und säete dann den wiedergesammelten alten Roggen, und er gab eine eben so gute Erndte, als der beste neue.

Der Bauer drischt den Saatroggen erst unmittelbar vor der Einsaat und nimmt nicht gern von dem aus der Sonne gedroschenen Korne dazu.

Nicht völlig reif gewordener Roggen giebt das schönste Brod. Zum Branntweinbrennen aber schickt er sich nicht.

Roggen von hohen Sandländern gedeiht vorzüglich, wenn er auf etwas bessern Boden gesäet wird.

Wird der Saamen von dem weißen Hafer mehrmals nacheinander in hiesigen Gegenden aufgenommen, so wird er immer brauner und sein Mehlgehalt immer geringer. Der Scheffel Braunhafer wiegt 45 Pfund, Roggen 84, Weitzen 94, Sommergerste 71.

Daß einige todte vermodernde Krebse auf dem Kornboden ein Mittel gegen den Kornwurm seyn sollen, wurde mir auch hier bestätiget.

## Siebenter Abschnitt.

### Bäuerliche Verhältnisse und Zustand der Landwirthschaft auf dem Hellwege der Grafschaft Mark und des Herzogthums Westfalen *).

---

### I. Vertheilung des ländlichen Grundeigenthums.

Die Landwirthe wohnen mehrentheils in Dörfern zusammen, weniger auf abgesonderten sich nahe liegenden Höfen, oder einzeln auf zerstreuten Colonaten. Das Land auf dem linken Ufer der Lippe hat ein ganz anderes Ansehen, eine ganz andere Cultur, ganz andere Menschen, als auf dem rechten Ufer. Koppeln, Kämpe, vereinzelte, in ihrem Gehölze steckende, von allem Verkehr abgeschnittene Colonate, wie man sie im Münsterlande findet, verschwinden mehr und mehr; der Acker liegt frei und offen, für das Auge oft zu unbegrenzt, da; die

*) Nur von dem niederen Theile dieser beiden Provinzen, dem schönen und fruchtbaren Erdstriche, der unter dem Namen des Hellweges sich zwischen Ruhr, Möhne und Lippe von der Gegend von Essen aus bis zu dem Paderborn'schen hinzieht, wird in gegenwärtiger Abhandlung die Rede seyn. Boden und Cultur dieses flachen Theiles sind von der daranstoßenden Gebirgsgegend so sehr verschieden, daß sie in der Beschreibung unmöglich zu vereinigen, noch selbst ohne die größte Verwirrung neben einander aufzustellen sind. Beide Gegenden bleiben also getrennt, und der flache Theil komme in dieser, der Gebirgstheil in einer andern Abhandlung vor.

Feldstücke liegen gemischt untereinander. — Alles hat seine Ausnahmen, sodann auch dieses, und das Angeführte gilt nur für den größern Theil des Landes. Einzelne, auch zu 3 bis 4 zusammenliegende Höfe finden sich allerdings, und um sie kreisen ihre Besitzungen, prangen ihre Bäume, grünen ihre Wallhecken. Wir sind noch Westfalen, haben also noch immer die Spuren der ersten Ansiedlung unserer Väter, die anderwärts meistens verwischt sind, vor uns. Selbst die Dörfer sind nicht so wie anderswo, oder doch nicht so häufig, straßenförmig zusammengebaut; sondern jeder Bauerhof darinnen hat in der Regel seinen geschlossenen, ziemlich weitläuftigen und mit Bäumen besetzten Hofraum, auf dem sich die Wirthschaftsgebäude nebst einigen Einliegerwohnungen befinden.

Da die Dorfschaften klein sind, so liegen die Ländereien meistens in der Nähe, und die Ackerpferde haben nicht nöthig, wie im Paderborn'schen, sammt dem Futtertroge und Traukfaß zu Felde zu ziehen.

Man hat an einigen Orten Vollbauern, Halbbauern, Kötter, Einlieger, an andern Schulzen, Bauern u. s. w., an andern Schulzen, Halbschulzen, Drillinge, Pferde-Kötter, Kuh-Kötter, Brinksitzer; an andern Vollspanne, Halbspanne u. s. w. Schulzen sind solche, welche 6 und mehr Pferde auf ihrem Colonate halten, Halbschulzen, welche 4—5 Pferde halten müssen; Drillinge, welche ihrer 3 haben; Kötter, welche 1 bis 2 Pferde, auch wohl einen Ochsen oder ein Maulthier halten.

Auf dem Hellwege rechnet man auf jeden Pflug, das ist, jedes Gespann von 2 Pferden, ein Areal von 40 bis 60 Magdeburgischen Morgen, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Entfernung der Grundstücke. Die Wirthschaften von 2 Pflügen, also von 80 bis 120 Morgen Ackerland, sind die gewöhnlichsten.

In der Soester Börde und dem Amte Werl hat man — Soester Morgen zu 40,000 Quadratfuß = 234 rheinländische Ruthen und u 50,000 Quadratfuß gleich 294½ Rh. R. Da die Minima hier nicht erforderlich sind, so nimmt man für den ersten 1⅕, für den letzten 1⅖ Magdeburger Morgen an. Der Dortmunder Morgen leicht ungefähr 2 Magdeburger Morgen. Dem-

nach haben die größten Höfe im Amte Werl 200 bis 250 Magdeburgiſche Morgen. Dieſer giebt es aber wenige. In der Soeſter Börde enthalten die größten, aber ſeltenen Höfe 150 bis 250, die mittleren 60 bis 100, die kleinen 40 bis 50 Magdeb. Morgen.

Die Kötter bauen 5 bis 20 Morgen.

## II. Verkehr mit den Grundſtücken.

In der Grafſchaft Mark war früher, nach dem preußiſchen Conſolidations-Edikt, die Theilung eines ſteuerbaren Colonats verboten. Seit der Umwälzung des Alten durch die Fremdlinge ſind alle Grundſtücke dem freien Verkehr unterworfen. Auch in dem Herzogthume Weſtfalen waren die Höfe geſetzlich untheilbar. Der Colon konnte kein Grundſtück davon veräußern, verpfänden, nicht einmal ſublociren. Die Weisheit der franzöſiſchen Landes-Regierung hat die alten Fugen aus einander geſchlagen, und alles in infinitum theilbar gemacht.

Kauf und Verkauf einzelner Grundſtücke kommen ſehr häufig, die ganzer Güter ſehr ſelten vor. Seit einigen Jahren wird in der Mark der 25fache Werth des reinen Ertrags zur Baſis des Verkaufspreiſes angenommen.

Vor zwanzig Jahren wurde viel theuerer verkauft, weil damals mehr Geld unter den Bauern im Umlaufe war. Um Werl gab es in den neunziger Jahren Fälle, wo der Werlmorgen gutes Ackerland bis zu 500 Rthlr. Berliner Cour. (300 Rthlr. der Magdeb. Morgen) bezahlt worden iſt, für den jetzt nicht die Hälfte zu erhalten ſeyn würde. Wörtlich führe ich hier an, was ein Bewohner der Soeſter Börde mir über dieſen Gegenſtand mittheilt:

„Einzelne bei den Städten liegende Ländereien, ſagte er, werden nach Maaßgabe ihrer Lage und der größern oder geringern Güte des Bodens bezahlt.“

„Ehe der unglückliche Zeitpunkt, welcher durch die Ereigniſſe von 1806 veranlaßt wurde, eintrat, war unter unſern Landwirthen ein ſolcher guter Wohlſtand, daß ſie ſelbſt in der ſtädti-

schen Feldmark Ländereien ankauften, und den Cölln. Morgen mit 300, ja bis 350 Rthl. bezahlten.“

Allein das schwere, allen Muth und Fleiß niederdrückende Grundsteuer-System, welches die meisten Landwirthe und Güterbesitzer ihres baaren Geldes beraubt und den Werth der Grundstücke so sehr sinken läßt, hat zur Folge gehabt, daß Beispiele vorhanden sind, wo der Morgen Landes zu 100 Rthl. ausgeboten worden und sich dennoch keine Käufer gefunden haben. Eine übertriebene Besteuerung ist nicht das Mittel, um den Zustand der producirenden Menschenklasse zu verbessern.

Erb-Verpachtungen kommen bei Privat-Gütern wenig vor, öfter bei Domanial-Grundstücken. Dazu wird ein ökonomischer Nutzungs-Anschlag (der Reinertag des Guts) zum Grunde gelegt. Sind Gebäude vorhanden, so werden diese pro Taxato übertragen; Grund und Boden wird öffentlich zum höchsten Gebot ausgestellt.

Der Erbverpächter bedingt eine reine Revenüe in baarem Gelde, für deren Zahlung der Erbpächter Caution stellt.

Letzterer übernimmt nebenbei alle direkte und indirekte Staatsabgaben und Lasten, alle Cultur- und Verbesserungkosten. Nachlässe bei Unglücksfällen finden nicht statt. Der Erbpächter darf bei Verlust seines Anrechts die Pachtzinse keine zwei Jahre nach einander rückständig bleiben. Das Erbpachtsrecht geht unbedingt auf alle seine Erben und Nachkommen über; will er es aber an einen Dritten verkaufen, so muß dieses unter Rückfrage an den Erbverpächter, welcher sich das dominium directum reservirt, geschehen, und wird bei einer solchen Veräußerung die Zahlung des gesetzlichen Laudemii (2 p. Ct. vom Capitalwerth) vorbehalten.

Zeitpacht kömmt vor

a. bei einzelnen Grundstücken: Gärten, Ländereien, Weiden, Wiesen.

Die Dauer ist gewöhnlich 6 Jahre; die Pacht wird häufig durch öffentliches Ausgebot erzielt und jährlich in baarem Gelde bezahlt.

Der Pächter darf die Natur des Grundstücks nicht verändern. Bei den Gärten, Weiden, Wiesen finden bei der Wie-

derabtretung keine Anrechnungen von Meliorationen statt; Ländereien hingegen müssen, wenn sie direkt aus den Händen des Eigenthümers übernommen sind, in dem Dungzustand, worin solche angetreten worden, wieder zurückgegeben, oder das Deficit ersetzt werden. Wenn ein neuer Pächter eintritt, so muß dieser den abgehenden für den Dung entschädigen. Der Werth richtet sich nach den Ortspreisen.

b. Bei ganzen Gütern (Edelhöfen und Domainen-Wirthschaften).

Gewöhnliche Dauer 12 Jahre; der jährliche Pachtzins besteht in baarem Gelde. Man einiget sich darüber mit dem Pächter, durch Accord unter der Hand. Die Holzungen bleiben meistens von der Pachtung ausgeschlossen. Ueber das Inventarium einiget man sich auf zweierlei Weise: entweder schafft der Pächter dasselbe für seine eigene Rechnung an und darf es also beim Abzuge wieder frei veräußern, oder der Verpächter giebt solches in die Wirthschaft und muß also nachher wieder überliefert werden. Der Werth wird auf diesen Fall beim An- und Abzuge taxirt, und der Pächter leistet für das Capital Bürgschaft. Die Grundsteuern trägt der Verpächter.

c. Bei Bauernhöfen.

Man nennt diese Zeitpachten Gewinnungen. Der Contrakt heißt Gewinn-Nottul, und wenn gleich selbige periodisch erneuert werden müssen, es sey alle 10, 15 oder 20 Jahre, oder als Lebensgewinn bei dem Absterben des Pächters, welcher den Hof aber allemal erst bei erlangter Großjährigkeit oder bei seiner Verheirathung überkommen hat, so ist es doch ein äußerst seltener Fall, daß die Höfe in fremde Hände gerathen, vielmehr bleibt die Familie fast immer im Besitze des Pachtrechts. Der Bauer entrichtet seinen Pachtzins, wenige Fälle ausgenommen, zu Martini. Er besteht in Naturalien, Hand- und Spanndiensten, Getreide, Schweinen, Gänsen, Hühnern, mitunter auch etwas Flachs und sonstigen kleinen Küchengaben. Bei Erneuerung jeder Pachtperiode wird außerdem ein sogenanntes Gewinngeld an den Grundherrn auf einmal bezahlt. Gebräuchlich ist es, daß dieses den Werth einer Jahrespacht beträgt; doch bleibt selbiges sich nicht immer gleich und wird mitunter

höher angeschlagen. Dahingegen bleibt die jährliche Natural-Pachtabgabe unverändert. Der Werth richtet sich nach dem Laufe der Zeiten, obgleich derselbe nicht überall dem Ertrage der Höfe angemessen ist, vielmehr bei manchen Höfen von gleichem Grundwerthe sehr differirt.

Alle Steuern und öffentliche Lasten trägt der Bauer ohne Zuthun des Hofesherrn. Das ganze Inventarium ist ein Eigenthum des ersteren. Mehrentheils gehören auch hierzu die Hofesgebäude, und wenn in seltenen Fällen der Bauer den Hof räumen muß, so wird der Grundherr für schuldig gehalten, ihm sein unbewegliches Eigenthum, als Gebäude, Mistrecht, erweisliche Grundverbesserungen, Frechtungen, Obstbaumpflanzungen ꝛc. zu bezahlen.

An dem hohen Gehölz wird den Zeitpachts-Bauern kein Mitgenuß eingeräumt; doch gebührt ihnen davon der Bedarf zur eigenen Wirthschaft, mehrentheils auch die ganze Mast: zu jährlichen Pflanzungen werden sie verpflichtet, alles Schlag- und Brandholz dürfen sie nützen, auch das Entbehrliche verkaufen.

Bei den Domainen-Höfen der alten landesherlichen Renteien sind obige Verhältnisse anders: dort zahlt der Bauer nichts als seine Pacht, der Landesherr übernimmt alle andere auf Grund und Boden lastende Abgaben und unterhält die Hofesgebäude; die Pachtungen werden von 6 zu 6 Jahren erneuert, und der Ertrag nach landwirthschaftlichen Grundsätzen ausgemittelt.

Zu Dortmund, wo man einen kostbaren Großgerstboden hat, ist es nicht selten, daß die Aecker für die Hälfte des Körnerertrages bestellt werden. Ich fand dabei folgende Uebereinkunft: der Ackersmann verrichtet alle Spann- und Handarbeiten, welche auf die Bestellung des Bodens fallen, giebt den Samen her, führt die ganze Erndte in die Scheune des Eigenthümers und drischt sie aus. Dafür zieht er die Hälfte des Körnerertrages. Der Eigenthümer behält die andere Hälfte und das Stroh von der ganzen Erndte, giebt aber auch allen Mist zur Bedüngung der Aecker her. Es sind solches wohl die vortheilhaftesten Bedingnisse, welche ein Eigenthümer sich wünschen

kann, aber auch nur auf solchem Boden wie um Dortmund annehmbar.

Im Amte Werl ist die Pachtfrist der Aecker 5 oder 6jährig. Zeitpächter ganzer Güter ziehen meistens um Ostern an und ab. Sie haben ihr eigenes Inventarium, übernehmen den Dung mit dem Acker und liefern diesen in derselben Gaile wieder zurück. Das Plus davon wird vergütet.

In der Soester Börde besteht die Pachtabgabe gewöhnlich in Getreide. Sie richtet sich nach der Lage, Größe und Güte des Hofes. Die höchste Pacht vom hiesigen Morgen kömmt auf 3 Berliner Scheffel, triplicis, d. i. Roggen, Gerste und Hafer. Die Pachtfrist ist von 12 Jahren, als dem zweimaligen Fruchtumlaufe. Nachlaß wegen bevorstehender Unglücksfälle wird gewöhnlich vom Verpächter ausgeschlossen. Ein ein- oder zweijähriger Pachtrückstand zieht den Verlust des Pachtes nach sich. — Die An- und Abzugszeit hat um Martini oder Petri Stuhlfeier statt.

Zweckmässige Größe der Höfe. Auf einem Bauernhofe, sagt einer meiner Correspondenten aus dem Märkischen, müssen nothwendig 9 bis 10 Menschen leben können; denn in einer Haushaltung auf dem Lande finden sich leicht so viel Köpfe, z. B. 1 oder 2 Alte, 1 Mann, 1 Frau, 3 Kinder, 1 Knecht, 1 Magd. Diese Personenzahl zu ernähren, die Kinder zu erziehen und dem Staate eine nützliche Familie zu erhalten, dazu gehört ein Hof von 4 Pferden oder 2 Pflügen. Im Allgemeinen findet man, daß zweipflügige Bauernhöfe am besten bewirthschaftet werden, weil das Hauspersonal dem Umfange angemessen ist, und manche unvermeidliche Unglücksfälle auf eine solche mittelmässige Wirthschaft nicht so nachtheilig einwirken.

## III. Servituten und Vöhden.

Vöhden sind um so unverzeihlicher, als sie nur auf dem bessern Boden zu Hause sind. Man trifft sie in den vormaligen Aemtern Lünen, Castrop, Bochum und Werl. Sie sind mehrentheils 5jährig, seltener 6 oder 3jährig. Ich habe ihre

Nachtheile und ihren Unnutzen schon anderswo sattsam entwickelt. An Entwässerung und gehörige Pflege ist nicht zu denken. Die periodisch wiederkehrende Dreische soll alles ersetzen. Sind die ersten Erndten gut, so sind die letzten um so schlechter.

Umgekehrt verhält es sich bei der Viehweide.

Würde der Boden sich auch benarben wollen, so kann er es nicht, weil er mit einer unverhältnißmässigen Anzahl Vieh, oft mit einem ungeheueren Heere Gänse überladen ist.

Abfindung der Hutberechtigten ist hier das einzige Mittel, welches dann noch mit einer bessern Zusammenschlagung der Felder verbunden werden könnte. Wer soll das zu Stande bringen? Gewiß keine Justiz-Commissarien. Haben die Herren der Themis bei den Theilungen der Communen, Vöhden u. s. w. mit einzusprechen, oder gar das große Wort zu führen, wird mit der Pünktlichkeit eines Krämers bei allem gewägelt, wird nicht in diesem, wie in manchen andern Verwaltungszweigen, mit einer ruhigen und weisen Entschlossenheit durchgegriffen; dann, ich wage es zu sagen, werden wenig Verbesserungen in dem bäuerlichen Wesen zu Stande kommen, und Vöhden, Gemeinweiden und Servituten noch in einem Seculo nicht auseinandergesetzt seyn.

Ich übergehe Spann- und Handdienste, worüber schon anderswo gesprochen worden.

Die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrückung ohne Entschädigung ist auffallend und war nur der französischen Revolution würdig.

Garben-Zehnt besteht nicht allenthalben in diesen Gegenden und ist an mehreren Orten in einen Sackzehnt verändert worden. Die Frucht wird in Stiege zu 20 Garben aufgesetzt. Der Zehntherr hält einen vereideten Ausnehmer; dieser fängt an dem Ende des Stückes, wo der Mistwagen heraufkommt, zu zählen an und bezeichnet allemal die zehnte Stiege. So lange dieses nicht geschehen, darf der Bauer nicht einfahren, doch muß der Ausnehmer auf erhaltene Ordre gleich kommen. Der Zehntherr muß selbst den Zehnten vom Felde holen lassen. Von Hülsenfrüchten, welche nicht aufgerichtet werden können, wird die zehnte Reihe genommen, von Flachs das

zehnte Bund. Futterkräuter sind in der Regel nicht zehntbar, wohl aber hin und wieder die Kartoffeln.

## IV. Lage und Boden.

Der Landstrich, dessen Beschreibung wir vor uns haben, hebt etwas westlich von Bochum an und dehnt sich über Dortmund, Unna, Werl, Soest, Erwitte bis zu den Grenzen des Fürstenthums Paderborn aus. Er beträgt also 10 bis 12 Meilen in die Länge, und 1, 2 bis 3 in die Breite.

Der westliche Theil davon gehört zu der Grafschaft Mark. Wir werden diesen Kürze halber den Hellweg (eine alte römische Heerstraße, welche weiland den ganzen Erdstrich von dem Rhein an bis zu der paderbornschen Grenze durchschnitt) nennen, und den östlichen unter dem Namen des Amtes Werl und der Soester Börde andeuten, obgleich auch dieser Theil zu dem Hellwege gehört. Der Hauptunterschied, der zwischen beiden Theilen in Hinsicht auf den Boden obwaltet, besteht darin, daß der östliche Theil mehr feucht, der westliche mehr trocken ist. Daher kann man im Durchschnitte Werl und Soest mehr für einen Weitzen- und Hafer-, den Hellweg für einen Roggen- und Großgerstboden annehmen; wiewohl in beiden Theilen wieder Abweichungen vorkommen.

Nicht überall ist der Hellweg von gleicher Güte. Zwischen den Ufern der Lippe und Ruhr liegend, erhebt er sich gegen seine Mitte und bildet hauptsächlich nach der Nordseite eine Abdachung nach der Lippe zu. Jene mittlere Erhöhung bleibt ohne Widerspruch der beste und fruchtbarste Theil des Ganzen. Er hat einen milden mergelartigen tiefen, beinahe unübertrefflichen Roggen- und Großgerstboden, der aber auch ebenfalls zu Weitzen und Wintergerste geeignet ist. Die Breite dieses kräftigen Erdstrichs erstreckt sich im Durchschnitte wohl nicht über anderthalb Stunden. Von da an nimmt er an Güte ab, wobei sich doch die südliche Seite zu ihrem Vortheile vor der nördlichen auszeichnet. Erstere geht mehr oder weniger in Thonboden über, welcher oft mit Steinen gemischt ist. Die nördliche Seite liegt niederer, ist daher feuchter als die südliche.

Der Boden ist an einigen Orten zäher, an andern moorig, an andern sandig, letzteres besonders nach der Lippe zu. Da, wo er thonig oder moorig ist, leidet er von der Nässe und ist oft schwer zu bearbeiten. Der sandige Lippenstrich ist stark mit Eisenstein durchschossen. Der Untergrund des mittleren Erdstriches besteht aus Thon und Mergel. Nach der Ruhr zu besteht er aus Thon, Mergel, Sandstein und Grand. Kalksteine finden sich nicht. Der sogenannte Hufflattig (hier Kleyblatt) kömmt auf dem thonigen Boden oft vor.

Häufig findet man auf der nördlichen Seite Wiesen, Weiden und Holz. An Körnern ist diese Seite weniger ergiebig, und diese sind nicht so mehlreich und schwer als die der südlichen Seite; doch gerathen alle Fruchtarten und Gewächse, den Roggen ausgenommen, noch immer sehr gut daselbst und geben in der Regel mehr Stroh als in der Südseite. Dabei aber muß da stärker und öfter als hier gedüngt werden. Die Südseite ist zu allem, jedoch mehr zum Roggen als Weitzen geeignet. Der Boden im Amte Werl ist zum Theil unübertrefflich und würde den aus der Gegend von Dortmund übertreffen, wenn ihn die Feuchtigkeit, vielleicht auch nur der Mangel an Abwässerung, nicht daran hinderte.

Es kommen zwar auch hier allerhand Bodenarten vor, allein der größte Theil besteht aus einem milden, mergelartigen, oft schwarzen Thon. Die Erhöhungen ruhen auf einem mergelartigen Kalksteine. Nur an den Abhängen nach der Ruhr und Möhne zeigt sich Schieferthon und Sandsteine im Untergrunde. Guter milder Mergel kömmt im Ganzen nur an einzelnen Stellen vor. An den meisten Orten verwittert er nur langsam.

Die Soester Börde liegt an der Abdachung der Gebirge des Herzogthums Westfalen in der Richtung von Süden nach Norden. Sie ist daher auf ihrer südlichen Seite, oder in der Oberbörde, trocken oft steinig, und auf der nördlichen Seite, oder in der Niederbörde feucht und naß. Der Boden besteht aus einem vorzüglichen Gemische von Lehm- und Dammerde. Der Untergrund ist Lehm und Thon, und auf den höheren Aeckern der Oberbörde Gestein. Der wiewohl nicht starke Hang nach Norden fördert viele Quellen zu Tage. Manche Stellen

sind daher bei feuchtem Wetter schwer oder gar nicht zu bearbeiten, und obgleich die Krume durchgehends tief ist: so scheut man doch den Pflug tief anzusetzen. Ohne die chemischen Bestandtheile des Bodens untersucht zu haben, bedarf es nur der Ansicht der hohen gedrängten prachtvollen Saaten, um ihn ohne Bedenken unter die besten Bodenarten zählen zu können, zumal wenn man bedenkt, daß in einem Lande, wo man keine Stallfütterung, keine Sorge für die Miststätte und dabei einen starken Abgang an Wiesen und Weiden hat, der Dung nur wenig Antheil an der Pracht jener Erndten haben könne, daß diese also hauptsächlich dem Boden zuzuschreiben seyn müsse, obgleich die Cultur desselben nicht verwerflich ist.

## V. Kuh- und Fettweiden.

Wenn die Gegend zwischen Ruhr und Lippe mit einem kostbaren Ackerboden gesegnet ist, so ist sie es nicht weniger mit kostbaren Wiesen und Weiden. Da aber diese meist längs den Ufern jener beiden Flüsse liegen, so haben sie doch keinen besondern Einfluß auf den eigentlichen Ackerbau der innern Gegend. Sie machen vielmehr, besonders als Fettweiden, einen für sich allein bestehenden ländlichen Erwerbszweig. Dennoch fehlt es auch dem Ackerwirthe des Hellwegs nicht gänzlich an Kuhweiden, zumal nachdem man die Gemeinheiten getheilt hat. Nur wenige Communen behelfen sich mit der Austrift in die ungetheilten Waldungen.

Alle Weiden längs den Flüssen sind gut, wenn gleich in dem wirklichen Werthe rücksichtlich des Flächenraumes sich ein bedeutender Unterschied findet. Von schlechterer Güte sind die Weiden von ehemaligen Gemeinheiten, doch finden sich darunter einige, welche ursprünglich aus aufgeschwemmten, sehr viele Gewächserde enthaltenden Böden bestehen, und die also sehr gut sind.

Auf die Verbesserung der Weiden verwendet man keine besonderen Kosten. Man reinigt sie möglichst vom Unkraut; sonst bedürfen sie keiner besondern Cultur. Das Vieh düngt sie und an den Flüssen werden sie zu ihrer Verbesserung öfters überschwemmt.

Die eigentlichen Fettweiden übersteigen, wie leicht begreiflich, im Kauf- und Pachtwerthe das Ackerland um mehr als die Hälfte. Es fehlt niemals dabei an Concurrenz, und finden sich selbst aus einer Entfernung von mehreren Meilen Liebhaber dazu ein. So gut auch immer die Lippeweiden sind, so hält man die an der Ruhr noch für besser. Wenigstens hat solches an der Lippe unterhalb Lühnen statt, wo sich die Ufer des Flusses zu viel erhöhen, der Boden trockner, sandiger und weniger grasreich ist. Höher die Lippe hinauf werden die Weiden schon besser, und zwischen Hamm bis Lippstadt sind sie von vorzüglicher Güte.

Um zu bestimmen, welche Ausdehnung für eine Weidekuh erforderlich sey, kömmt es sehr auf die Natur der Weide an, und dann auch auf die Größe oder das Gewicht der Kühe. Der größte Theil des ausgewachsenen Rindviehes im Dortmunder Kreise hat im fetten Zustande ein Gewicht von 350 bis 400 Pfund. Dieses als Normalgewicht hier angenommen.

Ist der Weidegrund nicht sumpfig, nicht zu trocken und locker, sondern dicht und fest, so kann eine Milchkuh mit weniger als 2 Magdeburger Morgen auskommen, im Durchschnitte muß man aber 2 Morgen dafür annehmen. Auf eine Mastkuh von dem angegebenen Normalgewichte wird anderthalb Morgen guter Weide erfordert. Sie bedarf im Allgemeinen weniger Flächenraum wie eine Milchkuh; das Verhältniß ist ungefähr wie 4 zu 5. Weiden, die an Flüssen liegen und überschwemmt werden, haben den Vorzug. Wenn gleich hier auf trockenem Boden oft mehr Flächeninhalt für ein Stück Vieh erfordert wird, als auf andern guten Weiden, so ist auf jenem das Gras süßer und nahrhafter und giebt daher mehr Fett und Gewicht. An der Ruhr bedarf das Vieh im Durchschnitt weniger Flächenraum zur Weide, als an der Lippe und Emscher, weil dort der Boden mehr Feuchtigkeit hält, dicht und stärker mit fettem Grase und wildem Klee bewachsen ist. Die Zeit zur völligen Ausmästung erfordert ½ Jahr, vom Monat Mai bis Ende Oktober. Die Weiden werden selten von den Eigenthümern selbst benutzt, sondern an die Viehmäster verpachtet. Das Vieh, was aufgeschaart wird, besteht größ-

tentheils aus Kühen. Man giebt ihnen der Befriedigung wegen einen Bullen zu, ohne welchen sie nicht fett werden würden.

Man findet daher die Kühe bei dem Schlachten trächtig. Hat der Bulle sein Geschäft beendiget, so wird auch ihm der Reiz, wiewohl auf eine andere Art, benommen, ohne welches er nicht gedeihen würde. Zu große Weiden sind nicht vortheilhaft fürs Fettmachen, weil das Vieh sich darin zu viel verläuft; die besten an Umfang sind die für 20 bis 25 Stück, worauf ein Bulle gerechnet wird. Wo möglich sorgt man für etwas Schatten gegen die starke Sonnenhitze und für freien Eingang in den Fluß.

Schafe werden auf diesen Weiden wenig oder gar nicht fett gemacht, weil man seine Rechnung nicht dabei findet. Eine fette Kuh, von 350 bis 400 Pfund, kostet mager 25 Rthlr. und wird fett zu 40 Rthlr. Berl. Cour. verkauft, auch wohl mehr, besonders wenn sie recht fett ist. Man kann annehmen, daß allein im Dortmunder Kreise jährlich über 3000 Stück Rindvieh zum Verkauf auf den Weiden gemästet werden.

Die Frechtungen (Einfriedigungen) bestehen aus Schligger (schmale 6 bis 8 Zoll breite eichene Bretter), welche ungefähr alle 10 Fuß in eingegrabene aufrechtstehende Pfosten gezapft sind. Diese Einfriedigung ist kostbar, indessen werden lebendige Hecken zu sehr vom Vieh ruinirt, und tiefe Gräbe, welche Wasser halten, sind nicht anzubringen.

Bei Lippstadt, wo vorzüglich gute Futterweiden sind, liegt der Spiegel des Flusses höher, als die Umgebungen, und muß daher durch Dämme eingehalten werden. Im Winter tritt der Fluß regelmässig aus und setzt seinen fruchtbaren Schlamm auf Wiesen und Weiden ab.

Je länger das Austreten anhält, je vortheilhafter wirkt es auf den Graswuchs. Anders verhält es sich bei dem Austreten im Sommer, wodurch das Gras, besonders für die Schafe nachtheilig wird, indem diese bekanntermaßen sich auf überschlämmten Weiden faul fressen. Den Antheil, den die Mühle unterhalb der Stadt an den Sommerüberschwemmungen hat, mag man zu Lippstadt wissen. Um sich auf den Fall einer Ueberschwemmung im Sommer vor gänzlichem Verluste zu schützen,

pachten die Viehmäster stets einige trockene Weiden nebenher, um das Vieh im Nothfalle auf ein paar Wochen darauf in Sicherheit zu bringen. Hat jemand z. B. eine Fettweide für 20 Stück Vieh gepachtet, so miethet er noch eine trockene für 10 Stück dazu.

Damit aber diese Weide auf jeden Fall benutzt werde, besetzt er sie nur mit 5 Stück, um für die ganze Schaar eine Nothhülfe im Hinterhalte zu haben.

Auch hier behauptet man, daß die Lippweiden nicht so schweres Vieh als die Ruhrweiden tragen können. Man hat zwar Versuche gemacht, schweres Braunschweiger Vieh aufzuschaaren, allein es hat schlecht gelohnt. Das Fettvieh besteht auch hier blos aus Kühen von 350 bis 400 Pfund. Sie werden großen Theils im Ravensbergischen aufgekauft und gehen fett nach Paderborn und Cassel, oder nach Bielefeld zurück. Man setzt nicht mehr Kühe auf einen Kamp, als anhaltend darauf fett werden können. Es scheint zwar, daß man sie aus einem Kamp in den andern treiben könne, allein solches hat sich nicht räthlich befunden. Das Vieh frißt auf einem frischen Kampe im Anfange übermässig, läßt aber dann nach, zehrt in Erwartung eines bessern nicht alles auf und schmachtet, wenn man es nicht sogleich wieder wegbringt. Man rechnet $^5/_4$ Magdeburger Morgen Lippweide zum Fetten einer Kuh, von trockenen Weiden aber gehören 2 Morgen, auch mehr dazu. Man hält dafür, daß zwei Milchkühe so viele Weide bedürfen als drei Mastkühe, welcher starke Unterschied aber wohl daher rühren mag, daß jenen nie so gute Weiden eingeräumt werden, als diesen. Sonst würden doch wohl nur 4 Milchkühe 5 Mastkühen im Fressen gleich zu stellen seyn.

Die Pachtfrist der Weiden ist gewöhnlich von 5 bis 6 Jahren. Der Pachtpreis von $^5/_4$ Morgen oder so viel, als zum Fetten einer Kuh erfordert wird, ist 10 bis 12 Rthlr.

Verkauf kömmt nicht oft vor und erweckt viele Liebhaber. Unter 300 Rthlr. läßt sich nicht wohl ein Soester Morgen ($^5/_4$ Magdeb. Morgen) guter Weide kaufen. Diese steht um $^1/_4$ höher im Ankaufe, als das Ackerland aber nur um $^1/_5$ höher im Pacht, denn der Pachtwerth dieses letzteren steht zu 8 Rthlr.,

woran freilich die Lokal-Umstände von Lippstadt, der übermäßige sonst nicht anzuwendende Dünger Schuld sind.

Der Pächter der Weide muß für die Zerstörung der Maulwurfshügel sorgen.

Die Einfrechtung und ihr Unterhalt aber geht den Eigenthümer allein an. Die Einfrechtung besteht aus einer todten Umgebung. Alle 7 Fuß ist ein Posten (hier Riegel) in die Erde eingelassen, der etwa 5 Fuß darüber hervorragt. Der Riegel ist mit 2 Augen oder Löchern versehen, durch welche die Queerbretter (Riegelscheiden) laufen. Diese haben 7 Zoll in der Höhe und einen in der Dicke. Alles von Eichenholz. Die Anlage einer solchen Einfrechtung ist allerdings sehr kostspielig; sie hat aber auch die Vortheile: keinen Raum wegzunehmen, keinen nachtheiligen Schatten zu geben, und keine schädliche Thiere zu beherbergen. Sie dauert auf trocknen Wiesen nur 20 Jahre, indem der Sand die Posten angreift. Auf den Lippweiden ist ihre Dauer, des feuchten Bodens wegen, viel länger. Schließlich muß ich noch bemerken, daß die Lippweiden durch häufiges Mähen ihre Grasnarbe verlieren, und dann sich durchaus nicht wieder benarben wollen, daher man sie nur ein Jahr über das andere mähen darf und in dem Zwischenjahre beweidet. Eine solche Abwechselung beobachtet man auch in den Poldern unterhalb Antwerpen, und es wäre zu wünschen, daß man sie allenthalben beobachten könnte.

## VI. Zusammensetzung der Wirthschaft.

Auf dem Hellwege verhält es sich damit folgendermaßen. Ein 3pflügiger Hof, von 120 bis 150 Magdeb. Morgen, welcher 6 Arbeitspferde und ein Paar Zuchtfohlen hält, hat gewöhnlich einen Hornviehstand von 40 Stück. Dieser besteht aus 12 bis 15 Milchkühen, 2 bis 3 Schlachtkühen, einem Paar Bullen; die übrigen sind drei- bis einjährige Rinder und Kälber. Ochsen werden nicht viel angezogen, sondern als Kälber geschlachtet. Nur einzelne große Höfe, und meistens alle adeliche Güter, halten Schafheerden, weil das Recht der Schafhut auf Gemeinheiten, des Sommers nach der Erndte auf den Fel-

dern und des Winters auf den Weiden, nur diesen größern Wirthschaften anklebt. Die Heerden bestehen gewöhnlich aus 150 bis 300 Stück. Vermehrt werden selbige hin und wieder durch Vergrößerung des Weideraums mittelst periodischer Eindreischung von Feldkämpen und wilden Kleebau. Wo Schafe gehalten werden, ist der Rindviehstand verhältnißmässig geringer.

An Schweinen werden in der angeführten Wirthschaft zum eigenen Bedarf circa 20 Stücke gehalten, theils zum Mästen, theils zur überjährigen Zucht. Der Bedarf für die Haushaltung wird auf 1800 bis 2000 Pfund Schweinefleisch gerechnet. Außerdem werden noch viele Schweine zum mageren Verkauf angezogen.

Ein Hof von 2 Pflügen hält 20 bis 25 Kühe, 10 bis 12 Schweine zum eigenen Bedarf; ein Kötter 8 bis 10 Kühe und nur ein Paar Schweine zum Schlachten.

Dreipflügige Bauernhöfe haben in der Regel, außer dem Landwirthe selbst, 3 Ackerknechte, einen Hofknecht, eine Schweinehirten, oder einen Jungen zum Futtern der Schweine, auf den Fall die Gemeinde einen gemeinschaftlichen Hirten hält, 4 bis 5 Mägde. Auf adelichen Gütern von 3 bis 4 Pflügen wird außerdem noch ein Gärtner, ein Schlätter zum Bierbrauen und Brodbacken, eine Köchin und ein eigener Schmidt, auch wohl ein Zimmermannsknecht gehalten. Ein Bauer von 4 Pferden hält 2 Knechte, einen Jungen, 3 Mägde, ein Kötter keinen Knecht, aber eine Magd und einen Jungen.

Wenn der Lohn in baarem Gelde gezahlt wird, so ist ein guter Baumeister (Großknecht) auf einem ordentlichen Hofe unter 40 bis 45 Rthl. Berl. Cour. nicht mehr zu haben. Ein gewöhnlicher Ackerknecht hat 30, ein Junge 15, eine Magd 20 Rthl. Berl. Cour. Täglich wird 3 mal zu Tische gesessen, 3 Gerichte sind wenigstens jedesmal erforderlich. In regelmässigen Wirthschaften reicht man gewöhnlich des Morgens 7 Uhr Grütze in Milch gekocht, dann eingeweichte Semmel mit Fett übergossen (sogenannte Zoppe) und Butter, oder des Winters Schweineschmalz. Um 10 Uhr giebt's wieder Butterbrod. Des

Mittags Suppe von Milch oder Kaetoffeln, Gemüse und Butter. Des Abends Grütze, aufgewärmtes Gemüse, Butter oder Schmalz. Brod jedesmal, so viel gegessen wird. Dreimal in der Woche wird für einen jeden Kopf eine Portion Fleisch gereicht. Des Sommers erhält jeder außerdem des Abends um 6 Uhr ein Butterbrod (Besperbrod) und die Mägde dabei Kaffee. Bier wurde vorhin in jeder ordentlichen Bauern-Haushaltung beständig gebraut, und jeder Knecht erhielt täglich 1 Maaß. Jetzt ist dieses nicht mehr so allgemein. Dahingegen wird dafür zuweilen bei schweren Arbeiten ein Glas Branntwein gereicht. In der Erndte muß indessen jeder Bauer dem Gesinde satt Bier, und des Morgens einen Schnaps geben; auch wird beim Frucht- und Heumähen dreimal auf dem Felde und einmal zu Hause gegessen, wozu des Mittags Fleisch gehört.

In den meisten Landwirthschaften herrscht der üble Gebrauch, daß der Gesindelohn nicht aus lauter baarem Gelde besteht. Auf vielen Bauernhöfen säet der Knecht für sich einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Gerste, und erhält die Frucht davon statt des Lohns. Da der Acker dann gut gepflügt und reichlich geerndtet wird, so macht ein solcher Knecht oft 100 und mehre Thaler Lohn in einem Jahre. Es ist ferner gebräuchlich, daß den Knechten zum Nebenlohn wenigstens 2 Paar Schuhe und doppeltes Linnenzeug, d. h. 2 Hemden, 2 Kittel, 2 Paar Hosen gegeben, auch das Zeug gewaschen und geflickt wird.

Die Mägde erhalten als Nebenlohn 2 bis 3 Paar Schuhe, 10 Ellen feine und 10 Ellen grobe Leinwand, außerdem muß ihnen $^1/_2$ bis $^3/_4$ Scheffel Leinsamen mit gesäet, der Flachs bearbeitet, gesponnen, gewebt und gebleicht werden u. s. w.

Bei diesen Verdiensten ist der baare Lohn freilich so hoch nicht, und bei den Mägden nur zur Hälfte des gewöhnlichen zu rechnen; indessen ist der Bauer bei diesen Einrichtungen nur der Diener seines Gesindes und verliert dadurch weit mehr, als er an baarem Lohn erspart. Es sind alte, aus frühern Zeiten herkommende Gewohnheiten, die sich schwerlich abschaffen lassen, doch fangen einige Landwirthe an durchzugreifen, und den Lohn auf baares Geld zu setzen.

Ein übler Gebrauch ist ferner unter den Knechten das übermässige Tabakrauchen, und unter den Mägden das Kaffeetrinken, welches wenigstens einmal im Tage statt hat, und wozu denn auch Kaffeebrod gereicht werden muß. Das Rauchen ist gefährlich, beide sind kostbar und zeitverderbend.

Die größern Landwirthe haben gewöhnlich zwei bis drei Einlieger (Heuerlinge) in kleinen Häusern auf ihren Gründen wohnen, welche auf dem Hofe arbeiten helfen. Von der Erndte bis nach vollendeter Bestellzeit im Herbste kann auf einem 3 bis 4pflügigen Hofe im Durchschnitt täglich auf 2 Nebenarbeiter gerechnet werden. Im Winter werden 3 Monate über zwei Taglöhner zur Beihülfe beim Dreschen gebraucht, indem mit dem eigenen Gesinde auf großen Höfen höchstens nur $^2/_3$ des Getreides des Morgens bei Licht abgefertiget werden können. Der männliche Taglohn beträgt jetzt im Durchschnitt 4 gGr. nebst der Beköstigung, der weibliche 2 gGr. Vormals that es 2 und 1 gGr. Eben so ist der Gesindelohn gestiegen.

In der Soester Börde findet man in den größern Wirthschaften von 120 bis 140 Magdeb. Morgen 6 Pferde, 12 bis 15 Kühe, 12 Schweine und einige wenige Schafe. In der Oberbörde, wo der Boden nicht so feucht ist, würden 4 Pferde bei einer ähnlichen Wirthschaft zureichen. Zu ihrem Betriebe gehören 3 Knechte, 1 Schweinhirt, 1 Rinderhirt und 3 Mägde. — Eine Wirthschaft von 30 Magdeb. Morgen hat 2 Pferde nöthig. Der Bauer mit seiner Familie reicht gewöhnlich zu ihrem Betriebe zu.

Der Knecht erhält zum Lohn einen halben Soester Morgen Roggen und eben so viel Gerste, wenn das Getreide auf dem Schwaden liegt. Er hat dabei die Auswahl. Wird er in Geld abgelohnt, so sind es 30 bis 36 Rthlr. Zu jedem Falle noch 1 Rthlr. Miethpfennig, 2 Paar Schuhe und 2 Hemden. Die Sache der Mägde, so wie die Beköstigung des Gesindes ist von dem, was wir für den Hellweg angeführt haben, wenig verschieden.

## VII. Häusliche und moralische Verhältnisse der Landeinwohner.

Die isolirten Bauernhöfe, welche man auf dem Hellwege findet, sind von ihren Holz- und Obstpflanzungen umringt, und bieten daher dem Auge den so gefälligen ländlichen Anblick dar, der so sehr mit dem des städtischen Lebens und Aufenthaltes contrastirt. Die Hofräume sind groß, mit todten Zäunen oder lebendigen Hecken umgeben, und mit einem Gatterthore geschlossen. Außer dem Hauptbau, welcher die Ställe, die Dreschtenne und die Wohnung, nach der beliebten allgemeinen westfälischen Bauart, enthält, liegen Scheunen, Schuppen und verschiedene kleine Bauten im Hofe unter den hohen Bäumen zerstreut umher. Die Tenne ist mit steinernen Platten belegt, und die Höhe oder das Gebälk darüber durchaus mit Brettern gebödmet, eine Sache, die anderswo meistens vernachlässiget wird und zu manchem unglücklichen Sturze Anlaß giebt. In der Mitte oberhalb der Tenne ist ein viereckiges Loch zum Abwerfen der Garben gelassen. Man bringt von allen Gattungen Getreide hinauf, um zum Bedarf von jedem etwas an der Hand zu haben.

Das Uebrige wird in die Scheune gebracht und zum Dreschen von da nach der Tenne abgeholt. Dieses geht wohl nicht ohne einigen Körnerverlust her; es ist aber eine Sicherung mehr gegen Feuersgefahr. Der Theil, welcher die Wohnung bildet, ist sehr geräumig, hat hochgestochene luftige Stuben, große Fenster und gute eichene Thüren, an welchen durchgehends schön gescheuerte kupferne Schlösser ansitzen. Außer den Poldern unterhalb Antwerpen habe ich noch nie so geräumige und gute Bauernwohnhäuser gesehen, als in diesem Theile Westfalens.

Der Westfälinger theilt gerne mit. Um mit ihm vertraut zu werden, muß man mit ihm essen und trinken und nicht blöde thun. Seine Küche hat immer etwas herzugeben. Er backt ein gutes schmackhaftes weißes, oder doch gemischtes Brod. Seine Hauptnahrung aber ist der verrufene Pumpernickel, welcher

12 Stunden nöthig hat, um auszubacken. Wenig genossen und nicht zu frisch, schadet er auch einem schwachen Magen nicht. Diese Brodart hat einen kräftigen Geruch, ein fettes Ansehen, eine dunkelbraune Farbe, und, wenn sie kunstmäßig bereitet worden, einen angenehmen Geschmack.

Folgender, von einem Märkischen Landwirthe mitgetheilte Beitrag über das Wesen und die Verhältnisse der Landwirthe auf dem Hellwege hat zu viel Interesse, als daß ich ihn nicht wörtlich anführen sollte. Er reicht überdem zu, um einen Beweis von der Bildung der bessern Klasse hiesiger Landwirthe zu geben.

„Es fehlt," sagt er, „hiesiger Gegend an keiner Art von Vortheil. Zu dem guten, zum Theile kostbaren Boden gesellt sich noch die glückliche Lage, wo wegen der Nachbarschaft volkreicher Handels- und Fabrikgegenden es nie an Umschlag und Absatz gebricht. Vor 25 Jahren führten die politischen Ereignisse in Frankreich für das diesseitige Nachbarland eine glückliche Epoche herbei. Durch das plötzliche Aufblühen der Fabriken und des Handels, durch die häufigen Auswanderungen aus Frankreich, durch den Krieg selbst, den damals noch keine Requisitionen begleiteten, entstand eine große Vermehrung des Geldumlaufs. Der Werth der Dinge stieg auf einmal sehr, und der Landmann in den kornreichen Gegenden der Grafschaft Mark gründete damals seinen Wohlstand.

Selbst unter den Stürmen der nachherigen Zeit haben sich vernünftige Landwirthe bei diesem Wohlstande erhalten, d. h. solche — und es giebt noch manche dieser Art — welche durch ihren vermehrten Geldreichthum nicht auf Abwege gerathen, sondern nach dem Sprüchwort beim Leisten geblieben sind.

Leider aber hat sich seit einiger Zeit ein Luxus unter den hiesigen Bauern eingeschlichen, der vielen sehr verderblich geworden ist. Derselbe äußert sich zunächst in der Kleidung. Alles Provinzielle des Anzugs, welches den Bauer und seine Angehörigen in andern Gegenden auszeichnet, und ehedem zu einem Vortheil auch hier unterschied, verschwindet täglich mehr. Man sucht es den vornehmern Ständen in der Kleidung gleich

zu thun. Die Eitelkeit geht so weit, daß ein Bauernknecht fast ausgehöhnt wird, wenn er keine Taschenuhr trägt.

Der Eine will den Andern übertreffen, besonders ist das der Fall beim weiblichen Geschlecht. Der Kaufmann steht sich wohl dabei, der Jude noch besser; denn alles, was zur öffentlichen Schau kömmt, muß neu seyn, von anderswo herkommen und glänzen. Dazu gesellt sich ein Hang zum Wohlleben und sonstigen häuslichen übertriebenem Aufwande, welcher die Ausgaben so sehr mehrt, und das größte Uebel beim Landwirthe, den Müßiggang, zur Folge hat.

Doch läßt sich dieses letztere jetzt nicht mehr im Allgemeinen sagen, denn glücklicherweise haben die letzten drückenden Jahre manchen Leichtsinn gedämpft. Zwar wird der Bauer hier nie wieder zu seiner frühern Einfachheit zurück kehren, denn er ist an mehrere Genüsse gewöhnt, welche der häufige Verkehr und die fortschreitende Bildung mit sich führen. So lebt z. B. der etwas bemittelte Bauer mit seiner Familie im Hause abgesondert vom Gesinde, er führt seinen eigenen Tisch, und geht nur im Nothfalle selbst mit zur Arbeit, seine Kinder müssen jedoch bei der Arbeit mit in die Reihe treten, in sofern solche, wie meistens der Fall ist, für seinen Stand erzogen werden.

Wenn der hiesige Kötter eine große Familie zu ernähren hat, so muß er kümmerlicher leben als der Bauer. Hat er das nicht, so erwirbt er seinen Unterhalt leichter und mit Sicherheit, denn da er keinen Knecht halten kann, so muß er selbst zur Arbeit gehen und wird dadurch vom Müßiggang und unnützen Geldausgaben außerhalb dem Hause abgehalten.

Sein Haushalt ist klein und einfach. Es wird nur ein Tisch gedeckt. Großen Aufwand kennt er nicht. Die Brinksitzer verdienen unter uns überall ihr Brod. Sie sind meistens Professionisten, die von ihrem Handwerk leben, dabei haben sie Haus und Garten, auch etwas Land, welches ihnen der Bauer cultivirt, wovon sie die Kosten mit ihren Händen abverdienen. Sie bezahlen wenig Pacht, unbedeutende Steuern, und an Arbeit fehlt es ihnen nie.

Der Heuerling oder Taglöhner hat kein Vermögen, er bewohnt die Hütten des Bauern und dient diesem. Wenn er

gesund ist und arbeiten will, so ernährt ihn der Hof mit seiner ganzen Familie.

Der Vermögenszustand der Zeitpächter unterscheidet sich eben nicht von dem der Eigenthümer. Doch findet man bei dem Ersteren mehr Gleichgültigkeit bei manchen Gegenständen der Cultur, z. B. Verbesserung schlechter Grundstücke, Holzanbau, Obstbaumzucht u. s. w.

Seit 25 Jahren ist es mit den Schulen und Unterrichts-Anstalten besser geworden, und seitdem auch sind mehrere Kenntnisse nützlichen Wissens unter den Landleuten verbreitet worden.

Die zugenommene Industrie in vielen andern Zweigen, der dadurch sich vervielfachte Handelsverkehr, die vielen Kriege selbst haben beigetragen, daß der Landmann jetzt hier auf einer höhern Stufe der Bildung steht, als vor jener Zeit. Aus dem Bauernstande sind sehr viele brauchbare Männer für andere Fächer hervorgegangen, und der Vermögende verwendet fortwährend für seinen Stand ungewöhnliche Kosten auf die Erziehung der Kinder.

Man kann indessen überhaupt nicht sagen, daß die Verbesserung der Schulen und des Unterrichts bis jetzt auf den Wohlstand und das Lebensglück des Bauern wohlthätig eingewirkt habe. Besser wird es erst hiermit werden, wenn man noch einige Decennien in der geistigen Ausbildung wird fortgeschritten seyn. Ein großer Theil der jetzigen Generation ist darin erst zu einer gewissen Halbheit gekommen, welche mehr schadet als nützt. Der Bauer wähnt jetzt überklug zu seyn, weil er lesen, schreiben und rechnen kann, er weicht aus seinem Gleise, er beschäftigt sich mit Dingen, die nicht in seinen Wirkungskreis gehören, und die ihm verderblich werden, weil er auf den Rath der Vernünftigen nicht achtet. Die Zeitereignisse haben ein Freiheitsgefühl angefacht, welches heilbringend werden kann, wenn es gehörig geleitet wird. Dasselbe äußert sich aber bisher noch zu häufig auf eine verkehrte Weise. Vorzüglich auffallend ist dieses rücksichtlich der Verhältnisse der Bauern gegen ihre Grundherrn. Es hat sich ein widerstrebender Geist eingeschlichen, welcher durch die Un-

neueren Gesetze aufgeregt und durch unedle und Zwietracht liebende Rathgeber genährt wird. Dieser Geist wird bald in den feindseligsten Haß ausarten, wenn die Regierung nicht mit bestimmteren und kräftigeren Gesetzen ins Mittel tritt.

In staatsbürgerlicher Hinsicht hat der jetzige Charakter des Landmanns nicht einen so hohen Werth, als mancher vielleicht glaubt. Die großen Opfer des letzten Freiheitskrieges waren nicht allgemein Ausflüsse eines löblichen Gemeinsinnes, einer reinen Vaterlandsliebe. Mit der französischen Regierung war der größte Haufe des Bauernstandes am wenigsten unzufrieden; dennoch half er kraftvoll mit zuschlagen, als die Fremdlinge vertrieben werden mußten. Aber welche waren die Haupt-Motive?

a) Das gute Beispiel seiner ehemaligen Landsleute;
b) die neue Art und Weise der Aufforderung zum Kampfe für König und Vaterland;
c) die Versprechung einer bessern Zeit, welche jene Aufforderungen begleitete; und
d) die darauf gegründete Hoffnung, daß es wirklich besser werden würde.

Der Bauer, so wie er jetzt ist, kennt den ehemaligen blinden Gehorsam nicht mehr. Er hat angefangen zu denken und zu urtheilen; das Ziel seiner Einsichten darf aber nicht zu weit in die Zukunft hinaus gesteckt seyn, er mißt die Erfolge seiner Handlungen nach der Gegenwart. Die vorigen Regierungen hatten sein Vertrauen verloren, die jetzige kann es gewinnen, wenn sie nur anfängt, einzelne, seine Subsistenz betreffende, Zweifel dem Geiste gemäß zu lösen. Daß er dem Vaterlande mit Gut und Blut verpflichtet sey, davon ist er überzeugt.

Der Gewerbfleiß hat seit 25 Jahren außerordentlich zugenommen; durch verbesserte Cultur, durch die Urbarmachung vieler wüsten Gründe, hat sich der Getreidebau sehr vermehrt. Schade ist es nur, daß die Industrie der Bauern auch hier an manchen Orten die verkehrte Richtung genommen hat. Der Landmann des Hellweges kann vom Ackerbau leben, wenn er mindestens einen zweipflügigen Hof besitzt und den Geschäften desselben nachgeht. Statt sich damit zu begnügen, haben die

nahen Umgebungen der Fabriken- und Handelsgegenden bei vielen Bauern eine Liebhaberei für Nebenverdienste erzeugt, welche ihnen keinen Vortheil bringen. Der eine giebt sich an den Produktenhandel; der andere an das Fuhrwerk auf der Landstraße; jeder liebt den unsichern augenblicklichen baaren Geldverdienst, und versäumt sein Hofeswerk, welches ihn sicherer nähren würde, wenn er es zur rechten Zeit abfertigte und nur einzelne Tage für solche Nebenverdienste zu erübrigen suchte.

Um die Moralität steht es nicht besonders rühmlich. Die in den letzten Decennien so vielfach gewechselten Zeitverhältnisse haben bei manchen Gleichgültigkeit für Religion und Tugend im gemeinen Leben herbeigeführt. Man unterläßt häufig den Kirchengang (die vorherrschende Religion ist die protestantische), und hieran sind theils die höheren Stände, theils die Prediger selbst Schuld; Erstere, weil sie gar keine Kirche besuchen, und Letztere, weil sie durch populären Vortrag nicht zu erbauen wissen."

So weit der angeführte brave Landwirth vom Hellwege!

Der Familienzustand und die häuslichen Verhältnisse der Landwirthe in der Börde sind nichts weiter als schlecht und elend. Lebensweise und Kleidung haben nichts Ueppiges. Kaffee- und Branntweintrinken ausgenommen, ist die patriarchalische Häuslichkeit noch so ziemlich an der Tagesordnung. Die Bildung ist nicht weit her, und das ist bei dem Bauern verzeihlicher als anderswo, auch wohl besser als verblendende Aufklärung. Lesen und Schreiben aber ist ziemlich allgemein. Außer dem Ackerbau hat man hier kein anderes Gewerbe, noch irgend einen Nebenverdienst. Die Unbrauchbarkeit der Wege, welche hier 9 Monate anhält, benimmt alle Mittel zu anderweitem nützlichem Verkehre. Die Söhne der Colonen dienen von unten herauf. Zuerst sind sie Hirten, und dann Knechte; so auch die Töchter erst Viehhüterinnen, dann Mägde: die größerer Colonen bei den Eltern, die gemeiner Bauern bei andern, nur nicht, wie sehr zu loben ist, in den Städten. — Außer den Schneidern befindet sich in der Börde ein Mangel an Handwerkern. Dieses rührt von der alten preußischen Verfassung her, nach welcher alle Handwerker in der Stadt Soest wohnen

mußten. Uebrigens räumt man solchen Leuten nicht gerne einen Platz auf dem platten Lande ein, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß ihre Familien am Ende gewöhnlich der Gemeinde zur Last fallen, diese also eine größere Bequemlichkeit oft theuer erkaufen muß.

## VIII. Dung und Dungstätte.

Zum Einstreuen hat man, einige Sandstellen ausgenommen, nichts als Stroh.

Die Pferdeställe werden alle Woche zweimal, die Hornviehställe einmal ausgemistet. Zum Sammeln der Jauche hat man keine besondern Behälter. Häufig fließt sie in nahe liegende Teiche, woraus man die Erde nützt, oder man leitet sie auf die an das Haus stoßende Grasplätze. Sie besonders auszufahren, ist nicht üblich. Der Mist wird auf dem sogenannten Mistfall (Dungstätte, einer flachen Vertiefung auf dem Hofe) auseinander gezogen und eine Lage über die andere hergebreitet. Man hält für vortheilhaft, wenn er stark von dem Vieh überlaufen und zusammengetreten wird. Man bedient sich auch mehrerer anderer Düngmittel auf dem ganzen Hellwege. Dahin gehören: Erde, Moder, Salzabfall, Mergel, Kalk, Klee und Spörgel. An Dung und Dungmitteln erkennt man die landwirthschaftliche Industrie! —

Man zieht die Erde aus Gräben, Gruben und verlorenen Plätzen, und legt zu dem Ende an den Wegen und tiefern Stellen der Feldfluren Fanggräben an, in welche sich das, den Feldern entströmende, Wasser zieht und seinen Schlamm absetzt. Dieser thonige Schlamm darf aber nicht sogleich aufgebracht werden, sondern bleibt ein, am besten zwei Jahre auf Haufen liegen. Dieses gilt zumal von dem Weyherschlamm. Ich führe darüber das Beispiel eines von seinen Nachbarn für einen guten Landwirth geachteten Edelmanns an.

Er moderte nämlich einen alten stark angefüllten Schloßgraben aus, fuhr den Moder sogleich auf einen seiner besten Aecker, und zwar hoch auf, und verdarb diesen auf eine ganze Reihe von Jahren. An Stroh fehlt es darauf nicht; allein der Kör-

nerertrag ist ohne Werth. Ihm bleibt daher nichts übrig, als einige Jahre hintereinander den Pflug tiefer anzusetzen, und so die alte Krume wieder in die Höhe zu bringen.

Das Erdesammeln und Erdeauffahren, welchem man hier den passenden Namen das Erden giebt, ist freilich keine leichte Vorrichtung; indessen ist der Nutzen davon beträchtlich. Ist die Erde gut, und werden 100 Fuder auf den Morgen gebracht: so wird der Acker dadurch auf ein Menschenalter verbessert. Geschieht es aber auch dünner, so äußert sich doch die vorzüglichste Wirkung auf die Saaten, und diese Wirkung ist auch nach 6 Jahren noch sichtbar. Bei dünnem Auffahren muß jedoch auch mit Mist nachgeholfen werden. Man bringt die Erde im Winter auf die Brache und den Klee.

Da es mehrere Salinen in hiesiger Gegend giebt, so wird auch von dem Pfannenstein und anderem Abfalle derselben viel Gebrauch gemacht. Auf dem Salzwerke Westercotten fährt man Erde und Torfasche bei, begießt und mengt sie mit dem Salzschaume und Abfall, und verkauft den gehäuften Scheffel davon zu 5 Gr.

Man wendet das Gemische auf Klee und Pferdebohnen an, vorzüglich aber auf letztere. Auf ein Feld, auf welches 6 Scheffel Bohnen Einsaat fallen, braucht man 4 Scheffel von jenem Düngemittel. Man streut es aus, wenn die Bohnen einen oder ein Paar Zoll über der Erde sind, und wartet eine trübe Witterung dazu ab. Ich habe noch nirgend so viele Bohnen in einer Flur gesehen als in dieser Gegend (Salzkotten, Geseke und Erwite), wahrscheinlich daß jenes Streumittel dazu Gelegenheit giebt. Ueberhaupt scheint es, daß der Pfannenstein zu einer guten Wirkung eine Beimischung von Asche nöthig habe.

Der Mergel ist auf dem westlichen Theile des Hellweges ziemlich stark im Gebrauche; doch schreitet man nicht gerne oder ohne Noth dazu, indem die Meinung allgemein ist, daß wenn ein einmal gemergeltes Land mergellos wird, welches in 20 bis 25 Jahren einzutreffen pflegt, ihm durch keinen Dung allein mehr abgeholfen werden könne, sondern selber nothwendig von neuem gemergelt werden müsse. Der Mergel findet sich hier fast aller Orten und unter verschiedenen Gestalten und Formen.

Den gelben mehlartigen Mergel fand ich gleich unter der Oberfläche der Erde, der blaue liegt viel tiefer, und man hat oft eine Thonschichte von 4 bis 6 Fuß tief wegzuräumen, bevor man auf den Mergel stößt. Bei dem Ausgraben desselben muß mit Geschwindigkeit verfahren werden, sonst füllt sich die Grube mit Wasser. Unter dem Mergellager läuft eine Steinschichte weg; durchbricht man diese, so treibt das Wasser mit Gewalt in die Höhe. Es ist Schade; denn gerade unter dem Steine soll der beste dunkelblaue Mergel zu finden seyn.

Mit dem Mergeln muß mit Umsicht verfahren werden. Wird zuviel aufgebracht: so ist solches zwar nicht den übrigen Gewächsen, wohl aber dem Roggen äußerst nachtheilig. Dieser verbleicht und schlägt ganz fehl. Man führt daher nicht leicht mehr als 8 vierspännige Fuder auf den Magdeburger Morgen. Das Mergeln wird nach 16 bis 18 Jahren wiederholt, ohne welches der Acker kaum mehr die Hälfte wie vorher aufbringt und sich mit Quecken überziehet. Seitdem das Mergeln auf dem Hellwege bekannter geworden, hat sich der Ackerbau sehr gehoben. Vorzüglich wirkt der Mergel auf die Zerstörung des Unkrauts, namentlich der Quecken. Doch wagt man nicht, ihn auf dem Sande, wo es der Quecken wegen so nöthig wäre, anzuwenden, weil er dem Sandboden nachtheilig seyn soll.

Einen andern Ort fand ich, wo man das Mergeln alle 20 bis 25 Jahre wiederholt. Man bringt ihn im Winter auf Roggen, rothen Klee und weiße Kleedreische, zieht ihn in Häufchen von dem Wagen ab, läßt diese so durchwintern und zerstört sie im Frühjahre. Man sieht es als eine Hauptregel an, den Mergel den Sommer über auf dem Acker ausgestreut zu lassen, daher man ihn auch, wie gesagt, über das bestellte Feld bringt, und hält nichts für schädlicher, als ihn gleich unterzupflügen. Auch hier sagt man mir, daß er Quecken und Unkraut, nur nicht die blaue Kornblume und den Flughafer zerstöre. Diese können nur durch reine Brache, Dreische und Kartoffeln weggebracht werden. Man hat hier grauen und blauen Mergel und hält den letztern für den besten.

In einem dritten Orte fährt man im Winter 4 vierspännige Fuder auf den Magdeb. Morgen, setzt ihn auf Häufchen, zer-

stößt diese im Frühjahre, wie ich solches schon angegeben habe, und säet dann den rothen Klee darüber her, oder auch den weißen, wenn das Feld nachher als Kleedreische dienen soll. — An den Mergelstellen findet man zu oberst einen gelben Mergel, darunter einen hellblauen, und endlich einen dunkelblauen. Wie überall, so auch hier, hält man diesen für den besten. Der gelbe Mergel soll zwar schneller wirken, aber diese Wirkung von keiner Dauer seyn. — Auch bei gutem Mergel muß nach achtzehn Jahren von neuem zum Mergeln geschritten werden. Alsdann aber wird schon 1 bis 2 Fuder mehr auf den Morgen erfordert. Auch hier hat man beobachtet, daß wenn der Mergel in zu starker Menge aufgebracht wird, solches dem Roggen schade. Der Mergel zerstört das Unkraut und macht den Boden leichter zu bearbeiten.

Kalk wird in den Gebirgs- und Thongegenden an der Ruhr mit Vortheil bei der Sommer- und Herbstbrache angewendet.

Von dem Gypse macht man selten Gebrauch, wahrscheinlich weil er nicht wohl zu haben ist. Auch grüne Vegetabilien werden bei dem Düngen zu Hülfe genommen. Auf den Sandfeldern ist es der Spörgel, der im Herbste in die Stoppeln gesäet und zu der bevorstehenden Wintersaat untergepflügt wird. Auf dem Lehmboden säet man jetzt häufig weißen Klee in magern Roggen, bringt im Herbste das Vieh darauf und erhält dadurch im folgenden Jahr eine gute Haferernte. Das Kleesäen zu diesem Zwecke wird immer beliebter, und wer ihn nicht ängstlich zur Viehweide gebraucht, der pflügt ihn unter, wo seine Wirkung noch stärker ist.

In der Regel wird zwar der Mist sogleich untergepflügt, es fehlt jedoch nicht an Beispielen vom Gegentheile, und diese Beispiele fangen an häufiger vorzukommen. Ein Landwirth sagte mir, daß die Gerste bei ihm da nicht so gut geworden sey, wo der Dung gleich eingepflügt worden, als da, wo er eine Zeit lang über der Erde gelegen habe. Ein Anderer hatte das Sprüchwort: es sey besser, daß der Mist in die Erde gebracht werde, wenn er knappe, als wenn er sappe, besser trocken als naß. Dasselbe hörte ich auch schon anderswo. Ein Dritter

machte zufällig die Erfahrung, daß der Mist, der über Winter auf dem Felde gebreitet liegen geblieben war, bessere Pferdebohnen gab, als der, welcher gleich untergepflügt worden war; daß aber bei den nachfolgenden Früchten sich die Sache im umgekehrten Verhältnisse verhielt. — So wirkt auch der gegohrene Mist besser auf die erste, der frische besser auf die folgenden Saaten.

## IX. Gespann und Gespannarbeit.

Man bedient sich ausschließlich der Pferde bei der Ackerbestellung und dem Fuhrwesen. Man spannt ihrer 2 an den Pflug, und in der Regel 1 an die Egge. Man beschafft mit ersterem $1^1/_2$ bis 2 Magdeb. Morgen auf den Tag, wobei der Pflug 4 bis 6 Zoll tief in die Erde dringt. Mit der Egge wird im Durchschnitte dreimal so viel abgefertigt. Auch die Walze ist im Gebrauch. Gerste, Erbsen und Lein werden nach der Einsaat gewalzt, der Hafer häufig erst 4 Wochen nachher. Die Wintergetreideeinsaat wird nie gewalzt, weil man die kleinen Erdeklöße als Schützer der jungen Pflanzen ansieht.

In der Soester Börde können, wenn der Acker rein, gehörig trocken und lose ist, und die Furchen lang sind, mit 2 guten Pferden 2 Soester Morgen = 2 Morgen 108 Ruthen Magd. Maaß, in einem langen Sommertage untergepflügt werden. Der Pflug darf aber nicht tief angesetzt werden. Dabei schaffen die Pferde von Tagesanbruch bis 7 Uhr; von da bis 8 wird auf dem Felde etwas gefüttert, dann fortgepflügt bis 11 Uhr. Die Nachmittagsarbeit fängt um 2 oder halb 3 an und dauert bis zum Abend.

Auf dem Hellwege erhalten die Pferde vom Juni an bis zum halben August in der Regel nichts als Klee, und gehen an den meisten Orten des Nachts, auch außer der Arbeit bei Tage auf die Weide. Nach beendigtem Kleeschnitte wird den Pferden Mittags ein trockenes Futter gereicht, und die Weide dabei bis zum Spätherbst fortgesetzt. Das Winterfutter besteht aus geschnittenen Wicken- und Hafergarben, nebst Heu.

In der Börde, wo Weide und Klee seltener sind, sind nur wenige Wirthe in dem Falle, ihr Gespann auf gleiche Weise wie

auf dem obern Hellwege unterhalten zu können. In der Regel wird hier, sowohl im Sommer als Winter trockenes Futter gegeben. Dieses besteht nebst dem Heue aus Strohhäcksel von Hafer und Weitzen und etwas Rauhfutter. Nach Maaßgabe der Arbeit werden Körner und Schrot hinzugesetzt.

Auf dem Hellwege werden viele Pferde zum Verkauf gezogen. Die Race ist stark und gut zur Arbeit gebaut; daher werden sie gesucht und gut bezahlt. — In der Oberbörde herrscht die verderbliche Sitte, sich nur großer schwerer Hengste zu bedienen, welche viel Futter bedürfen, und sich doch, ihrer Unbändigkeit wegen, vor der Zeit aufreiben. — In dem Amte Werl hat die vormalige Darmstädtische Regierung etwas für die Verbesserung der Pferdezucht zu thun angefangen.

## X. Nutzvieh.

Hornvieh. Man hat auf dem Hellwege zum Unterhalte dieser Viehgattung Gemeinweiden, Dreischen und Fettweiden.

Da, wo die Gemeinheiten noch nicht getheilt sind, halten die Kleinbauern, Kötter und Heuerlinge weit mehr Vieh, als sie unter andern Umständen halten könnten und würden. Die Zuzucht steht außer Verbindung mit ihrer übrigen kleinen Wirthschaft, und bildet einen Handelszweig, der auf den Verkauf an die Viehmäster auf den Ruhr- und Lippeweiden berechnet ist. Da der Unterhalt des Viehes auf solchen Gemeinheiten nichts kostet, so zieht jeder so viel an, als er auf- und im Winter mit kümmerlicher Noth durchbringen kann, und da er es nur mit 3 bis 4 Jahren verkaufen kann, so sucht er noch das Rind ein Jahr als Kuh zu benutzen. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die Theilung der Gemeinheiten die Zahl des Viehes an manchen Orten beträchtlich abgenommen habe. Indessen ist die Weide darauf oft höchst erbärmlich, besonders da, wo auch Schafheerden mit aufgetrieben werden, welche dem Rindvieh nicht allein das Beste vor wegfressen, sondern auch so wenig darauf zurücklassen, daß das Jungvieh, welches zum ersten mal zum Weiden ausgetrieben wird, auf einer so kümmerlichen Weide zu Grunde gehen

würde, daher man es in den ersten Jahren nicht dahin bringt, sondern im Hofraume grasen läßt, oder mit den Milchkühen ausschickt.

Die Dreischen werden ausschließlich diesen letzten bestimmt. Es sind meist einjährige weiße Kleedreischen, die daher den raschen Umlauf der Fruchtfolge nicht stören. Man läßt sie entweder frei darauf weiden und giebt ihnen einen Hüter zu, oder frechtet das Kleefeld mit einigen Stangen und Pfählen ein, oder bindet das Vieh an einen zu versetzenden kleinen Pfahl oder eisernen Nagel fest. — Es werden 4 Magdeb. Morgen solcher Dreische auf 6 Milchkühe erfordert. Dabei aber müssen sie Mittags und Abends noch rothen Klee auf dem Stalle erhalten.

Die Kühe, welche auf die Fettweiden gebracht werden, kommen nie wieder auf den Stall, auch bleibt auf den meisten guten Weiden das Milch- und Zuchtvieh Tag und Nacht draußen. Nur von der Gemeinheit wird das Vieh auf die Nacht eingebracht, desgleichen in einzelnen Fällen, wenn der Landwirth die Weide nahe beim Hof liegen hat; alsdann wird auch von einigen damit eine halbe Stallfütterung verbunden.

Für eine volle Stallfütterung, welche von einigen versucht worden, hat man keine Vorliebe, weil überall viele Weiden vorhanden sind, die man außer der Hütung nicht zu einem ähnlichen Werthe würde nutzen können. Ferner erfordern die Weiden keine besondere Cultur; die Unterhaltung und Ernährung des Viehes ist sehr bequem; man erspart Last und Kosten, welche mit der Stallfütterung verbunden sind. Die Weiden befördern die Vermehrung der Viehzucht, weil man nur auf das Winterfutter Bedacht zu nehmen hat, und diese vielfachen Vortheile scheinen den Landwirthen hiesiger Gegend weit einträglicher als der Gewinn, welcher aus der Vermehrung des Düngers bei der Stallfütterung im Sommer erwachsen würde.

Die Kühe, welche im Sommer des Nachts auf den Stall kommen, erhalten Klee, im Herbst weiße Rüben oder Spörgel.

Das Hauptwinterfutter ist Stroh. Dieses wird zum Theil zu Häcksel geschnitten und mit Spreu vermischt. Dieses Futter vermengt man noch mit eingemachtem Grün von weißen Rüben, Kopfkohlabfall, Oelkuchen und Wasser, welches Gemenge sehr

gesund und nahrhaft ist. Täglich wird das Vieh aus dem Stalle zum frischen Wasser getrieben. Heu erhalten nur die einjährigen Kälber. Alle Fütterung geschieht kalt. Nur die frischen Milchkühe erhalten einen warmen Zusatz von gekochtem Gemüseabfall, Kartoffeln und dgl.

Für die Milch hält man im Sommer und Herbst gute Weide, Klee, weiße Rüben und Spörgel am Besten. Letzterer giebt vorzüglich viele Milch. Zum Fettmachen kennt man hier nur die Weide; im Winter wird bei den Landwirthen, außer in den Brennereien, kein Rindvieh gemästet. Der größte Theil des Rindviehes wiegt 350 bis 400 Pfund, man hat es ungleich schwerer und auch leichter.

Mit 12 Maaß Milch von jeder Kuh ist man des Sommers bei gutem Grünfutter wohl zufrieden. Des Winters erhält man weniger, und dieser Ertrag steigt und fällt überhaupt sehr nach Verhältniß der Art der Kühe und der Nahrhaftigkeit des Futters: Fette Weide und gute Pflege auf dem Stalle geben viele und fette Milch, folglich auch viel Butter.

Man melkt die Kühe, so lange sie Milch geben. Die meisten werden $1^1/_2$ bis 2 Monate vor dem Kalben von selbst seicht (güst); sonst hört man 4 Wochen vorher mit dem Melken auf. Das Begattungsgeschäft geht öfters im zweiten, meistens im dritten Jahre vor sich. Im zweiten Jahre ist übrigens das Vieh noch viel zu jung zur Zucht, selbst im dritten Jahre kaum alt genug. Fürs beste hält man, wenn es mit vollen 4 Jahren zuerst kalbet. Alle Zuchtkälber werden getränkt.

Bei der Zuzucht ist hier Vortheil, weil das Vieh wegen des starken Handels zu den Fettweiden immer im hohen Preise steht, nur muß die Anzahl der Stücke mit den Vorräthen des Winterfutters im richtigen Verhältniß stehen. Denn da das Stroh das Hauptfutter abgiebt, so erhält derjenige wenig Dung, welcher nicht hinlänglich streuen kann. Wer Stroh ankaufen muß, dem wird das Vieh zu kostbar. Ein Landwirth, welcher eine Schafheerde in der Gemeinheit halten darf, thut wohl, seinen Rindviehstand einzuschränken, und bei dem Dung sein Hauptaugenmerk auf die Schafe zu richten, weil diese verhältnißmäßig nicht so kostbar zu unterhalten sind. Eine gute

Rindviehweide, ſo erübriget werden kann, läßt ſich immer theuer verpachten, oder als Fettweide benutzen.

In der Soeſter Börde bleiben bei einigen, welche ſehr gute Weiden haben, die Kühe Tag und Nacht auf der Weide. Andere treiben ſie des Nachts in den Stall, noch andere auch Mittags, und geben ihnen daſelbſt Klee. Nur ſehr wenige haben gänzliche Stallfütterung eingeführt, wenn auch die Weiden durchgehends nichts taugen oder das Vieh auf den Stoppel- und Brachfeldern hungern muß. Doch findet die Stallfütterung hie und da immer mehr Aufnahme.

Die Stallfütterung, ſagt der Prediger Pilger, iſt überall möglich, wo der Futterkräuterbau möglich iſt; nöthig da, wo die Weiden fehlen oder zu ſparſam und ſchlecht ſind, und der Acker mehr und beſſern Dünger nöthig hat, im entgegengeſetzten Falle unnöthig. Auf reicher, kräftiger Weide iſt aber der Milchertrag größer, als bei der beſten Stallfütterung. Im Sommer bekommen die Kühe, im Frühjahre zuerſt, Winterrübſen oder Roggen aus den Gärten, hernach Klee. Im Winter werden ſie mit ſchlechtem Häckſel und Stroh hingebracht. Doch werden die Kühe, von denen des Winters Milch erwartet wird, mit Gemüſeabfälle und Mehltränken, ſelten mit einem Zuſatze von Heu gefüttert. Bei einigen geſchieht es kalt, bei andern, beſonders Kleinbauern, warm.

Das Striegeln iſt nicht üblich. Ich habe, ſagt Pilger, es einige Zeit verſucht, aber wegen Vermehrung der Arbeit wieder aufgehört. Ich finde übrigens, daß gute Nahrung das Striegeln ganz entbehrlich mache. Im Frühjahre wird das ſparſame Grünfutter geſchnitten und mit Strohhäckſel vermiſcht, hernach ganz gegeben. Man will beim Kleeſchneiden keinen Nutzen finden. Des Winters wird theils Häckſel, theils Stroh gefüttert. Pilger giebt nur Kaff und Stroh, weil das Häckſelſchneiden zu viel Zeit wegnimmt, und die Kühe Zeit genug haben, durchs Wiederkäuen das Futter zu zermalmen. Bei den Pferden verhält es ſich umgekehrt.

Schweine. Der Landwirth auf dem Hellwege hält ſehr viel auf die Schweinezucht. Die Schweine werden durchs ganze Jahr gehütet: des Sommers in den Gemeinheiten und auf den Fel-

dern, des Winters in den Holzungen. Bei dem Aus- und Eintreiben erhalten sie ein Futter von gekochtem Gartenabfall, an Kohl, Kartoffeln, Wurzeln, Unkraut ꝛc. Junge Ferkel erhalten Milch, Kartoffeln und Gerste.

Die Stallmästung besteht aus rohen oder gekochten Kartoffeln, Möhren, Gerste, Pferdebohnen (Wevelbohnen), Erbsen ꝛc. Wenn Eichelmast vorhanden ist, welche aber selten reichlich ausfällt, so werden viele Schweine in den Waldungen ohne anderes Futter fett gemacht. Die Buchenmast ist nicht zum Fettmachen geeignet und dient hauptsächlich zum Unterhalt der Zuchtschweine. Ein völlig ausgewachsenes $1^1/_2$ bis 2jähriges und gemästetes Schwein wiegt 300 Pfund, man kann die hiesige Schweinerace durch Mästen wohl auf 4 bis 500 Pfund bringen. Die meisten aber werden nur halb fett gemacht und zu jung geschlachtet. Hr. Gockel am Lühnerbrunnen macht jedes Jahr ein 2 bis $2^1/_2$jähriges Mutterschwein in Zeit von 4 Monaten, blos mit Milch und Brodabfall fett, und bringt es wenigstens zu 500 Pfund. Man mästet viel mit geweichten rohen oder gekochten Pferdebohnen.

Es wird viel Handel damit getrieben, und dieß ist die Ursache der starken Schweinezucht. Die Bürger in den Städten und die Bewohner der benachbarten Fabrikgegenden kaufen im Frühjahr die jungen und magern Schweine für ihren Haushalt.

Das Fleisch wird in hölzernen Fässern fest eingepackt, nachdem es vorher mit Salz gerieben und durchstreuet worden; 14 Tage nachher wird es auf den Rauchboden gehangen; beim Räuchern vermeidet man Steinkohlen, benutzt aber übrigens keine besondere Holzart. Der Speck räuchert hinlänglich in 14 Tagen; schwere Schinken bedürfen 3 bis 4 Wochen, alsdann wird das Fleisch auf einer kühlen und trockenen Kammer bis zum Gebrauch aufgehangen.

Gänse werden hauptsächlich wegen der Federn, die hier allgemein zu Betten gebraucht werden, gehalten. Sie bringen nur demjenigen einen Vortheil, welcher Gelegenheit hat, sie in ungetheilte Gemeinheiten zu treiben; sonst thun die Gänse mehr Schaden, als der Gewinn davon werth ist. Man legt sich deshalb in hiesiger Gegend nicht sehr auf die Vermehrung dieser Thiere.

## XI. Fruchtfolge und Cultur.

Die Getreidearten, welche man auf dem Hellwege baut, sind: Weitzen, Roggen, Winter- und Sommergerste, Hafer, Erbsen, Wicken, Bohnen, und für die Soester Börde könnte man auch noch die Trespe hinzusetzen. — Die Futtergewächse sind: Rüben, Kartoffeln, Möhren, Runkeln, Kopfkohl, brauner Kohl, rother Klee, weißer Klee und Spörgel. — Die Handelsgewächse dienen nur zum häuslichen Bedarf und verdienen kaum einer Erwähnung.

Das Getreide macht den Hauptgegenstand der ganzen Cultur aus; doch kömmt der Weitzen weniger dabei in Betracht, als alle übrige Getreidearten. Die Vorliebe des Westfälingers für das schwarze Brod macht, daß er selbst auf Weitzenboden häufig Roggen anbringt. Besonders nach der reinen Brache hat dieses in trockenen Jahren seine Vortheile; so hat es in etwas feuchten Jahren seine bedeutenden Nachtheile. Einige nehmen vorzugsweise Mengkorn (halb Roggen und halb Weitzen) in die erste Saat. Auch die Gerste muß, des lieben Bierkruges wegen, oft auf eine Stelle, wo der Hafer weit besser lohnen würde.

Die Fruchtfolge weicht nach Verhältniß der Gegend und des Bodens sehr von einander ab, und ein ganz regelmäßiger Fruchtumlauf findet selbst in derselben Gegend nicht statt, indem man bald viel, bald wenig von dieser oder jener Getreideart anbaut. Sie richtet sich auch wohl nach dem Dung, den man auf sie zu verwenden hat. Zu einer vollen Düngung gehören 6 bis 7 vierspännige Fuder auf den Magdeb. Morgen.

Die Fruchtfolgen, welche ich für den westlichen Theil des Hellweges anzugeben habe, scheinen beinahe unglaublich, bleiben aber nach meinem häufigen Forschen darnach nicht zu bezweifeln. Eine freiere Körnerwissenschaft habe ich noch nicht gefunden.

a.

1. Wintergerste, gedüngt,
2. Roggen,
3. Roggen,
4. Klee oder weiße Kleedreische,
5. Hafer,
6. Bohnen, gedüngt,
7. Roggen,
8. Roggen,
9. Winterrübsen.

b.

1. Bohnen, gedüngt,
2. Wintergerste,
3. Roggen,
4. Hafer,
5. Kleedreische,
6. Kleedreische,
7. Roggen oder Hafer.

c.

1. Bohnen, gedüngt,
2. Wintergerste,
3. Weitzen mit weißem Klee,
4. Kleedreische,
5. Hafer.

d.

1. Brache, gedüngt,
2. Raps,
3. Roggen,
4. Klee oder weiße Kleedreische,
5. Hafer,
6. Roggen, gedüngt,
7. Roggen,
8. Hülsenfrüchte,
9. Roggen.

e.

1. Roggen,
2. Roggen,
3. Sommergerste oder Hafer,
4. Hülsenfrüchte,
5. Roggen,
6. Hafer.

f.

1. Brache, auch nicht,
2. Wintergerste oder Sommergerste, zu beiden gedüngt,
3. Roggen,
4. Roggen,
5. Hafer,
6. Hülsenfrüchte, gedüngt,
7. Roggen oder Weitzen.

g.

1. Hülsenfrüchte, gedüngt,
2. Weitzen,
3. Roggen,
4. Winterrübsen, gedüngt,
5. Roggen,
6. Hafer.

h.

1. Sommergerste,
2. Klee,
3. Weitzen oder Roggen oder Hafer,
4. Hülsenfrüchte,
5. Roggen,
6. Hafer.

Es heißt also wohl: Sanis omnia sana! Oder auch: das muß ein reicher Vater seyn, der so viele Kinder nähren soll!

Zur Verständlichkeit wird nothwendig, einige der angeführten Schematen durch die dabei angebrachte Cultur zu erläutern. Ich wähle dazu die drei ersten, oder a. b. c.

Cultur der Fruchtfolge a. 1) Zur Wintergerste wird dreimal gepflügt, und der Dung mit der dritten Pflugart eingebracht.

2) Zum Roggen dreimal gepflügt, zum ersten mal flach, zum zweiten mal eben so, damit dieselbe Krume wieder in die Höhe komme, zum dritten mal tiefer.

3) Zum zweiten Roggen wird gefelgt, welches bei verqueck-tem Land zumal nöthig ist; darauf noch zweimal gepflügt, wovon das letzte zu 8 bis 9 Zoll tief eindringt. — Nach diesem Roggen werden als zweite Frucht, wiewohl nur auf einem kleinen Theile des Feldes, Rüben gesäet. Das Uebrige trägt rothen oder weißen Klee.

4) Rother Klee oder weiße Kleedreische.

5) Hafer, wozu die Kleestoppel vor Winter gefelgt, und im Frühjahr einmal untergepflügt wird.

6) Zu Bohnen werden die Haferstoppeln vor Winter gefelgt, oder auch ganz umgepflügt. Nach Winter von Neuem gepflügt, gleich geeggt, Mist aufgebracht, Bohnen gesäet und mit sammt dem Mist flach untergepflügt. Auf schwerem Boden hält man für räthlicher, den Mist allein unterzupflügen und die Bohnen einzueggen. In dieses Feld können auch Flachs oder Kartoffeln genommen werden.

7) Roggen oder Wintergerste. Dazu wird die Bohnenstoppel zweimal gepflügt.

Cultur der Fruchtfolge b. Wenn der Boden gut ist, so bleibt der weiße Klee nur ein Jahr als Dreische liegen. Auf schlechtem würde solches zu seiner Verbesserung nicht zureichen.

Folgt Roggen nach der Dreische, so wird diese gefelgt und sogleich vereggt. Ist die Narbe etwas abgestorben, so wird sie ganz flach umgepflügt. Nach einiger Zeit wird geeggt und etwas weniger tief gepflügt. Man will durchaus die Dreische nicht tief umwenden, und das mit Recht.

Zu der Frucht, welche nach Dreischroggen, Dreischhafer oder Dreischweitzen kömmt, muß wieder gedüngt werden.

Cultur der Fruchtfolge c. Man hält diesen fünfjährigen Umlauf für den nördlichen Theil des westlichen Hellweges auf dem dasigen schwarzen Boden für den sichersten und ergiebigsten.

1) Zu den Bohnen wird zweimal vor und eben so oft nach Winter gepflügt, mit der letzten Pflugart der Mist untergebracht.

2) Zur Wintergerste werden die Bohnenstoppel gestrichen (gefelgt). Darauf wird gepflügt und um Matthäi gesäet.

3) Zum Roggen wird viermal nach Wintergerste gepflügt. Man säet ihn in der ersten Hälfte des Oktobers. Der weiße Klee wird im Frühjahr darüber hergestreut.

4) Kleedreische zur Weide.

5) Die Dreische vor Winter gefelgt, im Februar und März gepflügt, damit die Nachtfröste den Boden noch etwas mildern. In der ersten Hälfte des Aprils wird gesäet. Man wählt dazu eine trockene Witterung, damit der Boden möglich gut, und durchgeeggt werden könne. Im Ganzen sind die höher angeführten drei letzten Fruchtwechsel s. g. h. die gemeinüblichsten auf dem besten Theile des Hellwegs, das ist in der Richtung von Bochum über Dortmund nach Unna.

Einer der größern hiesigen Schulzen vertheilt seine Felder so, daß er habe:

$^1/_{10}$ in Dreische mit weißem Klee,
$^1/_{15}$ in rothem Klee,
$^1/_{10}$ in Brache und Brachrübeu,
$^1/_{20}$ in Raps und Rüben,
$^1/_{10}$ in Hafer,
$^1/_7$ in Winter- und Sommergerste,
$^3/_8$ in Roggen,
etwas in Flachs und Kartoffeln.

Die Regeln, welche man bei den angeführten Fruchtfolgen beobachtet, sind folgende:

a) Man düngt allemal zu Winter- und Sommergerste,

Brachrüben, Flachs, Kartoffeln, Raps, Rübsen, mehrentheils zu Hülsenfrüchten, und zuweilen zu Roggen und Weitzen.

b) Gedreiſcht wird, wenn der Boden abgetragen iſt. Gewöhnlich geſchieht ſolches nach Hafer. Wo man Weide genug hat, wird nicht gedreiſcht.

c) Roggen läßt man häufig zweimal nach einander folgen; Weitzen und Hafer ſelten; Gerſte und Hülſenfrüchte nie. Flachs und Klee dürfen erſt nach 6 bis 7 Jahren wieder erſcheinen.

d) Der Weitzen folgt am füglichſten nach Klee und Hülſenfrüchten, — der Roggen nach denſelben Gegenſtänden, reiner Brache und Flachs. — Sommergerſte nach gedüngten Brachrüben, auch nach Getreide, wenn zu ihr gedüngt wird. Hafer giebt die reichlichſte Ausbeute nach Klee und Dreiſche; er wird aber größtentheils als letzte Einſaat betrachtet. Dem Genügſamſten wird oft das Wenigſte gegönnt! — Roggen nach Gerſte und Kartoffeln iſt nicht ſehr ergiebig, ob man ihn gleich zweimal hinter einander darauf folgen läßt; doch wohl mehr aus Zwang als aus freier Wahl, weil man ſonſt nicht Feld genug für dieſe Hauptgetreideart haben würde. Die Gerſte wird alſo auf Unkoſten dieſes letztern erkauft! Hülſenfrüchte gedeihen nicht beſonders nach Weitzen und Roggen, wohl aber nach Hafer, wenn dieſer in die dritte oder vierte Geile geſäet worden. Auf ſolche Hülſenfrüchte kann dann mit Vortheil Wintergetreide folgen.

e) Nach Kleedreiſche folgt auch wohl zweimal Hafer. Iſt der Boden kleiartig, ſo wird nach der erſten Haferſaat auch Weitzen oder Rübſen gewählt. Flachs und Kartoffeln gerathen ſehr gut nach der Dreiſche.

f) Man hat nach weißer Kleedreiſche beſſere Frucht zu erwarten, als nach rother Kleeſtoppel. Würde aber der weiße Klee abgeſchnitten und nicht abgehütet, ſo würde das Gegentheil erfolgen. Beſonders zeichnet ſich der Nachtheil bei Saamenerzielung des weißen Klees gegen den abgefütterten aus und wird dem Auge auffallend ſichtbar.

g) Wintert die Wintergerſte aus, ſo wird ſie durch Sommergerſte erſetzt. Der Roggen aber, der nun auf dieſe folgt,

wird um ein Drittel schlechter, als wenn er nach Wintergerste gefolgt wäre.

Auf Vöhden fand ich in der Gegend eine fünfjährige Fruchtfolge, also einen zehnjährigen Umlauf. Nachdem nämlich das Land vier Jahre dem Vieh zur Weide gedient hat, wird es in dem Winter von $^4/_5$ mit Erde, Grund, Schlamm aus Teichen und Gräben befahren. Gegen das Frühjahr werden die kleinen Haufen auseinander gestoßen, und von dem nachher dahin kommenden Viehe zertreten. Da das Vieh um Johannis von dem Lande muß, so hat man Zeit, solches vollständig wie Brache zu behandeln. Es wird dann fürs

6) mit Roggen bestellt, und trägt
7) Sommergerste, zu welcher gedüngt wird,
8) Weitzen oder Roggen,
9) Hülsenfrüchte,
10) Weitzen, Roggen oder Hafer.

Ich muß gestehen, daß dieses noch die vernünftigste Behandlung ist, die mir auf Vöhden vorgekommen.

Bei Bochum, wo die Felder sechsjährig sind, hat man:

1—6) Weide,
7) Roggen,
8) Roggen,
9) Roggen und etwas Rübsen,
10) gedüngt, Hafer oder Kartoffeln,
11) ohne Dung dieselben Gegenstände wie 10,
12) Roggen.

Ich gebe Jedem auf, etwas Widersinnigeres oder Verderblicheres auszudenken!

Soester Börde. Die Erzkörnerwirthschaft (einen andern Namen weiß ich ihr nicht zu geben), welche wir auf dem westlichen Theile des Hellweges gefunden haben, hört auf dem östlichen Theile desselben auf, und geht in eine sechsfeldrige Körnerwirthschaft über.

Sie hat:

1) Reine Brache, gedüngt mit 4 bis $4^1/_2$ vierspännige Fuder per Magdeb. Morgen,
2) Roggen,

3) Gerste,
4) Hülsenfrüchte oder Klee, erstere gedüngt mit 3 Fudern,
5) Weitzen,
6) Hafer.

Allerdings kann eine Dreifelderwirthschaft mit reiner Brache auf einem so vortrefflichen Boden, wie der der Börde und in dem Amte Werl, sehr gut bestehen; vorausgesetzt, daß das Gespann nicht dabei ruhe, und fleißig dabei geschafft werde, wie solches zum Theile daselbst, wiewohl nicht aller Orten, geschiehet. An diesen letztern stehen die Früchte dann auch dünne, schmächtig, voller Unkraut und haben mit den strotzenden Ernten ihrer Nachbarn nichts gemein. Diese nachläßigen Wirthe pflügen die Brache oft nur zweimal um, stürzen keine Herbststoppeln, geben dem Acker nur ein Jahr über das andere zwei Furchen, und haben dadurch oft den besten Boden so heruntergebracht, daß er kaum noch halben Ertrag liefert. Honny soit qui bien y pense!

In einigen Gegenden, wie Dinker, Meierich, wird selten gebracht, und solches durch Brachfrüchte ersetzt. Auf diese folgt Weitzen; nach ihm werden die Stoppeln dreimal gepflügt, gedüngt und mit Roggen besäet. — In anderen Gegenden, die ich aber nicht sah, wird die Gerste ausgestoßen und Hülsenfrüchte an die Stelle genommen, worauf wieder Wintergetreide folgt. Diese Leute sind wahrscheinlich nicht die dümmsten von der Gesellschaft. Sie sollen dabei keine bestimmte Fruchtfolge haben. — An einigen Orten der Oberbörde sündiget man etwas kühner auf den Boden los, und nimmt

1) gedüngte reine Brache,
2) Roggen,
3) Gerste,
4) Hülsenfrüchte, wahrscheinlich etwas gedüngt,
5) Weitzen,
6) Gerste und
7) Hafer.

Nach meiner Erfahrung, sagt der Prediger Pilger, mißräth der Klee, wenn er alle 6 Jahre vorkömmt; daher nehme ich zwischenein zum grünen Wickenfutter meine Zuflucht.

Zu Lippstadt ertheilte ein Landwirth dem Rapse das Zeugniß, daß nicht allein der unmittelbar darauf folgende Roggen besser sey, als der Brachroggen, sondern auch, daß sein günstiger Einfluß auf den ganzen sechsjährigen Umlauf fortwirke. Ich erklärte von jeher den Raps für schuldlos, und fand ihn später in der Pfalz und jetzt in Westfalen wohlthätig. Wenn nach dem Zeugnisse des Hrn. Staatsrath Thaer ein Gutsbesitzer sich nach einem zwanzigjährigen Rapsbau einen Schaden von mehr als 10,000 Rthlr. zugezogen hat: so hat er ihn, gereizt durch den augenblicklichen Vortheil, entweder übertrieben, und so können wir wohl durch den Weitzenbau selbst zu Grunde gehen; oder der Boden war nicht dazu geeignet, die Pflanze wurde hingezwungen, wo sie nicht oder doch nicht so stark hingehörte, welches wohl eins der größten Versehen ist, in welche ein Landwirth verfallen kann; oder die Ausdehnung der übrigen Gegenstände der Wirthschaft stand in keinem Verhältniß mit der Ausdehnung zum Rapsbau. Extreme beweisen nichts, zumal wenn man ihnen die lange Erfahrung ganzer, und zwar gut cultivirter Gegenden entgegenstellen kann.

## XII. Getreidebau.

Es ist nicht zu läugnen, daß der *westliche Theil des Hellweges* von sehr fleißigen und mitunter intelligenten Landwirthen bewohnt werde, bei welchen ihre Nachbarn auf dem rechten Ufer der Lippe noch manches lernen könnten, wenn das Lernen unter Bauern mehr Sitte wäre. Man säet auf dem Hellwege nicht leicht, ohne vorher drei-, ja viermal gepflügt zu haben, und kein guter Wirth läßt sein Stoppelfeld unaufgebrochen über Winter liegen. Man hält sehr viel auf die Winterbrache, und setzt zu dem Ende das Land, wie man es nennt, auf Winterführen. Man pflügt jede Stoppel so schnell als möglich um und durchlüftet gewissermaaßen das Bett, worauf die neue Erzeugung vollbracht werden soll.

Der *Weitzen* macht, wie schon gesagt, hier die Hauptgetreideart nicht aus. Wenn dazu gedüngt wird, so wird vorher wenigstens dreimal gepflügt. Nach Hülsenfrüchten oder Klee

reicht zweimaliges Pflügen hin, wenn der Boden rein von Unkraut ist. Trockenes Wetter beim Säen und tüchtiges Eggen sind Haupterforderniſſe.

Die Zeit der Einsaat fällt in die letzte Hälfte des Oktobers. Man nimmt an Saatkörnern pro Magdeb. Morgen 3/4 Berl. Scheffel. Der Roggen, als Hauptgetreide, erfordert dreimaliges Pflügen und starkes Eggen. Folgt der Roggen nach Hafer: so wird die Stoppel dieses letztern sogleich gefelgt, vereggt, Mist aufgefahren, der Mist gebreitet, oben auf liegen gelassen, bis dahin der Hafer ausgeschlagen und durch den Mist gewachsen ist. Nun wird gepflügt und Roggen gesäet. Man hält solches für ein sehr gutes Verfahren. Ist das Feld brache, so wird es 5 bis 6 mal gepflügt.

Zeit der Einsaat. Die erste Hälfte des Oktobers. Saatkörner pro Magdeb. Morgen 1 Scheffel.

Wintergerste kann nur in offenen großen Feldern gezogen werden. In der Nähe der Dörfer und zwischen Hecken oder Sträuchen wird solche kurz vor ihrer Reife von den Sperlingen vernichtet, und der Anbau wird deshalb häufig eingestellt. Sie folgt gewöhnlich nach Brache, seltener nach Roggen. Es wird jedesmal dazu gedüngt. Die Brache wird 5 oder 6 mal dazu gepflügt. Beim Säen wird nicht stark geeggt, damit noch kleine Erdschollen zurückbleiben, welche verhindern, daß bei starkem Regen die Krume nicht abflözt.

Zeit der Einsaat. Ende September.

Saatkorn pro Mageb. Morgen 1 1/2 Berl. Scheffel.

d) Sommergerste, wird häufiger gebaut als Wintergerste, dazu wird das Land im Herbst einmal und im Frühjahr dreimal gepflügt. Man säet in die frische Furche, eggt wenig, weil der Acker schon locker ist, und walzt gleich.

Die Zeit der Einsaat ist verschieden. Nach Brachrüben, welche gedüngt worden, säet man die Gerste Anfangs Mai nach zweimaligem Pflügen. Wird frisch gedüngt, so wird Ende Mai und Anfangs Juni gesäet.

Saatkorn pro Magdeb. Morgen 3/4 Berl. Scheffel.

c) Hafer. Auch eine Hauptgetreideart. Dazu wird, wenn der Boden keine Dreische ist, im Herbst einmal und im Früh-

jahr zweimal gepflügt. Mit dem Eggen nimmt man es nicht so genau. Hin und wieder wird bei anhaltend trockener Witterung der Hafer abgewalzt, nachdem er aufgegangen und fingerslang ist.

Zeit der Einsaat. Der Dreischhafer wird Anfangs April, der übrige Hafer Ende April und Anfangs Mai gesäet.

Saatkorn pro Magdeb. Morgen 1⅛ Berl. Scheffel.

d) Zu Erbsen wird zweimal gepflügt, wenig geeggt, aber gewalzt, auf trockenem Boden werden die Erbsen untergepflügt, nicht geeggt, aber gewalzt.

Zeit der Einsaat. Wie beim Hafer.

Saatkorn ¾ Scheffel pro Morgen.

e) Zu Bohnen wird stets und meistens im Herbst gedüngt. Der Mist wird flach untergepflügt und im Frühjahr noch einmal etwas tiefer.

Zeit der Einsaat. Anfangs April.

Saatkorn 1 Scheffel pro Morgen.

Wicken werden wenig gebaut, der Boden wird wie bei Erbsen behandelt. Noch kommt häufig ein Gemische unter dem Namen Rauhfutter vor. Es besteht aus Erbsen und Hafer, oder Wicken und Hafer. Es erzeugt eine bedeutende Masse von sehr gedeihlichem Futter, welches den grasarmen Gütern sehr zu statten kömmt.

Auf Weitzenboden findet man jedoch häufiger unvermischte Hülsenfrüchte.

Auf losem oder sandigem Boden fängt man ziemlich häufig an, ein Gemisch von Hafer und Buchweitzen auszusäen, welches gewöhnlich einen sehr hohen Ertrag giebt.

Man eggt zuweilen den Hafer drei bis vier Wochen nach der Einsaat, um den Hederich zu zerstören, und spürt guten Erfolg.

Sonst ist dieses Eggen bei anderem Getreide nicht gebräuchlich. Zäher Thonboden, mit Weitzen oder Roggen besäet, regnet und fließt in nassen Wintern ganz fest. Man hat versucht, diese Saaten im Frühjahr durch Eggen aufzulockern, indessen fürchtet man, daß die schon halb entwurzelte Frucht sich

zu sehr losreiße. Gejätet wird nur der Flachs. Der Hafer wird von den Disteln gereiniget.

Fast alles Getreide wird gehauen; blos schlechter kurzer Hafer und eben solche Gerste werden gemähet. Das Wintergetreide wird gleich gebunden und in Stiege (Mandeln), woran 20 Garben sind, aufgerichtet.

Die Sommerfrüchte bleiben etwas länger auf dem Felde liegen, werden gewendet und dann wie alles Halmgetreide ebenfalls in Stiege gesetzt. Wo es an Raum in den Scheunen fehlt, werden Roggen und Hafer in freier Luft in Fiemen von 10 bis 20 Fuder aufgesetzt. Die Fiemen sind rund, unten schmal, in der Mitte breit und oben spitzig. Sie werden bis auf den breiten Mittelrand mit Stroh gedeckt, das Korn erhält sich gut darin und wird des Winters eingefahren.

Die Erntekosten lassen sich nicht mit Bestimmtheit angeben, weil der Landwirth mit seinen eigenen Leuten die Hauptarbeit verrichtet. Ich bemerke nur, daß der Taglohn für die fremden Arbeiter am theuersten ist. Im Verdinge und ohne Beköstigung kommt die Ernte auf einen Magdeb. Morgen, ohne das Einfahren im Durchschnitt auf 15 gGr. zu stehen.

Hier und da setzt man bei später Erntezeit und ungewisser Witterung Gerste und Hafer in kleine Haufen, sonst ist keine andere Weise als das Aufrichten in Stiege gebräuchlich. In nassen Jahren ist dies freilich nachtheilig, allein gewöhnlich ist die Ernte in der Mitte September hier schon geendigt.

Merkwürdig auf dem Landstriche, den wir vor uns haben, ist die Verschiedenheit der Saat- und Erntezeit. Jemehr westlich, um so früher heben beide an, und umgekehrt in östlicher Richtung. Der Unterschied zwischen den zwei Extremen beträgt in der Regel 10 bis 14 Tage und noch mehr.

Nach der Angabe eines eben so gewissenhaften Mannes, als guten Beobachters, verhielt sich der Erndteertrag in einem Durchschnitte von 30 Jahren auf gutem Boden in der Gegend von Dortmund wie folgt:

Der Magdeb. Morgen gab Garben:

| | |
|---|---|
| vom Roggen . . . . . | 400, |
| „ Weitzen . . . . . | 395, |

von Wintergerste . . . . . 456,
" Sommergerste . . . . . 420,
" Hafer . . . . . 404,
" Pferdebohnen . . . . . 520.

Die Körnervermehrung war:

beim Roggen . . . . . $12^{3}/_{10}$ fach,
" Weitzen . . . . . $13^{3}/_{4}$ "
" Wintergerste . . . . . $11^{3}/_{8}$ "
" Sommergerste . . . . . $17^{1}/_{4}$ "
" Hafer . . . . . $13^{1}/_{2}$ "
" Pferdebohnen . . . . . $7^{1}/_{8}$ "
" Wicken . . . . . $9^{1}/_{4}$ "
" Erbsen . . . . . 8 "
" Rübsen . . . . . 39 "

Vergleiche ich die Angabe der Einsaat desselben Mannes mit jener Vermehrung, und nehme ich 100 Cölnische Ruthen für das Aequivalent von 1 Magdeb. Morgen, und setze 7 Dortmunder Scheffel gleich 5 Berliner Scheffeln: so trägt in der Gegend von Dortmund, und dieses kann auch von dem ganzen mittlern Landstriche von Unna bis Bochum angenommen werden: 1 Magdeb. Morgen Berl. Scheffel:

vom Roggen . . . . . 9,
" Weitzen . . . . . 8,
" Wintergerste . . . . 13,
" Sommergerste . . . . 10,
" Hafer . . . . . $15^{1}/_{2}$,
" Pferdebohnen . . . . 8,
" Wicken . . . . . 5,
" Erbsen . . . . . $4^{1}/_{2}$
" Rübsamen . . . . . 3.

Diese Angabe stimmt auch zu der Aussage eines der trefflichsten Landwirthe des Hellweges, nur mit Ausnahme des Hafers, für welchen er nur 12 Scheffel annimmt.

Im Amte Werl säet man theils in reine Brache mit oder ohne Dung, in welchem letztern Falle dann zu dem darauf folgenden Roggen gedüngt werden muß; — theils nach Klee; —

theils nach Pferdebohnen und Wicken; — theils nach Flachs und Kartoffeln.

Nach dem Klee hat man ihn zwar oft einjährig bestellt, doch findet man für besser, das Land vor der Saat ein- oder zweimal zu schälen.

Nach Bohnen und Wicken wird allemal zweimal, einmal flach, das anderemal tief gepflügt.

Nach Flachs und Kartoffeln pflügt man nur einmal. Man hat hier die zuverlässigste Erfahrung gemacht, daß nach Kartoffeln oft recht guter Weitzen folge, der zwar nicht sehr stark an Stroh, doch so lohnend werde, daß diese Bestellung jener von Gerste oder Sommerweitzen daselbst vorzuziehen ist.

Der wichtigste Fortschritt, welchen der Ackerbau im Amte Werl seit geraumer Zeit gemacht hat, ist unstreitig die Ausdehnung des Weitzenbaues; dieser nimmt jetzt eine fünfmal größere Fläche ein, als vor dreißig Jahren, und er lohnt bei weitem reicher, noch mehr aber sicherer als der Roggen. Das Hinderniß, welches dem Weitzenbau früher im Wege stand, war hauptsächlich der Brand. Am Einbeizen des Saamenweitzens mit Kupfervitriol will man ein zuverlässiges Gegenmittel entdeckt haben, so daß eine brandige Aehre jetzt eine Seltenheit seyn soll.

Man säet den Weitzen vom 10. Oktober bis zum halben November, auf den Magdeb. Morgen 3/4 Berl. Scheffel. Roggen sollte billig am 20. Oktober bestellt seyn, welches indessen manchmal noch später geschieht, auf den Morgen 1 Berl. Scheffel. Hafer bis zum 25. Mai. Gerste bis zum 15. Juni. Der südliche höhere Theil des Amts säet die Winterung 14 Tage bis 4 Wochen früher.

Mit Durcheggen des Weitzens im Frühjahr sind einige vortheilhafte Versuche gemacht worden, es ist aber im Ganzen noch nicht üblich. Mit Jäten desgleichen, etwa drei Wochen vor dem Schossen des Weitzens, hauptsächlich um die sehr nachtheilige blaue Kornblume zu entfernen; später wird auch wohl noch der Wildhafer ausgezogen. Der Erfolg war vorzüglich, doch ist das Jäten noch nicht üblich.

Gemäht wird mit der Hausense, belgisch gepickt und gleich

aufgebunden. Die Erndtekosten im Ganzen von 1 Morgen Winterung betragen nach Umständen 2 Rthlr. bis 2 Rthlr. 9 Gr.

Kann das Getreide, wenn es trocken ist, nicht gleich eingefahren werden, so wird es in Haufen von 100 bis 150 Garben aufgesetzt. Die Art der Zusammensetzung, welche ich aber nicht kenne, soll das Wintergetreide gegen allen Nachtheil vom Regen schützen.

Man schlägt den Ertrag eines Magd. Morgens Weitzen zu 360 Garben an. Diese geben 12 bis 1500 Pfund Stroh und 9½ Berl. Scheffel Körner. Man stellt den Ertrag der übrigen Getreidearten im Verhältnisse zum Weitzen wie folgt:

| | |
|---|---|
| Der Weitzen angenommen zu . . . . . | 12 |
| thut der Roggen . . . . . | 8 |
| = = Hafer . . . . . | 18 |
| = die Sommergerste . . . . . | 12 |
| = der Sommerweitzen . . . . . | 8 |
| thun die Erbsen und Wicken . . . . | 6 |
| thun die Bohnen . . . . . | 12 p. |

Man hat den Bau der Wintergerste, der früher stark betrieben wurde, eingehen lassen. Sommerweitzen wird nur wenig gebaut. In dem mehr südlichen, höhern Theile des Amts Werl lohnt der Roggen besser. Es ist zu verwundern, daß man dieser Frucht in dem nördlichen Theile noch die Hälfte des Winterfeldes einräumt, da sie im Verhältniß zu dem edeln Weitzen so schlecht lohnt.

In der Soester Börde verhält sich der Anbau des Getreides nach der dafür angegebenen Fruchtfolge folgendermaßen. Die Brache wird bei guten Wirthen sechsmal gepflügt, zuerst vor Winter, hernach im Mai, dann im Junius; darauf wird gedüngt, im Julius der Mist untergepflügt, im August gewendet, und Anfangs September zur Saat gepflügt, darauf mit Roggen besäet. — Ein Mißbrauch ist, wenn die Brache nach dem ersten Pflügen bis bald Jakobi fürs Vieh liegen bleibt, darauf gestrichen, geeggt und gedüngt wird, worauf zwar noch dreimal gepflügt wird, aber alles zu schnell hintereinander.

Die Saatzeit ist gegen Michaelis und zwar eine gehäufte Mütte Roggen auf einen Soester Morgen. Doch ist dieses auf gut gedüngte, gut bereitete und früh gesäete Brache zu viel. Nach geerntetem Roggen werden die Stoppeln gleich untergepflügt, und auf gutem trockenem Boden Stoppelrüben gesäet, auf schlechtem Boden aber selten. Im Herbst wird nach der Wintergetreide-Bestellung das vorher geeggte Land zusammengepflügt, im Frühjahr gewendet, und am Ende Mai oder Anfangs Juni zur Saat gepflügt und mit Gerste besäet.

In den meisten Gegenden bleibt die Gerstenstoppel liegen bis zum Frühjahr, wo sie zu Hülsenfrüchten gepflügt und gesäet wird. In andern Gegenden wird dazu im Herbste und im Frühjahr gepflügt. Der Prediger Pilger hält das einmalige Pflügen für besser.

Nach geernteten Hülsenfrüchten wird der Acker gestrichen und durch Eggen von Quecken gereiniget, darauf zur Saat gepflügt, und im October mit Weitzen besäet.

Der Weitzenstoppelacker wird bei guten Wirthen und guter Witterung eben so wie der Roggenstoppelacker behandelt, also viermal gepflügt und mit Hafer in der ersten Hälfte des Mai besäet. Einige pflügen auch nur dreimal zum Hafer. Das Jäten, sagt Pilger, habe ich besonders seit einigen Jahren beim Weitzen angefangen mit großem Nutzen, und finde hier und da Nachahmer unter kleinen Wirthen.

Der Roggen, so wie jedes starke Getreide, wird angehauen und von einem Ausnehmer in Garben verwandelt, das andere Korn wird in Schwaden gemähet. Gewöhnlich bleibt das Korn ein paar Tage zum Austrocknen liegen, dann wirds in Garben gebunden und in große oder kleine Haufen gesetzt, und nachher eingefahren. Ein Mäher bekommt, außer sehr guter Kost, 5 gGr. täglich, ein anderer Erntearbeiter 3½ bis 4 gGr.

Durch das Setzen in Haufen, welche ungefähr ½ Fuder betragen, wird das Korn gegen Regen geschützt, auch durch kleine Haufen von ungefähr 30 Garben, welches einige für besser halten, weil diese Haufen nicht blos gegen Nässe schützen, sondern auch die Garben in denselben gut austrocknen. Meine Erndtemethode, sagt Pilger, worauf ich, weil Bosheit mir die

Haufen umstürzte, verfiel, ist seit mehreren Jahren folgende gewesen: ich lasse das Korn im Regen oder Thau mähen, also nie bei heißem Wetter, des Nachmittags bei trockenem Wetter in Garben machen, bei feuchtem diese Garben binden, und dann ruhig liegen, bis bei trockenem Wetter der Erndtewagen zwischen die Garben gefahren und so aufgeladen wird. Auf diese Art wird das Ausfallen vieler Körner verhütet und viele Arbeit gespart, auch das Dreschen erleichtert, weil die Körner lose in den Aehren werden, wenn sie der Luft ausgesetzt sind. Ungeachtet ich mich durch keinen Regen irre machen ließ, weil ich des Glaubens war, daß Gott wieder trockne, was er naß mache, so habe ich doch im Sommer 1816 das Korn in kleine Haufen bringen lassen müssen, weil es Monate im Felde stehen mußte.

Wenn alle Umstände günstig sind, sagt ein bekannter guter Landwirth aus der Soester Börde, so kann auf einem unserer Morgen wachsen: an

| | | |
|---|---|---|
| Brachroggen | . 18 | Soester Mütte, |
| Sommergerste | . 12 | — — |
| Wicken und Erbsen | . 8 | — — |
| Bohnen | . 10 | — — |
| Weitzen | . 10 | — — |
| Hafer | . 15—18 | — |

Es kann nach ihm aber auch nur die Hälfte darauf wachsen, und auch wie 1816 noch weniger.

Ich bemerke, daß ein Soester Morgen sich zu dem Magdeburger verhält wie 4 zu 3, und eine Soester Mütte zu dem Berliner Scheffel wie 13 zu 12. Dürften wir daher den angegebenen Ertrag als einen Mittelertrag ansehen, und stellten ihn mit dem des Hellwegs und des Amtes Werl nach dem Magdeb. Morgen und Berliner Scheffel zusammen, so ergebe sich folgende Tabelle:

| 1 Magdeb. Morgen. | Hellweg | Werl | Soest |
|---|---|---|---|
| | Scheffel | Scheffel | Scheffel |
| Weitzen . . . . . | 8 | 9½ | 8 1/12 |
| Roggen . . . . . | 9 | 6⅓ | 14⅓ |
| Wintergerste . . . . | 13 | — | — |
| Hafer . . . . . | 15½ | 14¼ | 13⅓ |
| Sommergerste . . . . | 10 | 9½ | 9¾ |
| Sommerweitzen . . . | — | 6⅓ | — |
| Erbsen, Wicken . . . | 4¾ | 6½ | 4¾ |
| Bohnen . . . . . | 8 | 9⅓ | 8 1/12 |

Der geringe Ertrag des Roggens für das Amt Werl beweist, wie wenig der dasige Boden für diese Getreideart passe. Der hohe Ertrag desselben, der für die Soester Börde angegeben ist, rührt daher, weil da nur von Brachroggen die Rede ist; statt daß auf dem köstlichen Roggenboden des Hellweges Brach- und Folgeroggen in einander gerechnet sind. Im Ganzen herrscht ein schöner Einklang zwischen den angeführten Angaben, und sie lassen sich für diese Gegend bei ordentlichen Wirthen wohl als Normalsätze betrachten.

In der Soester Börde, auch im Amte Werl, stößt man auf allen feuchten Feldern auf Trespe, und hat den Sinn oder Unsinn, sie beflissentlich mit dem Roggen auszusäen, damit, im Falle dieser zurückschlägt, man doch jene habe. Der Feind des evangelischen Hausvaters würde also den hiesigen Landwirthen mit seiner nächtlichen Aussaat (wenn anders Trespe unter der Zizanie zu verstehen ist) keinen Possen spielen, sondern noch obendrein einen Dienst leisten. Im Frühjahre 1816, wo man den Roggen verloren gab, tröstete man sich, und wartete mit Sehnsucht, daß die spät kommende Trespe den Ausfall einigermaßen ersetzen würde. Sie wird auch von den gewöhnlichen Landwirthen nicht von dem Roggen geschieden, sondern mit zum Brode verarbeitet.

Zu Lippstadt machte ein Landwirth eine Erfahrung über den unbezweifelten Vortheil des Roggensäens auf gelegenem oder ausgeschlagenem Acker. Ein Acker schien ihm nach der letzten oder Saatfurche so sehr von Unkraut beschlagen, daß er sich fürchtete, den Roggen darüber her zu säen. Er ließ also einen Theil des Feldes von Neuem pflügen, den andern aber ohne weiteres besäen. In der Folge zeichnete sich der Roggen auf diesem ganz besonders vor dem Roggen auf jenem aus.

## XIII. Futterbau.

Futterkräuter. Der rothe Klee hat in den letzten 20 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Man säet ihn auf dem Hellwege am gewöhnlichsten unter Sommergerste, zu welcher hier gedüngt wird. Auf gutem Boden wird er in der ersten Hälfte Aprils über den Roggen geworfen. Man braucht 5 Pfund Samen auf einen Magd. Morgen. Man überfährt ihn im folgenden Winter beim Froste gern mit Mergel, Erde, Moder, wovon man die Häufchen im Frühjahre auseinander streut. Pfannenstein wird angebracht, wenn der Klee den Boden zu belegen anfängt. Man braucht nicht mehr als einen starken Scheffel auf den Morgen. An Mergel werden 3 gute Fuder erfordert. Man benutzt den Klee nur ein Jahr, und hat gewöhnlich so viel, daß man einen Theil des ersten Schnittes zu Heu machen kann.

Man pflügt auch wohl manchmal nach dem ersten Schnitte um und behandelt das Land wie halbe Brache; dieses letztere besonders, wenn man Roggen darauf folgen lassen will, ohne welches der Roggen leicht von Wurm und Schnecke leidet. Dieses Geziefer hält sich bei feuchter Witterung gar zu gerne in den Kleestoppeln auf; der Weitzen, der später keimt, auch wohl das erste Abfressen eher ertragen kann, fragt weniger darnach. Am sichersten folgen unter solchen zweifelhaften Umständen Hafer und Gerste nach dem Klee.

In dem Amte Werl braucht man 6 Pfund Samen auf den Magd. Morgen, und überstreut den Klee mit 1 Scheffel Gyps, oder 1½ Scheffel Salzabfall, oder 2 Scheffel Ruß.

Einige der hiesigen Wirthschaften mögen wohl $^1/_{10}$ in Klee haben, im Durchschnitte darf man aber nicht mehr als $^1/_{20}$ annehmen.

Der Klee war schon im Jahre 1740 hier bekannt, indem man aus dieser Zeit bemerkt findet: man habe Gerste mit Klee zum Grünabfüttern ausgesäet; der Klee solle aber auch noch das folgende Jahr stehen bleiben, und werde dann erst recht benutzt. — Der Klee gedeiht hier allenthalben sehr gut. Man ist entschieden für den Weizen als folgende Frucht, nur wintert der Kleestoppelweitzen leichter aus, als anderer. Auch Flachs geräth vorzüglich darnach. Der Kleebau hat in der Soester Börde mit dem angeführten gleiche Bewandniß. Zu seiner Ueberdüngung braucht es hier auf den Magdeb. Morgen 5 Scheffel Salzasche, oder $1^1/_2$ Scheffel Gyps, oder 4 bis 5 Fuder Dung, oder 25 bis 30 Fuder guter Erde. Der Prediger Pilger hat das Verdienst, zuerst den Kleebau ins Große getrieben, so wie die Stallfütterung des Rindviehes eingeführt zu haben. Bei dem Gebrauche des Salzabfalles beobachtet man die Zeit, wo der Boden oder die Witterung feucht ist, doch nicht eher, als bis der Klee sich zu bestocken anfängt.

Der weiße (wilde) Klee ist seit 10 bis 12 Jahren auf dem Hellwege sehr beliebt geworden und wird alle Tage noch beliebter, wo nicht zur Dreische, doch zum Unterpflügen als grüner Stoppeldung im selben Jahre. Er erweist sich in dem letzten Falle als Herbstweide und unmittelbar darauf bei dem Getreide, besonders dem Hafer und der Gerste, sehr wohlthätig. Es ist dieß ganz gewiß eine herrliche Vorrichtung. Da vielleicht kein Futter dem weißen Klee an Güte gleichkommt, und er nicht wie der rothe Klee sich selbst haßt: so scheint sein Gebrauch als Nachfrucht dem Gebrauche, mit rothem Klee zu düngen, den ich an der Queich fand, vorzuziehen. — Man muß bei dem Behüten des weißen jungen Klees im Herbste behutsam seyn, weil er dem weidenden Vieh bei trockener Witterung nachtheilig werden kann. Bei dem Klee als Dreische findet man vortheilhafter, diese nur ein Jahr bestehen zu lassen; indem sich im

zweiten oft die lieben Quecken einfinden, welche den Boden wieder verschlechtern.

Wurzelgewächse. Die Kartoffeln, der Menschen wegen, ausgenommen, ist der Anbau der übrigen Wurzelgewächse hier unbedeutend. Da, wo das Wintergetreide den Hauptgegenstand der ganzen Cultur macht, werden diese Gewächse ihr Glück nie machen. Futterkräuter, Hülsenfrüchte und reine Brache bleiben besser daselbst angebracht. Durch einen allzuraschen Uebergang zu dem Wurzelgewächsbau haben sich manche Neulinge geschadet, und durch ihr unbesonnenes Beispiel auch Schaden unter andern angerichtet, welchen Schaden sie nachher der Sache oder dem Systeme, und nicht dem Mangel ihrer eigenen Ueberlegung zuschreiben.

In der Soester Börde zumal bekümmert man sich nicht um das Wurzelwerk. „Ich allein, sagt der Prediger Pilger, habe vor einigen Jahren Brachrüben gebaut, da aber der Roggen danach nicht gerieth, die Sache wieder aufgegeben. Möhren, fährt er fort, habe ich nun seit 3 Jahren nach einem Versuche, der in der Belgischen Landwirthschaft angegeben ist, in Reihen angebaut und ausgepflügt, welches so gut gelungen ist, daß ich von dieser Methode nicht wieder abgehe.“

Zu Kartoffeln wird in der Börde mit 7 vierspännigen Fudern gedüngt. Im Amte Werl verwendet man mit Nutzen 10 Fuder auf den Magd. Morgen. Die Kartoffeln werden durch wiederholtes Eggen vom Unkraute gereinigt; die Zeilen nachher mehrmal durchgepflügt.

Auf dem Hellwege wird nach vier bis fünfmaligem Pflügen zu den Brachrüben, kurz vor der Roggenerndte, wenigstens mit 6 Fuder Magdeburger Morgen, zu Stoppelrüben aber nicht gedüngt. Zu Werl werden die Brachrüben in der letzten Hälfte des Juli gesäet. Mit entschiedenem Vortheile hat man das Durcheggen derselben nach Art der Belgen versucht. Zu Kartoffeln wird von manchen im Herbst gedüngt, wenn das Land vorher gut bearbeitet und rein ist; wo es dann im Frühjahr nur einmal tief umgepflügt wird. Durchgehends aber wird der Mist Anfangs Mai zu den Kartoffeln ausgefahren. Sie erfordern hier reichlichen Dung. Die Kartoffeln werden größtentheils

untergepflügt, wobei man sie in die andere Furche und in derselben einen Fuß von einander legt. Wenn das Kraut $^1/_2$ Fuß lang ist, werden sie behackt, oder mit dem bekannten Kartoffelpflug angehöht.

Gute Kartoffeln geben im Durchschnitt zwölffachen Ertrag.

## XIV. Handelsgewächse.

Ihr Anbau ist hier so völlig unbedeutend, daß er keiner Erwähnung verdient. Nur der Sommerrübsen kömmt an einigen Orten auf dem Hellwege in Betracht. Steht der Winterrübsen daselbst im Herbst auch noch so gut, so geht er doch im Winter zu Grunde. Um aber doch Oelsamen zu haben, verlegt man sich auf den Sommerrübsen (nicht Sommerraps). Man säet ihn um Johannis, und er bedarf etwa 10 Wochen bis zu seiner Reife. Einige der hiesigen Landwirthe wollen es dem öftern Anbauen dieses Gewächses zuschreiben, daß der Hederich so außerordentlich die Oberhand gewinnt.

## XV. Verschiedenes.

**Unkräuter.** Hederich, Quecken, Mohn, blaue Kornblumen, Flughafer, Trespe, Flachsseide und Wasserknöterich (Polygonum amphibium) sind die Unkräuter, womit man auf dem Hellwege geplagt ist.

Der Wasserknöterich (hier Wiek) ist insbesondere dem westlichen Theile des Hellwegs eigen. Ich habe ihn aber auch zu Lippstadt gefunden, und zwar in einer so beträchtlichen Menge, daß man ihn auf sichern Feldern hätte mähen können. Er ist ein perennirendes, wegen seiner Fortpflanzung durch die Wurzeln fürchterliches Unkraut. Er wuchert so tief in der Erde, daß er durch ein gewöhnliches Pflügen nicht zerstört werden kann. Seine Wurzeln von hellrother oder Fleischfarbe gleichen denen des Krapps, haben aber eine Menge Knoten oder Gelenke, an denen einige Würzelchen sitzen. Zerreißt sie also der Pflug, oder durchstößt sie der Spaten, so lebt jedes Stück fort. Schleppt der Pflug oder die Egge ein Stück von der verhaßten Wurzel auf ein reines Land, so ist auch der reinste

Acker von dem Uebel angesteckt. Dieses Unkraut kömmt unter jedem Getreide hervor und bildet Büschel, die etwa 1½ Fuß hoch werden, und sich zwar nicht um das Getreide schmiegen, aber wegen Stärke der Stengel und Größe der Blätter (gleich denen der Weide) viel Raum einnehmen. Wo er überhand genommen hat, thut er der Gerste namenlosen Schaden. Den Mergel scheint er zu scheuen. Im Anfange ist er durch vorsichtiges Ausgraben zu tilgen, nachher nur durch fleissige und tiefe Brache, wo aber alle Wurzeln hinter dem Pfluge aufgelesen werden müssen. Auch durch Kleebau soll er in etwas gebändiget werden können. Ich fand ihn auf dem Hellwege auf mildem lehmigem, und zu Lippstadt auf sehr sandigem Boden. Dieser Knöterich ist also in mehr als einer Rücksicht ein Amphibium.

Man findet die Flachsseide (hier Bärenhaar) in der Börde unter dem Klee. Auf dem Hellwege soll sie die Winterfrüchte noch spät überranken, wenn anders hier nicht eine wilde Wickenart oder eine Winde (Convolvulus) darunter verstanden wird.

Die Trespe (wenn es erlaubt ist, sie unter den Unkräutern aufzuzählen) ist auf allen nassen Aeckern heimisch und genießt in der Soester Börde das Bürgerrecht. Sie wächst bekanntlich nur im Wintergetreide. Ueber ihre Entstehung ist man hier mit den Behauptungen nicht im Reinen. Man kennt kein sicheres Mittel, sie zu vertilgen; denn auf feuchtem Boden und nach nassen Wintern schützt selbst das reinste Saatkorn nicht dagegen. Da sie indessen nicht ganz unnütze, sondern sehr gut als Viehfutter vernutzt werden kann, und dabei sehr ergiebig ist, so haben viele mit feuchtem Boden geplagte Wirthe sie nicht ganz mit Unrecht als Mengkorn aufgenommen und säen sie absichtlich mit dem Roggen aus, um eine desto reichlichere Ernte zu erhalten. Welche bedeutende Rolle sie in Mißjahren in der Niederbörde spiele, bezeugt der Hr. Pilger, da er mir schreibt, mein heuriger Roggen (1816) besteht aus mehr als fünf Theilen Trespe.

Der fatale Hederich ist hier in allen Ländern anzutreffen. Je besser der Boden gedüngt ist, desto ärger wuchert er und

erstickt die Frucht unter und um sich her. Der Same bleibt lange Jahre unzerstört im Boden liegen. Theils mag die feste Hülse, theils das große sehr ölige Samenkorn davon die Ursache seyn. Ich kenne Sandboden, sagt der brave Gockel, welcher 15 Jahre nacheinander Roggen getragen, und der, als demnächst reiner Hafer darauf gebracht wurde, gleichsam mit Hederich überzogen war. Er kommt nur vom Mai bis zum October zum Vorschein. Derjenige, welcher unter den Stoppelrüben blüht, schadet diesen zwar sehr, allein er bringt wenig oder gar keinen Samen, weil die Herbstfröste die Blüthe und die alsdann meistens noch nicht reifen Samenschoten zerstören.

Ich habe (fährt Gockel fort) die Erfahrung, daß man ihn durch folgende Mittel, zwar nicht ausrotten, doch wenigstens sehr vermindern und vernichten kann.

a. Durch die Sommerbrache, indem man diese jedesmal nach dem Pflügen eggt, und dann, besonders im Juni und Juli, allemal drei Wochen ruhen läßt, wo der Hederich dann häufig ausschlägt und durch das folgende Pflügen vertilgt wird.

b. Ist in dem Hafer viel Hederich, so egge man diese Frucht 3 bis 4 Wochen nach der Aussaat bei trockenem Wetter. Das Unkraut reißt sich häufig los und vergeht; dem Hafer ist dieses vortheilhaft.

c. Man pflüge das Land zu Roggen früh zur Saat. Die dann noch warme Witterung lockt den Hederich hervor, wie Sand am Meer, er wird durch das Eggen beim Säen zerstört und verwintert ohnehin.

Sind in der Nähe viele Taubenfluchten, so lasse man die Stoppel der Sommerfrüchte, worin viel Hederich gewesen, lange ungepflügt liegen, wo möglich bis zum Monat März. Vom Hunger getrieben, lesen die Tauben den Samen im Winter rein auf.

Der Flughafer war in frühern Jahren nur nach der Gegend von Hamm und Soest hin einheimisch und ist es daselbst, so wie im Amte Werl noch immer. Auf dem übrigen Hellwege kannte man ihn wenig. Seit 3 Jahren hat er sich aber hier außerordentlich und allgemein angesiedelt. Wahrscheinlich haben die häufigen Kriegsvorspanne und Fouragerequisitionen aus

jenen Gegenden ihn mit dem Futter in die Ställe auf dem Hellwege gebracht, woher er demnächst aufs Feld gekommen ist. Bekanntlich weht der Wind den Samen von einem Stück zum andern. Der Flughafer wächst blos unter Sommerfrüchten aller Art und kann nur durch Ausjäten oder kurzes Abschneiden vertilgt werden. Solches muß aber früh genug geschehen, indem der Samen schon wegfliegt, wenn sein dicker Halm, sein Stamm und seine Blätter noch grün sind. Ein sehr schadhaftes Unkraut auf den Weiden ist die Hauhechel, hier Haartrakel genannt. Der Büschel treibt 1 Fuß hoch, hat stacheliche feste Stiele, rothe Blüthen, welche im Juli erscheinen. Die Wurzel dringt bis zu 2 Fuß tief in die Erde. Sie ist perennirend, daher sie im Frühjahre immer von neuem ausschlägt. Manche Weiden sind mit diesem Unkraut ganz überzogen. Man kennt kein Vertilgungsmittel als das Pflügen; aber bald führen die großen Fluthen wieder neuen Samen herbei. Das Abschneiden zur Zeit der Blüthe hilft aber nur für ein Jahr. Oeftere Ueberschwemmung verträgt indeß dieses Unkraut nicht, daher es auch nur auf trockenem Weideboden vorzüglich wuchert, und dem Graswuchs äußerst hinderlich ist.

Krankheiten des Getreides. Der Honigthau, sagt Gockel, ist eine bei uns leider sehr bekannte Erscheinung, welcher Winter- und Sommerfrüchte unterworfen sind. Er fällt am gewöhnlichsten auf niedrig liegenden kältern Gründen; auf trockenem Bodem aber nur dann, wenn derselbe süd- und westwärts von Holzungen oder hohen Hecken begrenzt wird. Je besser die Frucht ist, je mehr ist sie diesem Uebel unterworfen. Ich habe bemerkt, daß der Honigthau meistens schon zum Vorschein kömmt, wenn der Halm oder die Ranke nach der Blüthe noch in vollem Safttriebe ist, obgleich der gelbe Staub nachher bei anfangender Reife erst in die Augen fällt.

Gute Landwirthe. Darunter hätte ich hier viele Personen aufzuzählen. Namentlich muß ich jedoch des Schulzen Boeing bei Camen, — des Predigers Pilger zu Weslaren, eines eifrigen Veteranen in der Landwirtschaft, der schon manche geglückte und mißglückte Versuche gemacht hat, — des Land- und Gastwirths Gockel auf dem Brunnen zu Lühnen, dem ge-

genwärtige Abhandlung viel und zwar sehr viel verdankt; — die Beiträge, die er geliefert hat, würden auch dem gebildetsten Oekonomen Ehre machen; — des Freiherrn Clemens von Lilien bei Werl, der seine Wirthschaft mit eben so viel Umsicht als Eifer betreibt, und endlich des Freiherrn Theodor von Papen, ebenfalls bei Werl, gedenken. Die Wirthschaft dieses letztern ist zwar noch im Entstehen, wird aber mit viel ausdauerndem Eifer betrieben. Man hat bei ihm einige der Fellenbergischen Ackerwerkzeuge eingeführt und solche in ihrer Vollkommenheit angefertiget.

# Achter Abschnitt.

## Bäuerliche Verhältnisse und Zustand der Landwirthschaft in dem Fürstenthume Paderborn.

---

### I. Vertheilung des ländlichen Grundeigenthums.

Wenn auf dem rechten d. i. dem nördlichen Ufer der Lippe die Landwirthe in abgesonderten Höfen wohnen, und jeder aus einem besondern Centralpunkte seine mit wenigen Ausnahmen zusammenliegenden Felder bewirthschaftet: so finden wir sie auf dem linken Ufer jenes kleinen Flusses beinahe nur in Dörfern zusammengedrängt, zerstreute, unter einander liegende, oft sehr entfernte Grundstücke kultivirend. Im Verhältniß zu dieser oft ungeheuren Ausdehnung bleibt dann die wirkende Kraft schwach, und wird in dem Grade schwächer, als sie sich von ihrem Centralpunkte entfernen muß. Selten ist unter solchen Umständen an Stallfütterung zu denken, theils weil man die naheliegenden Aecker zu anderen Dingen, als Futterkräutern, nöthig hat, oder sie durch etwas Anderes höher im Gelde benutzen kann, theils weil es zu lästig fallen würde, das Futter von sehr entfernten Grundstücken beizuschleppen. Das Vieh wird also meilenweit umhergetrieben und verträgt seinen Dung

und seinen Vortheil. Aus dem Mangel an Dung fließt natürlich, daß die entfernten Grundstücke dessen nur wenig, und die sehr entfernten gar keinen erhalten. Wirkt die Entlegenheit nachtheilig auf die Dungmittel, so wirkt sie eben so auf die Bearbeitung. Man hält nicht Gespann genug, weil man es nicht nähren kann, und ist froh, wenn der Acker nur ein Mal umgewühlt und der Same in die Erde eingescharrt ist. Man hält Vieh und hat keinen Nutzen davon, weil es die Milch auf dem meilenlangen Spaziergange zusetzt, und im Winter aus Abgang an Futter das wenige Fleisch verliert, was es im Sommer auf der Weide angesetzt hatte.

Dieses ist die Tagesgeschichte in dem Fürstenthume Paderborn, sie ist es noch mehr in dem daranstoßenden Herzogthume Westfalen. Nicht aber will ich die Nachtheile einer großen Ausdehnung auf concrete Güter oder große Wirthschaften anwenden, wenn ihre wirkende Kraft in einem gerechten Verhältnisse zu ihrem Wirkungskreise steht, welches letztere jedoch im Paderbornschen, besonders bei den Pächtern der schönen königlichen Domainen nicht immer der Fall ist; sondern wie schon gesagt, auf die Einsassen der meisten Dörfer, zumal der kleinen Landstädte, die sich blos oder hauptsächlich von dem Ackerbau nähren, viel Land, große Gemeinweiden und wenig Kraft besitzen.

Das Grundeigenthum in dem Fürstenthume Paderborn gehört entweder dem Könige, oder dem Adel, oder den Bauern und Bürgern.

Die landesherrlichen Besitzungen bestehen theils aus großen und kleinen Höfen, oder sind einzeln an die Einwohner verpachtet. Die ersten, welche durch Erlöschung der geistlichen Corporationen dem Landesherrn heimgefallen, sind zum Theil sehr beträchtlich von 400 bis 900 Calenberger Morgen. Es giebt solcher Güter, die an 3000 Morgen enthalten.

Ein großer Theil des Grundeigenthums gehört dem Adel und befindet sich ebenfalls in große und kleine Güter von 300 bis 1500 Morgen vertheilt. Ihre gewöhnlichste Größe jedoch ist von 450 bis 500 Calenberger Morgen.

Die Bauerngüter theilen sich in Vollmaier, Halbmaier,

Viertelmaier, Kötter und Halbkötter. Indessen giebt eine solche Benennung keinesweges den Umfang der Größe der Besitzungen an. In der Waarburger Börde rechnet man gewöhnlich

| | | |
|---|---|---|
| zu einem Maiergute | 70 — 75 | Morgen, |
| zu einem Halbmaier | 40 — 45 | " |
| zu einem Kötter | 30 — 35 | " |
| zu einem Halbkötter | 10 — 20 | ". |

Heuerlinge und Taglöhner haben wohl nur einen oder ein Paar Morgen. Es giebt aber auch Bauerngüter, die 100, 200, 300 Morgen enthalten.

In den Städten hat man keine besondere Benennungen, wodurch die Größe der Besitzungen für irgend eine Klasse der Einwohner ausgedrückt wird. Es schwanken solche zwischen 20 und 60 Calenberger Morgen (der um $3^2/_3$ Quadratruthen größer wie der Magdeburger ist).

Die Ländereien der Bauern- und Bürgerhöfe liegen zerstreut in der Feldflur untereinander; nur die wenigen einzelnen Höfe, die man im Paderbornschen findet, haben ihre Grundstücke in Breiten beisammen liegen. Diese Gehöfe gehören dann auch blos dem Adel oder der Landesherrschaft an. Ungeachtet dessen liegt nur wenig davon in geschlossenen oder befriedigten Kämpen. Die Feldmarken der Städte und Dörfer sind durchgehends von einem bedeutenden Umfange und haben manchmal einen Durchmesser von 1 bis $1^1/_2$ Stunden.

Man will beobachten, daß in den Dörfern, welche den Edelleuten angehören, mehr Armuth herrsche, als in den landesherrlichen.

## II. Rechtliche Besitz-Verhältnisse der Grund-Inhaber.

Die bäuerlichen Besitzungen sind theils maierstättisch, theils eigenbehörig, theils Zinsgüter, theils ganz frei. Der ersten giebt es die meisten, und der letztern die wenigsten. Zu diesen gehören gewöhnlich die Hauseigenthümer, die nur ein Paar Morgen Grund besitzen. Sie haben völlig freie Disposition über das Ihrige. Auch bei den Köttern wird es im Paderbornschen mit der gesetzlichen Untheilbarkeit so genau nicht genommen.

Häufig verfügt darüber der Besitzer. Er verkauft, verpfändet und vertheilt unter seinen Kindern, ohne Jemand darum zu fragen.

Noch weniger Umstände erfordert es bei den Einliegern, Beisitzern, das ist solchen Leuten, die blos zur Miethe wohnen und gar kein Grundeigenthum haben. Es giebt dieser Leute an einigen Orten nur gar zu viele, so daß sie mehr als die doppelte Zahl der Grundeigenthümer ausmachen. Dieses ist besonders da der Fall, wo viele Gemeingründe sind, auf welche sie ihre Herrnbauern anweisen, deren wahre servi sie sind.

Ganz freies bäuerliches Eigenthum ohne gutsherrliche Abgaben findet man wenig, und beinahe nur in den Städten, deren Bewohner in der Regel ziemlich große Grundeigenthümer sind. Mitunter aber giebt es daselbst auch solche, die von ihren Besitzungen eine Steuer zu entrichten haben.

Sehr nahe mit der Westfälischen Eigenbehörigkeit ist die Maierstättische Verfassung verwandt, und diese macht die Grundlage von beinahe allen bäuerlichen Besitzungen in dem Fürstenthume Paderborn aus. Man hält durchgängig dafür, daß die dermaligen Güter, mit Ausschluß der nördlich gelegenen Landgegend, nicht wie im übrigen Westfalen durch freien Anbau unabhängiger Leute entstanden, sondern nach allen Anzeigen Verleihungen großer Grundeigenthümer sind.

Schwer würde zu bestimmen seyn, woher diese Verschiedenheit rühre; — ob hier ein Reichswald war, dessen Grundeigenthum später verliehen wurde; — ob die Franken zu Karls Zeiten die alten Bewohner verdrängt und die Gegend zu einer Wüste gemacht, in welche sich einige wenige nach der Hand theilten; oder welcher sonstige unbekannte Umstand die Ursache davon ist. Merkwürdig ist, daß in dieser Provinz kein eigentlicher Bauer der Regel nach Holz hat.

Der Bauer hat überall ein wahres Erbrecht; die gutsherrlichen Abgaben sind nicht drückend und an den meisten Orten nach der Güte des Bodens verhältnißmäßig vertheilt. Die gewöhnlichste Abgabe ist $^1/_2$ Scheffel Roggen und $^1/_2$ Scheffel Hafer vom Morgen. Schlagen wir aber die Dienste dazu, welche der Bauer zu leisten, und den Naturalzehnten, den er zu entrichten hat, dann den Umstand, daß die entfernten zur Cultur nicht gelegenen Ländereien fast gleiche Steuer geben, so

wird die Tageslast für ihn doch schwer, zumal da, wo er sein Holz für baares Geld kaufen muß.

Der wesentliche Unterschied, der zwischen den Territorial-Verordnungen in diesem Theile Westfalens obwaltete, war, daß nach der Münsterschen der Gutsherr verbunden war, das ihm zufallende oder von ihm acquirirte Colonat sogleich wieder mit einem neuen Colonen zu besetzen, statt daß die Paderbornsche dem Gutsherrn gestattete, die acquirirte Maierei mit seinen eigenen Besitzungen zu vereinigen; woraus die nothwendige Folge entstand, daß die Edelgüter sich hier immer vergrößerten und vor und nach alle übrige Besitzungen, die der Städter allenfalls ausgenommen, verschlingen mußten. Das Maierwesen hatte also keine öffentliche Garantie mehr; die Maierstätten wurden nicht wie im Münsterschen als Staatspfründen betrachtet; die Fortdauer der Verfassung mußte daher nach einigen Jahrhunderten gänzlich aufhören, der Adel ausschließlicher Eigenthümer alles Grund und Bodens, und alle übrigen Bewohner bloße Heuerlinge und Taglöhner werden. — In wie weit solches mit der wahren Staatsklugheit vereinbar ist, lasse ich dahingestellt seyn.

War die Maierordnung von einer Seite die Schützerin, daß das Erbe von einem schlechten Familienvater nicht konnte versplittert und allmählig durchgetrieben werden; so war sie von der anderen Seite die Zerstörerin des bäuerlichen Credits. Und was ist ein Gewerbe ohne Credit? was ist es ohne ihn in Zeiten der Noth und der Unglücksfälle? wie werden Meliorationen von einiger Bedeutung möglich? Die Schwierigkeiten, welche der Bauer zu beseitigen hat, ehe und bevor ein redlicher Bürger sich bei dem Darlehn nicht gefährdet glaubt, schrecken ihn ab, diesen Weg einzuschlagen. Er wendet sich daher lieber an wohlhabende Juden; denn diese sehen nicht so sehr auf die rechtlichen Erfordernisse, sobald sie sich nur einigermaßen gedeckt glauben. Dagegen setzen sie ihren Clienten um so härtere Bedingungen, lassen außer den Zinsen sich noch besondere Douceurs von Weitzen, Roggen, Gerste, Oelsamen, auch wohl eine Kuh, ein Kalb unter blos mündlichem Vorbehalt verabreichen, und halten durch die sechsmonatliche Kündigung den Schuldner so

in der Scheere, daß er die extraordinairen Douceurs Jahr aus Jahr ein zollen muß, wenn er sich der Gefahr nicht aussetzen will, daß die bedrohte Kündigung vollführt werde. Doch wehe dem Landwesen, wo es in den Dörfern noch Juden giebt, oder sich auch sonst nur Juden einzuschleichen wissen. Ich werde noch Gelegenheit haben, in der Folge darauf zurückzukommen.

## III. Verkehr mit den Grundstücken.

Kauf und Verkauf ganz freier Güter kamen vormals im Paderbornschen nur selten vor. Der Lehensnexus, womit die übrigen bestrickt waren, hinderte oder erschwerte dabei den Verkehr. Durch die Erscheinung des Königl. Westfälischen Allodifikations-Dekrets von 1809 und 1811 wurden diese Bande gelöst, und es wurde an mehreren Orten Gebrauch davon gemacht.

Bei den lastbaren und maierstättischen Gütern wird der freie Verkehr durch das Näherrecht, welches dem Gutsherrn zusteht, beschränkt. Desto öfter aber kommen solche Güter per concursum zum Verkauf, die Concurrenz der Käufer ist dabei nicht groß. Es fehlt den Bauern am Gelde, und die schwere Naturalbelastung solcher Güter, so wie der bisher beschränkte Handel, sind nicht anziehend. Sie sind daher an einigen Orten beinahe um die Hälfte im Preise gefallen. Für einen Morgen Land, den man noch vor zehn Jahren zu 40 bis 50 Rthl. verkaufen konnte, werden jetzt kaum 20 geboten.

Dieses Sinken der Güter veranlaßt denn auch, daß die in frühern Zeiten darauf contrahirten Schulden zum Theil durch öffentliche Verkäufe nicht aufgetrieben werden können, weswegen die Gläubiger mitunter die Administration vorziehen, sobald sie finden, daß durch eine vortheilhafte Verpachtung im einzelnen die Zinsen einigermaßen gedeckt werden. Es trifft denn auch gewöhnlich zu, daß solche einzelne Parzellen sehr hoch, das ist der Morgen zu 2, 3, ja 3½ Rthl. mit Uebernehmung aller Lasten verpachtet werden. Der kleinere Bauer, denn nur ein solcher kann solche Parzellen pachten, hat durchgehends mehr Gespann, als die Ausdehnung seines Areals

fordert. Er kann eben so gut einige Morgen mehr damit bestellen. Das Plus der Gespannarbeit kostet ihn also nichts, und die Vermehrung der Arbeit, die er meist selbst vollbringt, kommt nicht in Anschlag. Er kann also leicht das Maximum geben. Auf solche Weise werden nicht nur die Zinsen gedeckt, selbst jährlich etwas von den Rückständen abgetragen; sondern es können dem verschuldeten Eigenthümer auch wohl noch ein Paar Morgen Land zu seinem Unterhalte gelassen werden, und so bleibt wenigstens den Kindern noch die Hoffnung, zu dem Erbe ihrer Väter zurückgelangen zu können.

Man sollte wünschen, daß eine solche sanfte Verfahrungsart, die doch wohl bisher für edle Familien gewissermaßen statt gefunden hat, auch für die bäuerlichen, wo nicht des Namens, wohl aber des öffentlichen Nutzens wegen allgemein eingeführt wäre. Manche Waisen würden dadurch dem Bettelstabe entzogen und dem Staate in ihnen gute Bürger erhalten werden. Einem Kinde, dessen elterliches Haus und Habe ihm über dem Kopfe zusammenbrennt, liegt wenig mehr an seiner Heimath, statt daß einem blos ausgewiesenen Kinde, dem die Hoffnung bleibt, wieder eintreten zu können, sehr viel daran liegt.

In der Gegend von Nieheim und Höxter, wo zum Theil sehr guter Boden ist, schwankt der Verkaufspreis einzelner Grundstücke zwischen 5, 50 und 100 Rthl. pr. Morgen. Der der Wiesen, Weiden und des guten Gartenlandes zwischen 100 und 150, auch zwischen 30 und 60. Holzgrund, wenn er guten jungen Ausschlag hat und zu Buchen und Eichen geeignet ist, wird nach dem Abtriebe mit 12 Rthl., schlechter mit 10, ja mit 5 Rthl. bezahlt. In dem Sandfelde schätzt man den Morgen erster Classe zu 20, den der zweiten zu 10, den der dritten zu 5 auch 3 Rthl.

Die adelichen und klösterlichen Güter, die nicht für Rechnung der Eigenthümer administrirt werden, — ein Fall, der nicht häufig eintritt, — werden meistens in Zeitpacht ausgethan. Die Pachtfrist ist von 6, 10 bis 12 Jahren. Ueber den Pachtpreis läßt sich nichts angeben. Gewöhnlich muß der Betrag davon halbjährlich erlegt werden. Unbemittelte Verpächter lassen sich wohl auch die Pachtgelder pränumerando halbjährlich

zahlen. Die gewöhnlichste An- und Abzugszeit ist der 22ste Februar, der 1ste Mai, der 24ste Juni und der 25ste Juli. Ist der Anzug zu Ende Februars, so wird dem Antreter das Inventarium des Viehbestandes, der Ackerwerkzeuge, des Futter- und Dungvorraths, nach Abschätzung überliefert, dessen Werth er dem abziehenden Pächter baar entrichten muß. Dann wird die Gaile und Ackerbestellung des Sommerfeldes aufgenommen und nach Landesgebrauch in Anschlag gebracht. Das Winterfeld aber wird erst um Jakobi taxirt. Hat der Ab- also auch der Anzug Anfangs Mai statt, wo schon ein Theil des Sommerfeldes bestellt ist, so werden diese Bestellungskosten sammt dem Samen zu dem Inventarium geschlagen, also auch dem abziehenden Pächter durch den anziehenden bezahlt. Das Gleiche gilt von gemachten Meliorationen, wenn Solches im Contrakte festgesetzt worden. Bei dem Vergütungsanschlage legt man gewöhnlich die Lippeschen Kammerprinzipien, wo Erdefahren, Mergeln, Gaile, Gespannarbeit, Aussaat u. s. w. genau bestimmt sind, zum Grunde.

---

Die vormalige französisch-westfälische Regierung hat bei Verpachtung ihrer Domainen das unglückliche Prinzip des Meistgebots angenommen. Unter allen Verfahrungsarten ist diese ganz unbedingt dem Ackerbaue die nachtheiligste, in dem dabei weder auf größere Intelligenz und Industrie, noch Redlichkeit, sondern blos auf das Gebot Rücksicht genommen wird. Derjenige, der das Meistgebot thut, sieht sich dann auch gezwungen, von dem Boden mit Gewalt das meiste zu erpressen. Meliorationen sind ihm fremd, ein, auf die Dauer berechneter, fortschreitender, verbessernder Gang schlägt nicht in seinen Kram. Er sucht vielmehr das Gut in einen Zustand zu versetzen, der bei dem Verlaufe der Pachtfrist keinem ordentlichen Wirthe gelüsten läßt, sein Nachfolger zu werden, der selbst einen Pfuscher abschreckt, ein mehreres als er zu bieten. Der erste Ansteigerer bleibt also auch bei dem neuen Ausgebote im Besitze, das Gut verliert alle Jahre an Kraft und gewinnt an Unkraut;

die Erndten werden schlecht und immer schlechter; der Pächter geräth in Schulden, wenn er nicht schon, wie solches gewöhnlich der Fall ist, früher darin steckt; er schwankt unter dieser Last noch einige Jahre fort, sinkt dann zusammen, oder thut, als wenn er zusammensinke, erhält Nachlaß, oder geht gar pachtfrei aus; bis es endlich zum erklärten Banquerott kommt. Der Staat kann sich nun an die Caution vergreifen, und wollte Gott, daß er eine solide fände! So geschieht denn am Ende, daß der Meistbietende der Wenigstgebende wird, und der Verpächter um seine Rechnung kommt, die er bei einem etwas weniger bietenden, aber ehrlichen, vermögenden und intelligenten Pächter würde gefunden haben. — Es ist also nur mit Schmerz, wenn der Freund der Landwirthschaft und des öffentlichen Wohls sieht, daß diese Verpachtungsart französischen Ursprungs noch immer in den Westfälischen und Rheinischen Staaten beibehalten, und nicht diejenige daselbst eingeführt wird, welche in den übrigen Königl. Staaten statt hat, die nämlich, einen billigen Pachtanschlag zu Grunde zu legen und dabei den tüchtigen Landwirth einem Pfuscher vorzuziehen.

Man glaube nicht, daß dieses so aufs Gerathewohl aufgegriffen sey. Ich habe drei merkwürdige Beispiele der Art im Großen vor Augen gehabt. Was läßt sich z. B. von einem Manne versprechen, der sein ganzes Betriebs-Capital bei den Juden zu Warburg aufnimmt, und weder Kuh noch Kalb, noch einen Scheffel Getreide verkaufen darf, wenn er nicht die Hebräer vorher um Erlaubniß fragt, und ihnen das Vorkaufsrecht zugesteht? Wie kann eine solche Wirthschaft bestehen, und wie das Aerarium dabei auf die Dauer seine Rechnung finden? — Wenn ich im Frühjahre 1816 alle Morgen 4 Mann beschäftigt fand, die Kühe in den Ställen mit dem Schweife in die Höhe zu ziehen, weil die ausgezehrten Gerippe sich nicht allein zu erheben vermochten; wenn ganze Schafheerden vor Hunger umzukommen drohten, und zu Hunderten hinstarben; wenn die Felder so sehr mit Unkraut überzogen waren, daß sie den Nachbarn zum Spott und Abscheu dienten; wenn ein Pächter von 8 bis 900 Morgen keine 30 Rthl. baares Geld in seiner Kasse hatte; —

wie könnte ich da einer Verpachtungsart, welche die Staatseinkünfte solchen Unglücksfällen Preis giebt, meinen Beifall geben?

Es geschieht sogar an einigen Orten, wie ich deren am Rhein gesehen habe, wo man durch die Pachtversteigerungen nicht allein nicht das Maximum an Gebote erhält, sondern daß man lange nicht an den Preis reicht, den man nach einem mittelmäßigen Pachtanschlage erhalten haben würde. Solches geschieht da, wo wenig Concurrenz für große Güter ist, sich keine Ausländer bei der Versteigerung einfinden, und die Gutgesinnten unter den Einländern den Pächter, der das Gut wirklich inne hat, nicht abbieten wollen. Bei der Verpachtung nach einem Anschlage würde dieses letztere nicht statt haben, indem das Gut nicht auf einen andern überginge, als bis der gegenwärtige Pachtinhaber erklärt hätte, daß er den neuen nach dem Pachtanschlage angesetzten Preis nicht entrichten könne oder wolle. Von welcher Seite ich immer die Sache ansehe, so scheint es, daß nur eine sehr kurzsichtige Habsucht die Finanzoperation der Verpachtungen durch öffentliche Versteigerung erfunden habe.

Bei kleinen Landstücken ist diese Operation zwar eher anwendbar als bei concreten Gütern. Sie werden offenbar dadurch zu einem höhern Preise getrieben, mancher Unterschleif wird vermieden. Wird auch gleich manchmal eine Parzelle durch vernachlässigten Anbau verdorben, so ist der Verlust um so weniger bedeutend, als diese Parzelle ihrer geringen Ausdehnung wegen von einem guten Wirthe bald wieder in Ordnung gebracht werden kann; statt daß solches auf einem ganzen Gute nicht zu unternehmen ist, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich zu Grunde zu richten, oder wenn das Gut nicht zu einem Spottpreise verpachtet wird. Jedoch wirkt die Pachtvergeudung solcher kleinen Stücke nachtheilig auf die Moralität, indem sie dem Uebelgesinnten zum Droh- und Rachschwerde dient, das er bei jeder Gelegenheit gegen seinen Nachbar zuckt, wenn dieser ihm nicht in andern Dingen zu Gebote steht, oder das Unglück gehabt hat, ihn zu beleidigen. Auch hievon habe ich mehrere Beispiele auf meinen Reisen gefunden.

Die gänzliche Veräußerung solcher einzelnen Parzellen möchte wohl das räthlichste für den Staat und das beste für den Ackerbau seyn. Auf solchen Stücken, sobald sie Eigenthum sind, erschöpft sich gewöhnlich der Fleiß und bringt sie zum höchsten Ertrage. Weit bedenklicher für die Folge aber ist die Veräußerung ganzer Domainen-Höfe, zumal wenn keine gesetzkräftige Verbindung ihre Theilung für die Folge hindert. Daß man in stark bevölkerten, zu einem hohen Grade von Industrie gelangten Gegenden von Seiten des Staats zu solchen Veräußerungen schreite, hat manches für sich; aber nicht so in Provinzen, wo der Anbau noch zurück ist, und dieser Fall findet beinahe in allen Provinzen diesseits der Weser statt. Wenn es wahr ist, daß nur Beispiele auf den gewöhnlichen Landwirth wirken, so ist es sehr wichtig, sich zum wenigsten einige Standpunkte zu erhalten, von welchen man jene Einwirkungen bezwecken kann; und wer mehr als der Staat selbst sollte sich dieses angelegen seyn lassen? Man sage nicht, daß man der Industrie nur freie Hand gewähren dürfe, um den Ackerbau in die Höhe zu bringen. Der Fleiß allein thut es nicht, es gehört auch Intelligenz dazu, und gerade an dieser mangelt es in den meisten Gegenden. Wider Erwarten fand ich jedoch Leute genug, denen es nicht an Wißbegierde mangelte, und ich hörte nicht selten mit einem schmerzlichen Vergnügen (man erlaube mir diesen anscheinenden Widerspruch) die Worte: wir wollten gerne, wenn wir nur wüßten, wie wir's anzufangen hätten. Hier kann also noch was gelehrt werden, es bleibt also zu wünschen, daß man die Katheder dazu nicht alle umstieße. Will auch der Staat nicht für eigene Rechnung darauf lehren, so kann er es durch andere auf ihre Privatrechnung thun lassen, indem er sie vor und nach nur mit solchen Männern besetzt, die Herz und Sinn für die Verbreitung des Guten haben.

Das Peinlichste endlich bei den französischen Veräußerungen der Güter der vormaligen Corporationen war, daß, weil es dabei blos auf den Meistbietenden, oder vielmehr auf den Kühnsten und den ränkekundigsten Steigerer ankam, die Güter nur in die Hände solcher Gesellschaften fielen, welche das schänd-

lichste Gewerbe trieben, Jedermann von der Mi:steigerung abzuschrecken, Experten zu corrumpiren, oder sich durch Geldsummen ihr Stillschweigen abkaufen zu lassen. Gerieth ihnen dann das Gut in die Hände, wie ihnen nie eines wider ihren Willen entging: so fiel das wüthende Beil über die hoffnungsvollsten Holzungen her, um vorläufig eine Zahlung auf Abschlag davon zu nehmen; dann kam es zum Parzelliren, und keine zwei Morgen, die theilbar waren, blieben ungetheilt. Stückweise wurden die Erdlappen ausgeboten, die Ansteigerer mit Getränke, ausgeworfenem Brode, Marktschreierpossen u. drgl. angefeuert und betäubt; der noch niedrigeren Mittel und Ränke, die man dabei spielen ließ, nicht zu gedenken. Die alten achtungswerthen Pächter solcher Güter wurden verdrängt, und ihre Familie zu dem Stande armseliger Heuerlinge und Tagelöhner herabgewürdigt.

Das Vorhergehende giebt mir Gelegenheit, den Faden über die

zweckmäßige Größe der Höfe wieder aufzunehmen, den ich schon anderswo angesponnen habe.

Hr. Staatrath Thaer hat schon längst den von ältern Cameralisten aufgestellten Grundsatz: daß eine starke Vertheilung des Grundeigenthums die Cultur befördere, den Ertrag vergrößere, dadurch die Wohlhabenheit so wie die Bevölkerung vermehre, so entkräftet, daß nur derjenige noch an diesem alten Wahn hangen kann, der, weit entfernt von der Wirklichkeit, den Ackerbau blos aus seiner Schreibstube beobachtet, nicht viel mehr als das Gartenfeld und eine Residenz kennt, oder das Ineinandergreifen so vieler Räder übersieht, welches in einem Lande wie Holland, Flandern, die Rhein-Moselgegend u. s. w. etwas gut und möglich macht, was an einem andern Orte nur verderblich seyn, oder es für die Umgebungen werden könnte. Ich erlaube mir demnach hier nur einige Worte in besonderer Hinsicht auf die Provinz Paderborn beizufügen.

Man stellt sich gewöhnlich vor, daß ein Bauer, welcher 3, 4, 8, 10, 20 Morgen besitzt, solche besser und sorgfältiger bestelle, mithin auch mehr Früchte einerndte, als ein Anderer, der ein oder mehrere hundert Morgen anbaut. —

So lange von Bearbeitung mit Spaten, Karst, Hacke und

Forke die Rede ist, mag jenes wahr seyn; sobald aber die Kraft des Arms nicht mehr zureicht, sobald man seine Zuflucht zu der Gespannhülfe nehmen muß, und diese nicht zu eigenem Gebote steht, ändert sich die Lage der Dinge. Die Feldbearbeitung geschieht zur Unzeit, sie geschieht zu spät, sie geschieht schlecht; sie kann daher nur unter sehr günstigen Zufällen gute Früchte hervorbringen. Zur Zeit der Ernte treffen dieselben Beschwernisse wieder ein. Des Kleinkötters Früchte sind die letzten, die zum Einfahren kommen. Verzögert sich die Erndte im Allgemeinen durch irgend ein widriges Ereigniß — drängt sich dabei die Bestellung des Winterfeldes; dann stehen die Früchte des Kleinbauers nicht selten noch allein im fernen Felde, werden durch das weidende Vieh zerstört, oder verderben bei anhaltendem Regen. —

Diese traurige Aussichten verleiten ihn dann zu dem Wunsche, eigenes Gespann zu halten, um unabhängig von den größern Bauern zu seyn, und zu gerechter Zeit pflügen und einfahren zu können. Nur fehlt es ihm an nöthigem Vorschusse, um Zugvieh, Schiff und Geschirr herbeizuschaffen. Eigene Mittel hat er nicht; er nimmt also, nach Paderbornscher Weise, seine Zuflucht zu dem Juden, der ihm ein Paar fehlerhafte Pferde mit den härtesten Bedingungen überläßt.

„Ich lebe auf dem Lande," sagte einer meiner Correspondenten, „habe täglich Verkehr mit den Bauern, und habe noch nie gesehen, daß der kleine Landwirth anders verfährt. Die Juden sind es, welche sie mit alten abständigen Rossen versehen, wofür sie sich 40, 50 bis 80 Rthlr., je nach dem äußern trüglichen Anschein der Thiere oder der Einfalt des Käufers, als Kapital verschreiben lassen; dabei aber sich noch auf den Herbst 4 bis 9 Scheffel Weitzen, 4 bis 9 Scheffel Roggen, Gerste, Oelsaamen, oder womit sonst der Käufer versehen ist, vorbehalten."

„Der erste Schritt zu dem Verderben ist nunmehr gemacht. Die Schindmähren, die er sich aufgeladen hat, sind ohne Dauer, fallen zurück, crepiren; sie müssen also durch andere ersetzt werden. Nunmehr umstricken ihn die menschenfeindlichen Hebräer von allen Seiten, und stürzen ihn unaufhaltsam in den Untergang."

Doch gesetzt, der Kötter habe jener kläglichen Aushülfe nicht nöthig, und könne sich aus eigenen Mitteln mit Gespann und Zugehör versehen. Nun wird seine Einnahme freilich vermehrt, aber auch seine Ausgabe verdoppelt; 20 Morgen sind nicht zureichend, zwei Pferde, denn soviel muß er ihrer im Paderbornschen zu einem Pfluge haben, weder zu beschäftigen, noch zu nähren. Das Plus seiner Einnahme geht dadurch auf, und seine Sache, wenn er kein Nebenverdienst für sein Gespann hat, stehet schlimmer als vorher.

Ohne allen Lebensgenuß, ohne eine Stunde Erholung, ununterbrochen mit Nahrungssorgen kämpfend, läßt sein Zustand keinen andern Gedanken zu, als den, woher er seine Abgaben bestreiten und sich und seine Familie von einem Tage zu dem andern fortschleppen soll. Kein Wunder, wenn sein Muth sinkt, wenn seine Sitten verfallen, und sich dieser Verfall seiner kümmernden Familie mittheilt!

Wenn in einer industriereichen Provinz, wie Belgien, die kleinen Pachthöfe den Nationalfleiß erheben, und ihre Betreiber auf eine befriedigende Art ernähren; so ist die daselbst allgemein eingeführte und ererbte Betriebsamkeit davon die Ursache. Wo aber diese noch nicht vorherrscht, wo in einem Lande die Industrie noch im Schlafe liegt, und um ein paar Jahrhunderte zurück ist, da ist eine kleine Ackerausdehnung nicht zureichend, ihren langsamen und wenig wissenden Betreiber zu ernähren.

Es ist daher nicht ohne Ursache, wenn einige Personen die unglaubliche Schuldenlast, welche auf dem Grundeigenthum der Provinz Paderborn haftet, großen Theils von den vielen Parzellenwirthschaften herleitet. Es giebt Gemeinden, die nicht mehr als 1800 bis 2000 Morgen enthalten, und mit 50 bis 70,000 Rthlr. Schulden belastet sind. Schuldenfreie Bauerngüter findet man fast gar nicht. Selbst Güter von etwas mehr Größe, von 30 bis 70 Morgen z. B., sind in dieser traurigen Lage, und nicht selten mit 500 bis 3000 Rthlr. Capitalschulden belastet. Eine auffallende, das Gesagte bestätigende Erscheinung in dem Paderbornschen ist, daß die Bauern, welche Besitzer un-

bedeutender Meiergüter sind, anfangen, dieselben an andere zu verpachten, indem sie ihre Rechnung nicht mehr bei eigener Bewirthschaftung finden. Der Pächter, der es übernimmt, ist dann ein solcher, der schon nebenher eine eigene Wirthschaft hat und durch die Vereinigung beider dann eher zurechtkommt. Es fehlt nicht an Beispielen der Art, und sie beweisen offenbar, daß der Bauer selbst einsieht, daß kleine Güter, nach dem Sprüchworte, sich selbst aufzehren, und große ihren Mann ernähren. Und wie kann das in hiesiger Provinz anders seyn? Der Boden ist durchgängig von der Art, daß der Pflug mit zwei Pferden bespannt werden muß. Man pflügt in zwei Tagen zwei Calenberger Morgen um. Ist die Wirthschaft groß, hat sie, wie gewöhnlich, ihr Areal in großen Breiten zusammen liegen, so reicht ein Pflug auf jede 70 bis 75 Morgen zu. Dagegen können bei einer weniger großen Wirthschaft, wo jener Vortheil nicht eintrifft, nicht mehr als 55 bis 60 Morgen mit zwei Pferden, oder 110 bis 120 Morgen mit vier Pferden bestritten werden. Indessen kann auch hiebei der Mittelbauer bestehen. Steigen wir aber nun noch tiefer bis zu dem Kötter herab, und finden bei ihm auf 70, 60, 50, ja 40 Morgen ein Gespann von vier Pferden, so dürfen wir weder Wohlstand noch Aufkommen bei ihm erwarten. Auch sind diese Leute in dem Paderbornschen fast alle arm und leben kümmerlicher als der Tagelöhner, welcher auf den zerstreut umherliegenden großen Gütern immer Arbeit und Auskommen findet. Aber eben so schlimm würde es mit diesem aussehen, wenn wir ihm, außer seinem Garten oder Gartenfeldchen, das er in arbeitslosen Stunden mit dem Grabscheite zwingen kann, noch so viel Land zulegen wollten, daß er einen Pflug von seinem Nachbar zu Hülfe nehmen müßte. Von dem Augenblicke an wäre dieser Arbeiter weder Ackersmann noch Tagelöhner. Abhängig von seinem Pflugmanne, der seiner Hülfe in der Erndtezeit bedarf und sie alsdann mit Strenge fordert, ist er genöthigt, seinen eigentlichen Brodherrn, der ihn das ganze Jahr unterhält, im Dienste hintenanzusetzen. Da nun dieser ohne bestimmte sichere Arbeiter in einer auch für ihn wichtigen Zeit wie die Erndte-Periode ist, nicht seyn kann, noch will, so ver-

sagt er seinerseits einem solchen Arbeiter auch zu andern Zeiten den Verdienst und siehet sich nach anderer Hülfe um.

Man sieht wohl, daß ich dieses nur von dem Paderbornschen, oder einem andern gewerb- oder industrielosen Lande sagen will. Anders verhält es sich da, wo der Bauer, der Heuerling, in seinem Hauswesen durch die Bewirkung viele Zeit und Arbeit erfordernder Fabrikate Beschäftigung genug für die raumleeren Stunden und langen Wintertage findet, wie solches in dem Ravensbergischen, Tecklenburgischen u. s. w. der Fall ist. Dadurch bestätigt sich dann, was ich schon anderswo über diesen Gegenstand vorgetragen habe.

Ich will noch über diesen Punkt einen Landwirth und großen Güterbesitzer aus der Gegend von Höxter sprechen lassen:

„In meiner Gegend sind die kleinen Wirthschaften von 20 bis 50 Morgen der stärkern Produktion nachtheilig. Ein kleiner, daher gewöhnlich auch unvermögender Wirth ist auch ein schlechter Ackersmann; da er kein Vermögen, also keinen Rückhalt hat, so stürzt er bei unvermeidlichen Unglücksfällen, wie Mißwachs, Hagelschlag, Viehsterben u. s. w. zusammen. Will er sich nicht dem Messer der Juden unterwerfen, so bleibt ihm, bei solchen Gelegenheiten, nichts übrig, als einen Theil seines ohnehin schon zu kleinen Areals zu veräußern, und so nach und nach sich selbst aufzuzehren.“

„Eine größere Parzellirung der Höfe ist daher bestimmt da nachtheilig, wo keine Gartenkultur, wie in der Nähe der Städte, welche Fleiß und Industrie durch einen höheren Sold spornt, möglich ist. Schon sind der kleinen Güter bei uns zu viel; eine noch mehr fortgesetzte Theilung würde die Armuth nur größer machen und den Unfug mehren, den das Vieh solcher kleinen Wirthe den Besitzungen ihrer Nachbaren anrichtet.“

Schließlich erlaube ich mir noch einen Blick auf die Verpachtungsweise hiesiger Gegend im Allgemeinen zu werfen, und einige Mißverhältnisse zu rügen, welche für Pächter und Verpächter gleich nachtheilig sind.

Man findet in der Regel, daß die Haupttendenz der Gutseigenthümer dahin gehe, einen bündigen, keinen Anfechtungen unterworfenen, ihnen selbst sehr günstigen Contrakt abzufassen,

das Pachtgeld so viel möglich in die Höhe zu treiben, und sich hinlängliche Sicherheit für eine richtige Zahlung stellen zu lassen.

Um diesen Zweck in allen Theilen um so sicherer zu erreichen, werden Rechtsgelehrte zugezogen, welche ihre ganze Spitzfindigkeit mit aufbieten, um den Pächter so einzuklammern, daß er die ihm vorgewiesenen Schranken nicht übersteigen kann. Ob aber dadurch sein Wirkungskreis zum Guten und Bessern nicht gelähmt, ob er dadurch nicht gezwungen werde, auch das Fehlerhafte bei dem Alten zu lassen, darum bekümmert und kann sich ein solcher Rechtsbeistand nicht bekümmern, weil er nur den Traktat de cautelis contractuum von Strick, und nicht die Grundsätze einer rationellen Landwirthschaft von Thaer kennt.

„Ich kenne, — schreibt mir hierüber ein wohlerfahrener Landwirth, aus der Gegend von Warburg — Contrakte, worin, außer dem hochgedungenen Pachtgelde, die besondere Cautel enthalten ist: daß dies Gut Stylo ferreo behandelt werden, und dann erst eine geringe Vergütung am Pachtgelde erfolgen soll, wann die Hälfte aller Feldfrüchte, ohne Verschulden des Pächters, auf dem Felde zu Grunde gehen sollte, oder etwas Mehreres, wenn sie ganz dahin seyn sollten.“ —

O wahrhaftig, so unbarmherzig verfuhren die ehemaligen, in der öffentlichen Meinung unseres Zeitalters so unbillig herabgewürdigten Mönchsklöster und geistlichen Corporationen nicht mit ihren Pächtern!

„Andere Gutsbesitzer, fährt derselbe Landwirth fort, wollen keine, als nur mit ihrer Bewilligung vorgenommene Meliorationen vergüten. Leider aber, daß eine solche Bewilligung, sie sei auch noch so nützlich, ihnen nie in den Sinn kommt! Einige lassen sogar den Pächter auf die Vergütung der gemachten Verbesserung schon zum voraus in dem Contrakt verzichten.“

Endlich sind der Gutsherren manche, die das volle Heil der Landwirthschaft in dem Steigen der Fruchtpreise zu finden wähnen, und blos darnach die Pachtgelder steigern, nicht denkend, daß andere Gegenstände, deren der Pächter nicht entbehren kann, auch zugleich mit dem Preise der ersten Lebensbedürfnisse steigen.

Nicht selten verarmt dann derjenige, der die Pacht entrichten soll; das Land, aus dem solche hervorgehen muß, wird erschöpft, und der letzte Zustand der Dinge wird schlimmer, als der erste gewesen ist.

## IV. Gemeinheiten.

Die Ausdehnung der noch vorhandenen Gemeingründe und Huten ist ungeheuer, und mag sich wohl an 150,000 Morgen belaufen, wovon $^2/_3$ gewiß einer bessern Benutzung fähig wären. Sie sind durchgehends trocken, haben einen über Kalkstein ruhenden Lehm-Boden, sind daher zum Getreide- und Holzanbau vorzüglich geeignet. In den Sinken zwischen den Höhen finden sich zwar auch sumpfige Plätze, die es meistens aber nur deshalb sind, weil ihnen niemand zu Hülfe kommt.

In dem nordwestlichen Theile des Landes, wozu die Aemter Neuhaus, Ringbocke und Stubenbrock, nebst dem Dellbrucker Lande gehören, finden sich sandige, aber niedriggelegene, daher zu Wiesen und Weide vorzüglich geeignete Gemeinheiten. Die Gemeinweiden in dem gebirgigen Theile des Paderbornschen waren bisher die Stützen der beträchtlichen Schafzucht, welche man in diesem wenig bevölkerten Lande findet, oder vielmehr der dasigen Schafzüchter; dabei aber auch die Stütze der Indolenz und der Untergang des Ackerbaues im Allgemeinen.

Ich habe noch nie und nirgends etwas gefunden, was mehr die Trägheit nährt, dem Ackerbau hinderlicher, für die Besitzer verderblicher und an sich selbst weniger einträglich ist, als große ausgedehnte Gemeinweiden und Waldhuten.

Wenn ich in andern Gegenden in einzelnen Dörfern über den Abgang daran klagen, und daselbst die Nachbarn glücklich preisen hörte, welche mit solchen Wüsteneien überflüssig versehen waren; so fand ich meistens in solchen Dörfern Fleiß, Wohlstand, und bei ihren Nachbarn Trägheit und Armuth.

Der Fleiß ist also für den Ackerbau ein noch wichtigeres Capital, als es ausgedehnte Weidereviere (von Gemeindeweiden spreche ich hier) für die Viehzucht sind. Sind sie aber für diese unbedeutend, so sind sie es für den eigentlichen Ackerbau nicht

allein noch weit mehr, ſondern ſie ſind dieſem durchaus nachtheilig.

Immer wird bei einer Ackerwirthſchaft der größte Vortheil des Viehes aus dem Dunge hervorgehen. Dieſer geht aber bei dem Gemeindehüten ſowohl für den Acker, als für die ganze Wirthſchaft verloren. Bei der Hut auf eigenen Weiden kommt der Dung, der dem Acker entgeht, wenigſtens jenen zu gut, er bleibt alſo einigermaßen in der Wirthſchaft; aber bei Gemeinweiden wird er außerhalb derſelben vertragen, auf dem ſtundenlangen Wege verſchleudert, unnütz auf einem unüberſehbaren Weidereviere vergeudet. Das Vieh hat an mehreren Orten einen halben Tag zur Reiſe nöthig, um in der andern Hälfte ſeinen Hunger oft nur kärglich zu ſtillen. Es geht, um Freſſen zu finden, und frißt, um gehen zu können. Was es auf der Weide gewinnt, ſetzt es bei der Reiſe zu. An Milch und Butter iſt daher nicht zu denken, wie ich das ſpäter bei Gelegenheit des Herzogthums Weſtfalen darthun werde. Und welche Nahrung können auch Kühe, Ochſen und Pferde auf einer Weide, die meiſtens eine Holzweide iſt, unter Legionen von Gänſen, Ziegen, Schweinen und Schafen finden?

O wohl Nomaden-Wirthſchaft!

Die Sache wird dadurch noch ſchlimmer, daß die großen, nichtskoſtenden Weidereviere, und die Freiheit, ſie nach Belieben zu betreiben, die Berechtigten verleiten, weit mehr Vieh zu halten, als ſie es im Verhältniſſe zu ihrem übrigen Grundeigenthum zu thun vermögen. Das Vieh, heißt es, lauft mit und koſtet nichts. Am Abend bringt es doch noch einen Fladen mit nach Haus, und es läßt ſich ein Rindchen oder zwei mehr verkaufen; und dann, wenn wir nicht ſo viel Vieh hielten, wo ſollen wir Miſt im Winter machen können?

Ich geſtehe, daß mir vor der Entwicklung ſolcher unſinnigen Argumente eckelt. O gewiß! wenn hier die Kühe auch im Winter ausgehen, und gleich den Rennthieren ihre Nahrung unter dem Schnee hervorſcharren könnten, es würde auch im Winter an kein Aufſtallen gedacht werden. Dank der Vorſehung, die hier eingreift, und den Menſchen auf den Weg ſeiner Selbſterhaltung hinzwingt, welchen er ohne das mit jedem

Schritt verlassen würde. Ich will einen erprobten großen Landwirth aus der Warburger Börde, der die Sache unter Augen hat, für mich sprechen lassen.

„Man muß, sagt er, die Hauptursache unsers verderbten Zustandes in der gemeinschaftlichen Benutzung unserer Communalgründe aufsuchen. So unbedeutend ihre Benutzung ist, so veranlaßt sie von der andern Seite einzig und allein, daß der gemeine Landwirth nun und nimmer zu einem befriedigenden Ertrage auf seinen Feldern gelangen kann. Der beste Dung wird darauf verschleppt, die Grundstücke werden nicht gehörig gedüngt, kein Futter gewonnen, keine befriedigende Erndte an Korn erzielt; die Nachtheile sind unberechenbar. Einmal ist kein Futter auf den Winter da; doch kümmert das den Bauern nicht, so lange er mit dem Dreschen beschäftigt ist; Stroh und Kaff sind alles, was sein Vieh wünschen darf. Endlich tritt Lichtmesse ein (der zweite Hornung, wo das Dreschen gewöhnlich zu Ende geht); und nun ist wahrhaft, nach dem Sprichworte, Lichtmesse in allen Ecken; denn alles ist licht und leer, und leerer wird von Tag zu Tag der Wanst der armen Thiere. Milch, Fleisch, Kräfte gehen dahin, und zögert die gute Witterung im Frühjahre, dann kommt's in die Wirthschaft zu Aller Seelen. Will man sich ein Unwillen und Erbarmen erregendes Schauspiel denken, so muß man sich einfinden, wenn dieses Vieh im Frühjahre zur Weide gebracht wird. Vom Unflath wie mit einem Panzer überzogen, mit spitz hervorragenden Rippen und Knochen, schleichen die unglücklichen Opfer des menschlichen Unsinnes mit zusammengekrümmtem Leibe heran, und bleiben nicht selten im Kothe stecken, aus dem man ihnen heraushelfen muß. Der Bauer, an einen solchen Anblick gewöhnt, freut sich seiner Seits herzlich, der lästigen Gäste endlich los geworden zu seyn. Daß er nun weder Milch noch Butter von dem verfallenen Vieh zu erwarten hat, ficht ihn weniger an, als die Sorge, die er bisher hatte, wie er sein Vieh bis zum frischen Grün bringen sollte. Hat er keine Butter, so ißt er Speck zu seinen Kartoffeln, und ist auch der aufgezehrt, so würzt er sie mit trocknem Brode.“

„Derselbe Grund, fährt der gedachte Landwirth fort, wel-

cher die Außenweide für das Hornvieh und die Feldbestellung so nachtheilig macht, zieht auch die Nachthut mit den Pferden nach sich; kommen sie am Abend von der Arbeit, so heißt es: weg mit ihnen, auf die Gemeinweide! Allein oft reicht eine solche schlechte Weide nicht für den Hunger der Thiere zu; dann werden des Nachbars Wiesen, bei nächtlicher Weile, heimgesucht, Klee und Gräser gestohlen, oder die Pferde an den Reinen der Felder geweidet, und was auf diesen ist, wird gefährdet. — Soll ich nun noch den nachtheiligen Einfluß einer solchen Wirthschaft auf die Moralität schildern, besonders die der Knechte, welche mit Aufopferung ihrer Gesundheit die Nachthut zu besorgen haben? Die Achtung für das Eigenthum anderer wird in ihnen erstickt, und das, was einem rechtlichen Gemüthe zum Vorwurfe gereicht, wird von ihnen für Witz und Klugheit angesehen. Noch ist die Ungerechtigkeit nicht das einzige Laster, welches der Müßiggang bei nächtlicher Langeweile herbeiführt. Die Unzucht ist von der Gesellschaft und wird, wie polizeiliche Untersuchungen schon bethätigt haben, Kindern von 10 bis 12 Jahren auf die verabscheuungswürdigste Weise mitgetheilt.

Diese Laster, jene fehlerhafte Wirthschaft könnten nicht bestehen, wenn das Gemeinde- in Privateigenthum verwandelt, und das Hüten mit den Pferden bei Nachtzeit gesetzlich verboten würde. Der Uebergang wird schwer seyn; allein wenn ihn das physische und moralische Wohl zugleich fordert, dann ist eine vorübergehende Schwierigkeit nur eine Kleinigkeit, und sich ihr unterwerfen, ein nothwendiges Opfer. Es ordnet sich alles in der Welt nach Zeit und Umständen, und der Bauer wird dermaleinst die Hand segnen, die ihn, wenn auch etwas rasch, zu seinem eignen Wohle zwang. Man muß Futterkräuter anziehen, wenn man unentgeldlich keine Weide hat; man erhält Futterkräuter, wenn dem nachtheiligen Hüten und Herumirren aller Viehgattungen Einhalt gethan wird; man wird verbessern, wenn man eigenthümlich besitzt, was sonst niemand angehörte, u. s. w.

Ich gestehe indessen, daß die Theilung der Gemeinheiten im hiesigen Fürstenthume, und dasselbe soll auch von dem Her-

zogthum Westfalen gesagt seyn, eine besondere Vorsicht erheischt, und nicht so auf Gerathewohl verordnet und unternommen werden darf. Eine andere Verfahrungsart wird bei der Markentheilung in dem Münsterschen, und eine andere bei der Gemeinheitstheilung im Paderbornschen zum Grunde gelegt werden müssen. Da, wo die Höfe vereinzelt in der Mark umherliegen, läßt sich die durch die Vertheilung bewirkte Vergrößerung, jede aus ihrem eigenen Mittelpunkte, gleich den länger urbaren bewirthschaften; allein da, wo Anbauer, auf einen gemeinschaftlichen Punkt (in ein Dorf) zusammengedrängt, ein Gemeingut unter sich theilen, das oft eine halbe, oft eine ganze Meile abliegt, da kann sich die Kraft nicht so weit über ihren Centralpunkt ausdehnen, oder sie wird so schwach und nachläßig wirken, daß der Zustand des Bodens nicht dadurch verbessert wird, und der Hauptzweck der Theilung, welcher nichts anders als eine höhere Benutzung des Bodens seyn kann, geht also schon verloren. Daß alles Nahe und bis zu einer gebührenden Entfernung Gelegene zu theilen sey, versteht sich von selbst; allein dieses kann nur an wenigen Orten in einem Lande von Belang seyn, wo die schon urbare Feldflur so ausgedehnt ist, wie im Paderbornschen, wo das Gespann allgemein am Morgen mit dem Futterkarren, der zugleich auch das Wasser zum Trinken mitführt, auszieht, und am Abend wieder nach Hause kommt. Eine Ausdehnung des Areals noch mehr in die Ferne würde die Kosten der Bestellung unverhältnißmäßig vermehren, und der Nutzen davon könnte dann noch geringer seyn, als der, welchen die bloße Hut darauf darbietet. Zu Grase gut geeignete Plätze würden auch noch in einer beträchtlichen Entfernung mit Nutzen getheilt werden können, wenn die Befriedigung nicht zu kostspielig und für den Eigenthümer möglich wird; wo das aber nicht ist, wird alle Theilung unnütz bleiben, und zu ewigem Hader und Streite Anlaß geben. Es dürfte daher vor der Hand für solche weit ausgedehnte und entfernte Reviere am gerathensten seyn, bloße Hutenseparationen zu machen. Dann wäre jeder Viehgattung, so viel möglich, ihr eigenes Revier anzuweisen, damit die Schafe dem Rindviehe nicht das ihrige entziehen, und Gänse und Schweine nicht alles be-

ſudeln. Den Ziegen wäre aller Ausgang zu verſagen, und die Pferde bei Nachtzeit auf den Stall zu verweiſen. Die Gemeinholzungen, wo ſie nicht ganz dem Zahne des Viehes entzogen werden können, müßten zum Theil in Schonung oder Zuſchlag gelegt und vor allem tüchtige Feldſchützen angeſtellt werden. Auf dieſe Art würde wenigſtens ein großer Schritt zum Beſſern in einem Lande gethan werden, in welchem noch ſo vieles zu thun iſt, und welches der Güte ſeines Bodens wegen wohl eine Beachtung verdient; denn dieſe Provinz hat wegen ihrer Tauglichkeit zum Eſparſettenbau einen vorzüglichen Werth, welcher freilich bis jetzt durch die Zügelloſigkeit des an das Umherirren gewohnten Viehes daniederliegt.

Bei den Hutſeparationen müßte den Hutbenutzern zum Geſetze gemacht werden, ſich nach beſtimmten Vorſchriften bei der Benutzung zu richten, die nothwendigen Entwäſſerungen geſammter Hand zu veranſtalten, gemachte Verbeſſerungen und Befriedigungen, Stege, Brücken u. dgl. zu unterhalten oder anzulegen u. ſ. w.

## V. Servituten.

Hutberechtigung. Dieſe iſt allgemein, wiewohl die Art, wie ſie ausgeübt wird, nicht überall dieſelbe iſt. Dadurch iſt die beſtellte Brache mehr oder weniger gefährdet, beſonders gegen den Anbiß der Schafe. Solches bringt den Futterkräutern, namentlich dem Eſparſettenbau, nicht wenig Nachtheil, und zwingt an manchen Orten zum Halten reiner Brache. Eben ſo allgemein iſt die Stoppelhut, welche gemeinſchaftlich ausgeübt wird. Da ſie allem Viehe offen ſteht, ſo hat man an einigen Orten die Einrichtung getroffen, daß in den drei erſten Tagen nach dem Einſcheuern der Früchte die Kühe, alsdann eben ſo lange die Schweine, und endlich die Schafe aufgetrieben werden. Dieſe Einrichtung hat wenigſtens den Vortheil, daß die Kühe keine von den Schweinen verunreinigte Weide finden. Da die Hauptnahrung dieſer letztern in den verlorenen Aehren beſteht, ſo kommen ſie noch früh genug, wenn die Kühe das Ihrige vorweg genommen haben. An Stoppelrüben kann alſo

im freien Felde nicht gedacht werden, und für den Klee ist die Herbsthut nicht weniger nachtheilig, als die Brachhut dafür gefährlich ist. Daß jedes Nomadenwesen der höheren Agricultur hinderlich sey, daß es die Industrie einzelner Individuen lähme, und daher dem Ganzen zehnmal mehr schade, als dem Einzelnen nutze, bedarf wohl keines Beweises. Daher bleibt die Abstellung solchen Herkommens finsterer Zeiten der erste Schritt zum Bessern.

Eben so schädlich ist die Preishut der Wiesen im Frühjahre; sie dauert gewöhnlich bis zum ersten Mai, an einigen Orten auch bis zum eilften. Wie nachtheilig zumal letzteres für den Graseigenthümer sey, läßt sich denken; und wie wenig dieser zur Verbesserung seiner, mit einer solchen Servitute behafteten, Wiese thun werde, läßt sich erwarten. Es ist also nicht allein das Interesse des Besitzers, sondern auch das allgemeine Wohl, welches durch eine erhöhete Cultur befördert werden könnte und würde, welche darunter leiden. Welche leidige, allen Muth benehmende Fesseln! —

Die Spathut nimmt theils Michaelis, theils Martini ihren Anfang. Diese Hut ist eher nützlich als schädlich. — Um die Zahl voll zu machen, hat man an vielen Ortschaften noch eine Mittelhut, welche gleich nach der Heuwerbung ihren Anfang nimmt und acht, auch wohl mehr Tage fortgesetzt wird. Toller als alle Huten ist endlich die Pfingsthut; sie hat aber nur auf Gemeinweiden statt. Ein Theil derselben wird nämlich bis Pfingsten mit allem Viehe verschont, dann aber werden die Pferde darauf losgelassen. Diese verdämmern in 8 Tagen, so lange währt ihre Fastnacht, Alles, was grünt; darauf müssen sie ab. Die Kühe kommen nun und halten die Nachlese. Diese Pfingsthut ist der Triumph der Pferdeknechte.

Eben so allgemein als Feld- und Wiesenhut ist die Hut in den Forsten. In der Regel besteht selbst hier sämmtliche Rindvieh- und Schafweide in der Holzhut. Der Holzeigenthümer ist berechtigt, den achten Theil des Ganzen in Zuschlag zu legen. Die übrigen sieben Achtel sind den Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen und Gänsen preisgegeben.

„Vor 30 und mehreren Jahren," sagt, nicht ohne Grund,

ein landeskundiger Mann, „wo der Ackerbau noch weiter zurück war als jetzt, wo weniger Vieh gehalten wurde, wo der Holzbedarf geringer und der Holzbestand der Waldungen besser war, mochte die noch jetzt bestehende gesetzliche Bestimmung, welche nur ein Achtel der Holzungen in Zuschlag zu legen gestattete, den Umständen angemessen seyn; allein die seither zugenommene Bevölkerung, die Degradation der meisten Forsten, und der daraus hervorgehende immer steigende Holzbedarf haben die Lage der Dinge sehr verändert, und diese kann ohne Nachtheil nicht länger so bestehen.“

„Die neuern geschicktesten Forstmänner,“ fährt mein Correspondent fort, „haben zwar erwiesen, daß diese Hutgerechtigkeit für das Allgemeine von großem Nutzen und für die Holzberechtigten von keinem erheblichen Nachtheil sey; indessen hat die Sache in der Ausübung doch ihre Schwierigkeiten. Die Richtigkeit jener Behauptung bestätigt sich zwar da, wo die Aufhütung in dem Verhältnisse zu dem Flächenraume nur geringe ist, und nur von einem oder doch nur wenigen Interessenten betrieben wird. Wo dieser Fall aber nicht eintritt, da kann bei der Holzhut keine blühende Holzcultur bestehen. Dieses letztere aber ist der Regel nach die Sache in dem Paderbornschen, die Separation also zwischen Holz und Hut daselbst erforderlich.“

In wie weit also dieser Meinung beizustimmen sey, wage ich nicht zu sagen, zumal könnte eine plötzliche Abänderung da von unabsehbaren nachtheiligen Folgen werden, wo sich die Viehzucht, mithin der Ackerbau darauf gründet. Indessen läugne ich nicht, daß jene Holzhut, so wie sie im Paderbornschen und noch mehr im Herzogthume Westfalen betrieben wird, zwar die Stütze des Ackerbaues, aber nur eines sehr kränkelnden und elenden Ackerbaues seyn kann. Die Erreichung des von dem Verfasser der angeführten Stelle vorgesetzten Zweckes bleibt daher für das Ganze wohl wünschenswerth; indessen dürften vor der Hand doch nur etwas gelindere, wenn gleich nur Palliativmittel, angewendet werden. In dem Verhältnisse, daß Klee und Esparsette in Aufnahme kommen, und dahin müßte auf alle Weise gewirkt werden, wird das Bedürfniß der Forsthut auch

abnehmen, und die Sache dann ohne gewaltsame Erschütterung möglich werden. In der Zwischenzeit müßte das Einzelnhüten, welches sich mißbräuchlich eingeschlichen hat, und zu so vielem Unrecht Anlaß giebt, auf das schärfste verboten und die Uebertretungen des Verbots auf das nachdrücklichste geahndet werden.

Spann- und Handdienste. Spann- und Handdienste sind beinahe auf allen Gütern des Fürstenthums üblich. Die zu leistende Anzahl derselben ist verschieden. In dem nördlichen Theile oder dem Amte Ringboike leistet der Vollmeier seinem Gutsherren jährlich zwei Dienste mit Viergespann, der Halbmeier eben so viele mit zwei Pferden. Die Kötter leisten zwei Handdienste. In dieser Gegend wäre also die Last unbedeutend. Es giebt aber in dem Paderbornschen andere Orte, wo ein Vollmeier 44 Spann- und ein Kötter eben so viele Handdienste zu leisten hat. Wie bei Ersterem die eigene Feldbestellung dabei bestehen kann, und wie sie geht und steht, ist leicht zu begreifen. Es ist wahr, daß der Meier die Spanndienste mit 12 Rthlr. jährlich, der Kötter die seinige mit 3⅓ Rthlr. abthun kann; allein die Wahl hängt nicht von ihm, sondern von dem Berechtigten ab.

Es wird der Sache mehr Kraft geben, wenn ich die eigenen Worte einiger meiner inländischen Correspondenten, wovon keiner dienstpflichtig ist, darüber anführe.

„Hand- und Spanndienste haben für die Pflichtigen den Nachtheil, daß diese oft ihre eigenen Aecker versäumen und, wenn der Spanndienst stark ist, einen unverhältnißmäßigen Viehstand unterhalten müssen.“

„Dem Dienstberechtigten leisten sie ihrer Seits nicht, was sie sollten, denn die Arbeit geht nur langsam und schlecht, und man kann bestimmt annehmen, daß sie nur ein Drittel von der werth ist, was man für baares Geld vollführen läßt.“ —

„Die Spannarbeit im Dienste ist dem guten Ackerbaue nachtheilig, weil sie nie nach Schuldigkeit gethan wird, besonders ist bei dem Pflügen diese Arbeit unbedeutend und schlecht.“ —

„Die Pflichtigen werden durch die Spann- und Handdienste um so mehr zu ihrem Nachtheile von ihrer eigenen Feldarbeit aufgehalten, als man diese Dienstleistung dann am

ersten von ihnen fordert, wann die Witterung für die Feldarbeit am günstigsten ist. Darüber verstreicht dann nicht selten die goldene Zeit, und der Pflichtige mag sehen, wie er bei ungünstigem Wetter auf seinem Acker fertig wird."

„Haben die Berechtigten den Vortheil von schnellerer Förderung der Arbeit in Eilerfordernden Augenblicken, so haben sie auch den Nachtheil, daß die Arbeit, besonders das Pflügen, schlecht vollführt wird. Die meisten der Pflichtigen sind nur Faulenzer, mit welchen ohne strenge Aufsicht und Verdruß nichts auszurichten ist."

„Von Spann- und Handdiensten, schreibt endlich ein alter Pachtamtmann, mag ich in dem ganzen Fürstenthume nicht einmal den Namen hören; sie sind mehr schädlich als nützlich. Der Bauer ist allgemein von dem Prinzip beseelt, daß, wer sich für seinen Gutsherrn krank oder todt arbeitet, auf den Schindanger komme. Da überdem alle Knechte hier zu Lande gespeiset werden müssen, und zwar eben so gut, wie das Hofgesinde, und noch nebenher eine namhafte Portion an Brod, Speck, Butter, oder Käse erhalten; so ist für den Gutsbesitzer nur wenig Nutzen von der Arbeit solcher Faulenzer zu erwarten; denn

Der Bauer
Ist ein Bauer;
Wenn er nicht muß,
Regt er weder Hand noch Fuß."

*Garbenzehent.* Der Garbenzehent erstreckt sich der Regel nach auf alle Früchte, und besteht durchgehends in der zehnten, an einigen Orten aber auch in der eilften, und an andern in der fünften Garbe. Hier wird von einem Felde auf das andere über- oder fortgezählt, dort nicht. Oft sind Klee, Flachs und Kohl vom Zehnten frei, oft nicht. Man scheint den stehenden Zehenten (das ist nach Haufen und Stiegen) in dem Paderbornschen nicht zu kennen. So viel ich weiß, zählt man allenthalben nach Garben. Sobald jemand aufbindet, muß der Zehntherr sogleich auszehnten, und solches nennt man den Laufzehnten, weil der Zehntberechtigte dabei zu laufen hat, wobei er doch noch, und wenn er auch Argusaugen hätte, betrogen wird. Moralität und Gewissenhaftigkeit erstrecken sich nicht bis auf diese Abgabe. — An andern Orten

ist der Zehntpflichtige gehalten, seine Feldfrüchte 24 Stunden auf dem Felde liegen zu lassen, damit erst der Zehntsammler seinen Antheil voraus abnehmen kann. Dadurch wird der Zehntpflichtige nicht wenig in seinem Erndtegeschäfte zurückgesetzt, und setzt, wenn schlechte Witterung einfällt, seine Früchte der Gefahr des Verderbens aus. Es ist wohl nicht ohne Grund, daß der Bauer jedes zehntpflichtige Land als ein Stiefkind ansieht und behandelt. Der nachtheilige Einfluß des Naturalzehntens ist zu bekannt, als daß ich ihn hier von neuem rügen sollte. Ich begnüge mich zu bemerken, daß einige Gemeinden im hiesigen Fürstenthume angefangen haben, den Zehnten zu pachten, und das Pachtquantum nach der Morgenzahl unter sich zu vertheilen; so daß jeder seinen Antheil zur bestimmten Zeit zum Vorsteher bringt, welcher die Ablieferung nachher an den Zehntherrn besorgt. Auf diese Weise bleibt den Ackerwirthen wenigstens das Stroh zurück. —

Einige Berechtigte haben bereits ihren Zehnten an die Pflichtigen verkauft, den Maßstab der jährlichen Entschädigung nach den Kornpreisen in einem Durchschnitt von einer Reihe von Jahren festgesetzt, und noch ein ansehnliches vom Capitalwerthe schwinden lassen. Wie in so manchen Stücken, wo von Menschenliebe die Rede ist, ist der Herr Graf von Mengersen zu Rheder auch hierin mit gutem Beispiel vorangegangen, und sein Beispiel ist nicht ganz ohne Nachahmer geblieben.

## VI. Hindernisse und Misbräuche.

Wege. Unter den Hindernissen, welche der Agricultur, so wie allem Verkehr unter den Menschen entgegenstehen, behaupten die Wege allenthalben den ersten Platz. Landstraßen und Communikations-Wege sind in dem traurigsten Zustande. Ist dieser Zustand aber irgendwo unverantwortlich, so ist er es in dem Fürstenthume Paderborn, wo die Natur den Boden nur allzureichlich mit Steinen versehen hat. Schade, Schade! daß sie ihnen nicht auch zugleich Füße gab, um in geplasterten Reihen sich ohne Zuthun der Menschen an Ort und Stelle zu begeben!

Die Haupthindernisse, die einer zweckmäßigen Verbesserung derselben entgegenstehen, sind folgende:

1. Der Zufluß des Wassers von den Bergen, das durch die Wege strömt, sie grundlos macht und aushöhlt. Zur Ableitung desselben sind Gräben nothwendig, und kleine Brücken, zu deren Anlegung es oft an Fond fehlt, erforderlich.

2. Das Bepflanzen der Seiten mit Holzhecken, Wald- und Fruchtbäumen. O ganz gewiß ist das Holzpflanzen bei den Landwirthen lobenswürdig, nur muß es nicht mit einer Wuth geschehen, wie ich irgendwo wahrnahm, wo man sich nicht begnügt hatte, den Rand der Gärten oder Weiden längs dem Wege her zu bepflanzen, sondern auch bis außerhalb der Hecken und Gräben Bäume findet, welche die engen Straßen mitten im Sommer unfahrbar machen. Hier müßte wohl der Axt freier Spielraum gewährt werden, und keine Nachsicht auch für die hoffnungsvollsten Bäume statt haben.

3. Die vielen Hohlwege, die nicht anders gebessert werden können, als wenn solche verlassen und die Fahrbahn über die anliegenden Felder verlegt würde. Da fehlt es denn an Mitteln, die Grundeigenthümer für ihre Aecker zu entschädigen.

4. Mangel an Aufsehern, welche bei der Wegebesserung an Ort und Stelle anwesend sind und die zwangspflichtige Concurrenz leiten, damit das, was geschieht, zweckmäßig angefertigt werde. So wie die Wegebesserung jetzt betrieben wird, helfen alle geschriebenen und gedruckten Instruktionen nicht; und unbegreiflich ist es, wie oftmal, ja fast immer, dem eigentlichen Zwecke geradezu entgegen gearbeitet wird.

Der Wegaufseher ist nämlich der Vorsteher, ein angesessener Bauer aus der Gemeinde, welchem dergleichen Arbeiten eben so gehässig sind, wie seinen Nachbarn, denen er jetzt befehlen, und die er zur Arbeit anhalten soll. Die ihm zugekommenen Weisungen zu Wegebesserungen müssen daher erst nochmal wiederholt werden, ehe er Folge leistet; und wenn nun auch die Gemeinde einmal aufgeboten wird, so wird nur zum Schein geschafft, und die Zeit unnütz zugebracht.

Findet man auch hie und da einen Vorsteher, der sich der Sache mit Eifer annehmen möchte, so darf er doch nicht durch-

greifen, aus Furcht, sich bei seinen übrigen Angesessenen verhaßt zu machen.

Die Anstellung von Leuten, welche die Arbeit verstehen, und für die Zeit, die sie sich dieser Aufsicht widmen, bezahlt werden, ist eine unumgänglich nothwendige Bedingung, wenn die Wegebesserung von Erfolg seyn soll. Allen übrigen Hindernissen läßt sich nach und nach abhelfen; der Wegeaufseher aber bleibt die Seele des Ganzen, und wo er fehlt, fehlt auch das Leben. Was ein kraftvoller Mann über Wegebesserung vermag, das zeigte auffallend der biedere Lezay-Marnesin in einem Departement, das nicht reich, selbst nicht wohlhabend ist. Doch davon anderswo.

Entwässerungen. Die Anlegung von Entwässerungs-Gräben der Felder und Wiesen ist gewöhnlich eine unbekannte Sache. Bei der großen Zerstückelung der Aecker und der Menge von Interessenten, die zur Anlegung der Abwässerung mitwirken müssen, ist es ganz unmöglich, unter so vielen unverständigen Menschen eine Uebereinstimmung zuwege zu bringen. Wo dergleichen Abwässerungen anzulegen sind, müßte die Polizei also wohl durchgreifen, und ohne Rücksicht auf Widerspruch jeden für seinen Theil zur Ausführung anhalten.

Das Durchgreifen überhaupt ist bei dem großen, zumal bei dem Bauernhaufen, so nöthig, daß ohne solches nie etwas zu Stande gebracht wird. Der ungebildete Haufe, dem es am Geistesauge fehlt, um sich in das Gute hineinzudenken, so lange es in der Idee liegt, beherziget es nur dann, wenn er es ausgeführt sieht, und weiß dann der Hand Dank, die es that.

Die Ufer an den Flüssen, besonders der kleinern, werden häufig vernachläßigt, und zwar dadurch, daß die Uferweiden nicht gehörig angepflanzt oder geschont werden. Die unbedeckten Ufer sind jedem Angriffe des Wassers ausgesetzt und reißen ein. Es entstehen Krümmungen, die nicht allein der Production den guten Boden entreißen, sondern auch den schnellen Abfluß des Wassers hindern und beim Anschwellen des Flusses Ueberschwemmungen veranlassen. Durch eine zusammenhängende Bepflanzung der Ufer mit Uferweiden und durch das Wegschaffen der Bäume daselbst würde dem Uebel gesteuert werden.

Feldhut. Die Gemeinhut auf Feldern, so wie die Schaftrift-Gerechtigkeit einzelner Individuen auf der Brache, als Servituten in dem vorhergehenden Abschnitte beleuchtet, gehören hauptsächlich unter die das Fortschreiten der Cultur hemmenden Hindernisse. Daher die Unmöglichkeit, die Futterkräuter in Aufnahme zu bringen! Schädlicher noch, als das angeführte Hüten im Großen, ist das Einzelnhüten im Kleinen.

„Das einzelne Viehhüten an Wegen, Zäunen und Reinen, schreibt ein sehr bewährter Landwirth aus der Gegend von Höxter, hat in hiesiger Gegend seit einigen Jahren sehr überhand genommen. Man kann annehmen, daß an jeder Hecke, an jedem Wege, an jedem Reine, an jedem Graben so viel Getreide, wie ein Mäher mit der Sense wegnimmt, verdorben und abgehütet wird. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich den Schaden von manchem Dorfe auf 150 bis 200 Rthl. anschlage. Dieses Hüten legt den Grund zur künftigen Felddieberei. Kinder von 9 bis 12 Jahren wenden dabei alle mögliche Ränke an, um ihrem Vieh Nahrung zu schaffen. Da das Weiden allein nicht zureicht, so stehlen sie noch Getreide und Futterkräuter, um damit zu füttern. Eine böse Gewohnheit verliert sich nicht, sie nimmt gegentheils mit den Jahren zu. Die Schule wird versäumt, und im Müßiggange wächst der Keim des Bösen zum Baum des Verderbens.“

Das Uebel des Einzelnhütens wird durch die schmalen Streifen (Grasscheiden) noch vermehrt, welche man gewohnt ist, in dieser Provinz zwischen Feld und Feld unberührt stehen zu lassen. Diese Streifen dienen dann jedem Eigenthümer, oft jedem Morgen Land, zur Grenzlinie, dienen aber noch weit mehr den Mäusen und Ungeziefer zum ruhigen Hinterhalte, und der am Strick weidenden Kuh zum Pfade, um sich zwischen den Getreidefeldern einzuschleichen, und rechts und links Schaden darin anzurichten.

Wo die Gerechtigkeitspflege und Handhabung der Moralität ebenmäßig um Hülfe schreien, darf kein Vorwand von Milde und Mitleid abhalten, diese Hülfe zu leisten.

Zerstückelung des Grundeigenthums. Diese geht an einigen Orten ins Unendliche. Die Maierstättische Verfas-

sung ist ihr zwar entgegen; allein man hat in den letzten Zeiten, theils eigenmächtig, theils mit Hülfe der Gerichte, über die gesetzlichen Bestimmungen sich hinausgesetzt, und schlechten Wirthen Gelegenheit gegeben, das Ihrige bis auf den letzten Morgen durchzubringen.

Im Paderbornschen ist in neuern Zeiten die Zertheilung der Köttergüter fast überall gäng und gebe geworden, ohne daß der Gutsherr etwas dagegen einzuwenden wagen durfte. Eine solche willkührliche Zersplitterung des Grundeigenthums ist bei dem geringen Grade der Industrie unbezweifelt nachtheilig. Denn jetzt hascht jeder nach Grundeigenthum und ist zufrieden, wenn er dessen so viel besitzt, daß er für sich und seine Familie nothdürftig Kartoffeln und etwas Brodkorn ziehen kann. Alsdann sind seine Wünsche erfüllt, und in sorgloser Ruhe überläßt er sich der Zukunft; daher denn überall die große Armuth dieser Familien.

Der steté Wechsel des Grundeigenthums von einer Hand in die andere ist der erhöhten Production schon an und für sich nachtheilig; und wenn nur der kleine Grundeigenthumsbesitzer 15 oder 20 Morgen beisammen hat, so geht sein Bestreben auf Anlegung einer eigenen Wirthschaft hin. Er kauft nun ein altes Pferd, spannt mit diesem ein Rind oder eine Kuh vor, und sucht nun seinen Viehstand immer mehr zu vergrößern. Dazu findet er sich bald im Stande; denn sobald nur der Schnee von den Aeckern verschwunden ist, bringt er sein Vieh hinaus. Dieses, welches nur eben noch so in der Haut zusammenhängt, erholt sich bald auf dem grünen Roggen, der ihm nicht angehört, und zwar so, daß bei der Frühjahrsbestellung dieses Vieh eben so kräftig zu arbeiten im Stande ist, als das seines Nachbarn, welches auf dem Stalle bleiben mußte. Ist nun vollends in der Nähe solcher kleinen Wirthe eine Stadt befindlich, wie z. B. Warburg, welche über 6000 Morgen Ackerland besitzt und keine 9 Spannpferde hält, dann ist das Unglück noch größer; er sucht nun seinen Viehbestand, der ihm im Frühjahr, Sommer und Herbst nichts kostet, zu vergrößern, und denkt dann nur darauf, wie er damit die Aecker für Andere bearbeiten und sich dadurch baar Geld verdienen will. Die Umgegend von

Warburg liefert hiervon den besten Beweis. Es ist allerdings schwer, diesem Uebel abzuhelfen, weil es einmal zu tief eingewurzelt ist, und die Existenz ganzer bäuerlicher Familien darauf beruht. Aber nichts desto weniger ist es ein monströser Auswuchs, der sich durch Mangel einer gehörigen Dorfordnung und polizeilicher Aufsicht bis zu diesem Grade ausgebildet hat. Seine Fortdauer, welche die Sicherheit des Eigenthums aller übrigen Bürger gefährdet, kann nie rechtlich begründet werden, und es ist Pflicht, diese Uebel, wenn auch die Operation schmerzhaft seyn sollte, wie sie es nothwendig seyn muß, zu entfernen. Und dies kann nicht anders geschehen, als wenn das Hüten des Zugviehes, sowohl bei Tage als bei Nacht, gänzlich untersagt wird. Freilich werden dann alle Ackerwirthe dieser Klasse ihre Existenz gefährdet fühlen und Lärm schlagen; allein nie werden sie den tolerirten Zustand als Rechtszustand zu erweisen im Stande seyn.

## VII. Beschaffenheit des Erdbodens.

Die Oberfläche des Landes ist durchgehends hügelig, wechselt dennoch nicht selten mit schönen Flächen ab. Sie erhebt sich, ihrer ganzen Breite nach, gegen das Teutoburger Waldgebirge und bildet daher eine doppelte Abdachung, wovon sich die eine nach der Weser, die andere nach der Alme zu senkt. Auf dieser, oder der westlichen Abdachung, ist der Flötzkalk vorherrschend, statt daß die östliche Abdachung meist aus eisenschirfigem Thone besteht, welcher aber durchgehends auch reich an Kalk ist und eine sehr gute Erdart bildet. Der Boden dieser östlichen Seite ist besonders in der Gegend von Höxter von einer blutrothen Farbe. Er scheint offenbar aus den rothen Felsen entstanden zu seyn, welche das Weserthal begrenzen. Ich bin überzeugt, daß das Eisen eine größere Rolle in der Vegetation spielt, als wir glauben. Ich habe noch wenig starkrothen Lehmboden gefunden, — von Sand und Moor ist hier keine Rede, — der nicht gut und fruchtbar, und ganz besonders für das Gehölz geeignet war. Doch findet man auch an den Bergen einen nassen, thonigen, eisenhaltigen Boden, der bei

trockenem Wetter steinhart und bei der Nässe flüssig wird, und nicht bearbeitet werden kann.

Die westliche Hälfte des Landes besteht aus Kalkfelsen, welche mehr oder weniger mit Erde bedeckt, und daher mehr oder weniger zur Cultur geeignet sind. Manchmal liegt der Felsen ganz zu Tage, manchmal decken ihn nur ein Paar Zoll Grund. Durchgehends ist die Krume mit Steinen gemischt. Im Ganzen leidet diese Landseite von der Trockenheit.

Der beste Boden findet sich ohne Widerspruch in der Warburger Börde und in der Gegend von Nieheim. Der Boden ist hier gleich gut zu Weitzen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Flachs und Raps geeignet. Nur leidet er in nassen Jahren an einigen Orten durch den keine Feuchtigkeit durchlassenden Thonmergel, der den Untergrund daselbst bildet.

## VIII. Zusammensetzung der Wirthschaften.

In dem nordwestlichen Theile des Fürstenthums, wo theils Sand, theils feuchter schwerer Boden ist, findet man auf einem der größern Colonate von etwa 45 Magd. Morg., worunter ein Dritttheil Grasgrund:

4 Pferde und ein Paar Fohlen,
6 bis 10 Kühe, einiges Jungvieh,
20 bis 40 Schafe, auch wohl keine,
2 Zuchtsäue, ein halb Dutzend Zöglinge,
2 Dienstboten,
1 bis 2 Tagelöhner.

Der Knecht kommt an Lohn in allem auf 26 Rthl., die Magd auf die Hälfte.

Der Tagelöhner erhielt vor Zeiten 2 gGr. (mit Kost) oder 6 gGr. ohne Kost.

Jetzt im ersten Falle 3, im letztern 8 gGr.

Der Tagelohn ist also um 1/4 gestiegen; dasselbe gilt auch vom Gesindelohne. Dabei hat das Branntweintrinken zu-, Moralität und Fleiß aber haben abgenommen. —

Am besten stehen sich die Colonat-Familien, worin die Kin-

der groß und zahlreich genug sind, um Knecht- und Magddienste versehen, daher fremden Gesindes entbehren zu können. Selten will das Kind von einem solchen Colonate anderswo dienen. Sie bleiben darauf, bis zu ihrer Verheirathung, versehen alle Arbeiten treulich mit, und erwerben sich nebenher etwas mit Anfüttern von Fohlen und Schafen. —

Dieses gute patriarchalische Hauswesen hat nur das gegen sich, daß sich die Kenntnisse darin wenig erweitern, und alles daher ewig auf demselben Fuße bleibt. Indessen, ist dieser Fuß gleich etwas ungeschickt gestellt, so steht er doch fest und sicher.

Die Kötter halten gewöhnlich ein Paar Pferde und miethen noch einiges Land dazu. Die Pferde gehen im Sommer auf die Weide, im Winter erhalten sie etwas Heu und wenig oder keine Körner.

Der Kötter zieht auch wohl ein Fohlen zum Verkauf an und hält dabei ein Paar Kühe. Seine Kinder, wenn sie herangewachsen sind, bleiben nicht, wie die der Meier, zu Hause, sondern verdingen sich auswärts. Bei ihrer kleinen Wirthschaft leben solche Leute manchmal ganz gut. Weit schlechter ist der Stand des Heuerlings oder Tagelöhners, der bei dem Colonen eine kleine Wohnung nebst etwas schlechtem Lande zum Gemüsebau in Miethe hat, wofür er dem Eigenthümer auf den Wink zu Gebote steht; er erhält dabei 2 gGr. nebst Kost an den Tagen, wo er für den Maier schafft.

Die Anzahl dieser Leute hat sich in neuern Zeiten sehr vermehrt, und es giebt Gemeinden, wo noch einmal so viel solcher als angesessener Familien wohnen. Es giebt Bauern, die 3 bis 4 Hütten bauen und sie mit Heuerlingen bevölkern, über welche sie jederzeit zu gebieten haben. Ist dieses vielleicht ein Vortheil für sie, so ist es keiner für den Staat. Man muß nämlich diejenigen Tagelöhner von Profession, welche einen eigenen, wenn auch kleinen Aufenthalt haben, nicht mit Heuerlingen verwechseln. Jene sind und bleiben immer freie Leute. Finden sie bei einem Herrn keine Arbeit, so finden sie solche bei einem andern; ihre Stunden sind daher nicht beschäftigungslos, und das Anhaltende der Arbeit gewöhnt sie an Fleiß, erhält

ſie im Stande und bei reiner Moralität. Bei den Heuerlingen trifft das Gegentheil ein. Hat ihr Miethherr ihrer Hülfe nicht nöthig, und iſt ihr kleines Gemüſefeld beſtellt, ſo lagern ſie ſich auf die Bärenhaut, hüten den Feuerheerd und Kaffeetopf, oder verfallen zum Zeitvertreib auf das Branntweintrinken. Da ſie an ihren Miethherrn gebunden ſind, und dieſer ſie mit jedem Augenblick herbeipfeifen kann, ſo dürfen ſie ſich nicht von Hauſe entfernen, können alſo auch anderwärts nichts verdienen. Wenn ſie alſo nicht nebenher ein kleines Handwerk treiben, ſo iſt ein Theil ihres Lebens im Müßiggang und Nichtsthun verloren. Dabei ſitzt das Haus nicht ſelten voll kleiner Kinder, die, wenn ſie nicht auf den Raub, doch auf den Bettel ausgeſchickt werden. Der Vater ſelbſt macht es bei ſeinem Bauern nicht beſſer, und nimmt am Abend zu ſeiner Entſchädigung einige Lebensmittel oder auch nur ein Scheit Holz mit, die er ſeinem Miethherrn entwendet hat. Wird der Heuerling, noch ehe ſeine Kinder zur Arbeit tauglich ſind, alt oder ſchwächlich, ſo muß er mit Frau und Kinder weg, und da er auch anderswo keine Aufnahme findet, ſo iſt die Bettelprofeſſion die einzige Stütze, die ihm und ſeiner Familie überbleibt, wenn ſie ſich nicht allenfalls auf unrechtlicheren Wegen durchbringen will.

Es iſt dieſes ein trauriges, aber leider nur allzutreues Bild der Lage der Dinge, und es iſt nicht erſt heute, daß man ſolches einzuſehen anfängt. Schon die früheren Landesfürſten erließen daher die heilſame Verordnung, daß ſich keine Perſonen verheirathen dürften, wenn ſie nicht vorher nachgewieſen hätten, daß ſie eine eigene, daher ſtabile Wohnung fanden. Unglücklicherweiſe iſt das ſeit 24 Jahren in Vergeſſenheit gerathen. Hänschen und Gretchen verbinden ſich nunmehr ohne alle Umſtände und ſchlüpfen in die erſte Heuerlingshütte, welche ſie leer finden. —

Ich habe den gleichen Umſtand ſchon anderswo berührt. Die Benutzung der Gemeinweiden und Marken hat die Klaſſe der Heuerlinge bisher noch einigermaßen aufrecht gehalten; werden jene Gründe nun getheilt, und die Heuerlinge bei der Theilung gänzlich übergangen; ſo wird Noth und Elend reißend un-

ter ihnen zunehmen, besonders da, wo sie keine zureichende Beschäftigung finden, welches kaum in den Volksfabrikgegenden, also noch weniger im Paderbornschen der Fall ist.

In dem westlichen Theile des Fürstenthums Paderborn fand ich eine sehr schöne Wirthschaft, die des Baron von Brengen zu Erdberenburg. Sie hält auf 900 Morgen Ackerland und 54 Morgen Wiesen

14 Zugpferde, außer den herrschaftlichen Kutsch- und Reitpferden,
4 Zugochsen,
64 Stück Hornvieh,
1100 Schafe.

Von dem Ackerland werden alljährlich bestellt:

230 Morgen mit Winterfrucht,
200 — mit Sommerfrucht,
140 — mit Rauhfutter,
80 — mit Klee,
84 — liegen in Esparsett.

Das Uebrige ist reine Brache oder Hackfrüchte.

In dem östlichen Theile oder der Gegend nach der Weser zu findet man auf Wirthschaften von 500 Morgen gewöhnlich

12 Pferde, auch wohl noch ein Gespann Ochsen,
24 Milchkühe,
5 bis 600 Schafe,
40 bis 50 Schweine, nach der Ausdehnung der Weide, die man dafür hat.

Auf 4 Pferde wird ein Knecht, und auf 20 Stück Hornvieh eine Magd gehalten.

In Wirthschaften von 60 bis 70 Morgen Ackerland, wobei 60 Morgen Wiesen, hat man

4 Pferde und ein Paar Fohlen,
7 Kühe,
4 Rinder,
4 bis 6 Schweine,
1 Knecht, 1 Jungen und eine Magd.

Im Ganzen ist in allen kleinen Wirthschaften das Verhältniß des Zugviehes zum Areal außer allem Verhältniß.

Es giebt Gemeinden, wo man auf 100 Morgen Ackerland 5 Pferde, ohne die Fohlen, hat; andere, wo man 5 Pferde und einen Zugochsen, andere sogar, wo man 7 Pferde auf 100 Morgen findet. Man sollte beinahe sagen, man hielte das Zugvieh hier des Dunges wegen, um den zu ersetzen, den man von dem Nutzvieh entbehrt. Es ist nichts Seltenes, Dörfer zu sehen, in welchen man mehr Pferde als Kühe findet. In Warburg fällt man in das entgegengesetzte Extrem. Diese Stadt besitzt, wie ich glaube, eine Feldmark von 6000 Morgen; dazu sind nicht 6 Personen darin, welche eigenes oder zureichendes Gespann haben. Die Gespannarbeit geschieht im Verdinge durch die benachbarten Bauern, daher die schlechte Erndte von Seiten der Bürger, und das überflüssige Gespann von Seiten der Bauern! Daher die Mißbräuche der weidenden Pferde auf den Gemeingründen und den daran gränzenden Feldern.

Bei der Unordnung herscht eben so gut eine zusammengesetzte Verkettung, als bei der Ordnung!

Der Lohn ist:

für einen Großknecht 20, 25 bis 30 Rthl.,
für einen Kleinknecht 15 bis 20 Rthl.,
für eine Magd 8, 9 bis 12 Rthl.

Die Beköstigung besteht Mittags aus Gemüse, Abends aus Suppe.

Dienstags, Donnerstags und Sonntags erhält jeder ¼ Pfund gekochtes Fleisch. Daneben erhalten wöchentlich die männlichen Dienstboten 18 Pfund Brod, ¾ Pfund Butter, 9 kleine Käse, die weiblichen Dienstboten 12 Pfund Brod, ½ Pfund Butter, 9 Käse.

An hohen Festtagen werden Kuchen von Weitzenmehl gebacken.

In den größern Wirthschaften werden in der Regel 6 Taglöhner gebraucht.

Zur Erndtezeit hat man ihrer 20 bis 50 nöthig, je nachdem die Witterung solches erheischt.

Der Tagelohn ist von Johanni bis Martini für den Mann 7, die Frau 5 Mgr. (à 8 Pfennige) und Jedem 2 Glas Branntwein; von Martini bis Johanni für den Mann 6, die Frau 4 Mgr.

Da aber der Landwirth seinen Tagelöhnern gewöhnlich etwas Land zum Leinsäen und Kartoffelpflanzen überläßt, so wird der Werth dafür folgendermaßen berechnet:

Für jede Ruthe Kartoffelland zahlt der Tagelöhner 2 Mrgr., also vom Morgen 6 Rthl. 24 Mrgr; für zwei Spint Lein 12 Mrgr., thut per Morgen 4 Rthl. Wurzelland per Ruthe einen Schilling, macht per Morgen 15 Rthl. 15 Sch.

Die Grundstücke müssen zu diesem Behuf von dem Eigenthümer gedüngt und gepflügt werden.

Hat der Tagelöhner eigene Grundstücke, so werden ihm diese von seinem Brodherrn bestellt, und dann für das Pflügen pro Morgen 12 bis 15 Mrgr., wird dagegen ein Morgen Gerste bis zur Bestellung vollständig bearbeitet und geegget, 1 Rthl. angerechnet.

Die Zeitpächter größerer Güter, denn bei den kleineren kommt keine Zeitpacht vor, sind gewöhnlich wohlhabend, da ihr Pachtzins nicht übertrieben ist, und sie durch den emporgekommenen Futterkräuterbau bedeutend gewonnen haben.

Man findet unter den Privatpächtern der Edelgüter viele gebildete, des Ackerbaues kundige und wohlgesittete Leute, die, zuerst aus dem Hannöverschen, Braunschweigischen, Hessischen, Lippeschen und Waldeckschen kommend, sich in hiesiger Gegend anpachteten und durch ihr Beispiel viel Gutes verbreiteten und Nachahmung bewirkten.

Die Ursache, warum sich so wenig Paderborner mit solchen großen Pachtungen befaßten, waren wohl die Aussichten, welche sich für die Landeskinder, welche mit ein wenig gesundem Verstande zur Welt kamen, öffneten. Daß die Zeiten Manches hierin geändert haben, sieht man auch bei dem Adel, unter welchem jetzt Viele ihre Güter für eigene Rechnung bewirthschaften lassen. Ich kann unter diesen die von Brenckensche Wirthschaft zu Erdberenburg als ein Muster anführen. Für die Gegend von Nieheim u. s. w. will ich einen alten und sehr erfahrnen Mann selbst hier sprechen lassen. Ist er gleich ein wenig wortreich, so schildert doch das, was er sagt, das Innere

der Paderbornschen Wirthschaften so treulich, daß ich nicht gern was davon wollte verloren gehen lassen. „Große Wirthschaften, sagt der alte Pachtamtmann Lender, wozu 500 Morgen Land und 100 Morgen Wiesen und Weiden gehören, mit hinreichender Sommerhut für Schafe und Rinder, können mit 14 bis 16 Pferden, 30 Kühen und 30 bis 40 Stück Güsten Hornvieh, 500 bis 600 Schafen und einer Schweinezucht von 100 und mehreren betrieben werden; besonders wenn das Gut mit einer Branntweinbrennerei verbunden ist. Will man der Pferde nicht so viele halten, so können 3 Ochsenpflüge ein Viergespann von Pferden ersetzen.“

„Bürger- und Bauerngüter von 150 Morgen Land, 14 bis 20 Morgen Wiesen und einer Weide für 6 bis 8 Kühe, also von 9 bis 12 Morgen können sich mit 6 Pferden, 6 bis 8 Milchkühen, 10 bis 12 Rindern, 20 bis 30 Schafen und ein Paar guten Zuchtsäuen, so jährlich 2 mal werfen und im Durchschnitt 24 Ferkel aufbringen, ganz füglich durchbringen; und nach diesem Ansatze regulirt sich der Viehstand auf den minder Begüterten, welche von 100 auf 20 oder gar noch weniger Aecker herabsinken. Doch trifft man wohl in ganz kleinen Haushaltungen oft einen angemessenern Viehstand an, als in den größern, welches aber von der innern Einrichtung und dem Fleiße der Wirthin am meisten abhängt, besonders da diese dafür sorgt, daß, wenn das Vieh von magerer Hut nach Hause kommt, es am Abend volle Krippen und Tröge finde. — Ich kenne Bauernhöfe, wozu 60 Morgen Ackerland, 5 bis 6 Fuder Heuwuchs und ein Garten von einem Morgen gehören, die ihr Hornvieh am Morgen ins Gehölze, Nachmittags auf eine Dorfshut, ihre Pferde aber zur Nachtzeit in eine abgesonderte Weide, nicht vom besten Grunde, bringen, welche 4 bis 5 Pferde, 1 Fohlen, 4 bis 5 Kühe, 5 bis 6 Schafe und gewöhnlich eine gute Zuchtsau halten, wovon sie die Einschlachtschweine erzeugen und wohl 9 Stück Ferkeln oder kleine Fasel verkaufen, auch jährlich ein Pferd und eine Kuh abzusetzen haben, welche Wirthschaften, sage ich, aus dem Ueberschusse ihrer Kornfrüchte jährlich 100 bis 150 Rthlr. zur Seite legen.“ —

„Eine solche Meiereistätte hält höchstens einen Knecht und

eine Magd; sind aber Kinder vorhanden, dann ersetzen solche mit 15 bis 20 Jahren das fremde Gesinde. Nur in der Erndte müssen Tagelöhner zur Hülfe genommen werden, wenn man zeitig damit fertig werden will."

„Wie ich Anno 1769 ins hiesige Land kam, erhielt ein Großknecht 15 Rthl. ein Kleinknecht 9 Rthl. ein Küchenmädchen und Viehmeiersche 7 Rthl., ein Losmädchen, so allerlei Arbeit verrichtet, 6 Rthl. und 12 Mgr. Weinkauf. Dazu der Mannkerl wöchentlich 18 Pfd. Brod, ¾ Pfd. Butter, ¾ Pfd. Speck, 7 Käse oder ¾ Pfd. Ein Mädchen 14 Pfd. Brod und ½ Pfd. Butter, ½ Pfd. Speck, und auch 7 Käse; übrigens wurde ihnen am Sonntage geschälte Gerste und Kartoffeln, in der Woche Grütze, Erbsen, Feldbohnen oder Gartengewächse aller Art, jedoch immer mit Kartoffeln vermischt, gereicht. Denn diese sind die wahren Lieblingsspeisen des arbeitsamen Publikums. Alsdann ersparte sich der Knecht und die Magd wöchentlich ein Brod à 6 Pfd., so 3 Mgr. galt und den Lohn vermehrte; die Mägde nahmen gewöhnlich für ihr halbes Pfd. Butter 2 Mgr., um sich in Kleidung zu setzen. — In den Bauern-Haushaltungen speisten Herr und Gesinde an einem Tische, so wie es die Reihe der Jahreszeit mit sich brachte."

„Jetzt aber nimmt ein guter Großknecht 24 bis 30 Rthl. Lohn, ein ordinairer Kleinknecht 15 bis 18 Rthl. und eine Magd 10 bis 12 Rthl."

„Auch ist auf den Bauer- oder Bürgergütern und den mehrsten Pachthöfen der Gebrauch, daß alle Morgen die Dienstboten Milchsuppe mit Mehl erhalten."

„Der Familienzustand und die häuslichen Verhältnisse der Höfner, Maier und Colonen ist gar verschieden. Die mehrsten, die gute Wirthschafter sind, schlachten gehörig ein, und leben von der Milch und Federviehzucht ziemlich gemächlich und ordnungsmäßig mit ihren Hausgenossen. Uebrigens kommt in der Woche gewöhnlich nur 2 oder 3 Mal Schweinefleisch vor. Die Kötter und Brinksitzer, nebst verschiedenen Meiern, müssen sich schon etwas knapper ernähren und ihre größte Zuflucht zu den Hülsengewächsen und dem Pflanzenreiche nehmen. Doch haben

einige der Fleißigern darunter oder der Handwerker einen eben so guten Tisch, wie mancher der vorerwähnten.“

„Die Heuerlinge, so etwa eine oder zwei Kühe halten und 1 bis 1½ Morgen Gartenland besitzen oder pachten, schaffen sich 1 bis 2 Ferkeln vor Petri an, füttern solche mit allerlei Abfall vom Haushalte und aus den Gärten bis zur Stoppelhut der Felder und mästen solche nachher mit kleinen Kartoffeln und Möhren, worunter der Abfall des Mahlkorns gemengt wird. Gegen Neujahr wird bei ihnen eingeschlachtet; dabei muß sich aber der Heuerling bestreben, für andere zu arbeiten, damit er das nöthige Korn und Futter beischaffe. Weiber und Kinder müssen fleißig spinnen und stricken.“

„Vor 46 Jahren, und gleich nach dem siebenjährigen Kriege, waren fast alle adeliche Güter an Ausländer und nur sehr wenige an Einländer verpachtet oder in Administration gegeben. Diese Pächter, reputirlichen und bürgerlichen Standes, da sie in jüngern Jahren als Verwalter in ihrem Lande gedient und mit ordinairem Vermögen etwa einer Jahrespacht, zur Caution, ein Gut antreten konnten, wo ihnen der Verpächter ein complet es Feld- und Vieh-Inventarium, Vorräthe zum Haushalt an Speck, Würsten, Butter u. dgl., nebst der Einsaat zum Sommerfelde und das geschnittene Lentenfutter, das aus allerlei Raufrucht besteht, dessen man sich in den Sommermonaten zur Fütterung der Pferde bedient, ohne Zahlung, doch pro taxato, frei lieferte, welches wohl drei, vier, fünf bis 6000 Rthl. betrug — konnten sich ziemliches Vermögen erwerben, und ihre Kinder etwas erlernen lassen. — Die Altmänner dieser Gattung existiren aber jetzt in gar geringer Anzahl. — Die mehrsten Güter werden durch Meistgebot verpachtet; das gesammte Inventarium muß baar bezahlt werden, wozu Geld erborgt und mit starken Prozenten verzinst werden muß. Dazu kommt der einschleichende häßliche Luxus, ein Ruin vieler Familien. — Mancher Pächter und Gutsbesitzer unternimmt nicht mehr eine Reise zu Fuße oder Pferde zu machen; es müssen jetzt kostbare Chaisen, Postzüge, prächtiges Geschirre, lange Leinen da seyn, sonderlich wann die liebe Dame mitfährt.“

„Diese mißlichen Umstände der jetzigen Mode haben einen

großen Einfluß auf die Wohlhabenheit der Zeitpächter. Es erhalten sich nur noch einige Alte. Manche unter den neuern gehen zu Grunde, oder müssen ihre Pachtungen vor der Zeit des Ablaufs verlassen, obgleich alle Produkte gegen sonst aufs Höchste gestiegen sind."

So weit Lender.

Der südliche Theil des Landes oder die Warburger Börde hat einige Eigenthümlichkeiten bei dem Gesinde, deren ich noch erwähnen muß.

Das Gesinde erhält nicht Brod, sondern blos Brodteig, die einen 18, die andern 12 Pfund. Gewöhnlich erspart jeder Dienstbote ein Brod auf die Woche, welches er veräußern kann.

An Butter erhält der Knecht nur 12, die Magd 10 Loth auf die Woche.

Statt des warmen Frühstücks wird ein Glas Branntwein gereicht. Mittags und Abends giebts ein Gemüse, oder eine mit Kartoffeln ausgerüstete Suppe, und dreimal in der Woche Fleisch. Die Kost ist das ganze Jahr über die nämliche; nur erhält Jeder in der Erndte 4, und bei sehr strenger Arbeit 5 Gläser Branntwein. Dem Säemann gebührt, Morgens und Nachmittags, ein Glas extra.

Der viele Branntwein wird in dieser Gegend verzeihlich, indem hier der Gebrauch herrscht, daß das Garbenbinden in der Erndte zur Nachtzeit geschieht, und tritt ungünstige Witterung ein, bei welcher nicht gebunden werden kann, so wird, statt dieser Arbeit, Nachts um 1 Uhr der Flegel zur Hand genommen und das Saatkorn gedroschen. Ueberhaupt bindet man sich in diesem Theile an keine Stunden und schafft, was das Zeug hält, welches alles in dem übrigen Theile des Fürstenthums nicht angenommen ist.

Dagegen herrschte in der Warburger Gegend, und herrscht noch zum Theile, wiewohl gegen eine bestehende Verordnung, der Gebrauch, den Knechten eine Anzahl Ruthen Getreide auf dem Felde, als Theil des Lohns, zu überlassen. Der Knecht hat das Recht, sich die besten Früchte auszusuchen, welche er auf seine Kosten binden läßt, die aber sein Meister kostenfrei nach seiner Heimath bringen lassen muß.

Demnächst besteht der Lohn eines Großknechts aus

4 Rthl. in baarem Gelde,
1 bis 5/4 Morgen Roggen,
1 bis 5/4 Morg. Gerste,
2 bis 3 Spinten Lein, wozu der Knecht jedoch den Samen stellen muß.

Der Kleinknecht erhält

3 Rthl. an Geld,
3/4 Morgen Roggen,
3/4 Morgen Gerste,
2 Spinten Lein.

Auf großen Oekonomien wurde, zufolge jener Verordnung, diese mit manchem Unfuge verknüpfte Ablohnungsart sogleich eingestellt, und besteht darauf dermalen der Lohn eines Großknechts in

25 Rthl. an Geld,
7/4 Morg. Land, zu Kartoffeln,
3 Spinten bis 1 Scheffel Leinaussaat.

Eine Magd kommt mit ihrem kleinen Plunder an 12 bis 13 Rthl.

Ich übergehe die Gebäulichkeiten im Paderbornschen, weil sie durchaus nach der Art der Münsterländischen eingerichtet und eben, wie diese, ohne Rauchfang sind. Obschon man dieses an den neuern Gebäuden zu vermeiden sucht, so thuts der Bauer doch nicht gern, indem dadurch seine Schinken und geräuchert Fleisch an Güte verlieren.

## IX. Dung und Dungstätte.

Wie allenthalben, mit wenigen Ausnahmen, also auch gewiß im Paderbornschen, wird die Miststätte vernachläßiget.

Niemand bezweifelt, daß sich der Ackerbau vor allem auf den Grund gründe, und Niemand denkt auf die gehörige Einrichtung der Werkstätte, wo er seine letzte Vollkommenheit erhalten soll. Keine muldenförmig gepflasterte, das überflüssige Regenwasser abhaltende, mit Jauchenfängen angefertigte Miststätte ist zu finden. Man ist froh, wenn der Dung nur aus

den Ställen hingeschleppt ist, da mag er liegen, und die lästige Jauche laufen, wo sie einen Ausgang findet. Der Mist bleibt bei einigen 3, bei einigen 8 Tage unter dem Hornviehe liegen. Schaf- und Ziegenmist bleibt im Stalle bis zum Wegbringen aufs Feld, welches nach Bestellung der Sommerfrüchte geschieht, wenn die Brache zum zweiten Mal gepflügt wird. Das Streusel bestehet aus Stroh, welches, wenn es vom Weitzen oder Roggen ist, vorher in der Mitte durchschnitten wird, welches jedesmal wirthschaftlich, im Frühjahre aber, wo es nicht lange Zeit hat, im Mist kurz zu werden, vorzüglich gut ist. Wo Schafe gehalten werden, wird das Stroh zuerst diesen in die Raufen geworfen, und, wenn sie das Ihrige herausgesucht haben, unter das übrige Vieh gestreut. Dasselbe geschiehet am Abend bei den Kühen mit dem Gersten- und Wierstroh. Schafe streuen sich selbst, zumal da ihnen das Stroh beinahe von dem ganzen Rauhfutter-Vorrath vorgeworfen wird.

„Damit der Mist, sagt ein alter Praktikus, so wie er aus dem Stalle kommt, sogleich gebreitet, geebnet, und, wo es thunlich, Kuh-, Pferde- und Schweinemist gehörig untereinander geschichtet werde, gebe ich meinen Kleinknechten bei den Pferden, den zwei Futterschneidern bei den Kühen, und den Brennknechten bei dem Mastvieh, jedem eine gute Wintermütze, wovon das Stück 12 Mgr. kostet, und so thut Jeder, dem etwas an gutem Miste gelegen ist.“

Sonstige Düngemittel, die angewendet werden, sind: Mergel, Gyps, Kalk, ausgelaugte Asche und Erde. — Der Mergel wird im Winter auf die Felder gebracht, die Sommerfrüchte besonders aber Hülsenfrüchte tragen sollen. Der hiesige hellblaue Mergel hält 14 bis 18 Jahre im Boden, die Dauer des rothen ist etwas kürzer, und die des gelben und schieferartigen nur von 9 bis 10 Jahren. Dieser letzte ist nur in losem Boden anwendbar. Man vergißt jedoch bei dem Mergeln das gewöhnliche Düngen nicht. Diese drei Mergelarten verwittern oder zerfallen von selbst, wenn sie eine Zeitlang an der Luft gelegen haben.

Auf dem Sandfelde werden als Verbesserungsmittel **Steine** auf den Acker gefahren, zu 40 vierspännigen Fudern auf den

Morgen. Sie sind so fest, daß sie mit Steinhämmern in Stücke von ½ bis 1 Pfund geschlagen werden müssen.

Man hält die Steine irriger Weise für Mergel, ob sie gleich nichts als bloße Felsensteine sind, welche etwa 10 p. Ct. Kalk enthalten, und nach 50 Jahren eben so frisch in der Erde liegen, als in dem Jahre, wo man sie aufgebracht hat. Dieser vermeinte Mergel hat indessen den mechanischen Nutzen, daß er den Boden, welcher im Winter sich erhebt, drückt, und die Pflanzen, über deren Wurzeln er liegt, in der Erde anhält. Nur leider sind Aecker damit befahren, wo es besser gewesen wäre, man hätte die Wege, als sie, auf solche Art gemergelt. Der Gyps wird gebrannt und ungebrannt gebraucht, und zu Klee, Bohnen, Erbsen, Wicken, auch an einigen Orten zu Flachs verwendet.

„Ehedem, sagt ein hiesiger Landwirth, erhoben sich gegen den gebrannten Gyps alle Stimmen. Man hielt seinen Gebrauch, weil er mit Wasser gemischt sich verhärtet, für unsinnig und ohne Wirkung; allein mehr als zwanzigjährige Erfahrungen haben seinen Nutzen bestätigt.“

„Man nimmt zum Ueberstreuen die Hälfte dessen, was man an Roggensaat nehmen würde. Bei Bohnen, fährt gedachter Landwirth fort, wenn sie ohnehin einen frohen Wuchs zeigen, gebrauche ich keinen Gyps, weil die Stengel dadurch unmäßig lang werden, aber doch nicht mehr Schoten als sonst ansetzen, und daher den Boden unnützer Weise aussaugen. Noch haben die gegypsten Bohnen das Unangenehme, daß sie länger fortwachsen und daher später zur Reife kommen.“

Man streut den Gyps auf die Pflanzen, wenn sie die Erde bedecken, oder etwa einer Hand lang sind; solches geschieht entweder im Thaue, oder bei etwas feuchtem Wetter. Man nimmt bei Höxter 1½ Himten auf den Calenbergischen Morgen. Die Wirkung desselben ist hier und auf dem Sendfelde sehr auffallend, bei dem Klee unentbehrlich und auf magern Aeckern den Hülsenfrüchten sehr vortheilhaft. Seine Wirkung ist aber nur von einem Jahre.

Der Mehlkalk thut ebenfalls eine gute, wiewohl nicht eben starke Wirkung. Die damit bestreute Pflanze scheint con-

sistenter, als bei dem Gebrauche des Gypses. Daher ziehen ihn einige bei den Hülsenfrüchten dem Gypse vor.

Ein vorzügliches Düngungsmittel für feuchte und bucherdige Felder ist der Potaschenkummer. Führt man 3 Fuder oder 24 Berliner Scheffel auf den Morgen, so dauert die Wirkung dieser Verbesserung zehn und mehrere Jahre. Das Fuder kostet auf dem Sendfelde nur einen Thaler, wenn er nicht zu weit beigeführt werden muß.

In der Gegend von Steinheim hat man die löbliche Gewohnheit, die Erde, welche durch den Regen von den Höfen herabgespült worden, in Fanggruben, die an den niedrigsten Stellen der Felder angelegt werden, zu sammeln. Die Erde wird im Frühjahre vor der Bereitung zur Gerstenaussaat oder auch wohl bei der Brache wieder gegeben.

Man führt auch hier die Erde, welche sich am Ende der Grundstücke, oder den sogenannten Anwänden, durch das Pflügen und Wenden des Pfluges anhäuft, auf den niedrigsten Theil des Ackers zurück.

Solches ist besonders bei flach und eben gelegenen Grundstücken von wesentlichem Nutzen, und in der Gegend von Steinheim allgemein. Auch sieht man daselbst keine Seen auf den Feldern, wie in der Warburger Börde, wo das Erdfahren von Anwänden nicht gebräuchlich ist. Hier erhebt sich daher der Rand der Felder von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr, und bildet einen Rand und einen flachen Kessel. Daß solches die Folge einer fehlerhaften Construction des Pfluges sey, habe ich bei der Beschreibung der Elsasser Landwirthschaft berührt. Der Paderbornsche Pflug ist ganz eigentlich zu diesem Nachtheil eingerichtet.

Wie viel Fuder Dung auf einen Morgen gefahren werden, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen; man pflegt zwar 7 vierspännige Fuder zu rechnen, allein da man bei der Außenweide alsdann nicht weit damit reichen würde, so kann man nicht mehr als 5 oder 6 Fuder Kuh- und 4 Fuder Schafdung auf den Morgen annehmen. Dieses gilt von der Warburger Börde. Nach Höxter und Nieheim zu wird etwas stärker gedüngt, wie wir bei der Fruchtfolge sehen werden.

Bei mehreren Landwirthen herrscht der Gebrauch, daß noch im October ganz frischer, so eben aus dem Stalle geschaffter Dünger, ohne alle Auswahl des Grund und Bodens, ausgefahren, untergepflügt und mit Wintergetreide bestellt wird. Daß ein solcher strohiger Dung nicht ordnungsmäßig untergepflügt und, weil er sich mit der Krume nicht vermischen läßt, den Proceß der Fäule bei der geringen Masse nicht vollenden kann, also auch keine Wirkung auf die Pflanzen thut, ist begreiflich, geschieht aber nichts desto weniger.

In den Dung, welcher im Frühjahr ausgeführt wird, werden Erbsen, Bohnen, Wicken gesät oder Knollgewächse gepflanzt, und das Land hierzu einfurchig bestellt.

Zu Sommerrübsen wird kurz vor der Saatfurche, etwa 9 Tage vor Petri und Pauli, der Dünger auf das hierzu bereits zweimal gepflügte und abgeeggte Brachland gefahren. Den Dung, sobald er herausgebracht ist, gleich unterzupflügen, hält man nicht für rathsam. Es giebt mehrere Oekonomen, welche sehr viel darauf halten, denselben erst, nachdem er einige Tage gestreut und ausgetrocknet ist, unterzupflügen. Dieses hat unter andern den wesentlichen Vortheil, daß der im Dünger befindliche Unkrautsame sogleich zu keimen anfängt und durch das Unterpflügen vernichtet wird.

„Der Dünger, sagt der erfahrne Landwirth Kamlach, wird in meiner Gegend frisch untergepflügt, jedoch hat mich die Erfahrung belehrt, daß es besser ist, wenn man denselben, vorzüglich auf thonigem, schweren Boden, eine Zeitlang vorher gestreut darauf liegen läßt.“

Der Hürdenschlag wird besonders da angewendet, wo bei der hiesigen Vierfelderwirthschaft im vierten Jahre, also auch vierter Gaile, statt des Hafers Roggen nach den Hülsenfrüchten folgen soll.

Schafdung ist vorzüglich gut zu allen Kohlgewächsen, Schweinemist zu Erbsen. Ueberall wird der Mist, der etwas gegohren hat, dem frischen nachgesetzt.

Im Allgemeinen rechnet man, daß der Dung drei Jahre durch seine Wirkung äußere, ob sie gleich bei den Vierfeldern

vier, und bei den Fünffeldern fünf Jahre dauern muß. Die Wirkung des Hürdenschlags wird nur auf zwei Jahr gerechnet.

Nach dieser Voraussetzung hat man auch bisher sieben vierspännige Fuder gut verfaulten Dünger zu 4 Rthl. veranschlagt, und dabei die Abnutzung

im ersten Jahre zu 2 Rthl.
im zweiten = = 1 = 12 Mgr.
im dritten Jahre zu 24 Mgr.

gerechnet, und hiernach bei Gutsübergaben, in so fern nichts anders durch Kontrakt bestimmt war, verfahren.

Dagegen wird der Hürdenschlag zu voller Nacht und zu 400 Stück auf 1 Rthl. dergestalt gewürdiget, daß 24 Mgr. für das erste, und 12 Mgr. für das letztere Jahr gesetzt werden.

Das Erdefahren aus Erdfängen und Anwänden zu 48 Fuder per Morgen wird zu 12 Rthlr., und die Abnutzung in 12 Jahren jährlich zu 1 Rthlr. veranschlagt.

Gyps und Kalk wirken nur für das Jahr, wo solche ausgestreuet werden.

Bei diesen fast allgemein angenommenen, aus der von der Fürstlich Lippischen Kammer festgesetzten und von daher entlehnten Detaxations-Prinzipien wird überall die Dreifelderwirthschaft vorausgesetzt. Treten Ausnahmen von dieser Regel der Taxen ein, liegt z. B. das Grundstück so abschüssig, daß ein großer Theil der Krume durch Regengüsse abgespült, oder diese, wegen ihrer Kalkmischung, den Dung schneller verzehrt ꝛc., so muß Solches besonders gewürdiget werden.

Bei den Landwirthen werden diejenigen Grundstücke, welche zunächst bei den Ackergütern belegen sind, in der Regel am öftesten gedüngt. Der Hauptgrund hierzu ist unstreitig der, daß wohl Jeder die Brachgewächse, vorzüglich solche, welche eine öftere Bearbeitung fordern, gern in der Nähe zu besitzen wünscht. Gemeiniglich sind auch die nahen Grundstücke ursprünglich von besserer Qualität, als die entfernten; denn so wie man jetzt bei Anlegung eines Wirthschaftshofs, neben dem erforderlichen Wasser in der Nähe, auch auf die vorzügliche Güte des Bodens Rücksicht nehmen würde; eben so läßt sich das auch von unsern Vorfahren voraussetzen.

Und da nun diese nahen Besitzungen zugleich reichlicher mit Dung versehen und mit größerem Fleiße bearbeitet werden, so folgt, daß die mehr entfernten den nahen in der Ertragsfähigkeit nicht gleichkommen können. Besonders trifft Solches, der Entfernung der Aecker wegen, in dem Paderbornschen zu. Die entfernten Grundstücke werden daselbst nur durch reine Brache und Hürdenschlag einigermaßen in tragbarem Stande erhalten.

Im Ganzen genommen kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß nur der dritte Theil von den Brachfeldern jährlich bedüngt werde.

Mehr als dieses ist bei der Außenweide auch nicht gut möglich. Denn wie die Kühe den ganzen Sommer hindurch ihre Nahrung in Kämpen und auf Dreischen suchen müssen, eben so werden auch die Pferde des Nachts auf die Weide getrieben. Ausnahmen hievon machen zwar einige Besitzer großer Güter, allein diese kommen als Ausnahme von der Regel nicht in Betracht.

## X. Gespann und Gespannarbeit.

Die Feldarbeit geschieht mit Pferden und Ochsen. Vom Gebrauche der Kühe findet man nur wenige Beispiele, und wie sollte man auch mit Kühen pflügen können, welche ihre Nahrung kümmerlich auf Gemeindegründen zusammensuchen? In der Regel spannt man 2 Pferde oder 3 Ochsen vor den Pflug; auf dem Sendfelde giebt man auch wohl einen Esel, deren es wunderviele im Paderbornschen giebt, einem Ochsen zur Hülfe. Mit den Pferden pflügt man, ohne besondere Anstrengung, täglich 2, mit den Ochsen 1½ Calenberger Morgen, nicht weil jene mehr, sondern weil sie schneller ziehen. Man pflügt 2, 3, 4, 5 Zoll tief. 6 Zoll ist das non plus ultra von aller Tiefe.

Beherzigungswerth ist folgende Mittheilung eines der besten Paderbornschen rationell-praktischen Oekonomen aus der Gegend von Warburg. „Ein eben so fleißiger Landwirth als frommer Familienvater, aus meiner Nachbarschaft, hatte ein Gut in Pacht, dessen Grundstücke überall zwischen den meinigen liegen. Da dieser Mann landwirthschaftliche Schriften zu lesen

wünschte, so gab ich ihm die von Stumpf, welche für ihn ein besonderes Interesse zu haben schienen. Das darin angerühmte tiefe Pflügen mochte wohl den tiefsten Eindruck bei ihm erregt haben. Denn ich sah bald nachher, wie er die Grundstücke, ohne vermehrte Bedüngung, statt der üblichen 6 Zoll, nunmehr um 8 bis 9 Zoll tief pflügen ließ. Die Pferde schwitzten gewaltig bei dieser Arbeit, allein dieses änderte den Entschluß nicht; der Hoffnung, bessere Erndten zu gewinnen, mußte alles weichen. Der nächste Erfolg war, daß Gerste und Hafer, gegen die gewöhnliche Erndte, um die Hälfte fehl schlugen. Ohne weiter darüber nachzudenken, wurde in den folgenden Jahren eben so verfahren, und die ganzen Grundstücke nach Verlauf von 3 Jahren dahin gebracht, daß Gerste und Hafer gänzlich mißriethen, während Unkräuter aller Art die Felder überzogen. Der gute Mann glaubte, der Fehler läge an der Gerste selbst, er nahm daher den Samen von mir, allein die Erndte blieb deshalb nicht minder schlecht.

Vor zehn Jahren kam das Gut unter meine Verwaltung. Ich habe seitdem immer 6 Zoll tief pflügen lassen, und bin erst jetzt so glücklich sagen zu können, daß die Unkräuter größtentheils getilgt sind und die Erndten einigermaßen lohnend zu werden anfangen.

Nahe bei Paderborn sahe ich mit drei nebeneinander gespannten Pferden, ohne Leiter, pflügen. Eben so sahe ich an vielen Orten mit 4, ja mit 6 Eggen, eben so vielen Pferden und nur einem einzigen Knechte eggen. Das folgende Pferd war immer mit dem Zaume seitwärts an die vorhergehende Egge angeknüpft, wodurch jede Egge ihren eigenen Streifen abfertigte. Es ist für den Zuschauer ein interessantes Schauspiel. Doch soll es zweckmäßiger seyn, nur vier Pferde und Eggen dabei anzustellen, indem bei dem Kehren die beiden hintern Pferde einen allzugroßen Weg abzumachen oder vielmehr abzutrappen haben, während das erste sich blos auf der Stelle herumdreht.

Man hat aber auch stärkere Eggen, wo zwei Pferde vorgespannt werden.

Vier Pferde eggen täglich 12, und 4 Ochsen 8 Morgen,

das heißt doppelt, indem zuerst die Egge in die Länge und hernach in die Breite des Stücks gezogen wird.

Der hiesige Pflug hat ein gerades Streichbrett; es ist also unnütz, daß es unbeweglich ist. Wo der Pflug kein gehöhltes, den Grund aus der Tiefe hebendes und dann umkehrendes Streichbrett hat, da wäre es vortheilhafter, einen andern zu haben, an dem das Streichbrett versetzt wird, indem man dabei das weite Kehren an den Enden der Furche nicht nöthig hätte, und die widersinnigen und nachtheiligen breiten Beete vermieden würden, welche man in Westfalen findet.

Die mehrsten Ochsen schieben mit dem Kopfe. Sie tragen zu dem Ende auf der Stirne, also vor den Hörnern, ein Brett von jungem Eichenholze, das 15 Zoll lang und 4 Zoll breit ist. Es ist von hinten mit einem Kissen von Pferde- oder Kälberhaaren versehen, damit es weicher an dem Kopfe anliege. An jedem Ende desselben ist ein eiserner, mit einem Haken versehener Ring, wo die Zugstränge eingehenkt werden.

Da die Ochsen mit Leinen gelenkt werden, so tragen sie einen Halfter ums Maul, woran die Leinen befestigt sind; diese laufen weiter ab durch zwei Ringe oder Strippen an beiden Seiten einer Bauchgurte, welche dem Ochsen kurz hinter den Vorderbeinen um den Leib geht. Noch ist derselbe mit einem Schwanzriemen versehen. Ob nun gleich die zusammengespannten Ochsen auf diese Art mit dem Kopfe schieben, so sind sie doch nicht zusammengejocht, wodurch sie ohne allen Zweifel sich willkührlicher und gemächlicher bewegen, daher auch einen schnellern Schritt haben müssen, als wenn sie mit den Köpfen zusammengeklammert wären. An einigen, doch wenigen, Orten ziehen die Ochsen im Kummet, welches nicht so vortheilhaft scheint, da ihre Stärke sich doch wohl am meisten durch das Vorstemmen des Kopfs äußert. Es sey nun, daß mit 2, 3 Pferden oder mit eben so viel Ochsen gepflügt wird, so wird doch nur Ein Mensch, nämlich der Pflüger, dabei erfordert. Nur bei vieren wird ein Treiber zu Hülfe genommen. Was würde ein Elsasser sagen, der bei dem Pflügen mit zwei Pferden einen Vorreiter nöthig hat? Was ein Sigener, der bei 2 Pferden, zumal aber bei 2 Ochsen, nicht glaubt pflügen zu kön-

nen, wenn nicht ein rücklings vor dem Gespanne einhertretender Kerl erstere beim Zaume, letztere bei den Hörnern führt?

In ebenen Gegenden fährt man mit einem Gespann, im Durchschnitte der Entfernungen, täglich 7 Fuder Dünger aus.

Die Pferderace im Paderbornschen ist äußerst schlecht, und ihre Verkrüppelung hat daselbst eine wirklich hohe Stufe erreicht. Und wie kann dieses anders seyn? Pferdemärkte giebt es in der ganzen Gegend nicht. Die Juden sind die einzigen, welche nach Hannover und Peine reisen, dort die schlechtesten Pferde aufkaufen und dann die gemeinen Landwirthe damit versehen. Ziehet der Bauer auch Fohlen an, so sind solche nicht nur von einem herumziehenden Landhengste gefallen, sondern sie werden auch schon im zweiten Jahre angespannt, und müssen auf diese Art verkrüppeln. Selten siehet man ein dreijähriges Fohlen, das nicht schon krumme Kniee hat.

Wie die Thiere, so die Nahrung, und wie die Nahrung, so die Thiere. Alles hängt in der Welt zusammen.

Wenn Leute auf 20 bis 30 Morgen 6 Pferde halten, was sind sie ihnen zu geben im Stande? Doch ja, sie haben die Gemeindeweiden, und die entheben sie der Sorge! Reichen diese nicht zu, so mögen die darauf herumirrenden Rosse des Nachts die Saatfelder der Nachbarn heimsuchen.

Morgens lauft der Bauer dann eine oder anderthalb Stunden umher, um seine Thiere wieder aufzufinden und sie zur Arbeit einzuladen, und jagt mit jedem Abend sie wieder mit einem Peitschenhiebe weg. Des Hungerpfades kundig, eilen sie von selbst der kargen Weide zu.

Ist die Lebensgeschichte der Pferde im Sommer traurig, so ist sie es im Winter nicht weniger. Stroh, und das mit sparsamer Hand gereicht, ist ihre ganze Kost; bei den humaneren Bauern kommt vielleicht etwas Bohnen oder Hafer hinzu.

Ist der Boden nicht ganz gefroren oder mit Schnee bedeckt, so müssen die Pferde hinaus, zu sehen, ob ihnen die gütige Natur nichts aufbewahrt habe. Unter solchen Umständen rückt endlich die Frühjahrsarbeit heran. Die 6 Pferde schwanken mit einem einzigen Pfluge nach dem Felde; zwei fangen die Arbeit an, während die vier andern etwas Grünes auf einer

erbärmlichen Weide oder den Kornfeldern der Nachbarn aufsuchen. Haben die zwei ersten ein Paar Furchen gezogen, so stehen sie und können nicht mehr! man wechselt also ab und nimmt die zwei nächsten und dann die zwei letzten. Hätten die Pferde Wünschensgewalt, sie wünschten gewiß alle Gemeinweiden auf den Kaukasus. Das Gesagte trifft jedoch nicht die großen, und zugleich guten, (alle großen sind zugleich letzteres nicht) Landwirthe des Fürstenthums Paderborn. Bei den meisten unter diesen werden sie das ganze Jahr auf dem Stalle gefüttert. Sehr gemein ist unter ihnen der Gebrauch des Lentenfutters, ein Gemisch, wozu 1 Bund schlechter Roggen, 1 Bund Hafer, 2 Bund Hülsenfrüchte genommen werden. Man schneidet diese Früchte im Stroh und mischt noch den Häckfel von 2 bis 3 Bund bloßem Strohe darunter, je nachdem die Körnerfrüchte mehr oder weniger geladen haben. Einige säen zu dem Ende auch wohl Hafer und Hülsenfrüchte untereinander, und nehmen von erstem einen, von letztem zwei Scheffel zur Aussaat. So bald das Futter vom Felde kommt, fängt man an, es zu schneiden; wenn es gleich auch noch nicht gehörig trocken wäre, so schadet ihm solches nicht. Man bringt das Geschnittene auf eine gute Bühne, deckt den Haufen mit etwas Stroh und läßt ihn bis zu der Zeit liegen, wo die Frühjahrssaatzeit ihren Anfang nimmt. Das Geschnittene packt sich fest auf einander, erhält sich vollkommen, wird so gelb wie Gold, und es kann nie eine Maus in den Haufen kommen. Dieses Futter ist überaus nahrhaft, nur fand ich einen Landwirth, der ihm die Schädlichkeit zur Last legte, daß es wegen des vielen Staubes, der sich unter den Wicken und Bohnen vorfindet, den Pferden leicht die Drüsen zuzieht. „Ein Hauptfehler, sagt der nämliche Landwirth, der bei dieser Fütterung begangen wird, ist, daß man sie sehr stark mit Wasser anfeuchtet, so daß das Pferd nicht alles aufzehren kann, und bei seiner Zurückkunft noch einen Theil davon in der Krippe vorfindet. Dabei läßt die Nachlässigkeit der Knechte immer verdorbenes, stinkendes Futter in den Ecken der Krippen zurück, welches den Pferden nicht vortheilhaft sein kann.“ Dagegen sagt ein anderer bewährter Oekonom: „Ich habe mich des Lentenfutters 30 ganzer

Jahre über bedient, und den Pferden nur bei der strengsten Arbeit ein wenig Hafer zugelegt, und sie stets im besten Stande erhalten."

Dieser letzte Oeconom hält viel auf die Nachthut der Pferde. „Da ich sehr kostbare Weiden hatte, sagt er, so ließ ich die Pferde im Sommer am Abend dahin treiben; am Morgen wurden sie um 4 Uhr in den Stall gebracht, erhielten ihr Lentenfutter, manchmal etwas Hafer daneben, und so gings frisch an die Arbeit, und eben so frisch tanzten sie am Abend wieder im Grünen; denn ich halte äußerst viel auf die Nachthut und den Thau. Es ist für die Pferde eine Art von Brunnenkur, darf aber nicht länger als bis Michaelis fortgesetzt werden."

Noch muß ich die besondere Paderbornsche Sitte anführen, daß die Pferde bei ihrem Ausgang aufs Feld, außer Pflug und Egge, auch noch den Futterkarren und Wasser mitnehmen und Mittags auf dem Felde gefüttert werden. Bei großen Feldern, die auf eine Stunde entfernt liegen, mag solches von einigem Nutzen seyn; aber es wird auch davon Gebrauch gemacht, wenn die Pferde nur ein Paar Minuten von der Wohnung weg arbeiten.

## XI. Hornvieh.

Wenn, nach dem Westfälischen Sprichworte: den goden aart döer den baart kümpt, so sieht es schlecht um die Paderbornsche Rindviehzucht aus, und es ist leider wahr: kein Futter, kein Vieh! Es scheint kaum glaublich, daß es hier viele Dörfer giebt, in welchen man mehr Pferde als Kühe antrifft, und diese Kühe haben dann nichts zu fressen. Man sehe beliebigst, was ich darüber bei Gelegenheit der Gemeinheiten schon gesagt habe. Wir wenden hier die Augen von einem so traurigen Bilde weg, um uns mit der Viehbehandlung der bessern und größern Paderbornschen Landwirthe befassen zu können.

Man trifft bei ihnen durchgehends Friesisches Hornvieh an, auch noch wohl einiges von Schweizer-Race. Sie treiben theils ganze, theils halbe Stallfütterung, theils Tag- und Nachtweide, in geschlossenen Graskämpen. Nur auf wenigen großen

Oekonomien ist die ganze Stallfütterung eingeführt; die halbe kommt weit mehr vor. Herkommen, Gewohnheit, Vorurtheil, einseitige, daher fehlerhafte Berechnungen, Pacht-Contrakte bei Gütern, welche viele Weiden besitzen, widersetzen sich einer mehr allgemeinen Einführung jener so nützlichen Einrichtung.

Bei den gewöhnlichen Bauern thut es der freie Genuß der Gemeinweiden, und endlich die Unvermögenheit, eine Veränderung in der Wirthschaftsart zu treffen. Indessen wird die Einführung der Stallfütterung, da die Hut doch beinahe nur aus Holzweiden besteht und diese durch die vielen Zuschläge, zum Besten des Forstwesens, mehr und mehr beschränkt werden, von Tag zu Tag dringender.

Die Geeignetheit des Landes zu der Schafzucht läßt noch nebenher wünschen, daß die Kühe auf den Stall verwiesen würden.

Bei den halben Stallfütterungswirthen macht der rothe Klee das Hauptfutter in den Ställen. Ist er jung, so wird er mit Stroh kurz geschnitten; hat er Blumen, so wirft man ihn ganz in die Raufen.

Mehrere der größern Landwirthe säen auch Wicken zum Grünabfuttern.

Im Winter besteht das Hauptfutter aus Grummet oder Erbsenstroh mit Getreidestroh untereinander geschnitten. Man füttert sechsmal im Tage; dreimal trocken und dreimal naß. Zu letzterem wird gestoßenes Wurzelwerk mit Wasser oder Branntweinwäsche angerührt und über obiges Häcksel gebreitet. Um die Zeit, wenn die Kühe zu kalben anfangen, werden zerstoßene Oelkuchen der nassen Fütterung beigemengt.

Unser Hauptaugenmerk verdienen die ganze Stallfütterungswirthe. Hieher gehören unter denen, welche ich kenne, der Canton-Beamte Brenken bei Warburg, und der edle Baron v. Brenken auf der Erdbeerenburg.

Der Hornviehbestand von einigen 60 Stücken wird auf der Wirthschaft dieses letztern, die von einem sehr trefflichen Verwalter, Hrn. Liste, geführt wird, in dem vollkommensten Zustande gehalten. Das Vieh erhält im Sommer täglich vier Mal zu fressen. Rother Klee und Esparsette sind das Haupt-

futter. L. läßt alles Grüne auf der Häckselladе schneiden, und hält solches für sehr wirthschaftlich. Ein Mann schneidet so viel, als 50 Stücke bedürfen. Auch zu Herbrum bei dem Conductor Spinola wird das grüne Futter geschnitten. Auch da fertigt ein Mann so viel ab, als 50 bis 60 Stücke erfordern. Ich bemerke, daß kein Stroh beim Schneiden mit untergelegt wird. Spinola berechnet die Kosten davon zu 6 und die tagtägliche Ersparung zu 12 Gr. Das Winterfutter auf der Erdbeerenburg besteht aus Esperheu mit Stroh untereinander geschnitten. Ueber dieses trockene Futter werden gestoßene Runkelrüben gebreitet, und alles mit Wasser angefeuchtet. Das Kurzschneiden des trockenen Futters ist im Paderbornschen allgemein. Es wird in freier Luft, also kalt getränkt.

Die kalte und rohe Fütterung ist bei allen größeren Oeconomen im Gebrauche. Man hält sie auch dem Viehe für zuträglicher, als die warme. Das Winterfutter besteht bei ihnen in Häcksel von Heu und Stroh, Kaff, etwas Wurzelwerk und Oelkuchen, zum wenigsten gegen die Zeit, wo es aufs Kalben angeht. Beide letztere werden über den Häcksel hergegeben, und Alles mit Wasser angefeuchtet.

Ich will nunmehr den Cantonbeamten Brenken, einen bekanntlich guten Wirthschafter, selbst über die Stallfütterung sprechen lassen.

„Stallfütterung, sagt er, kann meines Erachtens an allen Orten, wo kein Brachzwang herrscht und es nicht an einer gehörigen Feldpolizei gebricht, eingeführt werden. Meine eigene Wirthschaft mag davon den Beleg liefern. Schon seit 22 Jahren treibe ich Stallfütterung. Der Abgang an Graswuchs — zu einem Areal von 920 Morgen habe ich nur 23 Morgen Wiesen, wovon die Hälfte sehr entfernt von mir liegt, — also die Noth brachte mich zur Stallfütterung, aber die Ueberzeugung ihres Nutzens erhält mich dabei. Da der Klee bei mir gewöhnlich durch den Honigthau, die Plage meiner Felder, zerstört wird, so wird man eingestehen, daß meine Lage als Stallfütterungswirth keineswegs die günstigste ist. Die Wicken sind daher, außer 2 Morgen Luzern und eben so viel Esparsette, die Hauptstütze meiner Wirthschaft. Auf den rothen Klee darf

ich, wie gesagt, nicht zählen und werde ihn in der Folge ganz eingehen lassen.“

„Mein Viehbestand besteht aus

30 Kühen,
10 Rindern und Kälbern,
14 Zugochsen.

Diese bringe ich mit Hülfe von etwas Branntweinwäsche, von Rüben, unterirdischen Kahlräben, Runkeln und Kartoffeln, nebst geschnittenem Grummet bis zum Frühjahre, wo mir Luzern, Esparsette und 27 Morgen dicht gesäete Wicken zu Hülfe kommen. Dadurch kann ich nun Weiden entbehren, und das darauf gewonnene Heu zur Winterfütterung benutzen: Ein Vortheil!! — der zweite: daß mein Rindvieh in vortrefflichem Stande bleibt; — der dritte: daß der grün abgefütterte Wickenacker, selbst ungedüngt, mir eine eben so gute Erndte, als die reine Brache liefert; der vierte: daß ich $^7/_8$ meiner Brachfelder düngen und $^1/_8$ mit Hürden belegen kann, es daher meinem Boden nie an Kraft gebricht; und endlich der fünfte: daß ich Stroh im Ueberfluß habe und meine Knechte nie über das zu viele, oft aber über das kärgliche Einstreuen Verweise erhalten. — Ohne Stallfütterung müßte ich dieses alles entbehren.“

„Um die Wicken so früh als möglich zu haben, fange ich an, die ersten in der Hälfte des Februars zu säen. Diese sind dann gewiß mit, oder gar noch vor dem gewöhnlichen Klee da. Um dieses zu können, darf ich freilich mit dem Pflügen nicht bis zur Zeit der Aussaat warten, sondern ich lasse im vorhergehenden Herbste einige in guter Gaile befindlichen Morgen Gerstenstoppel stürzen, sie so im Winter liegen, und nach dem Winter, sobald es der Boden verträgt, tüchtig eggen und mit Wicken bestellen. Mit der Einsaat derselben fahre ich nun von 8 zu 8 Tagen bis zum halben Mai fort, so daß ich rechnen darf, von Anfang Juni bis Ende August damit zu reichen. Schlagen Wicken und Klee zugleich ein, so heue ich letztern.“

„Die Winterfütterung bleibt sich nicht alle Jahre gleich. Dabei hängt vieles von dem bessern oder schlechtern Gedeihen der Gewächse ab. Ich habe Jahre gehabt, wo ich 30 Milchkühen

täglich, und zwar vom 20sten October an bis zur grünen Frühjahrs-Fütterung, geben konnte:

10 Eimer Branntweinwäsche, à 8 Maaß p. Eimer,
4 Scheffel Kartoffeln,
3 Scheffel Runkeln oder Rüben,
80 Pfund Grummet,
Spreu und Ueberkehr von 120 Garben,
Stroh, so viel sie fressen wollten.

Dann kamen wieder andere Jahre, wo ich ihnen nicht mehr als

14 Eimer Branntweinwäsche,
3 Scheffel Kartoffeln,
1 Scheffel Runkeln,
60 Pfund Grummet,
Spreu und Ueberkehr von 120 Garben zu geben hatte.

Es blieb also kein Mittel, als das abgehende Futter durch Bohnenschroot und Oelkuchen zu ersetzen.

Der Mensch kann sich eher als das Vieh nach dem Drange der Zeiten richten. Brenken hält die grünen Wicken für ein gutes Milchfutter, gesteht aber dabei, daß sie der Milch und Butter einen etwas herben, wiewohl nicht unangenehmen Geschmack geben.

Bei den gewöhnlichen Bauern wiegt eine Kuh zwischen 2 und 300 Pfund, auf den Oekonomien 4 bis 600 Pfund. Hier wartet man mit dem Begehen bis ins dritte und vierte Jahr; bei jenen, wo das Vieh mit einem gemeinsamen Hirten ausgetrieben wird, kann nicht verhindert werden, daß nicht die einjährigen Rinder schon Mütter werden. Die abgesetzten Kälber werden in eine besondere Weide getrieben, die etwas besseres Futter liefert, als die Kuhweiden. Viele lassen die Kälber an der Mutter saugen, Andere nicht. Ich habe beides versucht, sagt der alte Lender, und bin durch Erfahrung überzeugt worden, daß letzteres das beste ist; denn, wenn das Kalb der Mutter gleich genommen wird, so verliert sich das Andenken in 24 Stunden; saugt es aber 3 bis 4, ja wohl 6 Wochen, so sind beide schon so an einander gewöhnt, daß sie sich immer sehen müssen, und, wenn sie dann geschieden werden,

so ist der Schmerz groß, und des Blöckens in 5 bis 8 Tagen kein Ende; dadurch entgeht der Mutter viel Milch, und das Kalb verliert die Freßlust und wird mager. Um deßwillen lasse ich dieses gleich wegnehmen, 24 Stunden fasten, und ihm dann, durch eine verständige Magd, 4 Wochen hindurch, täglich dreimal süße Milch geben. — Diese steckt dem Kalbe den langen Finger ins Maul, läßt es durch die andern saugen, so lange, bis es satt ist, so versaugen sich die Kälber nicht leicht. Nach 4 Wochen bekommen sie süße Milch, die aber nach 12 bis 16 Stunden abgerahmt worden, so viel sie wollen. Sind auf diese Weise ihre Anfangswochen beendigt, so lasse ich ihnen recht süßes feines Heu, und feingeschnittenen Hafer im Strohe, auch wohl etwas geschrootenen Hafer darunter, in einem Troge geben, über welchem die Raufe angebracht ist, und in einem andern Troge ihr Getränke, das aus Oehlkuchenwasser, Küchenspülicht und etwas dicker Milch besteht. Dieses währt dann etwa noch 6 Wochen. Darauf wird den Kälbern ein großer Stall geöffnet, damit sie aus ihren Behältern hinlaufen können.

Um Johanni lasse ich einen großen Trog auf den Hof setzen, worin ihnen das Saufen gegeben wird und sie sich belustigen können. So werden sie das erste Jahr auf dem Stalle gehalten, das zweite kömmen sie in eine trockene Weide, das dritte und vierte in die Holzhut, bis sie Kühe werden. Dieser Methode bin ich immer treu geblieben und habe mich immer wohl dabei befunden.

Wie lange die Kühe bis zum Kalben gemolken werden können, hängt sowohl von ihrer Natur, als von der Fütterung ab. Es giebt Kühe, welche auch bei der besten Fütterung oft ein halbes Jahr seicht stehen; allein die mehrsten bleiben bis längstens einen Monat vor dem Kalben milchgebend, wenn sie nur stets mit saftigem Futter zureichend versehen werden.

## XII. Schafe.

Das Gebirgige der Gegend, der gesunde Boden, die nicht starke Bevölkerung, die großen Landwirthschaften, die entfernt liegenden Ländereien, also die Beschwerlichkeit, den Dung so weit

zu führen, machen das Fürstenthum Paderborn vorzüglich zur Schafzucht geeignet. Sie ist selbst ihm in seinem jetzigen Zustande unentbehrlich. Man trifft Heerden von ein- bis zweitausend Stück, selbst eine oder zwei von 3000. In solchen Schäfereien ist man in der Veredlung ziemlich vorgerückt. Der Vorgänger in dieser Verbesserung war der verstorbene Oberamtmann Nordmann, Pächter der beträchtlichen Domaine Dalheim. Dieser in mancher Hinsicht kraftvolle Mann hinterließ eine veredelte Heerde von 3000 Stück. Es wird nun 20 Jahre seyn, daß er damit den Anfang machte. Nach ihm kommt Kamlach zu Fürstenberg mit einer nicht weniger starken Heerde und Henrici zu Gehrden mit 800 Stück, beide Pächter von Edelhöfen. Nach ihnen kommen noch viele andere, die sich mit mehr oder weniger Glück auf die Veredlung durch Böcke aus dem Hannöverschen und Sächsischen verlegt haben. Nur die beiden ersten haben, so viel ich weiß, mit dem Ankaufe einer veredelten ganzen Heerde angefangen.

Schon in frühern Zeiten fanden sich in dem Paderbornschen wenig stichelhaarige Schafe.

Die gewöhnliche Landwolle war die sogenannte Kardetschen-Wolle, welche ihren Absatz nach dem Eichsfelde fand, wo sie zu einem Stoffe, Namens Rasch, verwendet wurde. Nach und nach wurde jedoch die Wolle den Eichsfeldern zu fein, und der Absatz dahin hörte auf. Ob nun gleich in unsern Tagen die Wolle mehrerer hiesigen Oekonomien der Sächsischen wenig oder nichts nachgiebt, so finden sich doch einige Schafzüchter bewogen, die Veredlung nicht weiter fortzusetzen, sich vielmehr einen gröbern Schlag anzuschaffen. Sie legen nämlich der spanischen Race eine steche Weichlichkeit und große Sterblichkeit zur Last, und finden, daß der höhere Werth der Wolle durch den höhern Aufwand für Beköstigung und Risiko überwogen werde.

Von einem gut genährten Landschafe, so wie von einem halbveredelten Schafe, kann man im Durchschnitte 3 Pfund Wolle, von einem ganz veredelten $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ annehmen. Vom Jahre 1770 bis 1786 galt die Stammwolle der Oekonomen, der Stein zu 21 Pfd. 3 bis $3^1/_2$, höchstens 4 Rthl., die

der kleinen Schäfereien 2 bis 2½, höchstens 3 Rthl. Nach 1786 kamen etwas bessere Preise. Im Jahre 1796 stieg die Stammwolle zu 4½ bis 5 Rthl., die Schäferwolle zu 3¼ bis 4 Rthl.; von 1796 bis zur Franzosenzeit stieg jede Wollengattung noch um 1 Rthlr. höher.

Gegenwärtig kostet per Stein
die ganz veredelte 20 bis 24 Rthl.,
die halb veredelte 14 bis 16 Rthl.,
gemeine Landwolle erster Klasse 9, 10, 12 Rthl.,
Schäferwolle 7½, 8½ bis 9 Rthl.

Nach der Angabe eines andern Schafzüchters that die veredelte Wolle zur Franzosenzeit, der Zentner zu 110 Pfd., 70 Rthl. und die Landwolle 28 Rthl. Jetzt wird die veredelte mit 100 bis 110, die Landwolle mit 40 Rthl. bezahlt.

Sobald im Frühjahre ein milder Regen die Schlammtheile von der Oberfläche weggewaschen hat, treiben die Schafe aus, und zwar zuerst auf trockene Wiesen.

Die Wiesenabhütung hört am ersten Maitag auf, und wo dann die Holzhut nicht erlaubt ist und sonst keine nackte Hügel und Berge sind, bleiben die Schafe auf Brachfelder und Dreischen eingeschränkt; nach der Erndte öffnet sich endlich für sie ein weites Feld.

Die Winterfütterung ist, wie man denken kann, nicht allenthalben gleich. So lange die Heerde täglich noch einige Stunden ausgetrieben werden kann, erhält sie nichts als Stroh von Roggen und Hülsenfrüchten, wobei den Lämmern jedoch einmal Heu gereicht wird. Rückt die Lammzeit heran, so werden Heu, Kleeheu und Hülsenfrüchte gefüttert, während sich die Hämmel mit bloßem Stroh begnügen müssen.

An einem andern Orte rechnet man auf 100 Schafe 3 bis 4 vierspännige Fuder Heu und 1 Fuder Erbsen. Hiervon werden täglich dem tragbaren Viehe abwechselnd 3 Mahlzeiten, am Morgen und am Abend, in der Mittagsstunde aber die Raufen voll Stroh gegeben. Die Lämmer bekommen täglich einmal Erbsen, und das zweite Mal Heu oder Stroh. Die Hämmel erhalten Stroh von Hülsenfrüchten und von Getreide, aber kein oder wenig Heu, es sey denn in grasreichen Gegenden.

An der Weser rechnet man auf das Stück 2½ Pfund ungedroschenes Roggenstroh und ¾ Pfund Heu. Beim Lammen erhalten die Mütter auch wohl etwas geschrotenes Korn, Gerste oder Bohnen. Nach Weihnachten erhalten diese, statt des Strohes vom Raufzeuge, unausgedroschene Wickerbsen, à 20 Bund per 10 Stück, in welchen ungefähr 2¼ Berliner Metzen Körner enthalten seyn können.

Bei dem Oberverwalter Boenicke zu Luthmarsen erhalten die Hämmel täglich zweimal Stroh und einmal Heu, von diesem 1 Pfund; die Schafe vor Weihnachten dasselbe, später ungedroschene Wickerbsen und, wenn sie lammen, einen Zusatz von Heu. In ihrem Getränke werden zu dieser Zeit Oelkuchen beigemischt, à 8 Pfund per 100 Stück, und auch manchmal noch etwas Bohnenschroot dazu.

Die Jährlinge erhalten einmal Klee, oder Wiesenheu, und etwas ungedroschenen Roggen, der beim Nachhacken gesammelt worden ist. Werden die Lämmer etwas stärker, oder leiden sie einen Abgang an der Muttermilch, so ist nothwendig, sie etwas zu füttern, indem sie sonst leicht vor Hunger oder aus langer Weile die Wolle fressen, welche sich im Leibe zusammenballt und ihnen tödtlich wird. Zu diesem Ende hat Hr. Boenicke einen Verschlag im Stalle, in welchem nur die Lämmer einschlüpfen können, und daselbst Raufen mit zartem Grummet finden.

Die Ablohnung der Schäfer besteht, neben der Kost und wöchentlich 20 bis 22 Pfund Brod, darin, daß sie eine bestimmte Zahl Schafe zu der Heerde stoßen, und auf Kosten des Herrn das ganze Jahr über ausfüttern dürfen. Die Zahl richtet sich nach der Größe der Heerde. Der Schafmeister hält zwischen 70 bis 90, der Schäfer 50 bis 70, der Lammhirte 25 bis 35 Stück. Verarmte Schäfer, welche keine Schafe mitbringen können, dienen auch wohl für Geld und haben 30 bis 100 Rthl. Lohn. An einigen Orten nimmt der Schafmeister Antheil an der Heerde, zu der er 1/10 oder 1/12 aufmengt, und dann den Genuß des eben so vielsten Theils am rohen Ertrage der Heerde hat; dabei hat er Deputat für die Kost. Zu Lüthmarsen hat der Schafmeister bei einer Heerde von 1200 Stück 100 Stück Meng-

vieh, und jeder Schäfer 50 Stück Vorvieh. Heilsam wird für diese Provinz in jeder Rücksicht die Anwendung der gesetzlichen Verordnung werden, welche alles Vorvieh oder sonst mitgebrachtes Vieh zum Unterbringen versagt.

Da die Schäfer durchgängig einen Abscheu vor der Veredlung haben, so kann diese bei dem Meng- und Vorvieh nicht bestehen, oder doch ganz gewiß nicht zu ihrer Vollkommenheit gelangen. Auf gutem Wege ist hier nichts von Seiten der Schafherren gegen ihre Schäfer auszurichten; es müssen nothwendig die Gesetze durchgreifen.

Bei trockenen Jahren ist die Sterblichkeit nicht groß unter hiesigen Heerden. Das meiste Uebel richtet die Drehkrankheit darunter an; auch sterben wohl die Lämmer im Frühjahre an der Beinkrankheit. Die Mai-Seuche stellt sich in sehr heißen Tagen ein. Sie soll herrühren, wenn ein schlechter Schäfer zu frühe austreibt, oder die Schafe in der Hitze zum Wasser führt. Der Morgen- und Abendthau, sagt der alte Lender, sind den Lämmern höchst schädlich; denn mir hat sie ein Erzbösewicht von Lämmerschäfer, dem ich aufgekündiget und um Michaelis entlassen hatte, vor seinem Abgange des Nachts beim Mondenlicht ausgetrieben und im Thau weiden lassen, nachdem er die Seinigen davon abgesondert hatte. Der Erfolg war, daß bereits Neujahr 326 Pelze von meinen und 42 von des Schafmeisters Lämmern auf dem Boden hingen.

Wenn der Wollhandel aus den Händen der Juden, und dieser Handels-Artikel zu seinem gebührenden Preise kommen soll, so ist ein Wollmarkt nöthig.

Nothwendig ist noch ein Mißbrauch, der so oft auch die besten Sachen begleitet, zu berühren. Es ist nicht zu läugnen, daß die Schäfereien bei allem Vortheile, den sie hiesiger Provinz gewähren, derselben auch manchen Nachtheil bringen, und die Miturſachen sind, warum der größte Theil der Bewohner Mangel an Futter, also an Vieh (Hornvieh) und an Dung hat. Die späte Behütung der Wiesen durch die Schafe, der Schaden, den diese, bei dem Abgange gehöriger Maßregeln, an Klee, Esparsette und sonstigen Futterkräutern anrichten und ihre Erzielung zum Theile unmöglich machen; das Untereinander-

weiden der Heerden auf den Gemeinweiden, wodurch das schnell- und tiefbeißende Schaf dem Hornviehe Alles zum voraus entzieht; diese sind ohne Zweifel unverkennbare Uebel und wahre Geißel der Kultur. Ich will hierüber einen Mann aus dem Lande selbst reden lassen:

„Auf den großen adeligen Gütern, wo dem Gutsherrn die Schäfereigerechtigkeit allein zustehet, werden in der Regel nicht mehr Schafe gehalten, als auf den Brachäckern des Guts und der zum Gute gehörigen Bauern, und in der gemeinen Holzweide füglich geweidet und mit dem selbstgewonnenen Futter gut durchgewintert werden können."

„Dem Gutsbesitzer, dem an der Erhaltung seiner Untergebenen gelegen ist, weil er Heuer und Zehnten von ihren Ländereien ziehet, hat auch das große Interesse, ihre Wiesen möglichst und die angebauten Futterkräuter gänzlich zu schonen. Der Schaden, den der Schäfer wider Willen eines solchen Gutsherrn ausübt, ist leicht auszumitteln und zu bestrafen, er unterbleibt deshalb. — Der Schaden, den die gemeinschaftliche Holzbehütung für den größern Haufen hat, wird dadurch beseitigt, daß man einen Theil der Holzung mit der Schafhütung verschont. — Unter solchen Verhältnissen ist die Schafzucht im allgemeinen gewiß nützlich und vortheilhaft. Aber leider gehören diese Verhältnisse unter die Ausnahmen."

„Die Mehrheit der Heerden gehört zu Ackerstädten und großer Dörfer Gemeinden, wo eine unverhältnißmäßig große Anzahl zur Haltung einer Schafheerde berechtigt ist. — Mir sind Fälle bekannt, wo auf einer städtischen Feldmark von 7 bis 8000 Morgen 15 bis 16 Haufen Schafe von 3 bis 500 Stück geweidet werden. Die wenigsten dieser Heerden haben privative Angerweiden, müssen sich also auf den Brachfeldern und der unbedeutenden allgemeinen Weide ernähren. Welcher Schaden hier nicht allein den Futterkräutern und Brachfeldern, sondern auch allen übrigen Früchten zugefügt werden muß, und auch wirklich zugefügt wird, ist leicht zu erachten."

„Man kann mit Sicherheit annehmen, daß der halbe Werth der von den Schäfereien gewonnenen Wolle sich nicht so hoch

beläuft, als der Schaden, den sie an Futterkräutern und Früchten verüben.—"

„Verbote helfen nicht, wo die Ausmittelung des Thäters, wegen der Menge der Heerden, unmöglich wird. Hierzu kommt noch, daß in der Regel an solchen Orten mehr Vieh gehalten wird, als mit dem gewonnenen Futter füglich ausgewintert werden kann. Das Vieh kommt verhungert aus dem Winter."

„Sobald also nur die Erde vom Schnee rein ist, wird es bis zum 1. Mai, an andern Orten gar bis zum alten Maitag auf die Wiesen getrieben. Die Kleewurzeln werden von dem verhungerten Viehe aus der Erde gezogen, und überhaupt der Stamm aller süßen und guten Kräuterarten zerstört. Für den nächsten Sommer können also nur die schilfartigen Gräser gedeihen. Es ist bei uns eine Thatsache, daß der Ertrag der Wiesen, wo die Schäfereien sich so übermäßig vermehrt haben, um die Hälfte abgenommen hat; des Unheils auf den Feldern nicht zu gedenken."

## XIII. Schweine.

Die Schweinezucht ist nicht unbeträchtlich, und es wird damit einiger Handel nach dem Auslande getrieben. Ihr Gewicht im fetten Zustande ist 150, 200, 250, selten 300 Pfund.

„Wer Vortheil aus ihrer Anzucht haben will, sagt ein Paderbornscher Landwirth, der muß eine Sau, so bald sie trächtig wird, mit gutem Futter unterhalten, und wenn sie geworfen, solches verbessern. Meine Säue liegen alle abgesondert in kleinen Ställen (Köthen), die nach hinten einen Abfluß und nach der Futterdeele zu ein Schlupfloch haben. Außerdem hat jede Köthe ihren besondern Trog. Aus Küchenspülicht, Abfall vom Molkenwesen und Gerstenschroot besteht ihre Nahrung, welche ihnen dreimal im Tage gereicht wird. Außerdem streuet man ihnen täglich Gerste auf die Deele. Nach und nach lernen die Ferkel mitfressen, so daß sie nach 6 Wochen abgesetzt werden können."

„Die Mütter werden weggebracht, und die Ferkel bleiben im

Besitze der Köthen, und werden nach 7 Wochen auf denselben Fuß, wie schon gesagt, fortgefüttert.“

„Alsdann zählen sie sich schon unter die kleinen Faselschweine, und werden mit Kaff, Branntweinwäsche und gestreuter Gerste gefüttert. Mit einem halben Jahre müssen sie mit den ältern Schweinen fressen. Diese erhalten den Abfall von Garten, Küche, Molken, Branntweinbrennerei, Disteln vom Felde, Klee nebst etwas geschrotenem Getreide, bis dahin die Stoppelhut angeht, wo ihnen dann nur Morgens und Abends ein dünnes Gesöffe gereicht wird. Ist im Winter offene Witterung, so treibt man sie aus. Sie wühlen dann nach Würmern, Wurzeln, oder weiden das Gras ab. Habe ich Kaff zu wenig, so lasse ich Gerst-Hafer im Stroh ganz fein schneiden, heiße Branntweinwäsche darauf gießen, und verdeckt erkalten. Hierzu kommen denn noch die Biertreber, wenn welche da sind. Alles wird am Ende mit Wasser verdünnt. Ich unterhielt vormals zwei Eber und 24 Mutterschweine, ließ diese zweimal im Jahre belegen, und konnte im Durchschnitt von jeder Sau auf 6 Ferkel rechnen. Der erste Wurf muß Anfangs Februars, und Johannis der zweite vor sich gehen.“

Die Schweinemast wird von den gewöhnlichen Landwirthen mit Kartoffeln und Schroot von Erbsen, Bohnen und Gerste betrieben, welcher Schroot im Wasser aufgeweicht wird. Man füttert täglich vier mal. „Ich, sagt der Verwalter Boiche, lasse das Schroot mit kochendem Wasser in der Dicke eines starken Breies einbrühen und drei Tage stehen, damit es in Gährung komme und etwas säuere. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß dieses Verfahren sehr vortheilhaft sey, und die Schweine dabei geschwinder fett werden, als anders. Es werden auf ein Schwein täglich 9 Pfd. Bohnenschroot und eben so viel gekochte Kartoffeln gerechnet.“

Ein anderer Paderbornscher Landwirth zieht die ganzen und ungeweichten Bohnen den geschrotenen bei der Schweinemast vor. Er findet, daß diese Thiere die ganzen Bohnen lieber fressen. Werden sie ihrer manchmal müde, so erwärmt man sie in einem Sacke, den man unter den Ofen legt. Man reicht ihnen die Bohnen am Morgen zuerst, und etwas später

am Tage ein dickes Getränke von Gerstenschroot und Kartoffeln; dasselbe hat auch Nachmittags statt.

## XIV. Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Der Getreidebau ist der Haupt- und so zu sagen der einzige Gegenstand hiesiger Cultur. Dahin gehören Roggen, Weitzen, Sommergerste, Hafer; dann Erbsen, Bohnen, Wicken und Linsen; Buchweitzen in einigen sandigen Gegenden. Der Futterkräuterbau ist noch weit zurück, aus Ursachen, die ich schon angegeben habe. Sonst ist das Land zu Klee, Luzerne und Esper, wo nicht zu einem, doch zum andern sehr wohl geeignet. Zu dem Wurzelwerke gehören Kartoffeln, Kohlrüben, Runkelrüben, Möhren und Kohl. Erstere ausgenommen, ist deren Anbau noch geringe und nur auf die Gärten beschränkt. Nur einige Oekonomen bauen sie in freiem Felde. Nirgends, als hier, würde ihr Anbau von größerem Nutzen seyn, indem dadurch das, was das Vieh im Sommer auf dem freien Weidegang gewinnt, im Winter nicht ganz verloren seyn würde. — Die hiesigen Handelsgewächse sind Raps, Rübsen, Flachs, und in den sandigen Gegenden Sommerrübsen.

Die Beschreibung des Viehstandes läßt schon errathen, daß von keinem Fruchtwechsel, keiner Wechsel- oder Zweifelderwirthschaft die Rede seyn kann. Auch habe ich den reinen Fruchtwechsel in dem ganzen Fürstenthume nicht gefunden. Es herrscht daselbst gegentheils eine reine Körnerwirthschaft. Ich nenne sie rein, weil sie mit reiner Brache verbunden ist. Dieses ist das einzige Mittel, wodurch jene unschädlich gemacht werden und in manchen Fällen selbst die vortheilhafteste Wirthschaft seyn kann.

Die Körnerwirthschaft im Paderbornschen ist dreifeldrig, vierfeldrig, fünffeldrig, sechsfeldrig und achtfeldrig. Die sechsfeldrige ist im Grunde nur eine doppelt dreifeldrige und die achtfeldrige eine doppelt vierfeldrige. Die drei- und fünffeldrige Körnerwirthschaften sind die gemeinüblichsten. Man zählt den Umlauf von dem jedesmaligen Wiederkommen der reinen Brache; auf diese folgt in der Regel Winter- und dann Som-

merfrucht. Diese Regel haben alle Feldeintheilungen gemein, die übrige Folge wird sich aus nachkommenden Schematen ergeben.

Die Wahl unter der angeführten Felderzahl wird aber nicht durch bloße Willkühr, sondern durch die Dungmasse bestimmt, welche man dem Felde geben kann, oder ihm seiner Entfernung wegen geben oder nicht geben will. Die Natur des Bodens kommt zwar dabei auch wohl, jedoch nicht so stark in Betracht, indem sie zu oft wechselt, als daß man in großen Wirthschaften jedesmal eine Ausnahme von der Regel für sie machen könnte. Eine beträchtliche Entfernung, welche den Dungtransport zu sehr erschwert, entscheidet weit mehr, und es ist nicht selten, Landwirthe zu finden, die auf einer Flur drei Felder und auf der andern vier Felder haben.

Das nächstgelegene Land ist in der Regel sechsfeldrig und wird alle 3 Jahre gedüngt. Man hält diese Eintheilung für die einträglichste und zieht sie allen übrigen vor; es können aber nur große Oekonomen solche treiben, den kleineren fehlt es an Dung dazu. Auch die fünffeldrige, wo in fünf Jahren einmal gedüngt und einmal gepförcht wird, geht nur für Schafzüchter an. Die Wirthschaft, die am häufigsten getrieben wird, ist die vierfeldrige, indem sie in vier Jahren nur einmal Dung fordert. Die großen Oekonomen nehmen selbst dazu ihre Zuflucht, und wenn sie auf den näher gelegenen Fluren sechs Felder haben, so haben sie vier Felder auf den entfernten. Auf ganz entfernten Stücken hat man endlich auch drei Felder, mit reiner ungedüngter Brache; Schafzüchter bringen auch wohl ein Hürdenlager dahin. Es giebt vielleicht nicht einen der größern Landwirthe im Paderbornschen, der das ganze Brachfeld düngen kann. Die besten bringen es auf $^3/_4$, die wenigsten auf $^1/_3$, die Bürger und Bauern im Durchschnitte kaum auf $^1/_3$ desselben.

Ich gebe hier die zur Erläuterung nöthigen Beispiele an:

Dreifeldrige Körnerwirthschaft.

1. Brache gedüngt mit 6 bis 8 Fuder vierspännig,
2. Weitzen oder Roggen,
3. Gerste oder Hafer.

Man beobachtet, daß wo im ersten Umlauf Weitzen oder Gerste stand, im folgenden Roggen oder Hafer folge. Ein Theil der Brache wird mit Hülsenfrüchten, Klee, Wurzelkraut und Flachs bestellt; und dadurch geht dann diese Wirthschaft größtentheils in die sechsfeldrige über.

Vierfeldrige Körnerwirthschaft.

1. Brache gedüngt, 6 bis 8 Fuder,
2. Wintergetreide,
3. Gerste,
4. Hülsenfrüchte, oder Flachs, oder Hafer.

Der Klee kommt in die Brache, er muß also unter die Hülsenfrüchte gesäet werden, wie zu Erdbeerenburg geschieht. Wo der Klee aber unter das Sommergetreide kommen soll, da werden entweder die Hülsenfrüchte ausgestoßen und Hafer an die Stelle gesetzt, oder es werden die Hülsenfrüchte in das zweite und das Sommergetreide in das dritte Jahr aufgenommen. Ich fand selbst einen Oekonomen, der, wie ich glaube, mit Recht in jedem Falle dieses letztere vorzog. Durch den Klee geht diese Wirthschaft in eine achtfeldrige über, wobei aber zu beobachten ist, daß zu dem Wintergetreide, das nach dem Klee folgt, wenigstens gepferchт werden muß.

Eine, wie es mir schien, bessere Vierfelderwirthschaft fand ich bei Bönicke zu Lüthmarsen. Er hat

1. eine Brache,
2. Wintergetreide,
3. Hülsenfrüchte,
4. Sommergetreide, weswegen er dann unter die Wechselwirthe gehört.

Fünffeldrige Körnerwirthschaft.

1. Brache, gedüngt mit 7 bis 8 Fuder,
2. Wintergetreide,
3. Gerste,
4. Hülsenfrüchte,
5. Hafer, — Flachs — Kartoffeln.

Die Schafzüchter, welche pferchen können, benutzen das fünfte Jahr mit Wintergetreide, sogenannten Stoppelroggen; solches kann aber bei gewöhnlichen Bauern nicht statt haben.

Auf jeden Fall wird nun wieder gebraacht, es sey denn, daß Klee unter den Hafer oder den Stoppelroggen eingesäet worden wäre; denn auch bei dieser Wirthschaft kommt der Klee immer in die Brache. Die Kartoffeln am Ende des Umlaufs, also unmittelbar vor der Brache zu finden, wird auffallen; es trifft aber an mehreren Orten zu.

Sechsfeldrige Körnerwirthschaft ist, wie schon gesagt, eine zusammengesetzte dreifeldrige Wirthschaft, wo in 6 Jahren die reine Brache einmal regelmäßig wegfällt, und statt ihrer Futtergewächse, meist Hülsenfrüchte, vorkommen. Reicht der Dung zu einer alle 3 Jahre wiederholten Düngung nicht zu, so wird derselbe für die Hülsenfrüchte aufgebracht, und die Brache nüchtern besaamt. Wenigstens fand ich dieses so bei Hrn. Henrici, einem sehr guten Landwirthe zu Gneiden. An einem andern Orte fand ich die Sache umgekehrt. „Wer eine Sechsfelderwirthschaft einführen will, sagt der alte Lender, der muß einen guten Boden, oder einen guten Mistlhaufen, oder eine starke Schäferei haben, sonst kommt er damit ins Siechhaus.“

Die achtfeldrige Körnerwirthschaft, welche ich zu Erdbeerenburg fand, ist, wenn wir auf die Zahl der darin vorkommenden Getreidejahre sehen, eher eine unregelmäßige Wechselwirthschaft zu nennen, denn sie hat in 8 Jahren nur 4mal Getreide. Sie heißt:

1. reine Brache, gedüngt oder gepfercht,
2. Roggen,
3. Gerste,
4. Hülsenfrüchte,
5. Klee,
6. Weitzen, gepfercht oder gedüngt,
7. Hafer,
8. Hülsenfrüchte.

Das Rauhfutter, worunter der Klee vorkommt, besteht aus Bohnen und großen grauen Erbsen.

Ueberhaupt halte ich, mit dem alten Lender, die vierfeldrige Körnerwirthschaft, unter den noch bestehenden Umständen, für die hiesigen Bürger und Bauern für die angemessenste. Das Land, welches alle 4 Jahre rein gebracht, und einmal fleißig gedüngt wird, kann drei Jahre hintereinander Vieles leisten.

Brencken, ein sehr einsichtsvoller Landwirth bei Warburg welcher drei- und zum Theil sechsfeldrige Körnerwirthschaft treibt, pflegt den vierten Theil seines ganzen Areals folgendermaßen einzutheilen:

1. reine Brache, gedüngt und gepferchte,
2. Raps,
3. Weitzen,
4. Erbsen und Flachs,
5. Roggen, schwach gedüngt,
6. Gerste.

Dieses ist wohl eine förmliche Wechselwirthschaft. Zur Erläuterung füge ich sogleich seine Behandlung bei.

Die Brache wird zum Rapse viermal gepflügt, nach dem Rapse zweimal, wodurch man erhält, daß dieselbe Erdschichte, welche den Raps hervorgebracht hat, nun auch den Weitzen trage, ohne welches sich dieser lagern würde. Zu Erbsen wird nur einmal gepflügt, damit sie neue Erde bekommen. Zum Roggen wird nachher dreimal gepflügt, wovon die zweite Pflugart über die Breite des Feldes.

Auch wird nachher zur Gerste dreimal gepflügt. Brencken findet in dieser Behandlung und Fruchtfolge das Mittel, sein Land in einem immer tragbaren und reinen Zustand zu erhalten.

Fruchtfolge nach Dreische. Dreische im eigentlichen Verstande hat man hier wohl nicht, wohl aber geschiehet es, daß Grasänger aufgebrochen werden, und da baut man bei Nieheim, wie folgt:

1. erstes Jahr Hafer. Dazu wird der Grasboden im Vorherbste einmal umgepflügt, im Frühjahre mit schweren Eggen zerrissen, und der Hafer ohne weiteres untergeeggt.
2. Gersthafer. Von beiden die Hälfte. Zweimal gepflügt, im Vorherbste über die Breite, und im Frühjahr (Mai) über die Länge des Feldes.
3. gepferchte reine Brache zu
4. Raps,
5. Wintergetreide,
6. Gerste und zum Theil Lein,
7. Hülsenfrüchte und Lein an einer neuen Stelle,
8. Hafer und Lein wieder an einer neuen Stelle.

Nun ist es mit der alten Kraft des Bodens zu Ende.

Man bracht nun und düngt zu Winterfrüchten, wo das Land dann in die Klasse der übrigen Felder übergeht. Klee säet man nicht gern, so lange die angeführte Periode dauert, weil die Graswüchsigkeit während derselben noch nicht ganz zerstört ist. Wer nicht in der Lage ist, das Land im dritten Jahre mit Hürden belegen zu können, der säet

3. Pferdebohnen einfährig,
4. Roggen, zweimal gepflügt,
5. Gerste, auch wohl Flachs,
6. Klee,
7. Weitzen oder Roggen,
8. Hafer, einmal vor, einmal nach Winter gepflügt.

Nun geht das Land durch reine gedüngte Brache in die Reihe und Folge des gewöhnlichen Ackerlandes über. Soll es aber wieder zu Gras niedergelegt werden, so nimmt mit dem Klee im sechsten Jahre die Bestellung ein Ende.

Einige pflegen auch wohl unmittelbar nach dem Umbruche des Grasbodens Kartoffeln zu pflanzen, welche freilich äußerst gut darauf gedeihen. Nothwendig muß die Narbe dazu vor Winter umgebrochen worden seyn.

Im Frühjahre wird tüchtig geeggt, gepflügt und gepflanzt; auch wird oft in die Herbstfurche gepflanzt.

Klee und Flachs dürfen erst nach 6, besser 9 Jahren, am besten in der dritten Brach-Periode, also bei den Dreifeldern alle 9, bei den Vierfeldern alle 12 Jahre wieder vorkommen.

Auf dem Sandfelde wächst nach Weitzen besser Hafer als Gerste. Nach Roggen gedeihen die Erbsen besser, als nach Gerste, und diese besser nach Erbsen, als nach Roggen. — Bei Höxter läßt man nach Klee und Bohnen Weitzen, und nach Erbsen und Flachs Roggen folgen.

Zu Erdbeerenburg folgt nach Kartoffeln Weitzen, aber kein Roggen.

Bei Warburg geräth der Roggen besser nach Bohnen und Kartoffeln, als der Weitzen; dieser aber folgt am besten nach Erbsen, und nach diesen besser Hafer als Gerste. Eben so lassen manche Landwirthe nach Klee nicht gern Weitzen folgen, weil dieser zu ungleich reift. — Es kommt also vieles hierbei auf

die Eigenheiten des Bodens, wahrscheinlich eben so viel auf den ganzen Zusammenhang der Fruchtfolge, auch wohl auf den Düngerzustand an.

Die Bemerkung aber, welche mir ein hiesiger, ich weiß nicht welcher, Landwirth mittheilte, daß nach Wintergetreide, welches in Kleestoppel gesäet worden, besser Hafer als Gerste folge, möchte wohl unter allen Umständen zutreffen und richtig seyn. Sie wurde mir auch später im Würtembergischen bestätiget.

## XV. Getreidebau.

**Wintergetreide.** Die Brache wird in der Regel viermal gepflügt und gedüngt oder gepfercht. Geschieht letzteres, so muß die auf das Wintergetreide folgende Gerste noch einen halben Hürdenschlag haben. Nach Hülsenfrüchten begnügt man sich mit einem zweimaligen Pflügen, wovon das erste flach, das zweite tiefer. Nach Klee pflügt man nur einmal. An der Weser säet man vom 1sten bis zum 25sten Oktober. In der Warburger Börde ist die beste Saatzeit 14 Tage nach Michaelis, und auf dem Sendfelde 14 Tage vor Michaelis. Bei Nieheim fällt sie auf den Berglanden gegen den achten September, in der Fläche aber um Michaelis. Man hat hier das Sprüchwort, daß der erste und der späte Weitzen der beste sey. — Die Aussaat vor Michaelis fordert Einen, die spätere $^5/_4$ Scheffel Körner; doch nimmt man auch $^5/_4$ auf dem Sendfelde, obgleich da sehr frühe gesäet wird.

Was hilft gegen den Brand im Weitzen? Jeder rühmt sein Mittel, aber giebt es wirklich ein untrügliches? Pastor Schotte zu Weda ließ den Weitzen bis zum Ausfallen reif werden, drusch ihn sogleich ab, breitete ihn sorgfältig auf dem Boden, kalkte, hatte Jahre lang keinen Brand und wollte gegen Jedermann wetten, daß er nie welchen haben würde. Und siehe da! es kam ein Jahr, wo die Hälfte seines Feldes brandig wurde, während sich bei seinen Nachbarn kein Brand zeigte. Der treffliche Pachter Henrici zu Gehrden bediente sich stets überjährigen Weitzens zur Einsaat, und hatte nie Brand. Einst stieg der Preis des Weitzens so hoch, daß man ihm 20

Rthl. in Gold für einen Sack von seinem alten Weitzen bot, den er zum Säen bestimmt hatte. Er war ihm aber eben darum nicht feil, säete und hatte eine Menge Brand. Der Pächter Spinola zu Herbram will seit 20 Jahren keinen Brand gehabt haben. Er überstreut 12 Scheffel Weitzen mit ½ Scheffel in der Luft zerfallenen Kalk, und sticht den Haufen um. Er überstreut ihn von neuem mit eben so viel Kalk, setzt auch wohl etwas Salz zu, sprengt den Haufen mit Wasser an, sticht fleißig untereinander, bringt den Weitzen wieder in einen Haufen und säet nach 24 Stunden. —

Ein trefflicher Landwirth, Kamlach, versichert, daß überjähriger Weitzen bei ihm nie brandig werde, obgleich die Gegend daran leide. — Ein anderer ebenfalls trefflicher Oekonom, Brencken, säet ganz reife vollständige Körner, bekümmert sich um keinen Mond u. dgl., und ist seit 22 Jahren frei vom Brande geblieben.

Das Eggen des Weitzens im Frühjahre ist zwar nicht gebräuchlich, dennoch einigen besseren Oekonomen bekannt. „Ich ließ, sagt Brencken, im Frühjahre 1816, wo sich durch den regnerischen Winter eine Borke gebildet hatte, den Weitzen eggen, und darauf mit gebranntem Gypse überstreuen. Ich sah mit Vergnügen das schnelle Gedeihen und Bestauden, die darauf folgenden dickeren und längeren Halmen, als wo nicht geeggt worden war, und die Frucht lagerte nicht.“ — „Wenn der Boden etwas schollig ist, sagt der alte Lender, und die Saat dünne steht, so ist das Durcheggen nothwendig oder doch vortheilhaft. Man muß es aber vornehmen, wenn man bald einen Regen vermuthet. Hierdurch rettete ich einst 20 Morgen Weitzen, welche ich im April umzupflügen beschlossen hatte. Ich ließ mich indessen überreden, noch etwas Geduld damit zu haben, eggte das Feld am ersten Maitage durch, und schon am 12ten sah ich, daß ich eine gute Erndte würde zu erwarten haben, wie auch geschah.“

Sommergetreide. In der Regel wird das Feld dazu vor Winter gestürzt, im Frühjahre gerührt, abgeeggt und zur Saat gepflügt. Viele Landleute unterlassen dieses letzte Pflügen und behaupten, daß sich alsdann weniger Unkraut zeige.

Mit dem Haferſäen wird in der Warburger Börde Ende Aprils, und mit der Gerſte den 24ſten Mai der Anfang gemacht. Hafer nach Urbanus und Gerſte nach Vitus zu ſäen, hält hier der Bauer für ſchädlich. —

Hr. Liſte findet, daß die früher geſäete Gerſte zwar mehr Stroh, aber weniger Korn gebe, auch weit mehr von dem Hederich leide.

Boenicke zu Lüthmarſen beobachtet, und hält die Beobachtung in ſeiner Gegend für allgemein, daß Gerſte nach Kleeroggen (daſſelbe verſteht ſich vermuthlich auch nach Kleeweitzen) nicht gut gerathe, auch leicht vom Wurme leide, deſto beſſer aber der Hafer darnach gerathe.

Wenn gleich nach der Ausſaat der Boden durch einen Platzregen zuſchlägt, ſo hält man bei Warburg das Aufeggen des Hafers für erprobt zweckmäßig, bei der Gerſte aber für nachtheilig, und treibt lieber die Schafe auf das Land, um dem zugeſchleimten Keime etwas Luft zu verſchaffen. — Wer es kann, der pförcht das ſchon geſäete Land, oder auch wenn ſchon Hafer und Gerſte aus der Erde hervorkommen.

Hülſenfrüchte. Man ſäet Erbſen, Bohnen, Wicken, bald früh, bald ſpät. Im erſten Falle wird das Feld Ende Januars gut gedüngt, und ſobald die Witterung es geſtattet, der Dung gebreitet, untergepflügt und das Grundſtück beſäet. Im zweiten dagegen wird gepflügt, abgeeggt und nach Verfluß von 3 bis 4 Wochen gedüngt, untergepflügt und geſäet.

Einige ziehen bei Erbſen und Bohnen das Unterpflügen, andere das Untereggen vor. Jeder hält ſeine Methode für die beſte und ſtützt ſich auf Erfahrung, ohne beſondere Gründe dafür oder dawider angeben zu können. Brencken räth zum Unterpflügen nur auf ſandigem Boden, und auf ſchwerem nur dann, wenn Ende Mai geſäet wird. Im April hat der Boden zu viel Feuchtigkeit, der Acker pflügt ſich nicht mürbe und verhindert das frohe Keimen des Getreides.

Bei dem frühen Säen der Hülſenfrüchte kommen ſolche gegen den zehnten Auguſt zur Reife, wodurch man den ſehr weſentlichen Vortheil einer angemeſſenen und zweckmäßigen Zubereitung zu Winterfrüchten gewinnt, was bei den ſpäter Ende Mai

geſäeten nicht möglich iſt, indem nach einfurchiger Beſtellung das mit Gras und Unkraut überfüllte Grundſtück, wegen der vorgerückten Zeit, ohne weitere Vorbereitung den Saamen aufnehmen muß.

Sehr ſelten geräth auf einem ſolchen Stücke der Roggen; die Unkräuter nehmen überhand und laſſen auch die nachherigen Sommerfrüchte nicht gedeihen.

Bohnen werden auf den Morgen 2 Schſl.
Erbſen 1 1/3 "
Wicken 3/4 "
geſäet.

Das Jäten ſo wenig wie das Pferdehacken ſind gebräuchlich. Zeigt ſich zu viel Unkraut, ſo wird das Ganze als grüne Fütterung abgemähet, um das Unkraut nicht zur Reife kommen zu laſſen.

Die Hülſenfrüchte werden entweder gemäht oder geſchnitten, und im letzten Falle gleich in Wulke gebracht. Man legt dieſe in 2 Fuß von einander entfernte Reihen, damit der Pflug ſogleich die Zwiſchenräume beſchaffen kann. Sind nun die Zwiſchenräume gepflügt und abgeeggt, ſo werden die Wulke darauf in Haufen gebracht, damit der Pflug nun auch die Streifen beſchaffen könne, auf welchen ſie gelegen.

Die Erndtekoſten ſind den für das Wintergetreide angegebenen gleich.

Erndte-Geſchäfte. Das Wintergetreide wird zum Theil mit der Grasſenſe, hin und wieder auch mit der Haferſenſe gemähet, und zum Theil mit der Sichel geſchnitten. Das Mähen mit der Haferſenſe iſt nach Brencken dem mit der Grasſenſe vorzuziehen. Die Früchte werden bei dem Gebrauche der erſten nicht ſo ſtark untereinander geworfen, wodurch das Ausdreſchen befördert wird. Auch ſcheffelt geſchnittener Roggen beim Ausdreſchen ſtärker als gemähter, weil die Aehren bei jenem ſich nicht unter das Stroh miſchen. Indeſſen iſt dieſes kleine Plus nicht bedeutend genug, um das Plus der durch die Sichel vermehrten Arbeit zu decken. Die Haferſenſe ſcheint alſo den Vorzug zu verdienen.

Die Tagelöhner erhalten mitunter von größeren Landwir-

then die Erlaubniß, Lein auf eines ihrer Felder zu säen, oder Kartoffeln darauf zu pflanzen. Dafür müssen jene dann für eine Metze Leinaussaat, so wie für jedes $^1/_{16}$ Morgen Kartoffeln, Kohl oder Möhren, einen Morgen Getreide schneiden, oder $^5/_4$ Morgen mähen und in Haufen bringen.

Mancher Tagelöhner hat auf diese Weise in einer Erndtezeit 14 bis 16 Morgen abzufertigen. Es giebt Weiber, die in einem Sommer 9 bis 10 Morgen Wintergetreide schneiden.

Die Sommerfrüchte werden alle gemäht. Wenn sie nicht gelagert sind, so kostet ein Calenberger Morgen zu mähen:

| | | |
|---|---|---|
| Gerste | 6 | Mrgr. |
| Hafer | 4 | = |
| zu binden | 6 | = |
| zu harken | 1 | = 4 pf. |

Hat sich die Frucht gelagert, so werden für das Mähen eines Morgens 2 Mgr. mehr bezahlt.

Beim Roggen kostet der Morgen im Durchschnitt zu

| | | |
|---|---|---|
| mähen . . . . . | 6 | Mgr |
| in Lagerhaufen zu setzen . . . | 3 | = |
| nachzuharken . . . . . | 1 | = 4 pf. |
| zu binden . . . . . | 2 | = 4 = |

Das Mähen des gelagerten Roggens wird ebenfalls um 1 oder mehrere Mgr. theuerer bezahlt. — Ein Mäher fertiget zwei Morgen, sowohl Sommer- als Wintergetreide, in einem Tage ab; mit der Sichel aber kann nur ein halber Morgen abgebracht und in Lagerhaufen gesetzt werden.

Zu Steinheim kostet

| | | |
|---|---|---|
| das Mähen | 6 | Mrgr. |
| das Rüsten | 4 | = |
| das Harken | 1 | = |
| das Binden | 2 | = |

Die Früchte werden entweder in Lagerhaufen gebracht, oder in Hucken gesetzt.

Die Lagerhaufen haben in dem größten Theile des Paderbornschen statt; die Hucken findet man bei Steinheim und Brackel.

Um einen Lagerhaufen anzufertigen, wird zuerst ein Wulf

(ein Gelege oder Armvoll) in der Mitte eingeknickt, und so auf die Erde gelegt, daß die Aehren obenauf zu liegen kommen. Hiernächst werden die Aehren der andern Wulke von der Linken zur Rechten stets auf den unten geknickten Wulk (Knickelse genannt) gelegt, wodurch ein Kranz entsteht, welcher in der Mitte höher wie an den Enden ist. Auf diesen Kranz wird nun ebenfalls von der Linken zur Rechten noch zweimal, etwa bis zu der Höhe von 5 bis 6 Fuß aufgesetzt, wodurch der Haufen die Gestalt eines stumpfen Kegels erhält. Am Ende wird er entweder mit einer Decke bedeckt, das ist: eine umgekehrte Garbe darüber hergespreitet, oder es werden zwei Gelege eingeknickt, und ins Kreuz darüber hergelegt, so daß die Aehren auf zwei Seiten, und auf zwei Seiten das Stroh herunterhangen, wodurch das Getreide, in sofern alles gut gemacht ist, gegen jeden Regen geschützt wird, und sich 4 bis 6 Wochen sehr gut erhält. Schon an demselben Tage, wo das Winterkorn geschnitten oder gemähet worden, kann es in solche Haufen gebracht werden. Das Binden geschieht erst beim Einfahren.

Die Hucken bestehen aus 5 aufrechtstehenden Wulken. Der mittlere wird mit einigen unausgedroschenen Strohhalmen unter den Aehren umwunden, und heißt der König; dann werden die übrigen 4 Wülke um denselben, nach zwei entgegengesetzten Richtungen, gesetzt, und ebenfalls dicht unter den Aehren mit einem starken Seile unterbunden, damit der Hucke vor dem Umfallen gesicherter ist. In diesem Zustande bleiben die Winterfrüchte 9 Tage stehen und werden dann eingescheunet. Die Lagerhaufen haben in den Gegenden statt, wo das Wintergetreide mit der Hafersense oder der Sichel abgebracht wird, da aber, wo die Grassense gebraucht wird, setzt man das Getreide in Hucken. In einigen südlichen Kreisen der Provinz wird die Erndte des Nachts gebunden, zu welchem Ende der Binder um 12 Uhr das Bett verläßt und sich zu Feld begiebt, wo er, bis der Tag anbricht, 80 dicke Bunde fertig macht und dann zur Tagesarbeit übergeht. Die Art des Bindens geschiehet vermittelst eines Reises von Weiden, oder andern weichen Holzarten, woran eine Hand voll Stroh gedrehet und um die Garbe mit einem Knebel festgezwängt wird. So wie der

Tag anbricht, findet sich der Erndtewagen ein, den der Knecht, welcher zur Fütterung der Pferde zurückgeblieben ist, herausfährt. Auf großen Oekonomien werden mit Wechselwägen die Früchte eingescheuert, und wird dabei nach der Entfernung abgemessen, ob ein, zwei oder drei Gespann erforderlich sind, um auf einer oder auch zwei Scheunen den bei jeden Luken angestellten 5 Arbeitern anhaltende Beschäftigung zu verschaffen. Hafer, Erbsen und Bohnen, in sofern solche gehäuft werden, werden ebenfalls in der Nacht gebunden.

Man drischt entweder im Tagelohn, oder um den 14ten, auch 16ten Scheffel.

## XVI. Anbau der Futtergewächse.

Rother Klee. Er scheint zuerst im Jahre 1775 in dem Paderbornschen eingeführt worden zu seyn. Man baut ihn allenthalben, aber nur in den größern Wirthschaften in bedeutender Menge. Der gewöhnliche Bauer hat nicht leicht über ein Fünfundzwanzigstel seines Areals an Klee.

So lange man Gemeinweiden genug hat, hält man es für Thorheit, sich Mühe um andere Kräuter zu geben. Um indessen das Leere, was jene in dem Wanste der Thiere zurücklassen, auszufüllen, entschließt man sich zu einem kleinen Anbaue der letztern.

Doch auch dieses wenige bleibt lobenswürdig. Noch behauptet man, daß der Klee nicht allenthalben gerathe, und besonders von dem Honigthaue in einigen Gegenden leide. Dieser zerstört ihn oft gänzlich. Und dieser Nachtheil wirkt, wie leicht zu begreifen, auf die folgende Winterfrucht fort.

Endlich kündigen denn auch die allzugierigen und allzuwenig überdachten Zehntherrn dem wohlthätigen Gewächse den Krieg an, hemmen durch den Antheil, den sie davon fordern, seine Verbreitung, schaden dadurch sich, dem Bauer und dem Staate.

Man säet den Klee im April, Mai, auch wohl im Januar über das Wintergetreide, durchgehends aber wird er unter die Gerste gebracht. Man nimmt dann von dieser etwa $^1/_{12}$ Sa-

men weniger, damit ſie ſich nicht ſo leicht lagere, und auf jeden Fall dem Klee mehr Spielraum bleibe. Man nimmt 7, 8 bis 10 Pfund Kleeſamen auf den Calenberger Morgen. Der Klee wird ſelten mit Stalldung überfahren. Thut man es, ſo geſchiehts während dem Froſte. — Gips iſt das allgemeine Dungmittel dafür. Man nimmt ¾ bis 1 Scheffel auf den Morgen, und ſtreut ihn, wenn der Klee das Land überzogen hat. Man benutzt dieſen nur ein Jahr, und ſchneidet ihn gewöhnlich zweimal, ſelten dreimal. Spinola zu Herbram, der jährlich 80 Morgen damit beſtellt, pflegt nur die Hälfte davon zweimal zu benutzen; iſt der erſte Schnitt von der andern Hälfte genommen, ſo fährt man Dung auf, läßt den zweiten Schnitt heranwachſen, und pflügt alles zuſammen unter. Es iſt dieſes gewiß eine treffliche Verfahrungsart, die eine vollſtändige Vermoderung des Bodens bewirkt. Ueber den Nutzen der Einwirkung des Klees auf die folgenden Früchte iſt man einſtimmig. In den Sandgegenden läßt man gern Kartoffeln darauf folgen; auf lehmigem oder thonigem Boden Wintergetreide, darauf Sommergetreide, und nach dieſem Erbſen. Wird zu dieſen gepfercht, ſo kann noch Hafer ungedüngt nachfolgen, und das iſt doch wohl alles, was man von einer blos gegipsten Vorfrucht erwarten kann.

Eine Ausnahme von der Regel ſcheint das Sendfeld zu machen, wo, wie Kamlach bemerkt, die Einwirkung des Klees auf das Wintergetreide nicht die beſte ſeyn ſoll, wohl aber auf die nach dem Wintergetreide folgende Gerſte. Auch dieſes letztere ſteht im Widerſpruche mit dem, was ich anderswo bemerkt habe.

Ein Beweis, wie manches auf den Boden bei der Fruchtfolge ankomme. Warum alſo Wintergetreide nach Klee ſäen, wenn es nicht gut darauf fort will? Zwang wird nie mit Vortheil über die Natur ſiegen! Wir werden an Gegenden kommen, wo man nie etwas anders als Hafer in die Kleeſtoppel aufnimmt. Iſt doch ein Feld mit gutem Hafer weit mehr werth, als eins mit ſchlechtem Weitzen.

Da man auf dem Sendfelde die Winterfrucht ſehr frühe beſtellt, ſo wird bei Verſpätung Sommergerſte darnach geſäet.

Esparsette. Auf dem kalksteinigen, oft nur mit einer ein Paar Finger hohen Krume überdeckten Boden will der rothe Klee nicht vorwärts; die Dürre ist seine Sache nicht. Hier weicht er also der Esparsette, einem zwar weniger ergiebigen, aber noch edleren Futterkraute. Ich kenne kein Land, was besser zur Esparsette geeignet wäre, als das Fürstenthum Paderborn, und doch ist sie erst vor wenigen Jahren darin bekannt geworden. Es fehlt also viel, daß ihr Anbau gebührend ausgedehnt sey. Wie überall, so stehen auch hier die Gemeindeweiden dem Guten im Wege. Man will diese benutzen, und ehe man sie dem Nachbar allein gönne, lieber auf Stallfütterung und alle Vortheile von der Welt Verzicht thun. Nimmt aber nur einmal die höchste Behörde die Futterkräuter gegen den Frevel der Hutberechtigten, aber nachdrücklich, in Schutz, und weist dem Viehe seine gebührenden Grenzen an, dann wird die Esparsette von selbst kommen, und die Wüste in ein gelobtes Land umgeschaffen werden. Im Großen fand ich den Anbau jenes seegenbringenden Futterkrauts auf den Gütern des Baron von Brencken zu Erdberenburg. Man weist ihm hier vorzugsweise solche Felder an, welche eine so seichte Krume und eine so kalksteinreiche Unterlage haben, daß sie keinen Dünger vertragen. Hier also kann sich sein mittelbarer und unmittelbarer Nutzen in seinem ganzen Umfange erproben. Man säet die Esparsette mit etwas Hafer aus, nimmt 3 Scheffel auf den Morgen und zieht häufig Samen. Man hat schon 20 Scheffel von einem Morgen gehabt, wovon der Scheffel einen Rthlr. werth ist. Man hält ihn für ein unübertreffliches Pferdefutter, das viermal so stark als der Hafer nähre, und wobei sich die Thiere stets wohl befinden. Der Verwalter Liste glaubt nicht, daß die Samenreife der Fortdauer der Pflanze schade. Die Samenerndte muß sehr behutsam behandelt werden. Man mähet Morgens und Abends im Thaue, und harkt das gemähete sogleich in kleine Häufchen, läßt diese so liegen, bis die Pflanze dürre ist. Alsdann wird auf Tüchern auf dem Felde selbst abgedroschen.

Dieses geht schnell von statten, indem 10 Mann eben so viele Morgen auf einen Tag abfertigen können. Wird die Es-

parsette zu Heu gemacht, so liefert der erste Schnitt von einem Morgen ein vierspänniges Fuder, der zweite ein halbes, welches aber das erste Heu an Qualität übertrifft. Liste hat siebenjährige Esparsettefelder umgebrochen, und darauf ungedüngt 1) Roggen, 2) Gerste, 3) Hülsenfrüchte folgen lassen. Nun werde 4) rein gebraacht, und im 5ten wieder Esparsette gesäet. So was hilft gewiß einer großen Wirthschaft auf, und läßt sie nie herunterkommen.

Auch Spinola versichert, daß das Samentragen der Esparsette nicht schade. Er säet nur 2 Scheffel, nebst 1 Scheffel Gerste, auf den Morgen. Sie muß in den ersten 2 Jahren durchaus gegen den Zahn der Schafe geschützt werden.

Im Frühjahre wird sie gegypset. Sie leidet von dem Frost mehr, als die

Luzerne. Diese wird überhaupt nur wenig gebaut, verdient also hier kaum unsere Aufmerksamkeit. Man nimmt 9 Pfund Samen, welche man mit 5 Pfd. Kleesamen vermischt, und säet sie über Futterwicken, wenn diese eingeeggt sind. Die Wicken werden so bald als möglich abgemäht.

Futterwicken. Ich habe ihren Bau schon bei Gelegenheit der Stallfütterung des Hornviehes angegeben. In der Regel wird nicht dazu gedüngt. Man säet einen Scheffel auf den Morgen. So wie die Wicken das Feld räumen, wird auch gepflügt. Brencken behauptet, daß der Roggen nach ungedüngten, grün abgefütterten Wicken bei ihm so gut anschlage, als nach der Brache. Die Wicken, welche ich bei ihm sah, standen sehr gut und durchaus rein.

Wurzelgewächse. Wo so ausgedehnte Weidereviere sind und reine Brache so häufig vorkommt, wie im Paderbornschen, da denkt man wohl, daß die Wurzelgewächse nur eine unbedeutende Rolle spielen, und man irrt sich nicht. Indessen machen doch die großen Landwirthe, welche Stallfütterung treiben, hiervon eine Ausnahme. Bei ihnen wird zu allen Rüben- und Kohlarten mit 6 vierspännigen Fudern Schaf- oder 10 Fudern Kuhmist gedüngt. Man schlägt auch wohl Ende Mai, zumal zu dem Kohl, die Hürden über den Mist und zwar zwei Nächte auf derselben Stelle. Nachdem das Land mehrmalen gepflügt

worden, werden Anfangs Juni die Runkelrüben, Steckrüben und der Weißkohl gepflanzt, erstere 1½, letzterer 2 Fuß von einander. Die Brachrüben (Stoppelrüben kennt man beinahe nicht) werden Anfangs Juli breitwürfig und sehr dünn gesäet. Nimmt das Unkraut überhand, so werden jene Gewächse behackt, manchmal zweimal. —

Das Möhrenfeld wird gedüngt und durchgehends gegraben. Sie werden gejätet und die Erde nachher mit dem Karste aufgelockert. — Der Kohl wird behackt und behäufelt.

Boenicke zu Lüthmarsen hat einen eigenen nahe bei dem Hause gelegenen Kamp, in welchem er das Wurzelwerk, Kohl, Lein und Futterwicken anhaltend baut, so daß wechselweis die eine Hälfte Lein und Futterwicken, die andere die übrigen Gegenstände trägt. Lender hält für vortheilhaft, die Kartoffeln in das Land zu bringen, welches im vorhergehenden Jahre Kohl getragen hat. Dieses soll sowohl auf ihre Güte als ihren Ertrag Einfluß haben. Die beliebten Kartoffeln machen von dem früher Gesagten eine Ausnahme, denn wo ist ein Land in der Welt, in welchem man diese selige Frucht kennt, das ihr nicht huldigte, nicht ihre Cultur von Jahr zu Jahr mehr ausdehnte? Das Jahr 1816 gab hierüber bedeutende Lehren.

In der Gegend von Warburg wird das Land dazu mit 8 vierspännigen Fudern gedüngt, und mit dem Pfluge oder Spaten gepflanzt und auch gehäufelt. Man rechnet auf 120 bis 140 Scheffel Kartoffeln vom Morgen, Möhren mit sammt dem Kraut (Laub) auf 9, Rüben auf 12, Runkelrüben auf 13, Kohl auf 10 bis 12 vierspännige Fuder. Die Angabe des Ertrags scheint mir indessen zu geringe, denn in dem Kreise Ringbocke rechnet man auf 200 Scheffel Kartoffeln als Mittelertrag. In der Gegend von Höxter wird zu den Kartoffeln vor Winter gedüngt der Mist untergepflügt, im Frühjahre von neuem gepflügt und gut geeggt, Anfangs Mai die Kartoffeln hinter dem Pfluge in die dritte Furche gelegt, wann selbe aufgegangen, mit einem dreischaarigen Schaufelpfluge geschaufelt, nachdem sie 9 bis 10 Zoll über der Erde, mit einem Häufelpfluge gehäufelt.

Dieses findet man aber nur auf größeren und guten Oeco-

nomien. Boenicke zu Lüthmarsen hat sich durch vergleichende Versuche überzeugt, daß der Gebrauch des Pfluges und der Spannwerkzeuge den Ertrag der Kartoffeln nicht im Geringsten herabsetze, die Kosten aber beträchtlich mindere, daher er auch dabei stehen bleibt.

In Erdbeerenburg werden Kartoffeln in die Klee-, vermuthlich auch die Esparsettestoppeln gebracht. Man pflügt vor Winter um, pförcht alsdann und pflügt noch zweimal im Frühjahr. Es wird mit dem Pfluge gepflanzt, aber mit der Hand behackt und gehäufelt, weil man dafür hält, daß der Boden durch das Handhacken reiner und der Ertrag stärker wird, als bei dem Gebrauche der Pferdehacke.

Einen Morgen Kartoffeln zu hacken und zu häufeln kostet 2 Rthl.

## XVII. Anbau der Handelsgewächse.

Raps. Der Raps kommt auf die reine Brache. Das Feld wird dazu von Einigen im Februar, von Andern im Frühjahre und wieder von Andern im Juni gedüngt, viermal gepflügt und eben so oft geeggt.

Man verwendet vorzugsweise den Schafdung darauf und pferdet wo möglich noch dazu. Ich will hier wörtlich der Angabe folgen, welche der brave Brenken mitgetheilt hat.

„Durch die frühe Düngung, sagt er, erreicht man, neben der innigen Vermischung der Krume mit dem Dünger, noch den Zweck, daß der mit diesem auf das Feld gebrachte Unkrautsamen keimen und durch das Pflügen und Eggen zerstört werden kann. Andere Landwirthe bedüngen nach der zweiten Furche das Grundstück, pflügen solches noch zweimal und bringen dadurch mit der Saatfurche den Dung oben auf, was allerdings zu tadeln ist. Andere dagegen stürzen im Frühjahre die Brache und lassen alsdann den Düngerwagen folgen, wobei die Ausrottung des Unkrauts nicht so vollständig wie im ersten Falle bewirkt wird.“

Die Aussaat hat zwischen dem 10ten und 15ten, an einigen Orten den 20sten August statt, und wird dazu auf den

Morgen 1 Becher (der 12te Theil des Scheffels oder der 9te Theil eines Hannöverschen Himtens) genommen.

Anfangs Juli kommt der Same zur Reife. Sobald die Schoten gelb und der größte Theil der Körner in denselben bräunlich zu werden anfangen, wird der Raps gemäht und in Haufen gesetzt, woraus er, je nachdem die Witterung es erlaubt, nach 10 bis 12 Tagen entweder auf dem Felde, auf ausgebreiteten großen, 12 bis 14 Stiege haltenden, leinenen Tüchern, oder auch eingescheuert, also zu Hause gedroschen wird. Zu diesem Ende wird der Erndtewagen ebenfalls mit einem Tuche bespannt, das 10½ Ellen lang und 6 Ellen breit ist.

Die Haufen müssen dergestalt gemacht seyn, daß die Schoten gegen Witterung, Tauben und andere Vögel geschützt sind, überhaupt so innig verbunden werden, daß sie auf untergeschobenen, am Ende zugespitzten Stangen getragen werden können.

Diese Zwecke werden erreicht, wenn auf den untern, zuerst gesetzten, 6 bis 7 Fuß im Durchmesser haltenden Kranz einige Samenwulke gelegt, und darauf der zweite Kranz oder Aufsatz so gelegt wird, daß die Stengel derselben die Schoten des ersten Kranzes bedecken. Auf dieselbe Art wird mit dem zweiten Aufsatze verfahren. Das Setzen der Wulke muß stets rund um den Haufen von der Linken zur Rechten geschehen, und dabei so verfahren werden, daß der letzte Wulk, womit der Haufen belegt wird, von der Westseite zu liegen kommt, weil dann starke Winde nicht so leicht Schaden anrichten können, zu welchem Ende dieser Wulk zugleich mit einem Steine oder einer Erdscholle beschwert wird.

Auf diese Art sind alle Schoten bis auf den letzten Wulk bedeckt; ein solcher Haufen widersteht dem Eindringen des Regens, und man kann ihn auf zwei Stangen einen Schuß Weges weit unbeschädigt forttragen. Die vier Träger müssen ihn zu dem Ende auf ein gegebenes Zeichen zu gleicher Zeit aufnehmen und die nebeneinander gehenden die Hände einer dem andern auf die Schulter legen, damit sie nicht von einander abweichen. Da, wo der Samen im Felde gedroschen wird, sind diese Manipulationen durchaus nothwendig, weil man sonst zu

oft die angelegte Dreschtenne verändern müßte, um sie den Haufen nahe zu bringen.

Es giebt zwar Gegenden, wo die Haufen in kleineren Tüchern weiter transportirt werden, allein es geht bei dieser Gelegenheit viel Samen und noch mehr Zeit verloren; auch wird man finden, daß hier die Menschen nicht geübt sind, feste und gute Haufen anzulegen.

Die Haufen werden nun auf gepflügtes Land gesetzt, und das ganze Grundstück wird geackert und geeggt, ehe das Dreschen beginnt.

| | |
|---|---|
| Der Morgen zu mähen kostet . . . . | 6 Mgr. |
| zu wülken . . . . . | 3 = |
| zu haufen . . . . . | 3 = |

Das Einfahren hängt von der Entfernung und der Quantität des gewonnenen Samens ab. Man kann für das Gespann täglich 1 Thlr. 30 Mrgr. rechnen. Angenommen, daß ein Gespann in einem Tage 5mal fährt und 12 Haufen ladet, diese aber auf 1 Morgen gewachsen sind, so beträgt das Fuhrlohn per Morgen . . . . . 13 Mgr. 3 pf.

Sechs Drescher dreschen in einem Tage 36 solcher Haufen; jedem 6 Mgr. macht auf 1 Morgen . . . . . 12 Mgr.

Die abgefallenen Samenstengel nach vollzogenen Haufen aufzulesen . . . . . 2 Mgr.

Summa 1 Thlr. 3 Mgr. 3 pf.

Ich muß hierbei noch erinnern, daß bei dem Pächter Henrici zu Gherden der Raps ausgeritten wird. Die ersten Stengel werden aufrecht gestellt und das Uebrige rund herum angelehnt. Damit die Pferde nicht aufgehalten werden, so werden zwei Tücher dazu erfordert, wovon das eine besetzt wird, wenn die Pferde auf dem andern ausreiten.

Der Ertrag des Samens hängt allerdings von seinem Gerathen ab. 7 bis 9 Scheffel werden für eine mittelmäßige, 10 Scheffel für eine gute Erndte gehalten.

„Auf keinem Boden, fährt Brenken fort, hat der Raps

ein besseres Gedeihen, als auf umgebrochenen Wiesen und Dreischen, wenn solche durch hinreichendes Pflügen und Eggen mürbe gemacht worden sind. Es finden zwar in diesem mit vegetabilischem Dung geschwängerten Boden auch andere Getreidearten mehr als hinlängliches Auskommen; allein keine ist so lohnend als der Raps. Ich habe allzutrocken gelegene, gut zubereitete Wiesen damit bestellt und 22 Scheffel pro Morgen gewonnen, wofür ich 71 Rthl. einnahm, was der Grund und Boden an sich nicht werth war. Hohe Samenpreise trugen hiezu zwar ein Merkliches bei, allein wenn dieser auch nur 2 Rthl. per Scheffel kostet, so ist der Gewinn doch immer bedeutend und der einer andern Getreideerndte mit ihm nicht zu vergleichen."

Auch nach dem Klee geräth der Raps ganz vortrefflich. „Einst, sagt Brenken, sah ich einen Landwirth, der seinen wieder hoch herangewachsenen Klee bereits am 15ten August unterzupflügen im Begriff war. Es waren 2 Morgen. Die Krume pflügte sich sehr mürbe, und unverkennbar war in dem Boden ein bedeutender Theil Pflanzennahrung enthalten. Dem Eigenthümer rieth ich, das Stück Land mit Raps zu bestellen; er folgte dem Rathe und gewann pro Morgen 20 Scheffel, wovon der Scheffel mit 3½ Rthl. bezahlt wurde.

Sommerrübsen. Der Sommerraps ist, so viel ich weiß, hier nicht bekannt, wohl aber die Sommerrübse. Man pflügt zweimal dazu, eggt ab und fährt dann 6 vierspännige Fuder Dung auf den Morgen. Andere düngen im Februar, pflügen also mit der ersten Furche den Dung unter und geben dem Lande bis zur Aussaat, nach jedesmaligem Abeggen, überhaupt ein dreimaliges Pflügen.

Drei Tage vor und drei Tage nach Petri und Pauli wird für die beste Saatzeit gehalten, und zur Aussaat $^1/_{12}$ Scheffel verwendet. Eine frühere Aussaat geräth nicht. Ende September, wenn der Samen reif ist, wird er gemähet; nach Verlauf von 6 bis 8 Tagen aufgenommen, und entweder im Felde gedroschen oder eingescheunet. Das Dreschen auf dem Acker ist an sehr vielen Orten Gebrauch. Man rechnet 6 Scheffel Gewinn zu einer guten, 8 Scheffel zu einer reichen Erndte.

Nachdem das Grundstück einmal gestürzt ist', wird es mit Roggen besäet.

Flachs. Man baut den Lein nur für den eigenen Bedarf, die Wesergegend ausgenommen, wo der Ackerbau stärker betrieben wird und sich mehrere hundert Familien von der Weberei ernähren. Seit den letzten Jahren hat der Flachsbau sehr zugenommen; nur bleibt zu fürchten, daß sein Flor bei uns nicht von Dauer seyn werde, indem die Amerikaner seit der Continentalsperre sich mehr und mehr darauf legen.

Ich füge hier die Erfahrungen des braven Lenders über den Lein bei. „Man säet, sagt er, hier zu Lande den Leinsamen im Monat April, wenn der Boden trocken genug ist, den 2ten am alten Maitag oder den 12ten Mai, und den dritten um Vitus oder einige Tage vor oder nach dem längsten Tage. Diese Gewohnheit rührt wohl daher, weil der Flachs nicht jederzeit geräth, und bald die erstere, bald die zweite, auch zu Zeiten die letzte Aussaat die beste Ausbeute gewährt. Indessen ist mir in einem Zeitraume von 40 Jahren die zweite Aussaat, am alten Maitag, doch jederzeit die ergiebigste und gewisseste gewesen, indem um diese Zeit der Erdboden noch mit Winter- und Frühjahrs-Feuchtigkeit versehen ist."

„Um zu gutem Leinsamen zu gelangen, und nicht stets frischen zu kaufen, ließ ich den am alten Maitag gesäeten Rigaer Lein, da er in der Gelbreife stand, ziehen, handvollweise in gerader Linie auf den Boden spreiten, drei Tage liegen, sodann mit einem glatten Stock umwenden, und noch 2 bis 3 Tage wieder an der Sonne trocknen; hierauf wurde er in kleine Bündel, wie Wasser-Bothen, in einfach Stroh gebunden und in Stiege aufgerichtet, so daß an jeder Seite 10 Bunde zu stehen kamen."

„Nachdem er fast völlig trocken geworden war, ließ ich ihn auf den Boden bringen und einzeln von einander werfen, damit er durchaus trocken werden möchte."

„Am Ende wurde er auf den obersten Boden in eine Banse gelegt, indem er daselbst dem Ungeziefer am wenigsten ausgesetzt ist, dabei so, daß die Katzen ihren freien Gang darum hatten."

„Im Frühjahre ließ ich nun den Leinsamen, unaufgebunden, davon abklopfen, und erhielt den reinsten und schönsten Samen, der dem ausländischen nichts nachgab. Nun erst wurden die Leinbüschel zur Röde gebracht, und der davon gewonnene Flachs übertraf meine Erwartung. Diese Probe machte ich mir daher zur immerwährenden Richtschnur in meinen folgenden Pachtjahren, und war im Stande, geringeren Flachsbauern guten Samen zu überlassen. — Auch ist noch der Vortheil dabei, daß man im Frühjahre viel eher Arbeitsleute zur Behandlung des Flachses erhalten kann, als in der Erndte und im Herbste."

Diese Bemerkung verdient also von großen Gutsbesitzern Nachahmung, und setzt sie in den Stand, ihre kleine Nachbarn mit gutem Samen versehen zu können, da doch bei dem auswärtigen Samen so großer Betrug vorwaltet, und durch seine Entbehrung viel Geld im Lande beibehalten werden könnte.

## XVIII. Verschiedenes.

Honigthau. „Dieser Thau, sagt Brenken, ist nirgends häufiger, als in der Gegend des Desenberges, unweit Warburg. Er verheert dort fast jährlich einen Theil der Saaten, vorzüglich den Weitzen und Roggen."

„Seine Wirkung äußert sich verschieden. Einmal zerstört er den Weitzen, ohne dem selbst dazwischenstehenden Roggen den geringsten Nachtheil zuzufügen, und so umgekehrt. Sobald die Frucht von diesem giftigen Thaue befallen ist, stirbt sie ab, das Stroh wird schwarz, und die Körner schrumpfen zusammen."

„Am zweiten Tage nach dem Befallen findet man an den Halmen ein goldgelbes Pulver, was sich zwischen dem Schilf und dem Halme oft messerklingendick angehäuft hat. Am vierten Tage haben die Halme eine andere Farbe angenommen, welche ins grauliche fällt, die aber in den folgenden Tagen schwarz wird."

„Eine gewaltsame Zerstörung aller Vegetation zeigt sich an den bald erfolgten Auswüchsen an den Halmen und durch das Zerplatzen derselben."

„Das Stroh ist alsdann ganz mürbe und so zerbrechlich,

daß ein mäßiger Wind den Halm oft in 3 bis 4 Stücke knickt. Wenn man einen ganzen Arm voll Stroh fest an sich drückt und etwas herüberbeugt, so bricht er in zwei Theile. Im Stroh ist weder Saft noch Kraft; es kann daher nur höchstens zum Unterstreuen gebraucht werden. Nach meinen Beobachtungen bringt uns der sogenannte Heerrauch diesen giftigen Thau."

„Man siehet in Westen bei stiller Luft eine schwere Wolke aufsteigen, welche langsam nach Nordwest herüberzieht. In der Entfernung scheint ein schweres Gewitter aufsteigen zu wollen; sobald die Wolke sich aber nähert, riecht man den brenzlichen Gestank, und es kommt nun darauf an, ob die Luft schwer genug ist, den schädlichen Stoff in der Höhe zu erhalten und wegzuführen, oder nicht? Im letztern Falle: ob dieser Stoff in einer blos klebrigen Gestalt, oder mit einem feinen Regen vermischt zu uns herabfällt?"

„Hier schadet sie blos dem Roggen, dort ausschließlich dem Weitzen."

„Diese Beobachtungen habe ich nun schon so oft gemacht, daß ich mitunter an demselben Tage, an welchem der Thau fiel, denjenigen Strich genau bezeichnete, welcher gelitten hatte, was sich auch einige Tage später so befand."

„Gewöhnlich hält sich die giftschwangere Wolke in der Höhe, bis sie den Desenberg erreicht hat. Sobald sich dieser in ihrem Rücken findet, gewährt er Schutz gegen den nacheilenden Westwind; die Masse senkt sich und nimmt irgend eine Richtung nach Osten oder Norden, wo sie dann ihre Verwüstungen im Thale so lange ausschüttet, bis der Westwind sie wieder überwältigt und mit sich fortreißt. — Unberechenbar ist der Nachtheil, den der Honigthau bisher in meiner Gegend angerichtet hat."

Berberitzen. Die nachtheilige Einwirkung dieser Pflanze wurde mir im Paderbornschen mit so vielen geschichtlichen und örtlichen Umständen bethätigt, daß sie zu einer der erwiesensten Wahrheiten gehört, welche wir in dem Ackerbaue haben. Wo nur immer ein großer Strauch dieser Pflanze steht, da wird man auf 20 bis 40 Schuh weit sich nur leere Aehren, und nicht ein Körnchen Roggen zu versprechen haben.

Erfahrungen. 1. Daß bei großer Hitze die in regnerischen Sommern aufgewachsenen Früchte leicht nothreif werden, und ein elendes Korn liefern.

2. Daß es räthlich sey, alle Sommergewächse am Abend spät auszusäen, den Samen über Nacht im Thau liegen zu lassen und am folgenden Morgen in der Frühe einzueggen.

3. Daß das Einbansen des Rapses, wenn er nur etwas abgetrocknet, die Körner verbessere, und von dem grün zusammengebrachten Strohe oder den Rapsstengeln kein Nachtheil zu befürchten sey.

4. Daß man nach Flachs nur eine sehr mittelmäßige Erndte, sowohl beim Winter- als Sommergetreide, nach dem Rapse aber eine vollkommene Erndte zu erwarten habe.

5. Daß nach einer langen Beobachtung alle frühe Aussaat in zehn Jahren kaum einmal, eine späte aber drei bis viermal fehlschlage.

Einige tüchtige Landwirthe. Hierunter zähle ich die Hrn. Brencken, Boenicke zu Lüthmarsen, Henrici zu Gherden und Kamlach zu Fürstenberg; vier treffliche Pachtamtleute, wiewohl nicht von Königl. Domainen. Beide letztere haben viel Verdienste um die veredelte Schafzucht.

Im Ganzen zählt das Paderbornsche viele brave Wirthschafter, mehr als manche andere Provinz. Dagegen giebt es auch der extraschlechten einige unter den größern, die ich aber gern übergehe, und nur die bedaure, welche ihnen ihre schönen Güter überlassen, die zum Theil so verdorben werden, daß selbst ein guter Nachfolger mit der Zeit nicht leicht mit ihrer Instandstellung zurechte kommen wird.

Corporationen. Wenn man auf den Gräbern hergeht, so erinnert man sich des ehemaligen Daseyns derer, die nun darin schlafen. So denn auch bei den großen Trümmern der Sitze der vormaligen geistlichen Corporationen. Diese sind aufgelöst, jene zerfallen in Staub! Die Klagen des Gutgesinnten werden beide zwar nicht mehr beleben, allein immer mag die gerechte Klage über ihren Verlust tönen, und dem Andenken der ehemaligen, nun erloschenen Nützlichkeit eine hochverdiente

Blume ſtreuen; immer iſt es nützlich, die Mißgriffe zu erkennen, welche ſtatt gehabt haben. Sie waren nicht ſo ganz umſonſt für den Staat, nicht für das allgemeine Menſchenwohl, jene begüterten Klöſter und Abteien, die man ſo ſehr verkannt, ſo ſehr herabgewürdigt hat.

Ohne ſie und einige wenige Rittergutsbeſitzer, wer weiß, wo wir an vielen Orten das Holz zu unſerer Suppe hernehmen würden? Da es ſolchen Corporationen nicht leicht an finanzieller Kraft gebrach, da dieſe immer zuſammenblieb, da durch ihre Verwendung kein Kindeserbtheil geſchwächt wurde; ſo konnten ſie für Andere, für das allgemeine Beſte thun und thaten, was ein Familienvater nicht ohne Nachtheil für die Seinen thun kann, nicht thun darf. Was würden ſie zum Beiſpiel nicht jetzt zum Beſten der Landwirthſchaft thun können, nachdem ſich hellere Grundſätze über dieſe verbreitet haben? Wie viele koſtſpielige Verſuche würden ſie nicht unternehmen, die ein Privatmann nicht unternehmen darf, und die der elende Pächter ihrer vorigen Beſitzungen nie unternehmen wird! Wie würden ſie in ihrer Umgegend durch Beiſpiel predigen, und Gutes um ſich her verbreiten?

Unter ihrer Herrſchaft waren Spann- und Handdienſte nicht drückend. Sie waren nicht blos die Herren, ſie waren auch die Väter ihrer Untergebenen. Wirft man ihnen vor, daß ſie Küche und Keller zu hold waren, ſo theilten ſie eben ſo gern mit und ſpeiſten manche Familie, die nun hungert. Hätten ſie im Jahre 1816 noch beſtanden, wir würden des Getreides aus der Oſtſee nicht bedurft, und ihre unermeßlichen Getreidemagazine würden dem Wucher der Kornhändler geſteuert haben.

Wer arbeiten wollte, ſchied nie ohne Verdienſt von ihnen weg. Fand ſich auch keine Arbeit, ſo ſchufen ſie welche, machten urbar, was öde war, und führten Bauten auf, in welchen der wahre Philoſoph weit mehr die Spuren der Menſchlichkeit und Wohlthätigkeit, als die eines eitlen Prunkes findet.

Hätten ihre Vorrichtungen gleich oft beſſer geleitet werden können, als ſie es waren, ſo erfüllten ſie doch den Hauptzweck, den nämlich, Gelegenheit zum Verdienſte zu verſchaffen. Sie wollten nicht allein leben; ſie wollten auch Andere leben laſſen.

Freilich machte die dadurch begünstigte Volksklasse nicht selten einen widrigen Gebrauch von diesen Gaben, indem das, was zum Fleiße reizen sollte, manchen zur Indolenz und Sorglosigkeit herabstimmte.

In der Spendung, welche der Beruf den Geistlichen zur Pflicht machte, hätte ebenfalls mit mehr Umsicht verfahren werden und das Mitleid der Gerechtigkeit und Vernunft weichen müssen; aber diese Reform in der Ausübung wäre leicht anzubringen gewesen.

Unmöglich, unmöglich kann ein vorurtheilloses, mit dem wahren Zustande der Sache bekanntes Gemüth ohne schmerzhafte Empfindung die stattlichen Ueberreste jener Abteien, die noch in abgelegenen Thälern und vormaligen Wüsteneien als Denkmäler mancher guten Handlung und mancher Nützlichkeit hervorragen, anblicken!

Möchten wenigstens, noch ehe sie gänzlich verschwinden, möchten auf ihrem Schutte noch andere nützliche Gewächse blühen!

Ich verweise auf das, was der Graf v. Soden in seiner Staats-National-Wirthschaft über diesen Gegenstand so schön und passend gesagt hat.

Judenwesen. In einem seltenen Contraste steht dieser Artikel mit dem vorhergehenden. Wenn die Neulinge in Politik und Staatswirthschaft es für gut fanden, Vereine zu zerstören, die Niemand zur Last fielen und nur Gutes thaten: so fanden sie es ihrer übelüberdachten Philanthropie angemessen, einen blos unter uns eingeschobenen, nicht mit uns durch die Bande des Bluts noch des Herkommens verwandten, nicht durch gleiche Sitten, Gebräuche und Tendenz verbundenen, zum Genusse gleicher Gesetze und Freiheiten nicht reifen, mit wenigen Ausnahmen durchaus verschrobenen, bisher blos unter uns tolerirten fremden Volksstamm in Schutz zu nehmen, und dieser Schmarotzerpflanze, welche nur auf Anderer Kosten lebt und den Wohlstand der Gesammtheit untergräbt, die Rechte einer vom Staat anerkannten Corporation zu gewähren, und so die Schranken einzureißen, welche die Weisheit unserer Vorfahren, belehrt durch die Erfahrungen von Jahrhunderten, den Fort-

schritten dieses schleichenden, im Trüben und dem Unglücke Anderer fischenden, Volks entgegengesetzt hat.

Daß ich hier dieses Volk nur in so weit berühre, als sein Treiben die bäuerlichen Verhältnisse und das Wohl der Bewohner des platten Landes gefährdet, läßt sich erwarten. Am competentesten können sich hierüber die Landbewohner in jeder Provinz selbst aussprechen, und ich halte es für Pflicht, ihre eigenen Worte hier anzuführen. Der Einklang von so vielen Zungen, wovon ich doch nur Einen für alle andere reden lassen will, kann nicht trügen.

Das Bestreben eines Juden ist Geld, wobei er jedes Mittel für zulässig hält, sobald sein Glaubensgenosse nicht dabei leidet, — eine Wahrheit, welche eine große Anzahl der Juden, besonders auf dem platten Lande, trifft, und der wohl Jedermann, welcher sie in ihren Handlungen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, beipflichten wird. Fast stets mit Ueberlistungen sich beschäftigend, gehört schon ein scharfes Auge dazu, sie zu durchschauen, weshalb sie ihr Unwesen auch hauptsächlich bei dem Landmanne treiben, an dessen Verderben sie nicht selten einen großen Antheil haben.

Die bäuerlichen Familien und deren häusliche Verhältnisse kennen zu lernen, ist ihr erstes Bestreben. Hiernach legen sie ihre Pläne und Bemühungen an, um auf dem leichtesten Wege sich einigen in der Folge steigenden Gewinn zu verschaffen.

Da sie mit allen Gegenständen Handel treiben, so richten sie ihre größte Aufmerksamkeit auf die allenfallsigen Bedürfnisse des Bauern, säumen nicht ihn damit zu versehen und wissen zumal seine Unglücksfälle zu benutzen.

Der Borg, welchen der Jude gleichsam aufdringt, die Leichtgläubigkeit und die Unkunde der Landbewohner im Werthe der Waaren, die unglaublichen Schliche und Krümmungen des einen, die Einfalt oder die Noth des andern, geben dem Betruge einen weiten Spielraum. —

Die nächste Fürsorge des Juden besteht in der Kunde, ob der Bauer wohlhabend sey oder nicht?

Im ersten Falle ist der Hebräer kriechend einschmeichelnd, und weiß sich die Neigung der Hausherrschaft durch allerlei

Gefälligkeiten zu verschaffen, die er sich aber gewöhnlich mit allerhand Gemüsen bezahlen läßt. Er giebt dabei einem solchen Einwohner den stärksten Credit, bringt ihm Waaren auf, nimmt mitunter Zahlungen an, notirt fleißig in sein Buch; rechnet aber erst nach 5 bis 6 Jahren und zwar dann ab, wenn er sicher ist, daß der Borger den wechselseitig betriebenen Verkehr zu übersehen nicht mehr im Stande ist.

Hierbei kommt es nun darauf an, ob der Schuldner gleich Zahlung leisten kann oder nicht? Gewöhnlich ist letzteres der Fall, und da läßt sich, insofern keine Gefahr bei dem Verzuge obwaltet, der Jude eine jede Bedingung in der Zeit gefallen, schlägt dagegen Mittel zu seiner Befriedigung vor, worin der Schuldner eine besondere Gefälligkeit zu erkennen, noch besonders aufmerksam gemacht wird. Auf diese Art stellt er denselben zufrieden, und — der Verkehr wird fortgesetzt, bis der Schuldner der Last unterliegt.

Bei dem verschuldeten Bauer schreitet der Jude auf ganz andern Wegen vor. Die größte Behutsamkeit leitet hier seine Schritte, welche sich nach der Größe der Habe, worüber der Bauer noch zu disponiren hat, richten. Der Hebräer, welcher wöchentlich wenigstens zweimal die umliegenden Dörfer durchstreicht, um seinen Verkehr zu treiben, kennt daher genau den jedesmaligen von ihm aufgespürten Zustand der Einwohner, vorzüglich derjenigen, welche an der Vermögensschwindsucht leiden. Diese besucht er am fleißigsten. Findet er bei einem noch einen kleinen Fruchtvorrath, noch ein brauchbares gegen ein fehlerhaftes zu vertauschendes Pferd, die Haut von einem Stück Vieh, eine Ziege, ein Kalb ꝛc. — so verläßt er das Haus bestimmt nicht eher, bis er entweder für die alte Schuld reichlich befriedigt ist, oder gegen verlegene Waare die letzten Fettfedern ausgerupft hat.

Kommen nun noch andere Gläubiger, um ihre Befriedigung zu holen, dann hat der Jude die Vorräthe längst erschöpft, und ihnen bleibt nichts, als ein leeres Nachsehen. Man wird daher auch selten finden, daß der Jude die gerichtlichen Wege wählt, um zu seiner Forderung zu gelangen. Er macht den Pedell lieber selbst. Sein tägliches Mahnen, der

Umstand, daß er nicht allein baares Geld, sondern Alles, was irgend einen Werth hat, statt Zahlung annimmt, verschafft ihm Befriedigung auf eine weit leichtere und vortheilhaftere Art, als wenn er sie mit gerichtlicher Hülfe suchen wollte.

Der bei weitem größte Nachtheil, welchen die Juden dem Landmanne zufügen, besteht in den Geldvorschüssen, welche sie während des Sommers, auf die noch zu hoffende Erndte, den Landwirthen leisten. Gewöhnlich sind diejenigen, welche dergleichen Vorschüsse nehmen, in einer bedrängten Lage; diese benutzend schreibt nun der Jude die Bedingungen vor, unter denen er sich zum Borgen verstehen will, und da kann man leicht erachten, wie diese ausfallen. Geringe Preise, unentgeldliche Fuhren, die Zeit der Fruchtablieferung unmittelbar nach vollzogener Erndte, Geschenke an Stroh, unentgeldliche Fütterung einiger Schafe, ein Kalb, eine Ziege, Gemüse u. s. w., alles dieses muß der Bauer bei einer solchen Gelegenheit nebenbei versprechen und auch halten, wenn er anders das nach seinem Dafürhalten ihm unentbehrliche Vertrauen des Juden behalten will. Empfängt der Landmann von ihm ein Capital gegen eine förmliche Urkunde, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Zinsen von einem Jahre, und ein besonderes Douceur an der Zahlung gekürzt, und nach gewechselter Obligation alsbald an den Hebräer zurückerstattet werden muß.

Liebt endlich die Frau des Landmanns (wie das leider sehr häufig der Fall ist) den Trunk, dann hat der Jude freies Spiel. Die Frau schleppt ihm heimlich die Früchte zu und erhält Branntwein, mit dem derselbe nach der eingeführten Patentsteuer nunmehr auch (leider!) zum großen Ruin der Unterthanen Handel treibt und treiben darf u. s. w.

Ich füge nur noch hinzu, daß ich ein Dorf im Paderbornschen, nahe bei Warburg, kenne, wo nicht 6 Einwohner sind, die nicht ihr Saatkorn bei den Juden aufnehmen; auch kenne ich kein ärmeres Dorf als dieses, so wie kein Nest, das so wie dieses mit Juden angefüllt ist.

## Neunter Abschnitt.

### Zustand des Landbaues in der Westfälischen Gebirgsgegend.

---

Ich begreife unter dieser Benennung die ganze Gebirgsgegend, welche südlich der Ruhr anhebt, sich zwischen der Fläche des Rheinthals und Churhessen bis über die Sieg hinaus zu den Nassauschen Grenzen erstreckt. Da die Verschiedenheit der Cultur wegen Verschiedenheit des Bodens in den Gebirgsgegenden allzugroß ist, so läßt sich solche in keine zusammenstimmende Ordnung bringen, und der gütige Leser wird genöthiget seyn, die Reise durch solche Länder in Gedanken mit mir zu machen.

Die Gegend von Arensberg bietet nichts für unsere Beobachtung dar. Bei Meschede erweitert sich das Thal der Ruhr und bildet eine bedeutende, wiewohl nicht ganz ebene Fläche. Der Boden ist durchgehends gut und fruchtbar.

Wenige einzelne Höfe ausgenommen, leben die Landleute in zusammengebauten Dörfern. Die meisten treiben neben ihrem

Ackerbaue ein Handwerk oder sonstiges Gewerbe, und diese Leute sind nicht ohne Wohlstand. Außer und in dem Hause beschäftiget finden sie Mittel, das große Capital der Zeit mit Vortheil zu benutzen, statt daß der Bauer (ich rede von dem kleinen Bauer), welcher blos auf sein Feld beschränkt ist, das ihn nicht anhaltend beschäftigen kann, einen guten Theil davon verliert. Der bloße Fabrikarbeiter seiner Seits ist zwar nicht in dem Falle dieses letztern, denn so lange sein Brodherr Absatz hat, hat auch er anhaltend Arbeit bei ihm, und daher Verdienst; doch kann ihn dieses in theuren Jahren allein nicht retten. Steigt das Brod, folglich auch die übrigen Lebensmittel, über Gebühr und Preise, so reicht sein Tagelohn nicht ferner zu, und seine Kinder schmachten oder gehen betteln, selbst dann, wenn sie auch bei der Fabrik schon etwas verdienen. Nur da wird sich die unverschuldete Armuth nicht einfinden, wo Acker und Gewerbe bei dem größern Haufen einander die Hände bieten.

Vor 30 Jahren kannte man den Klee noch nicht in dieser Gegend. Seine Erscheinung mußte nothwendig eine gänzliche Umwälzung in der Fruchtfolge und ganzen Wirthschaft hervorbringen. Man besäete vorher das Land 4 bis 5 Jahre hintereinander und überließ es dann 9 bis 10 Jahre lang dem bedrängten Zustande der Natur. Jetzt wird es alle 5 bis 6 Jahre gedüngt; dadurch vermag es auch alle Jahre zu tragen.

Ich fange die Angabe der Fruchtfolge mit dem dritten Kleejahre an, welches hier die Stelle des Brachjahres vertritt.

1) Nachdem der überjährige Klee herangewachsen ist, wird er überdüngt und untergepflügt. Manchmal nimmt man auch einen Schnitt davon; alsdann aber wird mehr Dung erfordert. Man läßt den Dung gern ausgebreitet liegen und den Klee durchwachsen. Das erste Umpflügen geschieht um Johannis, das zweite etwas tiefere Anfangs Septembers. In der Hälfte dieses Monats wird gesäet.

2) Roggen. Man zählt auf das achte bis zehnte Korn.

3) Gerste, gesäet Ende Mai.

4) Mengkorn, ein Gemisch von Gerste und schwarzem Hafer,

zu gleichen Theilen. Man säet es Ende Aprils. Der Ertrag ist das vierzehnte Korn.

5) Erbsen.
6) Hafer mit Klee.
7) Klee. 2 bis 3 Schnitte.

Das Mengkorn dient nebst der Zugabe von $^1/_3$ Roggen zu Brod. Es ist jedoch vorzüglich zum Branntweinbrennen geeignet.

Man hält den schwarzen Hafer für mehlreicher als den weißen.

Das späte Säen der Gerste, da es die zweizeilige ist, muß auffallen.

Der Klee bietet an mehreren Orten eine zweijährige Benutzung dar. Er wintert auch ohne Mistdecke nicht aus. Ich sah zu Laar ein solches zweijähriges (oder, wenn man das Säejahr mit einbegreift, dreijähriges) Kleefeld, das so dicht stand, daß ich glaubte, es sey zu dicht gesäet worden. Nichts kann diese Erscheinung erklären, als die häufige Asche, die aufgebracht wird.

Dieses Düngmittel spielt in dem Süderlande (anderswo Sauerlande) eine wesentliche Rolle. Jeder größere Bauer hat eine Potaschensiederei, die kleinern haben je 2 oder 3 eine zusammen. Die Hälfte der Felder wird geascht und die andere Hälfte gedüngt. Gewöhnlich wird zu der angegebenen Fruchtfolge abwechselnd während des einen Umlaufes derselben geascht, während des andern gedüngt, und so äußern beide Dungmittel dieselbe Wirkung und liefern dieselben Resultate. Für das Beste hält man jedoch zugleich zu aschen und zu düngen, beides etwas schwächer als gewöhnlich. Entfernte Ländereien erhalten selbst oft nichts als Asche. Sie wirkt besonders auf thonigem Boden. Da die Sommerstallfütterung nicht eingeführt ist, so fehlt es an Dung; daher mußten vor dem Gebrauche der ausgelaugten Asche die hiesigen Landwirthe einen Theil Brodkorn zukaufen, wovon einige jetzt 100 Scheffel abzusetzen haben.

Diese Dungasche wird an Ort und Stelle mit 5 gGr. per Berliner Scheffel bezahlt. Man braucht 36 Scheffel auf einen Scheffel Einsaat, also für $7^1/_2$ Rthlr. Asche. Man zieht alle

8 Schritte ins Quadrat einen kleinen Haufen von dem Karrn ab, und weiß ihn nachher mit der Schaufel durch einen eigenen Wurf so in die Runde zu streuen, daß jeder Fleck etwas davon erhält.

Soll geascht werden, so wird die Kleestoppel schon vor Winter umgebrochen, bleibt liegen und wird dann gegen Johannis geascht. Man wartet etwas Regen ab, ehe man die Asche unterpflügt. Ob nachher noch zweimal oder nur einmal gepflügt wird, kann ich mit Gewißheit nicht sagen, wohl aber daß es so flach als möglich geschehe. Nur wird bei der letzten Pflugart etwas tiefer eingegriffen. Die allgemeine Regel ist, die Asche nicht tief unterzubringen, ohne welches sie ohne Wirkung bleibt.

Auf Wiesen zumal ist die ausgelaugte Asche äußerst vortheilhaft. Sie erzeugt darauf sehr hohen gelben Klee.

Die Pferde arbeiten Morgens von 6 bis halb 12, Nachmittags von 2 bis halb 7 Uhr. Das Eggen macht die größte Beschwerde, indem der Boden ziemlich feucht ist und die Erde sich ballt. Ochsen können nicht dabei gebraucht werden. Die Eggen sind sehr schwer und haben 32 eiserne Zähne. Hätte man schwerere Walzen, so würde man leichter mit der Bändigung des Bodens zu Stande kommen. Nebst dem Münsterländischen Pfluge bedient man sich hier auch des Paderborner, welcher letztere in dem Maaße häufiger vorkömmt, als man sich dieser Provinz auf dem Wege über Brillon nähert.

Ich bitte sehr zu beherzigen, daß das über Meschede Gesagte nur blos von dem Ruhrthal zu verstehen sey. Auf den Höhen geht es anders zu, denn sonst würde das Land nicht den Namen des Sauerlandes, sondern des gelobten Landes führen. Wir verlassen das Ruhrthal bei Rotteler und erheben uns zu einer beträchtlichen Höhe, welche bis nahe bei Brillon immer zunimmt.

Es ist ein Glück für eine Gegend wie diese, daß die Natur ihrer Berge Gipfel in grünen Sammt kleidet, und auf ihren Höhen für einen oft fruchtbaren Boden gesorgt hat: wie sollte sonst der Mensch bestehen, wenn Dürre und Unfruchtbarkeit sich zu dem rauhen Clima und der beschwerlichen Lage der

Felder gesellten? Ueberall fand ich Spuren der Feuchtigkeit, der Graswüchsigkeit der Felder, überall das Taraxacum und den Huflattig.

Brillon. — Diese kleine Stadt nebst einigen Dörfchen liegt in einem weiten Bergkessel. Der Boden ist ein guter, zum Theile vortrefflicher, nicht schwer zu bearbeitender Klei. Die Felder sind durchgehends steinig, doch, da es ein verwitternder Kalkstein ist, gut und fruchtbar, freilich nicht ohne Dung und Arbeit. Allein, so lange zu Brillon sich die vielen Esel nicht bequemen, selbst Ackerleute zu werden, wird es daselbst schlecht um die Landwirthschaft aussehen. Wahr ist es, daß das herbe Clima, welches nicht selten den Schnee zu frühe herbeiführt und zu spät wieder wegräumt, der Cultur bedeutende Hindernisse in den Weg legt: dagegen ist die organische Natur in ihren freien Augenblicken an solchen Orten um so geschäftiger, besonders wenn ihre Thätigkeit durch den Boden unterstützt wird, wenn auch nicht durch den Menschen! Mehr Land, als die arbeitende Kraft zu zwingen vermag, oder zu wenig Land, um diese Kraft gehörig zu beschäftigen, sind beides gleich nachtheilige Extreme, wovon das erstere in der Gegend von Brillon eintritt. Nirgends zeigt sich die Schädlichkeit des zu vielen, also zu weit gelegenen Landes auffallender als hier. Mehr als einmal wird selten gepflügt, und nie, was entfernt ist, gedüngt; selbst dem naheliegenden wird der Dung nur kärglich zugemessen. Und wie sollte man geben können, was man nicht hat? Um die Arbeit dem Gespanne noch mehr zu erleichtern, legt man bei dem ohnehin schon seichten Pflügen den schmalschaarigen Pflug ganz auf die linke Seite, wodurch denn lauter Balken in dem Boden entstehen.

Da die Landwirthe sämmtlich in zusammengebauten Orten wohnen, die Gegend nicht stark bevölkert, an Boden also kein Mangel ist, so dehnt sich jeder in die Ferne aus, und der Schwache wird dadurch noch schwächer. Es herrschte hierüber vormals und herrscht noch jetzt eine so kurzsichtige Maaßregel, daß man einem Landwirth aus Brillon die Erlaubniß verweigerte, sich auf seinen entfernten Besitzungen anzubauen und niederzulassen, um ihnen näher seyn zu können, obgleich er sich

erbot, alle Gemeinlasten, gleich der städtischen Bürgerschaft, fortzutragen.

Wenn die Ackerlande oder das Privateigenthum weit entlegen sind, so sind die Gemeinweiden es noch weit mehr. Brillon unterhält 3000 Kühe, 10,000 Schaafe und vielleicht 2000 Ziegen in verschiedenen Heerden. Erstere müssen alltäglich eine Reise von 2 bis 3 Stunden zu einem Waldreviere machen, das ihnen zur Weide bestimmt ist. Am Abend kommen sie nach Hause, nachdem sie in Allem einen Weg von 5 bis 6 Stunden zurückgelegt haben. Welcher Milchertrag und welcher Nutzen von solchem Viehe hervorgehen möge, das weiß der Himmel! Ohne alle Uebertreibung kann ich bezeugen, daß es hier, so wie zu Attenbüren, Leute giebt, welche 6 Kühe halten, und wenn sie keine Ziege nebenbei haben, die Milch, nach ihrem eigenen Eingeständniß, zu ihrem Frühstück kaufen müssen. Ein Kaufmann in dem kleinen Brillon hat schon in einem Jahre 9000 Pfund Butter an die Einwohner verkauft. Und an allem diesem unseligen Wesen sind blos die Gemeinheiten Schuld! Jeder will sein Recht daran benutzen, er jagt also sein Vieh mit dem der Andern hin, und hält dessen mehr, als er den Winter durchbringen kann. Die elenden Sommergerippe werden im Winter noch zehnmal elender. Unterdessen muß man sie aufstallen, damit sie Mist machen. Wie karg und schlecht dieser ausfalle, läßt sich denken, da sie kein Futter erhalten.

Sind die Ziegen und Schaafe in einem etwas besseren Zustande, so sind Schaden und Unheil, die sie an Hecken, Bäumen, Wäldern und Feldern anrichten, unglaublich. Jeder verliert den Muth, einen Obstbaum zu pflanzen, oder eine lebendige Befriedigung anzulegen. Die Forsten zumal werden von Grund aus zerstört, wozu ein Paar Hundert Esel noch das Ihrige beitragen. Mit einem Worte: einen solchen Nomadenhaushalt habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.

Die Schaafe sind in 7 Heerden vertheilt und werden im Sommer auf Feldern und in Wäldern gehalten. Sie benöthigen dennoch keinen Brachzwang und dürfen nicht nach dem ersten April, noch vor der Grummetwerbung auf die Wiesen. Im Winter erhalten sie unausgedroschenen Roggen und Rauh-

futter. Sie sind bis jetzt nur der Untergang der Bewohner, indem ihr Nutzen, nebst dem theuren Winterfutter, den Schaden nicht ersetzen kann, den sie im Sommer anrichten.

Die Esel spielen hier eine wichtige Rolle, zwar nicht bei der Feldbestellung, wohl aber bei dem Transporte der Viktualien und des Brennholzes. 186 Esel gehen alle Tage zu Holze, wovon jede Ladung mit 2 Gr. 8 Pf. bezahlt wird. Sie können die Reise zwei und ein halb Mal in einem Tage machen, also jeder 6 Gr. 8 Pf. verdienen. Dabei kosten sie ihre Herren nichts, es sey denn im Winter. Die übrige Jahreszeit bleiben sie Tag und Nacht im Freien, wo sie keine andre Nahrung erhalten, als die, welche sie selbst im Walde und auf Grasplätzchen suchen. Bei solchen Gelegenheiten erlauben sie sich dann manchen Unfug, und werden sie an einen jungen Baum angebunden, so wissen sie ihn rundum von der Rinde zu entblößen. Doch kömmt der Schaden, den die Thiere anrichten, in keinen Vergleich mit dem, welchen sich ihre noch unvernünftigern oder vielmehr gierigern Treiber zu Schulden kommen lassen. Die hoffnungsvollsten jungen Bäume sind vor dem Mordbeile nicht sicher, und die schönsten jungen Eichen müssen ihre Krone vor einem Eseltreiber ablegen. Das gottloserweise gewonnene Holz wird in Brillon auf eine heillose Weise vergeudet und oft blos der Asche wegen verbrannt.

Man bedient sich der Pferde und Ochsen am Pfluge, selten der Kühe, denn da müßte man letztere ja zu Hause füttern. Die Zugochsen werden auf eingedreischten Feldern gehalten und Nachts darauf angebunden. Die Wirthschaften der Gegend sind nur klein, gewöhnlich nur von 24 bis 25 Magd. Morgen, worauf ein Paar Zugochsen oder 2 Pferde gehalten werden; oft ist aber des Zugviehes mehr, weil das Fuhrwesen einigen Nebenverdienst gewährt. Das Füttern und Tränken desselben auf dem Felde ist hier, wie im Paderbornschen, üblich. Man eggt mit einspännigen zusammengekoppelten Eggen. Diese Eggen haben der Steine wegen eiserne senkrecht stehende Zinken. Die Walzen haben 12 Fuß in der Länge.

Der Fruchtumlauf, den man beobachtet, ist fünfjährig:

1. gedüngte Brache,
2. Roggen,
3. Gerste, wo der Boden zu schlecht zur Gerste, Mengkorn,
4. Rauhfutter,
5. Mengkorn oder Hafer.

Unter dem Mengkorn versteht man ein Gemische von Gerste und Hafer. Man richtet sich in der Mischung nach der Güte des Bodens. Je schlechter dieser ist, um so mehr Hafer nimmt man, und umgekehrt mit der Gerste.

Auf die nahegelegenen Felder bringt man auch wohl etwas Klee. Man hält diesen nicht für vortheilhaft, weil er die reine Brache verdrängt. Der Klee wird nur auf solche Felder gesäet, die geascht worden sind.

Wo Kartoffeln standen, läßt man Lein folgen.

Volmer, den man mir für den besten hiesigen Landwirth angab, zieht den Vierfelderfruchtwechsel dem fünffeldrigen vor und läßt daher das Mengkorn im fünften Jahre weg. Er nimmt letzteres nur auf, wenn er Klee aussäen will, alsdann hat er:

1. gedüngte reine Brache,
2. Roggen,
3. Gerste,
4. Rauhfutter, gedüngt,
5. Mengkorn,
6. Klee, welchen er nach dem ersten Schnitte stürzt,
7. Roggen.

Das ferne gelegene oder Wildland liegt 10 bis 15 Jahre dreisch, dann folgt Roggen, wozu aber stark gedüngt wird; darauf 2, 3, 4mal Hafer. Sollen Kartoffeln hinkommen, so werden sie nach dem ersten oder zweiten Jahre angebracht, manchmal zweimal hinter einander. Darauf folgt dann von Neuem zweimal Hafer. Hier mag wohl Dreische Noth thun!

Die Gerste ist zweizeilig, und doch wird sie erst Anfangs Juni gesäet. Die Roggensaat fängt mit dem September an und dauert bis zu seinem Ende. Ich hörte schon zum zweitenmal in Westphalen, daß der in der Mitte October gesäete Roggen der schlechteste sey; daher es besser ist, mit der Einsaat bis Ende Octobers oder Anfangs November zu warten, wenn sie nicht früher hat statt finden können.

Es giebt solche Wiesen, worauf das Gras erst um Johannis zu wachsen anfängt, dann aber schon um Jakobi gemähet wer-

den kann. Diese Wiesen, deren Untergrund mooriger Natur ist, liegen unter dem Hange der Felder, von welchen der Regen die kalkhaltige Krume abgeschwemmt und über dem Moore angesetzt hat. Daraus läßt sich dann leicht das späte und dann schnelle Treiben des Grases erklären.

Der Boden wäre sehr gut zum Klee geeignet, wenn man nur Asche dazu hergeben wollte. Die Esparsette, welche man nicht kennt, würde dem Boden nach in ihrem Elemente seyn, nur müßten Versuche ausmitteln, wie sie sich mit dem Clima vertrüge. Ich habe Felder gesehen, wo die Luzerne wahrscheinlich gut kommen würde, wenn sie nur allein und ohne Zuthun der Menschen kommen wollte.

Man laugt in Brillon viel Potasche aus und gewinnt daher eine beträchtliche Menge Aschenkummer, welcher die vortrefflichste Wirkung thun würde, wenn man ihn dem Felde gönnte; allein die hiesigen Ackerleute ziehen die baare Einnahme aus seinem Verkaufe vor, sie rauben ihrem Boden die Mittel zu einer höhern Produktion, und überlassen sie Andern, welche es nicht bereuen, einen Weg von 2 bis 3 Meilen zu machen, um ihrem Acker zu Hülfe zu kommen. Wahrlich zwischen Menschen und Menschen herrscht eine große Verschiedenheit! — Man behauptet jedoch hier, daß die Asche auf hitzigem (mergelartigem) Boden nachtheilig sey.

Man bedient sich noch wohl des Gypses zu Klee und Rauhfutter. Doch sind einige der Meinung, daß das Gypsen, wann es zu oft und zu stark geschieht, den Boden zu sehr ausmagere, besonders bei dem Rauhfutter. Letzteres mag wohl seyn, wenn man das Düngen dabei vergißt.

Man düngt oft mit Kalksteinen, deren es hier überall giebt. Man zerschlägt sie in Stücke, oder sammelt auch den schon verwitterten Kummer derselben. Sie thun auf Thonboden große und viele Jahre anhaltende Wirkung.

Ein Oekonom sagte mir, daß er den Huflattig, der hier so häufig vorkommt, mit bloßem Schweinemist vertreibe.

Scharfenberg — gehört zwar auch zu der Umgebung von Brillon, da es indessen eine beträchtlich höhere Lage hat, so verdient es einen besondern Artikel. Wenn wir die Gegend

des Winterbergs, Astenbergs ausschließen, so ist hier wohl einer der höchsten Punkte Westfalens.

Es ist nur ein schlechtes Dörfchen, das in einem engen Kessel auf dem Berge liegend, ich weiß nicht welchen, schauerlichen Eindruck auf mich machte, nachdem ich von da aus in weiter Ferne die Gegend erblickt hatte, in welcher der kostbare Hellweg liegt, der seinen Bewohnern ohne besondere Mühe in Ueberfluß reicht, was hier nur kärglich und mit so vieler Anstrengung dem Boden oder vielmehr dem Clima abgezwungen werden muß. Auch würden die Menschen hier ohne Nebenverdienst nicht zurecht kommen können, wie solches in allen von der Natur wenig begünstigten Gegenden bei den geringern und auch etwas größeren Bauern, wenn es dieser letztern an solchen Orten giebt, der Fall ist.

Zu Scharfenberg würden die Bewohner um so weniger bestehen können, als alles Grundeigenthum mit einer Erbrente belastet ist. Allein die außerordentliche Regsamkeit dieser Menschen überwindet alle Hindernisse und Beschwerlichkeiten, womit ihr uns so traurig scheinendes Leben verknüpft ist. Kinder von 5 bis 6 Jahren sind schon auf den Beinen und werden zu allerhand Arbeit angehalten. Zur Zeit der Heidelbeeren sammeln sie diese in selbstgeflochtene Körbe, laufen ohne Strümpfe und Schuhe 2 bis 3 Meilen weit, um sie zum Verkaufe anzutragen und ein Paar Pfennige daraus zu erlösen. Als Fuhrleute sind die Bewohner wegen ihrer Unverdrossenheit, ihrer erbärmlichen Pferde und eben so ärmlicher Geschirre bekannt. Nie ist ihnen ein Weg zu schlecht, und wo alle Fuhrleute stille liegen, da fahren sie durch, so daß man weder Karren noch Pferde, noch Menschen vor Kothe sieht.

Die Fruchtfolge, sowohl auf dem Baulande als dem Wildlande, ist dieselbe, welche wir zu Brillon gesehen haben. Nach Kartoffeln folgt allemal Gerste oder Hafer. Auf Feldern, die abwärts von der Sonne oder in einer Schlucht liegen, wo sich der Schnee Klafter hoch anhäuft, und später als anderswo verschwindet, darf kein Roggen gesäet werden, indem er unter der allzulästigen Decke verschwindet.

Das Wildland wird *getorft*, welches wahrscheinlich auch

zu Brillon geschieht. Ich wohnte am 11ten Juni der Verrichtung bei. Man verfuhr dabei folgendermaßen: Nachdem die Narbe schon früher flach umgepflügt worden, wurden die Schnitte, welche nach der Länge des Feldes mit dem Pfluge umgelegt worden waren, mit einer Haue gekürzt (in große Stücke gehauen). Man legte dick Faschinen von starkem Reisig reihenweis über die Breite des Feldes her, und bekleidete sie mit den gekürzten Stücken der umgepflügten Narbe. Der Rasen wurde einwärts, also nach dem Holze zugekehrt. Gleich nachdem dieses in Ordnung gebracht ist, wird in den Zwischenräumen, welche sich zwischen den Faschinenreihen befinden, gepfercht oder etwas gedüngt. Nach einigen Tagen, wenn die Rasenstücke sich fester gegen die Faschinen angedrückt haben, wird Feuer am Ende jeder Reihe angelegt. Das Holz brennt zu Asche, und der Rasen bleibt wie ein leeres Gewölbe stehen. Man verhackt ihn nun in kleine Stücke und streut ihn sammt der Asche umher. Es wird flach gepflügt, um die Asche nicht zu tief unterzubringen. Was die zerhackten Narbenstücke betrifft, so bekümmert man sich nicht darum und hat gern, wenn auf dem Acker Alles wild untereinander liegt, indem der Roggen dann nicht so leicht auswintert.

Auf dieselbe Weise wird auch, wie ich bei Antfeld sah, die alte Kleedreische behandelt. Man säet gewöhnlich Sommerrübsen hinein, welcher um Johannis gesäet, um Bartholomäi schon eingeerntet ist.

Das Torfen ist wegen des Holzaufwandes schon mehrmals verboten worden; man kömmt aber immer wieder darauf zurück.

Wenn man zu Brillon die ausgelaugte Asche verkauft, so wendet man sie auf dem Scharfenberg an. Sie wirkt vorzüglich auf Klee, Rauhfutter und Gerste. Doch wird die Asche nicht unmittelbar bei diesen Gegenständen, sondern bei dem ihnen vorhergehenden Brachroggen angewendet. Wird zu diesem gedüngt und nicht geascht, so unternimmt man es nicht, Klee unter das Mengkorn oder den Hafer zu säen. Man zeigte mir auf einem Kleefelde drei Streifen, wovon der eine zu dem Roggen blos gedüngt und nicht geascht, der zweite etwas gedüngt und

etwas geaſcht, und der dritte nicht gedüngt, aber ſtark geaſcht worden. Auf dem erſten war kein Klee, auf dem zweiten wenig und auf dem dritten viel zu finden. Auch Gerſte wird nicht auf ungeaſchte Felder geſäet.

Die Wirkung der Aſche iſt ſo groß, daß man den Klee unter dieſem rauhen Himmelsſtriche, und zwar ganz oben auf der Kuppe des Berges, von keiner Art von Befriedigung geſchützt, zweimal in einem Jahre mähen und im Herbſte noch abhüten kann. Selbſt im folgenden Jahre läßt er ſich noch ein oder zweimal ſchneiden. Von da an aber bleibt das Land als Dreiſche auf ein Paar Jahre zur Weide liegen. Binnen dieſer Zeit ſetzt es eine dichte Grasnarbe an, durch welche man den Boden nicht mehr erblicken kann. Auffallend war mir zwiſchen dem Graſe einer ſolchen Dreiſche eine Menge wilde Wicken zu finden, doch nur blos auf den früher geaſchten Feldern. Indem alſo die Aſche ihre wohlthätige Wirkung auf die cultivirten Vegetabilien äußert, iſt ſie den wilden nicht weniger günſtig, daher es dem Boden nicht an Grün fehlt. Ich wüßte wirklich nicht, wie dieſe Gegend ohne Aſche beſtehen könnte.

Peter Enters, Schultheis zu Scharfenberg, brach 1814 eine alte Dreiſche um und erhielt ſchönen Lein darauf. 1815 düngte er dieſelbe Stelle mit Aſche und bekam wieder ſchönen Lein. 1816 wurde von neuem die Aſche darauf angewendet, und der Lein wurde ſo lang, daß er ſich lagerte.

Bredelaer, vormaliges Kloſter, jetzt Domaine. Da der Boden hier wenig Kalktheile, zum Theil gar keine enthält, ſo iſt er auch weit ſchlechter, als der um Brillon. Er beſteht aus einem leichten, mit einer unendlichen Menge kleiner Schieferſteine gemiſchten, daher nicht zuſammenhängenden Thon, der entweder gleich zu naß oder zu trocken wird, und im Winter bei ſchnell abwechſelndem Froſte und Thauwetter dem Auffrieren ausgeſetzt iſt. Die Krume beträgt nicht viel über 3 bis 4 Zoll, darunter iſt entweder Thonſchiefer oder feſter Lehm. Die Wieſen ſind nicht beſſer als das Ackerland.

Allgemein hat man auf dem größten Theile der Felder folgenden Umlauf:

1. reine Brache,
2. Roggen,
3. Hafer,
4. Hafer,
5. Hafer.

Auf dem besseren Theile derselben:

1. Brache,
2. Roggen,
3. Mengkorn (Gerst-Hafer),
4. Rauhfutter, ein Gemische von grauen Erbsen und Pferdebohnen, auch etwas Klee,
5. Roggen.

Der hiesige Conductor der Königl. Domaine (Seiffart, ein gebildeter Landwirth) ging schon im zweiten Jahre von jenen Fruchtfolgen ab, indem er das Sommergetreide unter dem Unkraute, besonders der Wucherblume, erstickt fand. Nach einigen vergeblichen Versuchen blieb er bei der Dreifelder-Wirthschaft, mit alle 3 Jahre wiederkehrender reiner Brache.

Um sich des Unkrauts noch mehr zu entledigen, läßt er die Roggenstoppel sogleich umpflügen und noch vor Winter eggen. Im Frühjahre verschiebt er die Einsaat des Sommergetreides so lange als möglich, um das Saamenunkraut vorher zum Keimen kommen zu lassen. Er säet auf dieses oft von langem Unkraute überzogene Land, ohne zu pflügen, und bringt den Sommergetreidesaamen mit sehr schweren, mit starken eisernen Zähnen versehenen Eggen unter. Der Erfolg krönte seine Arbeit. Statt daß sonst hier bei dem Roggen nur das vierte und bei dem Hafer nur das zweite bis vierte Korn geerntet wurde, hat Seiffart ersteren zum sechsten, letzteren zum achten bis zehnten Korn gebracht. Er säet nur wenig Rauhfutter und Klee, weil hier nur die kalkhaltenden Felder dazu geeignet sind. Auf den übrigen sterben die Erbsen noch vor ihrer Blüthe ab, und der Klee kommt nicht zum Keimen. Auch mit einem Uebermaße von Dung ist nicht dagegen zu helfen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß an keine Stallfütterung gedacht werden kann. Das Vieh wird auf die Waldweide getrieben, welche nicht schlecht ist.

Der einzige Nutzen, den man also vom Viehe hat, ist der nächtliche Dünger. Die Schafe allein gewähren noch einigen Nutzen, besonders in Rücksicht des Hürdenschlags, sowohl wegen des Düngers, als des so nützlichen Festtretens des leichten

Bodens, welcher letztere Nutzen sich vorzüglich dann zeigt, wenn die Hürden bei trockenem Wetter über die besäeten Felder geschlagen werden, oder der Saamen mit Anstrengung in die eben gepferchten Felder eingeeggt wird.

Die hiesige Schafrace ist sehr grobwolliger Art. „Ich versuchte, sagt Seiffart, deshalb gleich Anfangs meines Hierseyns, eine sehr veredelte Race einzuführen; da aber ein sechsjähriger Versuch mich überzeugte, daß bei einer sumpfigen schlechten Weide diese feine Race weit eher dem Faulwerden, als das gewöhnliche hierländische Landschaf ausgesetzt ist, so habe ich mich zurückgezogen, jedoch nur in so weit, daß meine Schafe noch immer (in Vergleich des hiesigen gewöhnlichen) veredeltes Vieh genannt werden können, und dieses hält auch ziemlich guten Stand.“

Stadtberg, — einstens der Hauptwaffenplatz Karls des Großen, vor ihm der Sitz der Säule Herrmanns (Irmensäule), nunmehr das Land der Esel, des genügsamsten Thieres, was wir haben, und zu Stadtberg auch eines der nützlichsten. Auf dem hohen Felsen, wo der obere Theil dieser kleinen Stadt liegt, leisten sie beim Ackerbaue wesentliche Dienste und sind beinahe unentbehrlich. Ein Wirth, der in der Oberstadt vier Pferde hat, unterhält nebenher wenigstens zwei Esel. Bei den Geringeren sind die Esel weit zahlreicher, indem man in Stadtberg nur 64 Pferde und 300 Esel zählt. Ihre Aufgabe ist, alles grüne Futter für Kühe und Pferde herbeizuschleppen, das Heu, welches im Thale wächst, auf den steilen Berg zu schaffen und die Ernte der Höhe größtentheils einzuscheuern. Im Winter tragen sie das Brennholz zu, und das Wasser zum Tränken des Viehes. Mit einem Worte: ohne Esel glaubt Niemand hier fertig werden zu können. Gewiß ist es, daß die Oberstadt vor allen ihren Nachbarn immer zuerst mit ihrer Getreideernte zu Hause ist.

Ein Esel trägt mit jedem Male eine Last von anderthalb bis zwei Zentnern Heu, und zwar Berg auf. Da man den Träger unter dem Haufen nicht sieht, so glaubt man einen wandernden Heufiemen zu erblicken.

Zwei Esel schaffen alle Tage anderthalb Fuder geerntetes

Getreide, oder sechs Scheffel Körner sammt dem Strohe, nach Hause, wobei ich jedoch bemerke, daß die Felder nicht so wie die Wiesen im Thale, sondern auf der Höhe gelegen sind. Man zieht selbst das Einschenern mit Eseln dem mit Pferden vor, hält solches bei ungünstiger Witterung für mehr fördernd. Das Getreide sitzt hier auf Kasten. Das Aufladen auf Wagen erfordert eine geraume Zeit; fällt Regenwetter ein, wenn man auf dem Felde ist, so will man den Weg mit den Pferden nicht umsonst gemacht haben. Man ladet also, und das in den Kasten so schön gewonnene Getreide wird nun auf dem Wagen ganz durchnäßt. Nicht so bei dem Esel! Regnet es gar zu stark, so ist an seiner Haut gar nichts gelegen, sie wird nur abgewaschen. Er muß sich an Ort und Stelle gedulden, bis es besser wird. Der Zeitverlust ist bei keinem Esel von Belang! Tritt ein günstiger Augenblick ein, sollte er auch nur einige Minuten währen, so wird der Hut des Kastens abgedeckt und in eins-zwei-drei ist der Esel beladen.

Hierzu fertigt man zwei dicke Büschel an. Das Getreide wird in jedem so gelegt, daß die Aehren in die Mitte der Länge des Bundes oder Büschels kommen.

Zum Tragen hat der Sattel an jeder Seite ein Paar leichte eiserne Haken, wovon jeder in eines der Weidenbande eingreift. Ist der Esel stark, so wird noch ein drittes Bund hinzugefügt, welches dann über seinem Rücken und auf den beiden Seitenbunden ruhet.

Gereichen jene Dienste dem Landwirthe zum Vortheile, so gereicht die Enthaltsamkeit und gute Sitte dem Esel zum Ruhme. Im Unterhalte kostet er seinen Dienstherrn beinahe gar nichts. Im Sommer ernährt er sich selbst wie er kann, sucht seine Kost am steilen Berge, oder füllt seinen Magen mit Disteln, Gras und Unkraut auf dem Felde. Im Winter geht er spazieren, besucht seine Nachbarn einen um den andern und kehrt am Abend wieder nach Hause. Die Ställe werden nicht geschlossen. Da ihm sein Herr wenig oder gar nichts reicht, so lebt er auch in dieser Zeit auf eigene Rechnung, frißt das Stroh aus dem Miste und zieht solches sogar einer andern Nahrung vor.

Der Esel kann vor dem dritten Jahre nicht ohne Nachtheil

gebraucht werden, alsdann aber erreicht er ein Alter von 25 bis 30 Jahren. Es wird eine besondere Wissenschaft dazu erfordert, einen Esel gehörig zu lenken, zu welcher man erst nach mehrjährigem Umgange mit ihm gelangt. Ein wohl abgerichteter Esel wird mit drei bis vier Carolin bezahlt.

Der Boden auf der Höhe von Stadtberg ist ein schöner Klei-Gerstboden, der alle Morgen einen Regen vertragen könnte, wenn die Sonne am Nachmittage wieder scheinen wollte. Die Steine, womit er gemischt ist, sind kalkhaltend. Seine größten Feinde sind Disteln und Huflattig. Ein Haferfeld stand so voll von beiden, als solches anderswo voll Heberich zu stehen pflegt. Auch unter dem Klee thut der Huflattig vielen Schaden; man soll ihn am besten durch Pflügen bei feuchtem Wetter vertilgen können. Nach Kartoffeln besonders wuchern die Disteln gewaltsam. Auf einem Felde, wo man diese Frucht drei Jahre hintereinander gepflanzt hatte, nahmen die Disteln immer zu. Man sollte bald sagen, sie wucherten hier so sehr, blos um den Eseln Freude zu machen. Oder sollte der Esel nicht vielleicht ihren Wachsthum befördern?

Die Fruchtfolge ist:

1. gedüngte Brache,
2. Roggen,
3. Gerste,
4. Klee,
5. Kartoffeln.
6. Gerste.

Da nicht allemal Klee in jedem Umlaufe vorkommt, so hat man auch

4. Brache, meistens nicht gedüngt,
5. Roggen,
6. Rauhfutter oder Hafer.

Wicken, Erbsen und Bohnen werden in das Sommerfeld gebracht, daher nicht dazu gedüngt. Man gypst beide erstere Gegenstände nicht gern, weil sie dann zu lange Loden schießen, stets fortblühen, sich lagern und bei der Erde verderben.

Die Kartoffeln haben auf den Klee ein außerordentliches Gedeihen. Diese Folge hat überdies den Nutzen, daß man den alten Klee stehen lassen kann, wenn man im Frühjahre sieht, daß der neue zurückgeschlagen ist. Den größten Nutzen dabei finde ich, daß der Klee als Verbesserungsmittel gerade in der Mitte des Umlaufes vorkommt, dieser mithin bei dem einmaligen Düngen in 6 Jahren auf hiesigem Boden sehr gut bestehen

kann. Auch glaube ich nicht, daß man für einen solchen Gerstenboden eine bessere Folge aufstellen könnte, als die erste, welche ich hier angeführt habe.

Die Kleestoppel wird zu den Kartoffeln vorher nicht umgebrochen, sondern diese werden hinter dem Pfluge, einen Schritt über den andern, eingelegt und mit der Kleenarbe bedeckt. Man eggt tüchtig, wenn sie über der Erde sind, und fürchtet nicht, wenn gleich die Blätter gänzlich dadurch zerrissen werden. Man hackt einmal und häufelt.

Schultheiß Hermann Steighoff säet den Klee lieber über die schon ausgelaufene Sommergerste, weil er ihr sonst nicht selten durch Ueppigkeit und frühen Wuchs schadet. Da der Klee hier gegypst wird, so gypste er einmal aus Unwissenheit welchen, der ausgefroren war; er pflügte nachher das Feld um, säete Hafer und erhielt nichts davon.

Folgt Roggen nach dem Klee, so wird er nur einjährig bestellt. Man hält dafür, daß die Roggenkörner nicht zu trocken zum Aussäen seyn können.

Zur Gerste wird die Roggenstoppel vor Winter gebrochen, gleich nach Winter noch einmal gepflügt, und zwar noch ehe man den Pflug für Hafer und Rauhfutter ansetzt. Nachdem diese bestellt sind, wird zum dritten Male zur Gerste gepflügt. Die Saatzeit von dieser fällt in die letzte Hälfte des Mai, auch wohl noch Anfangs Juni, wiewohl nicht zweckmäßig. Auch zur Gerste, welche nach Kartoffeln folgen soll, wird vor Winter gepflügt, nach Winter aber nicht mehr, es sey denn, daß der Acker sehr verkrautet wäre. Ist der Gerstenacker nach der Einsaat vom Regen so zugeschlagen worden, daß das Blatt der Gerste nicht durchkann, so wird das Land geeggt, oder auch gewalzt. Wie letzteres bei dieser Gelegenheit wirken könne, begreife ich nicht.

Das Hafersäen geschieht Anfangs Mai; das Durcheggen desselben, wenn er einen Finger lang ist, ist sehr üblich. Man nennt solches den Hafer wecken. Das Wecken des Hafers ist auf dem Sandfelde im Paderbornschen im Gebrauche.

Stadtberg hat sehr ausgedehnte Gemeinheiten, die ein Paar Meilen im Umfange haben. Dadurch ist man im Stande, eine

ſtarke Schafzucht zu unterhalten. Sie iſt in 5 Heerden vertheilt. Gegend und Futter ſind der Geſundheit dieſer Thiere ſehr zuträglich, auch hat man im Winter $18^{16}/_{17}$ keines verloren.

Wie gewöhnlich, ſo ſind auch hier Mißbräuche mit dem Schafhalten verbunden, woran freilich nicht dieſe Thiere, wohl aber der Schäfer oder eingeriſſene Gewohnheiten Schuld ſind. Hieher gehört das Betreiben der Stoppeln, während das Getreide zum Nachreifen noch darauf ſteht; eben ſo das nächtliche Weiden, welches bis 10, 11 Uhr fortgeſetzt wird. Der Unfug, den die Heerden im Allgemeinen auf den Feldern anrichten, ſoll ganz außerordentlich ſeyn, und beſonders der Arme, deſſen Felder nur klein ſind, darunter leiden. Dringend wäre daher eine Verfügung, nach welcher die Schafe mit Sonnenuntergang in den Hürden ſeyn müßten. Zugleich müßte das Nachthüten der Pferde, welches ebenfalls im Schwunge iſt, auf das ſtrengſte unterſagt werden.

Wer in die Unterſtadt von Stadtberg eintritt, und alle Miſthaufen auf der Straße erblickt, durch deren Mitte ein kleiner Bach fließt, welcher bei jedem ſtarken Regen austritt und die Miſthaufen auslaugt, ohne das Fett, was ſich ohnehin in ihn ergießt, der wird ſich einen Begriff von ſchlechter Wirthſchaft machen können, und ich glaube, daß er ſich darin bei der hieſigen Unterſtadt nicht irrt. Etwas Antipodiſcheres läßt ſich nicht denken, und doch, o Stärke der Gewohnheit! behauptet man daſelbſt, daß der Miſt ſo beſſer werde!!

Winterberg — Rüſſelberg. — Es giebt bei allen Fächern Leute, welche, wenn ſie in eine ihnen bisher fremde Gegend kommen, durch ihre Einſeitigkeit oder herrſchende Vorliebe für ein einzelnes Syſtem geleitet, alles Hergebrachte zerſtören, auf die lange Erfahrung der Landeseinwohner nicht achten und Alles über einen Leiſten ſchlagen wollen; oft weil ſie nie einen andern in der Hand gehabt haben, als den ihrigen; oft aus einem übelverſtandenen Nationalſtolze, welcher ſie glauben macht, daß man die Sache nur in ihrem und nicht in dem eroberten, oder ſonſt auf eine Art erworbenen Lande verſtehe. So bedauernswürdig und tiefeingreifend durch die nachtheiligen Folgen ein ſolches dummes oder ſtolzes Princip iſt, ſo allgemein iſt

es, und kommt leider mehr als in einem Fache der National-Oekonomie vor.

Sie sind nicht unbekannt, die dem gefährdeten National-wohle abgepreßten und häufig wiederholten Klagen über die Forstbehandlung, welche in den letzten Jahren vor der Preußischen Besitznahme in dem Herzogthum Westfalen Statt gehabt hat.

Alle, auch die schönsten jungen Aufschüsse wurden abgehauen, nur die kräftigsten Stämme gelassen, und selbst diese, so hoch man mit der Axt reichen konnte, entastet. Dadurch gabs nun frische Luft, und die Sonne mochte auf den Boden scheinen. Diese, anderswo vielleicht richtige und nützliche Behandlungsart paßte aber nicht, weder auf die abschüssige Lage der westfälischen Gebirgsgegend, noch auf die Strenge ihres hohen nördlichen Climas, noch auf ihren seichten oder felsigen Boden, der einer Ueberschattung gegen die Strahlen der Sonne und einer Decke gegen die Kälte des Winters bedarf, wenn junges Holz darauf gedeihen soll. Was wird daher dermaleinst aus solchen aufgeklärten Wäldern werden, wenn nach 60, 80 bis 100 Jahren ihr Alter den Abtrieb erheischt? Wahrscheinlich werden die Schafe sich ein Jahrhundert darauf zu freuen haben, während die Menschen zum Auswandern gezwungen werden; denn nichts reizt so sehr und so nothwendig zu diesem traurigen Mittel, als der Abgang an Holz. — Nicht mit Unrecht, wiewohl fruchtlos, sträubten sich damals die Einwohner dawider; die Gewalt drang durch, und manche der Halsstarrigen, wenn man den dafür halten darf, der den Nothpfeiler seiner Existenz nicht gern aus den Händen fahren läßt, sind durch Forststrafen beinahe arm geworden.

Man nennt diese Forstbehandlung à la — —; aber ich bin überzeugt, daß wenn dieser große Forstmann einmal nach Winterberg oder in die Eifel käme, er sehr unzufrieden seyn würde, daß man das übelangewandte Mittel nach seinem Namen tauft. Es ist äußerst bedenklich, in einem so bedeutenden Zweige der National-Oekonomie Versuche zu machen, die ein ganzes Land umfassen und, wenn sie nicht gelingen, solches zu Grund richten können!

Wir sind zu Winterberg allerdings auf dem höchsten Punkte

des großen weitschichtigen Gebirges, welches nordwärts mit dem Wesergebirge, östlich mit dem Vogelsberge und westlich mit dem Gebirge der Eifel und des Hundsrückens zusammenhängt. Der lange Winter, der auf jenem hohen Koppen hauft, ertheilte ihm nicht mit Unrecht seinen Namen. Roggen gedeiht nur an den vortheilhaftesten Stellen, wenn er zugleich mit Heide und Laub nicht bedeckt ist. In Dreische, Hafer, Kartoffeln, Flachs und Rüben besteht daher die ganze Kultur dieser Gegend.

Nachdem das Land 6, 8 bis 15 Jahre dreisch gelegen, und das Beste davon als Wiese, das Schlechtere als Weide benutzt worden, wird es im Juni oder Juli umgebrochen, im folgenden Jahre eine Hand hoch (60 bis 80 Fuder per Morgen) mit Dung überfahren und mit Kartoffeln bepflanzt. Das Jahr darauf wird Sommerroggen, auch wohl etwas Gerste gesäet. Im dritten Jahre kommt Lein, und nach diesem, 5 bis 6 Jahre hintereinander, Hafer. Nun bleibt das Land wieder liegen und benarbt sich ziemlich schnell. Das Heu davon ist durchgehends sehr gut. Deckt sich die Oberfläche mit Moos, oder gar mit Heidekraut, dann ist die Zeit zum Umbruche da. Je länger aber die Dreischzeit hat dauern können, es sey nun als Wiese oder als Weide, um so bessere Früchte erzeugt nachher der Acker.

Die Feldarbeit wird fast durchgehends nur mit Pferden vollführt, und zwar des Nebenverdienstes wegen durch Frachtfuhren u. s. w. Oft hält daher Mancher 4 Pferde, welcher mit 2 genug für seine Feld- und Hausarbeit haben würde. Sie werden im Sommer im Walde und auf den Dreischen geweidet, erhalten bei der Arbeit aber zugleich etwas Futter im Stalle. Man spannt ihrer zwei vor den Pflug. Dieser hat auf dem ebenen Acker ein unbewegliches Streichbrett, ein bewegliches in dem Hange der Berge. „Ersteres, sagt ein hiesiger Landwirth, ist allenthalben, wo es nur angewandt werden kann, besser als Letzteres.“

Die Schafe, welche man hält, dienen um die Aecker, welche ihrer Entfernung oder Lage wegen nicht wohl gedüngt werden können, mit Hürden zu belegen. Diese Aecker werden

dann drei bis viermal mit Hafer beſäet und bleiben nachher 10 bis 12 Jahre zur Gemeinhut liegen. Die Schafe ſind groß und ſtark, ihre Wolle aber rauh, wie das Clima. Man ſcheert 3 Pfund vom Stücke. Es iſt Schmiervieh.

In einem Lande, wo die Dreiſche hergebracht, iſt von Stallfütterung für das Hornvieh keine Rede, und wo überdem der Klee nicht gedeiht, kann keine davon ſeyn. Man ſtreuet mit Heideplaggen ein. Wo man nichts als Haferſtroh hat, thun ſolche wohl Noth. Der Dung wird wöchentlich zweimal aus dem Stalle gebracht, gleich auf Haufen geſetzt und im Frühjahre aufs Feld gefahren. „Die Heideplaggen, ſagt ein hieſiger Einwohner, geben den beſten und dauerhafteſten Dung, zumal wenn ſolche das Jahr über fleißig unter das Rindvieh geſtreut und nachher in Faulhaufen aufgeſetzt werden.“

Man hält das Düngen mit Aſche oder Potaſchen-Kummer für die beſte Verbeſſerung, welche man dem Acker gewähren kann.

Viehzucht, Hafer und zumal die lieben Kartoffeln ſind alſo die Dinge, worauf ſich die Exiſtenz, alſo auch die Cultur hieſiger Bewohner gründet. Wenn letztere, die hier von vorzüglichem Geſchmacke ſind, gerathen, ſo iſt für den Hungertod geſorgt, wie die Jahre 1816 und 1817 dieſes für den günſtigen, jenes für den ungünſtigen Fall, bewieſen haben. Was wäre 1817 ohne die Kartoffeln aus der Menſchheit in den hieſigen Gebirgsgegenden geworden? Zum Theil wird auch ſtatt mit Kartoffeln die aufgebrochene und gedüngte Dreiſche im erſten Jahre mit Rüben beſtellt. — Der Flachs kommt ungedüngt als dritte oder vierte Tracht vor. Die alljährliche Abwechslung des Samens iſt dabei nöthig. Man bedient ſich des ruſſiſchen Leins.

„Den Klee, ſagt der brave Gaſtwirth Padberg von Kuſſelberg, habe ich mehrere Jahre auf allerlei Art verſucht und gefunden, daß er auf gut gedüngtem, wohl gelegenem und fleißig bearbeitetem Acker in 7 bis 8 Jahren drei bis viermal gerathen iſt.“

Olpe. Vormals blühender, nunmehr verfallender Ort. An dieſem Verfalle ſoll der Verfall der Metallhütten, und an

diesem der Verfall der Forsten Schuld seyn. Mehrere von ersten sind außer Thätigkeit. In letztern sind nunmehr die zahlreichen Ziegen die einzigen Forstmänner.

Auch bezeichnet man sie hier unter dieser Benennung.

Die Fruchtfolge auf dem von der Natur nicht unbegünstigten, aber von den Menschen vernachläßigten Boden ist:

1—4—6) Dreische,
" Hafer,
" Kartoffeln,
" Roggen,
" Hafer.

Die Dreische wird nicht beweidet, da man Gemeinweiden im Ueberflusse hat, sondern gemähet. Ist der Mai regnerisch, so gedeiht das Gras wohl. Das zweite und dritte Jahr der Dreische sind die einträglichsten. Dieses ohne alle Mühe erzeugte Futter ist bei der Gemächlichkeit hiesiger Einwohner wahrscheinlich die Ursache, warum man die Wiesen im Thale vernachläßiget findet, da doch die Bigge die schönste Gelegenheit zur Bewässerung darbietet. Statt dessen raubt dieses Flüßchen durch tausend unnütze Krümmungen einen guten Theil des Grasbodens.

Ich fand auf den Dreischen den rothen Wiesenklee, die wilde Wicke, die Poa trivialis, das Ruch-, Kamm- und Honiggras. Läßt sich endlich das verhaßte Klapperkraut auf der Dreische sehen, so ist es Zeit, sie umzubrechen. Solches geschieht vor Winter, wo alsdann im nachfolgenden Frühjahre Hafer auf die abgeeggte Furche gesäet und eingeeggt wird.

Die Haferstoppel wird vor Winter gestürzt, das Feld im Frühjahre mit ein Paar Zoll hoch Mist überfahren, und zugleich mit dem Kartoffellegen eingepflügt. Gleich nach dem Kartoffellegen wird die Oberfläche gehackt und dann geeggt. Sind die Kartoffeln über der Erde, so wird wieder geeggt, später gehackt und endlich mit dem Karste leicht gehäufelt. Man pflanzt hier die Kartoffeln außerordentlich dicht zusammen; sie werden mit der Forke ausgestochen.

Nach den Kartoffeln wird nicht gepflügt, sondern blos etwas geebnet; darauf säet man den Roggen aus, welcher nicht

eingeeggt, sondern mit Dung überfahren und sorgfältig überdeckt wird. Manchmal wird im folgenden Frühjahre Klee über den Roggen gesäet.

Die Roggenstoppel wird ihrer Seits ebenfalls vor Winter gestürzt. Im Frühjahre wird gehackt und Hafer gesäet, nach welchem einigemal wieder Hafer folgt; darauf bleibt das Land zur Dreische liegen.

Das langweilige Hacken kommt wahrscheinlich von der starken Berasung während der Dreischjahre her, welche ohne solches nicht wohl zu bändigen seyn würde.

Man säet den Roggen erst im Oktober, doch fangen Einige an, um Michaelis zu säen.

Olpe ist mit einigen benachbarten Dörfern zu einer Koppelweide berechtiget, die sich an einigen Orten auf ein Paar Stunden weit erstreckt. Unter Darmstädtischer Regierung ist ein Theil davon auseinandergesetzt worden; bei andern ist die Sache nicht zu Stande gekommen. Unter Leitung der Hessischen Forstbehörde wurde eine große Anzahl Morgen in Communal-Holzungen umgeschaffen. Jeder Bürger wurde gehalten, auf 4 Viertelscheid (72 Quadratruthen) die Narbe umzuhacken und zu brennen. Das Gebrannte wurde gebreitet, mit Roggen und Eicheln besäet und beide mit der Hacke untergewühlt. Im folgenden Frühjahre streute man bei duftigem Wetter noch Birkensamen darüber her.

Man bedient sich durchgängig der Zugochsen. Sie werden einzeln angespannt, ziehen an Ketten und mit dem Kopfe. Sie haben statt des Jochs vor der Stirne über einem Kopfkissen ein an beiden Seiten gekrümmtes zwei Zoll breites Holz. Uebrigens sind sie wie die Pferde angeschirrt und ziehen in diesem Anzuge sehr beträchtliche Lasten auf felsigen Wegen nach den Höhen; ob sie eben so gut bergab gehen, weiß ich nicht. Sie sind an den Vorderfüßen beschlagen.

Die Wucherblumen, vormals durch öffentliche Verordnungen und Geldstrafen verfolgt, fangen wieder an, sich zu zeigen. Mit den Bösen ist kein Friede zu schließen.

Meinertshagen. Wenn ich diese Gegend einer schlechten Cultur beschuldige, so geschieht es, weil sie nicht eine Folge

der Herbe des Bodens, wie auf dem ſtrengen Winterberge, ſondern der Menſchen ſelbſt iſt. Ich werde deßhalb etwas umſtändlicher dabei verweilen. Die Landwirthe wohnen weniger in zuſammengebauten Dörfern, als auf abgeſonderten ſich naheliegenden Höfen, oder vielmehr Gütern. Auf einem ſolchen Gute hauſen gewöhnlich 6, 7, 8 oder mehrere Grundbeſitzer, wovon jeder ſich beſonders angebaut hat. Sie ſind durchgehends freie Eigenthümer.

Die größten Beſitzer betreiben 60 bis 70 Malterſcheid Land (das Malterſcheid gleich 2 Morgen 40 Ruthen Magdeburger Maß); ſolche Höfe ſind aber ziemlich ſelten. Die meiſten beſitzen zwiſchen 15 bis 25, und die kleinſten nur 4 bis 6 Malterſcheid urbaren Grund, mit Ausſchluß der Berge, welche nicht unter den Pflug genommen werden. Die Feldſtücke liegen unbefriediget, größtentheils zerſtreut untereinander.

Ein Gut, bei dem 15 bis 25 Malterſcheid urbaren Grundes und 2 bis 3 M. Wieſen ſind, das neben dem das benöthigte Brennholz, Plaggenmath und Laubſtreue hat, wird für die Summe von 34 bis 42 Rthlr. Berl. Cour. verpachtet. Die Pachtfriſt iſt von 6 bis 12 Jahren; der An- und Abzug Martini und Petri Stuhlfeier. Das Miſtrecht beſteht darin, entweder den Dung wie beim Antritt gefunden im Lande zurückzulaſſen, oder für die erſte Begailung eines Malterſcheides 18 Rthl., für die zweite 10 Rthl. 12 Gr., für die dritte 6 Rthl., für die vierte 3 Rthl. und für die fünfte 1 Rthl. 12 Gr. zu vergüten.

Nur in den größern Wirthſchaften findet man eine Magd und einen Hirten, der dann auch andere Arbeit mit zu verrichten hat. In den mittleren plagt der Bauer ſich mit Frau und Kind allein; bei naſſem Erndtewetter hat er jedoch einen Tagelöhner nöthig. Die Beköſtigung beſteht am Morgen aus einem Brei von Milch und Hafermehl, oder ſtatt letzterm von Kartoffeln, dann Kaffee mit Kuchen, Haferbrod und weichem Käſe. Mittags und Abends giebt es Milch, Gemüſe und weichen Käſe.

Der Viehſtapel der größern Wirthſchaften beſteht aus 2 Zugochſen, 6 bis 8 Kühen, einigen Rindern, 2 Schafen und

einem Schweine. Pferde kommen selten vor. In den mittlern Wirthschaften wird ein Ochse, 2 Kühe, 1 Rind und ein Schaf gehalten; in den kleinen findet man keinen Zugochsen.

Man pflügt mit 2 Ochsen oder mit 3 bis 4 Kühen. Außer dem Pflüger, welches gewöhnlich nur 1 Knabe von 16 bis 17 Jahren ist, gehört noch ein Treiber oder Leiter dazu; ein Dritter folgt mit der Hacke, um die Fehler des Pflügers zu verbessern. Die Dreische wird höchstens nur einen Zoll unter der Narbe angegriffen, die andern Pflugarten dringen nicht über 4 Zoll in den Boden. Man beschafft im Durchschnitt 100 Magd. Quadratruthen auf einen Tag, auch weniger, wenn der Boden zähe ist.

Das Hornvieh gewährt im Frühjahr den traurigsten Anblick, den das Menschenherz ausdauern kann. Mir ward das betrübte Schauspiel bescheert. Außer Stroh und Strohhäcksel kriegt es im Winter wenig zu kosten. Ein Bauer von der geringeren Klasse hält es für ein Meisterstück, wenn die Kuh im Frühjahre ohne seine Beihülfe aufstehen kann. — Da es hier an Gemeinweiden fehlt, so ist auch im Sommer die Nahrung kärglich, und das Vieh muß sie auf der Dreische suchen, die eben so erschöpft zur Dreisch niedergelegt worden ist, als das Vieh ist, welches sie betritt. Auch ist man verbunden, ihm Morgens und Abends im Stalle etwas Gras vorzuwerfen. Eine Kuh wiegt zwischen 2 und 300 Pfund. Ihr Ertrag ist 40 Pfund Butter.

Um die Viehhüter nicht ins Unendliche zu vermehren, so vereinigen einige kleine Bauern ihr Vieh und betreiben gemeinschaftlich ihre Besitzungen. Kühe, Ziegen und Schafe ziehen allemal zusammen aus.

Wo alles Stroh aufgefüttert wird, da bleibt wenig zum Einstreuen, da fehlt es nothwendig an Dung, wenn nicht zu andern Streumitteln gegriffen wird. Man bedient sich der Heide, des Laubs, des Farrenkrauts und Ginsters, welcher letztere hier im Ueberflusse wächst. Wer Raum hat, läßt den Mist so lange im Stalle, bis er aufs Feld gebracht werden kann.

Man bedient sich auch des Kalks, wiewohl spärlich, und

setzt ihn mit Mist und Erde in Haufen zusammen, jedoch so, daß er jedesmal zwischen zwei Erdeschichten komme, also den Mist nicht berühre. Mit dieser Mischung wird die alte Dreische im Frühjahre dünne überstreut und mit Hafer bestellt. Eine stärkere Anwendung des Kalks würde großen Nutzen gewähren, wenn er dem Landmanne nicht zu theuer wäre. Er thut eine vorzügliche Wirkung auf alle Früchte, selbst auf Rüben und Kartoffeln; besonders aber zeichnet sich der Klee auf früher gekalktem Boden aus.

Man kann annehmen, daß die $^2/_3$ des urbaren Landes Dreischen sind und kaum $^1/_3$ eingesäet wird.

1) Die Dreische wird nur selten vor 7 bis 8 Jahren umgebrochen. Je länger der Landwirth sein Land unbenutzt liegen lassen kann, je lieber ist es ihm, daher nicht selten 10 bis 12 Jahre über diesem langen Schlaf hinlaufen.
2) Hafer, auch wohl auf einem geringen Theile der Dreische Roggen, Rüben und Sommerrübsen.
3) Hafer,
4) Hafer,
5) Hafer, oder Brache,
6) Hafer.

Das Land hat nun ausgetragen, und ruhet nach Landessitte seine Dreischjahre durch. Doch wird ein Theil davon im folgenden Frühjahre gedüngt und mit Kartoffeln bepflanzt, oder von denen, welche nur wenig Dung haben, mit Roggen besäet. In beiden Fällen werden dem Boden für eine so hohe Begünstigung von Neuem 3 bis 4 Hafererndten abgefordert, und er erst dann der Ruhe überlässen.

Die Behandlung des Feldes zu jener Fruchtfolge ist eben so erbärmlich, als die Fruchtfolge selbst. Daß die Dreische nicht über 2 Zoll tief untergepflügt werde, habe ich schon gesagt. Ist der Umbruch zu nichts als Hafer bestimmt, welches hier Regel ist, so wird blos gekalkt und nicht gedüngt; sollen aber Roggen, Rüben oder Sommerrübsen darauf gesäet werden, so wird der Boden gebrennt, ohne welches er zu graswüchsig bleiben würde. Das Uebrige soll bei dem Getreidebaue vorkommen.

Für eine schnelle Benarbung der Dreische wird richts ge-

than. Umsonst, daß die liebe Natur mit einigen kargen weißen Kleepflänzchen dem Menschen den Fingerzeig zum Bessern giebt! Er hat Augen und sieht nicht, oder bemerkt er auch ihren Wink, so fühlt er sich zu ohnmächtig, ihm zu folgen.

Einige ganz nahe gelegene Stücke werden selten eingedreischt; in ihrer Fruchtfolge aber herrscht nur wenig Unterschied von der schon angegebenen. Sie ist

1) 2) 3) auch 4) Hafer
4) Kartoffeln, gedüngt,
5) Flachs,
6) 7) 8) Hafer.

Nun wieder Dreische.

Man hat bei der Roggenbestellung drei verschiedene Verfahrungsarten.

Die Erste. Einem sehr alten Dreischboden wird die Grasnarbe abgehackt, diese mit etwas Reisig in kleine Haufen aufgestellt und verbrannt. Nachdem die Asche ausgestreut, wird der Roggen gesäet und mit etwas Mist, statt mit Erde, überdeckt.

Die Zweite. Ein alter Dreischboden wird im Nachherbste umgepflügt, geeggt, mit Roggen besäet und dieser mit Mist überdeckt, oder der Boden wird vorher überdüngt, der Roggen über den Mist hergesäet und mit Reisern eingeschlagen.

Die Dritte hat auf einem nicht gepflügten Kartoffellande Statt. Der Samen wird ebenfalls mit Mist zugedeckt. Wahrscheinlich geschieht das Decken mit Mist, um dem Auffrieren vorzubeugen, denn gegen den Frost selbst würde der Dung der Erde das Korn besser schützen.

Die Saatzeit fällt gegen Ende Oktobers. Man säet einen Scheffel Roggen auf den Magdeburger Morgen.

Da der Roggen selten vorkommt, so ist sein Ertrag nicht unbedeutend. Man zählt auf das siebente bis achte Korn und hat schon Beispiele vom sechszehnten Korn gehabt.

Der Hafer wird im April bis zur Hälfte des Mai gesäet; man pflügt nur einmal dazu und eggt den Samen unter. Man nimmt 4 Scheffel Hafer auf das Malterscheid und erndtet ihrer 16. Der Hafer wird gemäht, der Roggen geschnitten.

Die Kartoffeln werden entweder in die Stoppeln des ersten Dreischhafers ohne Dung gepflanzt, oder in ein schon von Ha-

fer erschöpftes Land, wo dann dazu gedüngt wird. Manche überheben sich der Mühe, sie zu behacken, und begnügen sich mit einem zweimaligen Durcheggen. Zum Häufeln ist es nicht rathsam, indem die Kartoffeln keinen Fuß von einander entfernt liegen. Der Mittelertrag ist 10 für 1. Man schließe daraus, welcher er seyn würde, wenn diese schöne Frucht nicht so widernatürlich, wozu hauptsächlich das dichte Zusammenpflanzen gehört, behandelt würde!

Auch zu dem Kleebaue ist hiesiger Boden sehr geeignet. Er kann drei-, ja viermal geschnitten werden, und seine Dauer erstreckt sich ins dritte Jahr. Man benutzt ihn 2 Jahre. Die Erweiterung seines Anbaues würde den herrlichsten Einfluß auf die ganze Wirthschaft haben; und doch säet ein Wirth, der 20 bis 30 Malterscheid Land baut, höchstens 8 bis 9 Pfund Kleesamen aus.

Halwer. Die Feldbestellung ist zwar nicht viel besser, doch tagt es schon etwas mehr als zu Meinertshagen. Man legt mehr Gewicht auf den Viehbestand. Die stärksten Bauern haben nicht mehr als ein Pferd oder einen Ochsen, dagegen halten sie 15 bis 20 Kühe und suchen sich zur Saatzeit Gespannhülfe auf dem Hellwege.

Der Klee wird über den Roggen gesäet, der nach Kartoffeln folgt. Ich bemerke, daß zum Roggen nach Kartoffeln zuerst tüchtig geeggt und dann gepflügt wird. Auch zum Dreischliegen wird etwas Kleesamen über Hafer ausgeworfen. Man rechnet zwei Malterscheid Dreische zur Weide für eine Milch-Kuh. Die Wiesen tragen durchgängig nur ein saures Gras. Von zwei nahe beisammen liegenden Quellen ist die eine gut zur Bewässerung, die andere taugt nicht. Das Wasser der erstern ist klar, kalt im Sommer und warm im Winter. Man hat hier Butter und Hafer zu verkaufen, Roggen aber beizukaufen.

Breckervelt. Wir nähern uns hier einer bessern Gegend, und der Gewerbsfleiß nimmt zu. Ueber Breckervelt hinaus nach Hagen wimmelt alles im Thale von Menschen. Die Häuser drängen sich, wiewohl zerstreut, nach allen Seiten umher. Auch der kleinste Fleck ist angebaut. Kömmt man von Hagen her, so beut die Feldflur von Breckervelt jene interessante

Ansicht dar, welche das Herzogthum Limburg gewährt. Alles Feld liegt in kleinen Kämpen, die nicht mit Erdwällen, sondern mit ganz niedern Hecken, Zäunen und Einfrechtungen versehen sind, ohne daß auch nur ein einziger Baum oder Strauch die Aussicht unterbreche.

Hier ist zwar auch Dreischwirthschaft wie zu Halwer, allein die Dreische ist schon veredelt, und das Ganze geht in eine Vieh- oder Weidewirthschaft über.

Die Umgebungen von Iserlohe, Hagen und Gegend haben mehr oder weniger die nämliche Feldeintheilnng und Cultur. Die Angabe ihrer Fruchtfolge wird anzeigen, daß wir hier einen ganz andern Boden und ein anderes Clima vor uns haben, als die, welche wir bisher durchwandert sind.

Man hat in diesen Thälern des Bodens nicht zu viel, sondern Gegentheils viel zu wenig. Der Gewerbfleiß der Manufakturen und Fabriken, der sich von hier aus bis Elberfeld fortzieht, sorgt für die Bevölkerung, und diese läßt nicht gerne ein Plätzchen Grund unbenutzt. Die schönen Wiesen und Fettweiden an der Ruhr und Lenne kommen der Gegend kräftig zu Hülfe. Der durch mehrere Kunststraßen beförderte Verkehr zwischen den Menschen, und die dadurch erleichterte Zu- und Abfuhr aller Produkte ergänzt alles Uebrige.

Die Landwirthe wohnen theils in Dörfern zusammen, theils in zerstreuten Höfen umher. Kleiner, als sie sind, dürften die Wirthschaften nicht werden. Mehr Arbeit als für 1 oder 2 Pferde hat man selten, sehr oft weniger. Nebenbei läßt sich mit Nebenfuhrwerk mancher Groschen verdienen.

Ich fand bei Iserlohe folgenden Fruchtwechsel:

1) Brache, gedüngt mit 5 einspännigen Fudern auf jede 25 sechszehnfüßige Quadratruthen,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Hafer,
5) Hafer.

Oder:

1) Rüben oder Kartoffeln, gedüngt mit 6 Fudern auf 25 dergleichen Ruthen,
2) Sommergerste oder Roggen,
3) Erbsen,
4) Hafer.

Bei einem Pferde, größer sind hier die Wirthschaften nicht, hält man 4 Kühe, aber auf dem Stalle. Dabei hat die Gegend das Uebel, daß der Klee nicht gut gerathen soll.

Hagen.

1) Sommergerste, gedüngt,
2) 3) Roggen
4) Hafer,
5) Erbsen.

Oder:

1) Kartoffeln, gedüngt,
2) Roggen,
3) Klee,
4) 5) Hafer.

Oder:

1) Rüben, gedüngt,
2) Gerste oder Roggen,
3) Erbsen,
4) Roggen,
5) Hafer.

Die Regel ist, alle 5 Jahre einmal zu düngen. Man bringt 34 bis 36 zweispännige Fuder auf den Cöllnischen Morgen. Der Dung wird gewöhnlich sogleich untergepflügt, doch fängt man an einigen Orten an, den mit Wintergetreide bestellten Acker im Winter zu überdüngen, und spürt davon große Wirkung. Wie sich diese durch den ganzen Fruchtumlauf fort erhält, müssen erst genauere und längere Erfahrungen darthun. Gewiß ist das Ueberdüngen da, wo der Boden dem Auffrieren unterworfen ist, von entschiedenem Nutzen.

Das Vieh bleibt theils Tag und Nacht auf der Weide, theils nur einige Stunden über Tag und wird im Stalle gefüttert.

Die Schafzucht ist nicht beträchtlich. Die Herden haben nicht leicht über 2 bis 300 Stücke. Die Freiherren von Siberg und von Hoevel erwerben sich ein besonderes Verdienst um die Veredlung der Schafe, so wie um die Verbesserung des Ackerbaues überhaupt.

Schede. Der gewöhnliche Umlauf der Bauern ist:

1) Brache gedüngt,
2) Roggen,
3) Hafer,
4) Hafer.

Der nunmehr verschiedene Peter Harcotte hat sich durch mancherlei Versuche, wovon freilich nur wenige gerathen seyn

mögen, viel Verdienst um den Ackerbau seiner Gegend erworben. Er führte bei seiner Wirthschaft folgenden Fruchtwechsel ein:

1) Kartoffeln mit Stallmist,
2) Gerste,
3) Klee, die Stoppeln davon gekalkt zu
4) Roggen, auf diesen Buchweitzen und Spörgel zum Grünfüttern,
5) Erbsen — Wicken,
6) Hafer,
7) Bohnen, gedüngt,
8) Roggen,
9) Hafer,
10) Sommerraps, gepfercht,
11) Hafer.

Der Kalk zur Kleestoppel wird vorher schichtenweise mit $^2/_3$ Erde in einen Haufen geschlagen, und wenn er zerfallen, gestreut; die Kleestoppel flach umgestrichen, später vereggt, dann gepflügt und gesäet.

Zu der Zeit, als Harcotte zu Schede ankam, hatten die Bauern bei ihrer Fruchtfolge und ihrem Wesen oft schon im Februar weder Brodkorn noch Futter für ihre Pferde. Sie bewunderten seine Erndten; aber Harcotte war ein reicher Mann, daher, hieß es, kann er es, aber wir nicht. Er ließ also einen Armen an seiner Stelle den neuen Glauben predigen, und um ihm Eingang zu verschaffen, hieß er seinen Oberknecht einen Kotten kaufen, und schoß ihm das Geld dazu vor, mit der Bedingung jedoch, daß er eine Cultur nach Harcottes Art darauf einführen sollte. Dabei verband sich dieser, den neuen Kötter, wenn Schaden bei seinem Wirthschaftssysteme herauskommen sollte, zu entschädigen. Die Sache wurde unternommen und ging. Nach einigen Jahren hatte sein Mann Früchte zu verkaufen. Das wirkte. Nun hieß es, was der kann, können wir auch. Es ist ja nur ein Bauer. Man legte sich auf den Kleebau, nahm Kalk zu Hülfe, und so verbesserte sich der Zustand von Harcottes Umgebung.

Elzey. Hier wohnt Holtschmidt, ein tüchtiger Landmann. Ohne Bildung, Erziehung und Vermögen schwang er sich so hervor, daß er seinem Dorfe zum Muster und Vorstand dient. Er lernte erst in erwachsenen Jahren Lesen und Schreiben, und dieser Mann führt nun ein regelmäßiges Tagebuch über seine

Wirthschaft, macht vergleichende Versuche, setzt verödete Flecken in Culturzustand, legt unterirdische Abzüge an und hat nichts über Ackerbau gelesen. Er backt Brod so weiß und gut, daß es in Hagen gesucht wird, braut Bier, brennt Branntwein aus Kartoffeln. Nirgend ist mir noch ein so tüchtiger Landwirth von seiner Classe vorgekommen.

Ich sah ein Gerstenfeld, das er mit der eisernen Egge, zweimal über dieselbe fahrend, durchzogen hatte, nachdem die Gerste schon einen Finger lang war, und fand sie weit schöner, als da, wo die Egge nicht hingekommen war. Wenn der Hafer wegen beschlagenem Boden nicht heraus will, so wird er ebenfalls geeggt.

Kartoffeln werden hier zweimal geeggt, aber nicht behackt noch behäufelt. Nach dem letzten Eggen wird gedüngt, und der Dung über dem Kartoffelfelde liegen gelassen. Holtschmidt, der Letzteres beibehält, übrigens aber hacken und häufeln läßt, versichert, daß die überdüngte Kartoffeln nicht allein besser würden als die, wozu der Dung untergepflügt worden, sondern daß dasselbe auch bei dem auf die Kartoffel folgenden Roggen und späterhin selbst noch bei dem Sommergetreide zutreffe.

Auch das Ueberdüngen des Roggens, wenn er eben aus der Erde ist, hält er für zuträglicher als das Düngen in der Erde. Wenn gleich durch das Mistauffahren tiefe Gleise im Boden entstehen, so schadet solches nicht.

Herdicke. Hier, wo man viele Fettweiden hat, schätzt man, daß 15 Hämmel so viel Weide zum Fettwerden erfordern, als 2 Stück Hornvieh; man setzt sie aber zweimal in einem Jahre ab. Es kämen also 30 Hämmel 2 Stück Hornvieh gleich. Da die Schafe die Abänderung beim Futter lieben, so findet man am besten, wenn man sie Morgens ein Paar Stunden auf eine Kleedreische, und Nachmittags auf die Fettweide bringt.

Westerwald. Wir gehen zu dem Westerwalde, als dem südlichen Theile der westfälischen Gebirgsgegend, über; da ich aber nur den Theil bereist habe, welcher zunächst an das Bergische und die Sieg anstößt, so kann ich auch nur davon etwas sagen.

Obgleich man an keinem der nachbezeichneten Orte dem Westerwalde angehören will, so gehört doch keine besondere Unbefangenheit dazu, anzuerkennen, daß man da ist, sobald man das Siegthal bei Hennef hinter sich hat. Warum man so sehr vor dem Namen zurückschreckt, ist schwer zu begreifen, indem es nicht allein noch viel mildere Gebirgsgegenden giebt, sondern der Boden selbst an vielen Orten dem besten Boden auf Erden gleichkömmt, der mit nichts als seinem Klima zu kämpfen hat.

Es fehlt freilich auch nicht an ganz schlechtem Boden. Manchmal liegt eine nur seichte und strenge Thonschicht über dem Felsen, und da darf man, des Ausfrierens wegen, nicht mit Wintergetreide kommen. Der Boden beim Anfange des Westerwaldes, Uckerath und Weyerbusch, schien mir zum Theil schlechter als der auf dem hohen Westerwalde.

An jenen Orten ist er kiesig, grandig oder ein Gebröckel von Steinen, das mit magerem Thon vermischt ist. Man beobachtet, daß solche Stellen, wo die Oberfläche der Erde wie gesprenkelter Marmor aussieht, obgleich sie kein Stein ist, durchaus unfruchtbar sind, und auch durch den reichlichsten Dung nicht zu einem lohnenden Ertrage gebracht werden können.

Die Felsen bestehen aus Grauwacken und großen Basaltlagern.

Uckerath. Die Wirthschaften sind von 10 bis 60 bis 70 Morgen. Auf 30 Morgen muß ein gutes Pferd gehalten werden; dabei hat man 4 bis 5 Kühe, welche allgemein auf dem Stalle gefüttert werden. Die Ursache davon ist, weil man keine Gemeinweiden besitzt. Zu wie vielen kann selbst die Entbehrung nützlich werden! Man pflügt mit 1 auch 2 Pferden, mit 1 auch 2 Ochsen.

Die Fruchtfolge ist;

1) Brache gedüngt,
2) Roggen,
3) Klee gegypst,
4) Hafer.

Dann wieder mit 1 angefangen. Auf etwas guten Boden nimmt man noch

5) Kartoffeln.

Oder man hat

1) Brache gedüngt zu

2) Raps, 4) Klee,
3) Roggen, 5) Hafer.

Man findet also auch auf dem Westerwalde einen reinen Fruchtwechsel.

Die Regel will, daß $^1/_5$ des Bodens reine Brache sey. Dazu wird viermal gepflügt, einmal vor, einmal nach Winter. Die Brachfuhr, als die dritte, hat um Johannis statt. Im September wird der Dung in schmalen Furchen untergebracht, der Boden mit Kalk überstreut und dieser mit samt dem Roggen eingeeggt. Man braucht 18 Centner Kalk auf circa $1^1/_8$ Mgd. Morgen; er kostet mit der Fracht 6 Rthl. bis 6 Rthl. 12 Gr. An Dung nimmt man 16 bis 20 einspännige Fuder.

Man bedient sich auch wohl der Asche, wahrscheinlich von Braunkohlen; da sie jedoch theuer ist, so wendet man sie nur dann an, wenn das Getreide in etwas hohen Preisen steht.

Der Klee wird gegypst; die Stoppeln desselben, vor Winter gestürzt, bleiben über Winter liegen, werden im Frühjahre vereggt, mit Hafer besäet und dieser eingeeggt.

Man bedient sich des Buchweitzens und der Trespe zum Branntweinbrennen; ersterer soll vortrefflich zu diesem Zwecke seyn, und letztere mehr Wein als der Roggen geben. Wenn gleich die Brennereien der Landwirthe (denen der Professionisten spreche ich kein Lob) viel Getreide verzehren, so wirken sie sowohl durch den Abfall, als dadurch, daß sie die allzuniedern Preise des Getreides verhindern, auf die Vermehrung der Produktion.

Altenkirchen. Ich glaube, daß die Cultur besser seyn könnte, als sie ist. Der Klee ist erst seit 20 Jahren bekannt, und sein Anbau hat noch keine bedeutende Fortschritte gemacht; indessen nimmt er doch alljährlich etwas zu. So lange der Bauer mehr Land besitzt, als er zwingen kann, ist die Dreische für ihn das Gemächlichste, und die Gemächlichkeit des Schlendrians ist ihm einleuchtender, als die Berechnung des aus seiner Neuerung zu erwartenden Vortheils. Noch näher liegt ihm die Mitbenutzung der Gemeinweiden, wo welche sind, am Herzen, und nicht gern gönnt er seinem Nachbarn den Knochen allein, sollte dieser auch noch so sehr abgenagt seyn. Indessen wird

es hier von Jahr zu Jahr besser, und die Stallfütterung ist kein Schreckſal mehr.

Einzelne Höfe kommen selten vor. Bei weitem das Meiste wird aus den Dörfern bewirthschaftet. Ein Mann, der 70 bis 80 Magd. Morgen besitzt, hält nicht mehr als 2 Zugochsen. Er kann also nur die Hälfte seines Areals unter den Pflug nehmen und läßt das Uebrige als Dreische liegen. Hat sich der Boden nach 7 bis 8 Jahren hinreichend benarbt, so wird der Rasen abgeplaggt und auf dem Felde schichtweise mit Mist in Haufen gesetzt, später gepflügt, die Haufen ausgestreut, Roggen darüber her gesäet und eingeeggt. Dieser Roggen geräth ohne Widerspruch vortrefflich; dann wird, so lange der Boden tragen will, 4 bis 5 mal Hafer gesäet.

Altenkirchen besitzt in dem Bürger Butschbach einen sehr betriebsamen Mann. Da er eine Brennerei aus Kartoffeln hat, so kann er freilich auch mehr unternehmen, als manche seiner Nachbarn. Er gieng von dem Schlendrian ab und baut nun folgendermaßen:

1) Brache. Darauf 12 Zentner mit Jauche gelöschten Kalk. Dabei auch Dung, wiewohl nur die Hälfte von dem gewöhnlichen,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Kartoffeln,
5) Gerste,
6) Hafer.

Manchmal nimmt er auch im fünften Jahre Kartoffeln und geht dann wieder zu der Brache über.

Man säet den Roggen spät, damit er nicht zu frühe in die Aehren trete und durch die Frühlingsfröste leide. Butschbach säet zwar früher, um früher fertig zu werden, gesteht aber, daß sein Roggen nicht besser, als der seiner Nachbarn scheffle.

Man findet den Kalk auf schwerem Boden vortheilhafter als auf leichtem, indem er jenen nach Gebühr, diesen aber über Gebühr verkrümelt oder lockert. Durch letzteres heben sich dann die Getreidepflanzen aus dem Boden, oder ihre Wurzeln werden durch den Wind entblößt. Kalk tödtet das Unkraut; Asche gegentheils befördert den Wuchs desselben, daher letztere auf

vergrasten Feldern nicht angebracht werden darf. Asche und Kalk untereinander ist daher am zuträglichsten.

Der Westerwald, so wie der Hundsrück, ist die Heimath der Erdkohlrüben. Ueber ihr Loos spricht sich nur eine Stimme aus. Um dick zu werden, wollen sie nicht allein gehackt, sondern auch behäufelt seyn. Butschbach bewahrt seinen Kohlrübenvorrath im Garten, häufelt ihn gegen eine Mauer an, wodurch er vor dem Nordwinde geschützt ist, und deckt ihn mit einer Abdachung von Stroh. Warm wollen sie durchaus nicht liegen, etwas Frost schadet ihnen nicht.

Butschbach hat eine Gattung Kartoffeln, die alle in ihrem Inneren eine Höhlung oder Loch haben. Er zieht sie zum Branntweinbrennen allen übrigen vor.

Hachenburg. Auf dem Wege von Altenkirchen nach Hachenburg fand ich, wie schlecht oft die Großen bedient werden, und wie solches nie ohne Nachtheil des allgemeinen Wohls geschehen kann; auch überzeugte ich mich, wie wenig wahr das Sprichwort sey, daß der Verstand mit dem Amte komme. Als die Grafschaft Sayn Altkirchen noch dem fürstlichen Hause von Dessau gehörte, hatte dieses Ländchen einen Gouverneur, welcher 10,000 Gulden Besoldung genoß und, um einigen Nutzen dafür zu stiften, allen Eichen, welche unter seiner Botmäßigkeit standen, die Köpfe vor die Füße legen ließ. Entköpft stehen sie also noch da zur Schande der Waldungen und dessen, der sie zu entweihen wagte.

Der Fruchtumlauf zu Hachenburg verhält sich, wie folgt:

1 — 6) Dreifche, der erste Schnitt gemäht, der andere abgeweidet,
7) Hafer, einfährig bestellt. Wo möglich geschieht das Pflügen vor Winter, und zwar tief.
8) Hafer, wieder einfährig, wodurch die Narbe obenauf kömmt,
9) Roggen, dazu gedüngt, im October gesäet,
10) Kartoffeln ohne Dung,
11) Hafer,
12) Hafer,
13) Roggen, gedüngt. Dann bleibt das Land wieder als

Dreiſche liegen. Dieſer läßt man immer Roggen vorhergehen, weil der Boden ſich leichter darnach benarbt als nach Sommergetreide. Der Roggen leidet oft im Mai und Juni durch die Spätfröſte, ſo daß man in 6 Jahren kaum auf eine vollſtändige Erndte zählen kann.

Zu den Kartoffeln wird die Roggenſtoppel vor Winter umgebrochen. Im Frühjahre wird geeggt, und die Kartoffeln hinter dem Pfluge eingelegt. Vierzehn Tage nach dem Pflanzen wird zum erſtenmale, wann ſich die Blätter ſo eben über der Erde blicken laſſen, zum zweitenmale, und wenn das Laub 5 bis 6 Zoll lang iſt, zum drittenmale geeggt. Das erſte Eggen darf nicht tief eingreifen. Später wird einmal gehackt und zugleich gehäufelt. Zur Gerſte wird das Land gedüngt, der Samen über den Dung hergeworfen, und beide zuſammen in ſchmalen Furchen mit einem Hackenpfluge untergewühlt, darauf bei trockenem Wetter gewalzt.

Man war bei meiner Durchreiſe 1817 im Naſſauiſchen mit der vortrefflichen Operation des Zuſammenlegens der Felder begriffen.

Die Gegend von Altenkirchen nach Hachenburg und von da nach der Neukirch ſteigt immer, bis ſie an dieſem Orte ihren höchſten Punkt erreicht hat und ſich nach dem nahen

Emmerichenhain herabſenkt. Jener Punkt wäre alſo der einzige, welcher ſich den Namen des rechten Weſterwaldes nicht ſtreitig machen laſſen darf. Alle übrigen Orte ſuchen ihn von ſich abzulehnen.

Nicht der Boden, ſondern das Clima iſt es, welches den Gebirgsgegenden die Hülfe verſagt; dazu geſellen ſich oft die beſchwerliche Lage und die zerſtreut liegenden Baſaltmaſſen. Zu Emmerichenhain namentlich iſt der Boden ſo gut, als man ihn wünſchen kann. Ich fand im freien Felde Wirſing, weißen und blauen Kohl, Kohlrabi und Blumenkohl. Nur dem Wintergetreide verſagt das Klima, um ſo mehr, als der Boden dem Auffrieren unterworfen iſt. Gegen letzteres iſt man bei dem Roggen auf ein Mittel gefallen, deſſen Mittheilung allen Gegenden, welche mit dieſem Uebel geplagt ſind, von Wichtig-

keit seyn muß. Es besteht einzig in dem Gebrauche des sogenannten Johannis- oder Staudenroggens, welcher zu dem Ende in dem Laufe des Juli oder gar Ende Juni gesäet wird. Er kann dann ein-, ja zweimal im Herbste abgemäht werden und bestockt sich so stark, daß seine Wurzeln vor Winter den Boden nach allen Seiten durchlaufen. Wird dieser nun durch den Frost gehoben, so schadet solches nicht, indem die Erde, bei dem nachherigen Sinken, die Pflanzen mit sich herab zieht, welches bei dem gewöhnlichen Roggen, der vor Winter nur einige wenige Wurzeln wirft, nicht der Fall ist; daher denn die leichtere Pflanze entblößt in der Höhe bleibt, wenn sich die schwerere Erde senkt. Seitdem sich dieses Mittel in der Gegend, wovon die Rede ist, erprobt hat, bedient man sich keines andern Roggens zum Einsäen mehr. Außerdem weiß man, daß der Staudenroggen auch in andern Rücksichten den gewöhnlichen Roggen übertrifft.

Es ist auch nicht durchaus nöthig, daß der Johannisroggen so frühe, wie gesagt, gesäet werde; es kann solches zur Noth noch im September geschehen.

Die Fruchtfolge ist:

1) Kartoffeln, Kohlrüben, Rüben, Kopfkohl gedüngt,
2) Gerste,
3) Hafer oder Mengkorn, das ist ein Gemenge von Hafer und Gerste,
4) Hafer, oder
3) Klee gegypst,
4) Gerste oder Mengkorn,
5) Hafer.

Man hat auch:

1) Kartoffeln, 2) Lein, 3) Mengkorn.

Für Roggen heißt es:

1) Brache, 2) Roggen, 3) Hafer.

Die Felder, welche eingedreischt werden, läßt man nicht kürzer als 6 und nicht länger als 8 Jahre liegen; es sey denn für letzteres, wenn der Boden sich vorzüglich zu Grase eignete, und durch das Wasser, welches den höherliegenden Feldern entströmt, darin unterhalten werde. Man nimmt jährlich nur

einen Schnitt von den Dreischen, darauf dienen sie zur Weide. Wird die Dreische umgebrochen, so folgt zweimal Hafer. Dung wird nicht aufgebracht.

Ein Gemisch von Gerste und Hafer scheint etwas widersinnig, indem beide Theile nicht zugleich reifen; man findet dennoch seine Rechnung dabei, und richtet sich in der Erndte nach dem mehrgerathenen Theile. Der Frühhafer, welcher zugleich mit der Gerste reift, würde sich besonders zu diesem Zwecke schicken. — Die Kleestoppel wird zweimal zur Gerste gepflügt, die Dreische nur einmal zum Hafer.

Die Kartoffeln spielen unter allen Früchten die größte Rolle. Es wird vor Winter flach dazu gepflügt, der Dung über die rauhe Furche gebreitet und liegen gelassen. Im Mai werden ohne weiteres Pflügen die Kartoffeln hinter dem Pfluge eingelegt, und da die Gras- und Krautartigkeit der Narbe durch den Dung den Winter über noch befördert worden, welches man zu dem Zwecke liebt, so werden die umgelegten Schnitte hinter dem Pfluge in kurze Stücke gehackt, ohne Rücksicht auf die darunter liegenden Kartoffeln, so daß man glauben sollte, es würde alles zerstört. Nach einigen Tagen, wenn die zerhackten Erdstücke genug abgetrocknet sind, wird mit der Forke das Unkraut aufgeschüttelt, und auf dem Felde in kleinen Haufen verbrannt.

Sind die Kartoffeln über der Erde, so wird gehackt und später gehäufelt. 10 für 1 hält man für einen geringen Ertrag; man hat nicht selten 18 bis 20.

Alles beruht hier auf dem Grase, alles auf der Viehzucht; auch findet man keinen grasreichern Boden, als den dieser Gebirgsgegend. Die Dreische ist daselbst keine öde Heide, sondern von großem Werthe. Alles Hornvieh ist roth, und zwar dunkelroth oder braun; andere Farben will man nicht, besonders keine Schecken, welche man in den Niederlanden so sehr schätzt. Das Gesicht ist weiß; um aber schön zu seyn, muß es um die Augen einen breiten braunen Ring haben. Außerdem ist es anerkannt eine sehr gute, auch wohlgebildete Viehrace, vom Mittelschlage. Es wird in der Gegend alle Woche ein Viehmarkt gehalten, und das Vieh auf 2 bis 3 Stunden weit hin-

gebracht. Der Bauer setzt seine Zugochsen zwei-, dreimal in einem Jahre um, sobald er nur etwas darauf gewinnen kann. Ein Paar einjähriger Ochsen kostet im Durchschnitte 6 bis 8 Carolin, zweijähriger 8 bis 10, dreijähriger 10 bis 15, schöne Ochsen im Fleische 20 bis 25, die besten 25 bis 30.

Man pflügt durchgängig mit Ochsen und braucht sie, wenn sie 2 Jahre alt sind. In einer Woche sind sie zur Arbeit abgerichtet. Mit einem Paar Ochsen werden 30 Morgen bestritten, wovon jedoch ihrer 10 regelmäßig als Dreische niederliegen. Die Winterfütterung des Hornviehes geschieht kalt. Die Ochsen erhalten neben Heu und Stroh auch etwas Hafer.

Die Landleute wohnen in zusammengebauten Dörfern, mit Ausnahme einiger wenigen einzelnen Höfe. Die Wirthschaften sind klein, von 8, 10 bis 20 Morgen; die größten haben ihrer 50 bis 60. Selten daß man einen einzelnen Hof von 100 Morgen antrifft.

Die Braunkohle, deren wir bei Beschreibung des Herzogthums Jülich näher gedenken werden, findet sich auch hier, und noch weit häufiger. Sie ist beinahe der einzige Brennstoff, den man hat. Die Lager davon sind sehr reichhaltig, und oft findet man 2 bis 3 Schichten übereinander, welche nur durch eine seichte Erdschicht getrennt sind.

Der Grindel des hiesigen Räderpfluges ruht unmittelbar auf der Achse der Räder, in welche drei Vertiefungen eingeschnitten sind, um den Pflug mehr nach der rechten oder linken Seite zu bringen, je nachdem er breite oder schmale Furchen ziehen soll. Die Tiefe seines Einhängens kann nur durch ein längeres oder kürzeres Einhängen des Grindels bestimmt werden.

# Beschreibung

der

# Landwirthschaft

in

## Westfalen und Rheinpreussen.

Mit einem Anhang

über den

**Weinbau in Rheinpreußen.**

---

Von

Johann Nepomuk von Schwerz.

---

**Zweiter Theil.**

Stuttgart,

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1836.

Digitized by Google

# Inhalt des ersten Theiles.

## Beschreibung der Landwirthschaft in Westfalen.


Seite

I. Mehr allgemeine bäuerliche und landwirthschaftliche Verhältnisse . . . . . 3
II. Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthume Minden . 46
III. Zustand des Ackerbaues in der Grafschaft Ravensberg . . 85
IV. Zustand des Ackerbaues in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen . . . . . 115
V. Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthume Münster auf Thon- und Kleiboden . . . . . 135
VI. Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthume Münster auf Sandboden . . . . . 186
VII. Bäuerliche Verhältnisse und Zustand der Landwirthschaft auf dem Hellwege der Grafschaft Mark und des Herzogthums Westfalen . . . . . 241
VIII. Bäuerliche Verhältnisse und Zustand der Landwirthschaft in dem Fürstenthume Paderborn . . . . . 302
IX. Zustand des Landbaues in der Westfälischen Gebirgsgegend 397


# Inhalt des zweiten Theiles.

## Beschreibung der Landwirthschaft in Rheinpreußen.


Seite

I. Bäuerliche Verhältnisse und Zustand der Landwirthschaft in den Herzogthümern Cleve und Geldern und dem Fürstenthume Mörs . . . . . 3

Seite

II. Bäuerliche Verhältnisse und Zustand der Landwirthschaft in dem Herzogthume Jülich . . . . . 71
III. Bäuerliche Verhältnisse und Zustand des Ackerbaues in der Eifel . . . . . 127
IV. Bäuerliche Verhältnisse und Zustand des Ackerbaues in der Moselgebirgsgegend . . . . . 154
V. Zustand des Ackerbaues am Rhein und an der Mosel . . 167

## Anhang.

### Beschreibung des Weinbaues in Rheinpreußen.

I. Allgemeine Betrachtungen . . . . . 241
II. Anlegung eines Weinbergs . . . . . 250
III. Behandlung junger Weinberge . . . . . 281
IV. Behandlung vollständig erwachsener Weinberge . . . . . 285
V. Feinde und Krankheiten der Reben . . . . . 304

# Zweite Abtheilung.

# Beschreibung der Landwirthschaft

in

# Rheinpreußen.

# Erſter Abſchnitt.

## Bäuerliche Verhältniſſe und Zuſtand der Landwirthſchaft in den Herzogthümern Cleve und Geldern und dem Fürſtenthume Mörs *).

### I. Vertheilung des ländlichen Grundeigenthums.

Wenn man von Venlo an der Maas aus eine Gedankenlinie über Kempen und Crevelt nach dem Rhein zieht, von da

*) Allenthalben in der Welt iſt die Verſchiedenheit des Bodens groß; aber nirgends größer als in den Provinzen, deren Ackerbau ich hier zu entwickeln unternehme. Aus der Verſchiedenheit des Bodens und der Lage gehen dann wieder ſo mannigfaltige Abweichungen in Vertheilung des Grundeigenthums, des Verkehrs mit den Grundſtücken, der Zuſammenſetzung der Wirthſchaften, des Lebens und Webens der Einwohner, ihrer Mittel und Zwecke hervor, daß es äußerſt ſchwer wird, alle Theile mit Klarheit und ohne Weitläufigkeit in ein Ganzes zu ordnen. Ich muß daher zum Voraus um Verzeihung bitten, wenn jene Verſchiedenheiten mir es unmöglich machen ſollten, überall die lichtvolle Ordnung anzubringen, welche ich der Beſchreibung dieſer für die Landwirthſchaft ſo ſehr intereſſanten Provinzen zu geben wünſchte.

Die Beſchreibung ihrer Kultur bietet durch die Theilung in Niederung und Höhe zwar einige Erleichterung dar, es

längs der Emscher auf Lünen an der Lippe ausgeht, dann diesen letztern Fluß bis an das Deutschburger Waldgebirge nördlich von Paderborn verfolgt: so findet sich, daß die Landwirthe auf der nördlichen Seite der angegebenen Richtung durchgehends in einzeln zerstreuten Höfen, die auf der südlichen Seite durchgehends in zusammengebauten Dörfern wohnen. Diese auffallende Verschiedenheit rührt vielleicht von dem geschichtlichen Gange der ersten Bevölkerungsart, wahrscheinlicher aber daher, daß die Römer und Franken sich nicht über jenen Grenzen mit gleicher Macht, wie auf der Südseite, behauptet haben. Der Ursprung sey endlich, welcher er wolle, so besteht die angeführte isolirte Lage der Bauerwirthschaften in der Gegend, die wir vor uns haben, bis auf den heutigen Tag. In den Dörfern wohnen die Handwerker, Krämer, Tagelöhner, Geistlichkeit und Schullehrer, auf dem Lande zerstreut, auch oft sich nahe, die Bauern und Landwirthe.

In dem Geldrischen herrscht das Eigene, daß die Höfe in gerader Linie fast immer oberhalb und unterhalb dem Dorfe, wo sie eingepfarrt sind, liegen, und zwar so, daß ein Hofraum nebst Garten oder Kamp unmittelbar an den andern anstößt, also eine lange, wiewohl nur einseitige Straße bildend. Sie führen den Namen von Humschaften. So z. B. heißt es: das Dorf Neukirchen mit den Humschaften Eyl, Winternam und Värsdonk.

Man unterscheidet die Höfe nach ihrer Größe in ganze, halbe und Kathstellen. Unter diesen letztern giebt es Pferdskötter und kleine Kötter.

---

wechselt aber auf der sogenannten Höhe der Boden in seinen wellenförmigen Beugungen so sehr und so oft, daß wir bald Sand, bald Lehm, bald Thon, bald Moor, bald Kies, bald magern, bald mittelmäßigen, bald fetten Boden haben, wodurch sich denn auch das Verfahren der Bewirthschafts-Arten kreuzet. Doch vielleicht erhellt sich der Pfad, wenn wir die vor uns liegenden noch dunklen und verworrenen Wege betreten.

Schließlich bemerke ich, daß das Fürstenthum Mörs mit unter dem Namen der Niederung oder Cleveschen Niederung begriffen ist, Geldern aber und das Land um Kempen mit zu der Höhe gerechnet wird.

Man rechnet in dem Cleveschen nach Holländischen, in dem Geldrischen und dem Fürstenthum Mörs nach Cöllnischen Morgen. Der Holländische Morgen enthält 600 Rheinländische Ruthen, gleicht also 3 Magdeburger Morgen 60 Ruthen; der Cöllnische Morgen hat 150 Ruthen zu 16 Fuß, p. p. gleicht er 1 Magdeburger Morgen 50 Ruthen.

In den Clevischen Niederungen haben die größten Höfe 60 bis 80 Holl. Morgen, wovon $^1/_3$ Graswuchs; die Höfe von mittlerer Größe 25—40; die kleinsten 15, 20—24 Morgen. Auf der Höhe sind die Höfe etwas kleiner von 40 zu 25, auch 15 Holl. Morgen. Die großen Höfe, deren es aber hier nur wenige giebt, haben ihre Aecker zusammenliegend, und oft in Kämpe eingeschlossen. Die Grundstücke der kleineren Bauern aber liegen zerstreut im offenen Felde untereinander.

In dem Geldrischen enthalten die größten Höfe 50 bis 100 Cöllnische Morgen, die mittlern 25 bis 40; was darunter ist, fällt unter die Zahl der Kätten. Die Wirthschaften von 15 zu 25 Morgen kommen am häufigsten vor. Bis zu 15 und darüber heißt man einen Pferdebau. Diejenigen, welche weniger besitzen, haben in den letztern 25 Kriegsjahren angefangen, sich, zur Vermeidung der Spanndienste, der Ochsen zu bedienen. Die Höfe haben größtentheils ihr Areal zusammenliegend, einzelne Feldstücke ausgenommen.

In dem Fürstenthume Mörs sind die Güter in den Rheingemeinden größer als in den mehr landeinwärts gelegenen. Da haben sie 125 bis 150, einige wenige 3 bis 400 Cölln. Morgen, die kleinsten Höfe haben ihrer 40 bis 50; hier erstrecken sich die größten nicht über 75 bis 80, die gewöhnlichsten haben 50 Morgen. In jenen oder den Rheingegenden kommen gegentheils die großen Wirthschaften am häufigsten vor. Die landeinwärts liegenden Höfe haben den Vortheil, daß ihre Feldstücke zusammenliegen, welches in den Rheingegenden nur selten der Fall ist.

In dem interessanten Kreise von Kempen bestehen die größten Bauerngüter aus 100 bis 150 Morgen. Die kleinern Bauern haben nur 6 bis 10 Cölln. Morgen. Die Grundstücke der ersten liegen zusammen.

In den drei letzt genannten Gegenden findet man nur wenig Kämpe, also durchgehends alles im offenen freien Felde.

Man kann diese Provinzen nicht bereisen, ohne einen allgemeinen Wohlstand darin wahrzunehmen. Die meisten Dörfer gleichen kleinen Städten; die Häuser sind schön und reinlich, die Straßen gepflastert. Ein naher Contrast mit dem Münsterschen und Paderbornschen!

## II. Verkehr mit den Grundstücken.

Die Ueberlassung der Güter in Erbpacht kommt immer mehr und mehr außer Gebrauch; man verkauft blos oder verpachtet.

Kauf und Verkauf des Grund und Bodens ist seit Jahrhunderten nicht so häufig vorgekommen, als in den verflossenen letzten zwölf Jahren durch die Veräusserung der Domänen. Im Anfange, da man der Sache noch nicht traute, gingen diese Güter zu einem Spottpreise. Sie stiegen aber nach und nach und kamen am Ende zu ihrem wahren Werthe. — In einem Lande, wo ein so großer Unterschied der Güte zwischen den Feldstücken obwaltet, ist nichts über den Kaufpreis zu bestimmen.

Auf dem Clevischen rechten Rheinufer ist der Antritt der Zeitpacht den 22sten Februar, die Pachtfrist von 6, höchstens 12 Jahren. Die Zahlung hat Statt Martini. Der abgehende Pächter hat das Recht, das Winterfeld, welches sich jedoch nicht über die $^2/_3$ des ganzen Areals ausdehnen darf, zu besäen, wovon er die Hälfte der Körner, der angehende Pächter aber die andere Hälfte nebst sämmtlichem Stroh erhält. Dieses contrastirt seltsam mit dem verderblichen Gebrauch, welcher in dem an das Clevische unmittelbar anstoßenden Amt Bocholt Statt hat, gegen welchen ich meine Klagen in einer meiner vorigen Abhandlungen erhoben habe. — Kommen Streitigkeiten vor, so werden sie nach dem An- und Abzugs-Reglement von 1733 entschieden. Das Inventarium bringt der Pächter mit.

Auf der linken Seite des Rheins, wiewohl in derselben Provinz sind die Pachtbedingungen von den vorhergehenden verschieden. Die Pachtfrist ist von 3, 6 bis 9 Jahren. Die

Uebergabe der Wiesen und des Gartenlandes hat den 22sten Februar statt, die der Ackerlande und der Behausung den 30sten April. Der abgehende Pächter muß vorher allen Mist ausfahren und kann $^4/_5$ des Areals besäen; davon genießt er dann die Hälfte des Ertrages, mit Ausnahme (so viel ich weiß) des Strohes.

In dem Herzogthum Geldern ist die Pachtfrist von 6 auch 12 Jahren mit sechsen zu versagen. Dieses richtet sich nach dem gewöhnlichen Dungumlauf. Der An- und Abzug ist in der Mitte des Mai. Dazu hat der Abzieher im vorhergehenden Herbst alles Land stoppelblos liegen zu lassen, und seine Bestellung fällt schon von da an dem Antreter zur Last. Stroh und Mist bleiben auf dem Hofe. Ein eisernes Inventarium findet man nirgends am Rhein.

In dem Kreise von Kempen hat die letzt angegebene Pachtfrist Statt, der Antritt aber Martini oder Lichtmeß. Eine der Pachtbedingungen ist hier, das Land alle Jahre zu düngen.

In den Clevischen Niederungen, auf dem rechten Rheinufer, stimmen die Berichte für 40 bis 60 Holl. Morgen als die zweckmäßigste Größe der Wirthschaften; auf dem linken Rheinufer für 80 bis 100. Ich beobachtete, daß die Hauptsache in den Niederungen aus Vieh- oder Mastweiden besteht. — Auf der Höhe reichen 20 bis 30 holl. Morgen zu einer guten Wirthschaftsführung zu. „Ich glaube nicht, sagt der alte Lobbes, daß es mehr als drei Ackerwirthschaften hier zu Lande gebe, welche 40 bis 50 Holl. Morgen enthalten, und doch stand die hiesige Landescultur von jeher in gutem Rufe.“

„In denjenigen Gemeinden, sagt der Prediger Nop von dem Kreise Rheinberg, herrscht durchweg die meiste Wohlhabenheit, wo die Güter 50 bis 60 Clln. Morgen haben.“

Ein Umstand, der nicht selten zu einer nachtheiligen Parzellirung der Höfe Gelegenheit giebt, ist das Feuer; wenn nämlich der Eigenthümer die in Asche verfallenen Gebäude nicht wieder aufzubauen vermag. Dagegen böte wohl eine Feuer-Assekuranz-Kasse das sicherste Mittel an. Sie würde verhindern, daß nicht mancher in einer solchen Lage gedrückt zur Veräusserung eines Theils seiner Ländereien zu jedem Preise schreiten

müßte. — In den Dörfern würde eine dergleichen Assekuranz-Kasse noch den bedeutenden Vortheil haben, daß mancher auf sein Haus nun leichter ein Stück Geld zur Abfindung seiner Miterben erhalten könnte, welches ihn schützte, seine Grundstücke loszuschlagen, oder sein Holz zu stark anzugreifen, wie jetzt nicht selten geschieht.

Von den Nachtheilen der Verpachtung der Domainen durch Meistgebote fand ich zu Griethausen wieder ein Beispiel. 57 Holl. Morgen, worunter nur 15 Morgen Wiesen, von dem dasigen Kloster herrührend, wurden zum ersten Male, da alles noch in gutem Stande war, für eine jährliche Pacht von 4600 Franken dem Meistbietenden überlassen. Dieser mochte für eine solche frischmelkende Kuh, die er nicht länger zu behalten gedachte, als ihr Milch abzuziehen war, viel Geld bieten, und vielleicht noch Vortheil dabei finden. Mit dem Erlöschen der Pachtfrist aber erlosch auch der Ertrag, und heuer hat das Gut nicht höher mehr als auf 2400 Franken gebracht werden können. Möchte doch das Verpachten nach billigem Anschlage wieder aufgesucht und der tüchtige zahlungsfähige Competent einem untüchtigen oder hergelaufenen Individuum dabei vorgezogen werden.

In dem Fürstenthume Mörs fand ich auf einem Pachthofe von 270 Clln. Morgen Ackerland, meistens Weizenboden, und 20 Morgen Wiesen und Weiden folgende Bedingungen. Der Verpächter bezieht die Hälfte aller ausgedroschenen Körner, der Pächter behält die andere und das Stroh von dem Ganzen. Dieser hat dabei die Erlaubniß, zu seinem alleinigen Privatgebrauche so viel Wurzelgewächse und Flachs zu bauen, als er nöthig hat. Den Graswuchs genießt der Pächter umsonst; der Verpächter zieht die Hälfte des ersten Kleeschnitts; der Samen, der vom zweiten Schnitte gewonnen wird, wird unter beide getheilt, dagegen muß der Pächter, Jahr aus Jahr ein, eine Milchkuh zum Besten des Verpächters unterhalten. Dieser letztere trägt endlich allein alle Grundsteuer und Kriegslasten und giebt die Hälfte der Einsaat her.

## III. Lage und Boden.

Mit Ausnahme eines kleinen Theiles auf dem rechten

Rheinufer, liegen die Länder, deren Ackerbau wir vor uns haben, zwischen zwei großen Flüssen, der Maas und dem Rhein. Die Neigung des Bodens geht nach Norden. Der Verlust des Maasufers bringt diesen Gegenden manchen bedeutenden Nachtheil.

Die Gegend hat keine Berge, aber viele Unebenheiten. Nach dem Rheine zu bildet sie durch ihre Erhabenheit einen natürlichen Damm, der vor Jahrtausenden dem Strome wahrscheinlich zum Ufer diente. Zwischen dieser Höhe und dem jetzigen Rheinufer befindet sich eine, eine halbe bis eine Meile breite Strecke von angeschwemmtem Boden, der nach dem Strome hin zu Wiesen und Weiden dient, mehr landeinwärts aber ein sehr vortreffliches Ackerfeld unter dem Namen Rheinfeld bildet. Die daran stoßende Höhe reicht, in steter Abwechselung von Erhabenheiten und Vertiefungen, oder wellenförmig bis zu den Ufern der Maas hin. Ich werde in der Folge die erste Gegend unter der Benennung der Niederung und die letzte unter dem Namen der Höhe begreifen.

Niederung. Das Ackerland in der Niederung besteht in der Regel aus einem milden mit $^1/_6$—$^1/_5$ Sand gemischten Boden, der zu allen Früchten, deren Kultur das Klima gestattet, geeignet ist. Er läßt sich auch bei sehr trockener Witterung gut bearbeiten, weniger bei nasser. Vom Ausfrieren ist wenig Gefahr. Die obere Krume ist so mächtig, daß sie zu jeder Tiefe gepflügt werden kann. Sie reicht manchmal bis zu 5—6 Fuß hinab. Ihr folgt der sogenannte Wellsand, wie man ihn auch in dem Bette des Rheins findet. Allerdings ist solches nicht allgemein. Es giebt Stellen, wo reiner Grand und Sand sich nicht über anderthalb bis 2 Fuß unter der Oberfläche finden. Man nennt sie hier Haide-Scheinen. Darauf dörren bei sehr trockener Witterung die Früchte wohl aus, das Stroh bleibt klein und das Korn nothreift.

In einigen Gegenden, wie Eversaat, Kärl, Vellach, Bort u. s. w. ist durch die Durchbrüche der Dämme das Rheinfeld ganz oder zum Theile 6—24 Zoll hoch mit Kies und Sand bedeckt worden. Wo diese Gegenstände sich zu hoch angehäuft haben, da läßt man den Boden als zur Kultur untauglich liegen; wo der Grandsand aber nicht über einen Fuß stark ist.

kann sehr guter Roggen darauf gebaut werden. Hat die Gegend im Ganzen dem Strome ihre Fruchtbarkeit zu verdanken, so hat sie auch in ihm ihren grimmigsten Feind, der, wenn er auch nicht alles Gute, was er früher gegeben hat, auf immer vernichtet, doch vorübergehend die Hoffnung und die Erndte von manchem Jahre zerstört.

Durchgehends hat die Niederung einen Weizen- und Wintergerstboden. An manchen Orten kann von erstern das zehnte, auch zwölfte Korn angenommen werden. Es giebt viele Felder, die seit 30 Jahren keinen Dung erhalten, und doch stets reichliche Ernten geliefert haben. Nimmt der Ertrag des Wintergetreides etwas ab, so wird Hafer mit Klee ausgesäet, und die Fruchtbarkeit wird von neuem durch den Fruchtwechsel allein belebt.

Höhe. So wie man sich von der Rheinniederung aus westwärts oder nach der Höhe wendet, hört der fette, schwere, grasreiche Boden auf, und wechselt bald mit lehmigem Sand und sandigem Lehm, bald mit wahrem Sand und auch Heideboden. Man muß sich jedoch hier keine solche sandige Wüste denken, wie die, welche sich in dem Cleviſchen in einiger Entfernung von dem rechten Rheinufer und da hinein nach Schermbeck im Münsterlande vorfindet. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß das Rheinthal auf dem rechten Ufer von dem Siebengebirge oberhalb Cölln an, bis hinunter zu der Holländiſchen Grenze, weniger fett und fruchtbar iſt, als das auf der linken Seite. Dieſes gilt für die Niederung ſowohl als für die Höhe.

Die wellenförmigen Beugungen der Höhe geben zu einer mannigfaltigen Verſchiedenheit des Bodens Anlaß. Die erhabenen Striche beſtehen aus Sand, der doch meiſtens auf der Oberfläche mit etwas Thon gemiſcht iſt. Dieſe Krume zur Tiefe von einem Fuß p. p. ruht auf einer Schichte von rothem Sande, iſt leicht und zu jeder Zeit zu bearbeiten, leidet aber von der Trockenheit.

Rückt man von dem erſten erhabenen, das Rheinthal oder die Rhein-Niederung begrenzenden Landſtriche mehr landeinwärts, ſo folgt eine zweite Niederung, die etwa eine halbe Stunde in ihrer Breite hat. Hier findet man einen ſehr ſchweren thonigen Boden, der nur ſehr wenig Sand enthält. Er iſt bei feuchter

Witterung gar nicht, bei der Hitze oder Dürre äußerst schwer zu bearbeiten. Die ackerbare Krume mißt etwa 1½ Fuß. Unter ihr findet sich ein gelber und weißer Klei, der kein Wasser durchläßt.

Hinter oder über dieser undankbaren Vertiefung fängt der Boden wieder an zu steigen und erreicht die Höhe, welche der schon angeführte erste erhabene Landstrich hat, mit dem er auch gleiche Bestandtheile theilt. Wo er noch höher wird als dieser, da ist schlechte Heide, wie z. B. die Bönninghaart und der Wald, der sich bis nach Cleve erstreckt. Ueber dieser Höhe kömmt man dann in eine vertiefte Fläche, wodurch sich die Niers in häufigen Krümmungen windet, der Boden wieder besser wird, die Wiesen aber wegen Vernachlässigung des Bettes jenes kleinen Flusses durchaus versäuern oder zu Mooren werden. Das Bett ist durchaus verschlammt und mit Gras, Ried und Schilf verwachsen. Man würde ohne Mühe und Kosten zur Steuerung des Uebels gelangen, wenn man den Fischfang darauf gegen die alljährliche Reinigung unentgeldlich verpachtete, wozu sich, wie man mich versichert, Liebhaber genug finden würden.

Im Fürstenthum Mörs ist die Höhe sanfter und hat einen gemischten mergelartigen fruchtbaren Boden, wie z. B. Repelen, Capellen, Neukirchen. Weiter landwärts bei Blain, Crevelt u. s. w. liegt der Boden wieder tiefer und ist daher auch thoniger und sumpfiger. Ich werde daher auch dieses Land mit der Clevischen Niederung zusammenfassen.

Das Herzogthum Geldern ist weniger von der Natur begünstigt. Sein Boden wird in dem Verhältnisse besser, als man nach dem gelobten Jülicher Lande vorrückt. Im Allgemeinen ist der Boden trocken, mild, sandig, aber auch moorig. Der südliche Theil des Landes, z. B. Krickenbeck und Viersen hat einen guten Lehmboden, die Gegend von Kempen aber einen magern sandigen Lehm. In dem ganzen Gelderlande ist viel Dung ein durchaus unentbehrliches Bedürfniß. Der Untergrund besteht nur allzuoft aus zähem Thon und Eisenletten.

Dieses Herzogthum bildet im Ganzen eine schöne, oft unübersehbare Ebene. Die südliche Richtung von Geldern aus längs der ästigen Niers über Neuen- und Altenkirchen nach

Kempen hat eine vortreffliche Lage; das flache spiegelebene Feld von der östlichen, Wasser und Wiesen von der andern Seite, zwischen beiden die Wirthschaftshöfe auf einer langen einfachen Reihe liegend und durch etwas Gehölz gedeckt, dabei gute Wirthschaften, wie es mir schien.

## IV. Kuh- und Fettweiden.

Ich werde mich in diesem Artikel auf die Niederung beschränken, denn die Höhe hat keine Fettweiden, und von den Kuhweiden wird bei dem Hornvieh vorkommen. Die Ufer der Ruhr, der Lippe und des Rheins sind vorzüglich zur Weide geeignet, und man hat es daselbst in diesem Stücke sehr weit gebracht. Es ist das Musterhafteste, das wir in Westfalen finden. Von den Weiden der ersten beiden Flüsse habe ich bei Gelegenheit der Beschreibung der Grafschaft Mark gesprochen. Von den Rheinweiden also hier.

Die Weiden sind ihrer Lage nach von verschiedener Güte. Die vorzüglichsten sind die, welche außerhalb des Rheindammes liegen, daher alljährlich im Winter vom Rheine überschwemmt werden. Ihre anderweitige Verbesserungen müssen sie von der gehörigen Beweidung mit Rindvieh erwarten. Indessen leiden sie auch manchmal Schaden vom Sande, wenn nämlich bei starkem Strome die Sommerdämme (zweite oder hintere Dammreihe) durchbrechen. Der Sand muß im folgenden Frühjahre wieder weggebracht werden. Die Weiden innerhalb des Rheindammes sind schon schlechter und haben an einigen Orten nöthig, mit Dungerde überstreut zu werden; allein aller Dung kömmt dem fetten Letten nicht gleich, den der Rhein auf die äußeren Wiesen absetzt. — Die hohen Weiden endlich enthalten mehr Sand, welcher vom Rheine vor und nach auf sie hingebracht worden. Das Gras auf diesen ist zwar eben so süß und gut, aber nicht so rein und fett wie das der niederen Wiesen.

Die Einfriedigung der Wiesen besteht aus Gräben, Hecken oder einem hölzernen Geländer. Beide erste sind seltener als letztere. Wenn die Gräben das Uebersetzen des Viehes verhindern sollen, so müssen sie tief und breit seyn. Sind sie, wie

erforderlich, 5—6 Fuß breit, so nehmen sie so viel von dem köstlichen Raume weg. Auch durch die Hecken, wenn solche nicht dünne gehalten werden, wird Raum verloren; dabei hat man Mühe, eine gehörige Hecke aufzubringen, indem der Zahn des Viehes allemal darüber her ist; dann droht ihnen jede Eisfahrt des Stromes den Untergang. Die beste Einfriedigung, freilich auch die kostbarste, bleibt also allemal die von Holz. Ich beschreibe sie nicht, da ich solche schon anderwärts angegeben habe. An dem Rheine sieht man sich gezwungen, vor Winter die Pfosten und Stecken (Riegel) auszuheben und in Verwahrung zu bringen. Dieses Wegnehmen und im Frühjahre wieder Hinsetzen ist allerdings kostbar, indessen wegen den Ueberschwemmungen im Winter und der Holzdieberei nothwendig. Das Gehölze dauert auch etwas länger, wenn es Winters im Trockenen steht.

Auf dem rechten Rheinufer gelten die Weiden, sowohl bei Pacht als Verkauf, die Hälfte, auch zwei Drittel mehr als das Ackerland. Bei Rees werden für recht gute Weiden, ausserhalb des Rheindammes, 5, 6 bis 700 Rthlr. für den holländischen Morgen bezahlt. Der Pachtwerth ist 20 bis 30 Rthlr. Der Acker hingegen kömmt nur an 200 bis 400 Rthlr.

Auf dem linken Rheinufer, Gegend von Griethausen, thut der Werth der Weiden ebenfalls das doppelte des Ackerlandes.

In der Gegend von Rheinberg und Mörs thut ein Cölnischer Morgen des besten Ackers 125 Rthlr.; ein Morgen guter niederer Weide dagegen 225, und der einer Weide von mittlerer Güte 160 Rthlr. Clevisch.

Die Wiesen werden selten völlig geheuet. Wollte man es alljährlich thun, so würden sie ganz gewiß verderben. Sie bringen zwar in diesem Falle hohes Gras hervor; allein der Boden wird am Ende zu locker, das feine Untergras verliert sich, die Halme stehen dünner und geben nicht mehr das fette Heu, welches man auf den Wiesen macht, welche zwei Jahre vom Vieh festgetreten und gedüngt und erst im dritten gemähet werden. Eine Bemerkung, die man auch an den Ufern der Schelde in den überreichen dasigen Poldern macht. Es wird daher bei Verpachtungen wohl darauf gesehen, daß die Bedin-

gung des nicht Abmähens und des Abweidens darin festgesetzt werde. Der Regel nach dürfen die nieder gelegenen Wiesen nur alle vier, und die höher gelegenen alle sechs Jahre einmal gemähet werden. Nur bei den Verpachtungen durch Meistgebot wird solches manchmal übersehen oder mit Fleiß übergangen, um die Wiesen dadurch höher anzubringen, bei der nächsten Verpachtung aber wird solches wieder eingebüßt, indem die Wiesen alsdann weit weniger als das erstemal werth sind. Doch es kommt einem bloßen Verwalter auf so was nicht an! Er lebt und sorgt nur für den Augenblick.

Die hohen Wiesen werden zum Weidegange für das Milchvieh, auch wohl für fettes Vieh gebraucht. Die niedern Wiesen dienen den Mastochsen zur Weide und, wie gesagt, im vierten Jahre zum Heuen.

Man rechnet allgemein auf 3 Milchkühe 2 Holländische Morgen Weide (das ist 2 Magdeburgische Morgen 40 Ruthen aufs Stück). Ist aber die Weide trocken, so gehört auf jede Kuh ein Morgen. Bei Rheinberg bedarf eine Milchkuh 2 Cöllnische Morgen. Nehmen wir an, daß es nur Weiden von mittlerer Güte sind, so thun die Procente ihres oben angegebenen Capitalwerths zu 5 pr. C. (worin ich Einfrechtung und Unterhalt der Wiesen einschließe) 13 Rthlr. 8 Sgr. Solches wäre also das Weidgeld für eine Kuh. Bei einer Weide von der besten Qualität würde das Weidgeld auch nicht höher kommen, indem hier auf einem kleinern Raume mehr Vieh genährt werden kann; man findet aber mehr Vortheil, die besten Wiesen mit Mastvieh zu besetzen, und dem Milchvieh die weniger reichen Grasplätze zu überlassen. Dabei frißt eine Milchkuh etwas mehr als ein Mastochse. Im Anfange nimmt dieser zwar eben so viel, nachher aber weniger zu sich.

Das zur Mast bestimmte Vieh wird mit dem ersten Mai auf die Weide gebracht und bleibt, wenn es mager gewesen ist und recht fett werden soll, bis Ende Octobers Tag und Nacht darauf. Die Weide muß sehr gut seyn, wenn drei Stücke großes Vieh auf zwei holländischen Morgen ausgemästet werden sollen. Durchgehends rechnet man einen Morgen auf jeden Kopf. Eine Kuh, die mager 400 Pfund wog, wiegt gewöhnlich

500 bis 525 Pfund, wenn sie fett ist; die Ochsen von 400 gelangen auf 600 Pfund. Man hat ihrer auch, die 800 bis 900 wiegen; solche sind dann auch schwerer aufgestellt worden. Man kann den durch die Mastung errungenen roh en Geldertrag zu 25 bis 35 Rthlr. Berl. Curs für jedes große Stück annehmen. Bei geringerem Viehe ist natürlich auch der Ertrag geringer.

Das zum Betriebe der Fettweiden erforderliche Vieh wird entweder angezogen oder angekauft. Letzterer geschieht im Herbste, weil es dann am wohlfeilsten ist. Man füttert es im Winter im Stalle mit untereinander geschnittenem Heu und Stroh, etwas Oelkuchen, tränkt es mit frischem Wasser und hält es überhaupt so gut als man kann. Kömmt es mit vollem Fleische auf die Weide, so kann es schon um Jakobi ganz fett seyn, verkauft und durch anderes auf der Weide ersetzt werden. Dieser zweite Umsatz wird dann bis zu Martini freilich nicht sehr fett, aber doch vollkommen schlachtbar. Man kauft die magern Ochsen auf den Viehmärkten zu Cleve und Emmerich, die Kühe aber bei den Bauern. Am liebsten bezieht man das Vieh aus der Rheingegend, wo man überhaupt Weidevieh hat; indem das aus den Gegenden, wo Stallfütterung eingeführt ist, weichlicher erzogen wird und rauhes Wetter und Kälte nicht vertragen kann.

Bei der Anzucht des Viehes, deren Beschreibung ich hier, der Vollständigkeit des gegenwärtigen Artikels wegen, vorgreife, verhält es sich folgendermaßen. Da das Vieh Tag und Nacht auf der Weide gehalten wird, so werden nur solche Kälber aufgezogen, welche im Januar und Februar oder spätestens im März fallen. Die spätern würden in dem ersten Lebensjahre die ununterbrochene Weide nicht wohl vertragen. Die frühesten bleiben daher zu diesem Zwecke allemal die besten. Man tränkt sie so lange mit Milch, bis dahin sie zur Weide können; fehlt es an Milch, so schlägt man ein Ei mit Wasser durch einander und mischt solches mit etwas Milch, um ihm Farbe zu geben. Man entrahmt die Milch mehr und mehr, bis dahin man nach 6 Wochen blos abgerahmte dicke Milch giebt, unter welche etwas Leinmehl verrührt wird. Ist der Roggen in dem Verhältnisse zum Leinmehle wohlfeiler, so

erſetzt man letzteres durch Brod. Da das Kälberaufziehen eine koſtſpielige Sache bleibt, ſo zieht man vor, die Kälber zu kaufen, wenn ſie keiner Milch mehr bedürfen. Man räumt ihnen im erſten Jahre die beſſeren Weiden zugleich mit den Ochſen ein und rechnet, daß 4 Kälber ſo viel nöthig haben als ein Maſtochſe. In dem zweiten Jahre erhalten ſie eine etwas ſchlechtere Weide.

Es giebt auch Leute, welche ſich auf die Zuzucht legen, obgleich ſie nicht mit zureichenden Fettweiden verſehen ſind. Sie bringen die Rinder bis ins zweite, dritte oder vierte Jahr, und verkaufen ſie dann. Im vierten Jahre iſt das Hornvieh am vortheilhafteſten zu mäſten; wenige werden im dritten Jahre dazu beſtimmt und noch wenigere bis ins fünfte Jahr dazu aufbehalten. Die Kälber werden mit 6 Wochen entmannt, die Kuhrinder im dritten oder vierten Jahre zugelaſſen. Auch die Kühe werden auf der Weide 3 bis 4 Monate vor ihrer Schlachtzeit begangen, ohne welches ſie nicht fett werden würden.

Man zieht die größern Koppeln den kleinern vor; jedoch ſucht man die ganz großen zu vermeiden, indem das Vieh verhältnißmäßig zu viel darin vertritt. In kleinen findet ſich das Vieh zu viel eingeſchränkt, und ſolches ſcheint ihm nicht anzuſtehen. Koppeln für 12 bis 15 Stücke oder von eben ſo vielen holländiſchen Morgen ſcheinen die zweckmäßigſten zu ſeyn. Freilich koſtet die vervielfachte Einfrechtung mehr als eine einzelne Einfaſſung, allein die Koſten lohnen ſich immer, wenn jemand eine Weide von 40 bis 50 Morgen, jene in zwei, dieſe in drei Abtheilungen legt.

Der Handel, der durch die Maſtung getrieben wird, iſt ſehr beträchtlich. Ich habe Leute kennen gelernt, die zu dem Ende 100, ja 150 Stück durchwinterten. Das ſchwerfette Vieh geht nach dem Auslande, nach Lüttich, Brabant und Frankreich, beſonders dasjenige, was um Jakobi fett wird. Das übrige wird auf die inländiſchen Märkte gebracht, und von den Schlächtern erhandelt. Vor den franzöſiſchen Zeiten ließen hieſige Mäſter wohl Ochſen aus Dänemark kommen, um ihre Weiden damit zu beſetzen. Seitdem legten ſie ſich ſelbſt auf die Zuzucht, und das Geld bleibt im Lande.

Da die Wiesen nur alle vier Jahre einmal gemähet werden dürfen, — und ich glaube nicht, daß man so oft Gebrauch davon mache, es sey denn, daß das Heu oder das magere Vieh sehr theuer, oder das fette Vieh sehr wohlfeil wäre; — so würde es schwer halten, das Vieh im Winter durchzuhalten, wenn man sich nicht folgenden Aushülfsmittels bediente. Vor allem muß ich sagen, daß mit den Weiden in demselben Jahre nicht gewechselt wird, sondern daß das einmal darauf gebrachte Vieh sie so lange inne hält, bis es verkauft wird. Daher wird immer berechnet, wie viel Stücke eine Weidekoppel zu Fette bringen kann. Mehr als das wird nicht hineingelassen. Gegen den halben Juni wird das Gras, welches das Vieh verschmäht hat, auf einem Drittel oder der Hälfte der Weide unter dem Viehe weggemähet. Nach 4 bis 5 Wochen mähet man dann auch den zweiten und noch später den dritten Theil der Wiese. Dadurch findet das Vieh junges, älteres und ganz altes Gras. Bei trockener Witterung wird es sich an das junge und bei feuchter Witterung an das alte Gras halten, und dadurch bei Freßlust und Gesundheit bleiben. Die durch das länger stehenbleibende Gras bewirkte Besaamung ist der zweite Vortheil, den man dadurch erhält. Ein dritter Vortheil endlich besteht darin, daß man eine gute Menge Heu zum Winterfutter erübriget, und die Durchwinterung möglich und vortheilhaft macht.

## V. Wiesen.

Wiesen und Weiden sind in der Niederung gleichgeltende Worte, hier sind alle gute Wiesen auch Weiden, und sie sind zum Theil nur so gut, weil sie Weiden sind. Die außerhalb des Rheindammes, also an dem eigentlichen Ufer gelegenen Wiesen bedürfen keiner Verbesserung. Der Fluß, der sie alljährlich mit seinem fetten Schlamme deckt, sorgt für alles; damit aber auch die hinter dem Damme, oder mehr landeinwärts gelegenen Wiesen etwas von der Fülle erhalten, sind kleine Schleusen in dem Damme angebracht, welche das Wasser im Winter bei hohem Stande einlassen und nach dem Ablaufe wieder sorgsam geschlossen werden.

Der Heuertrag solcher Wiesen, wenn sie nur alle 6 Jahre

einmal gemähet und die anderen Jahre mit Vieh beschaart werden, ist sehr groß. Lobbes nimmt ihn zu 10,000, und das Nachheu zu 5 bis 6000 Pfund vom Holländischen Morgen an; oder zusammen 45—48 Centner vom Magdeburgischen. Bei Rheinberg liefert der erste Schnitt 3—4000 Pfund vom Cöllnischen, oder 2300—3100 Pfund vom Magdeburgischen Morgen.

So gut die Wiesen in der Niederung sind, so schlecht sind sie in dem Innern des Landes. In den höher liegenden Gegenden sind sie ärmlich und karg, in den Flächen tragen sie ein saures schlechtes Heu, das, wenn es nicht gekocht und mit Wurzelgewächsen oder mit anderem Futterwerk gemengt wird, den Kühen die Milch benimmt. Die Pferde fressen es ungern, und es nährt sie nicht; da gegentheils diese Thiere bei dem Rheinheu, auch ohne Hafer, frisch und gesund bleiben. Die besten Wiesen, die man hier finden könnte, wären an den Ufern der Niers, allein da sie vom ersten November bis zum ersten April, zum Vortheile der Müller, zwei Fuß hoch unter Wasser stehen, und solches auch nicht selten im Sommer der Fall ist, so können sie wohl nichts als Riedgräser, Seggen und andere heillose Pflanzen hervorbringen. Hier schreit wahrhaft die Natur um Hülfe, und der Ackerbau seufzet unter dem Drucke, wo nicht immer des gränlichsten Unfuges, doch der sträflichsten Nachlässigkeit. Wie lange wird dieses noch bestehen, jeder Verschub ist ein Verbrechen!

## VI. Zusammensetzung der Wirthschaft.

Clevische Niederung. Die Wiesen oder Fettweiden bleiben in der Niederung der Hauptgegenstand der Wirthschaft, daher man oft solche Höfe trifft, welche $^2/_3$ Wiesen gegen $^1/_3$ Ackerland haben. Man hat auf dem rechten Rheinufer Höfe von 2 bis 8 Pferden. Auf einem Hofe von 36 Holl. Morgen Ackerland hält man zu Gotterswickerhamm 6 Pferde, 3 Knechte, 4 Arbeitsknechte, 2 Tagelöhner, einen Schweinhirt, 2 Kuhmägde, eine Küchen- und eine Gartenmagd. Dieses Personale ist sehr stark, rührt aber wahrscheinlich von dem Mastwesen her; übrigens müssen die Knechte hier zu Lande dreschen.

Bei Wesel finden sich auf einem Hofe von 60 Morgen, worunter wahrscheinlich die Hälfte in Gras niederliegt, 7 Pferde, 8 Milchkühe, 30 Ochsen, p. m. etwas Zuzucht, und 16 bis 20 Schweine groß und klein. Zu dem Betriebe gehören 7 Knechte, 3 Mägde nebst einem Schweinejungen.

Zwischen Emmerich und Rees enthält eine große Wirthschaft von 50 Holl. Morgen Ackerland und 25 bis 30 Morgen Wiesen 6 Pferde und 60 bis 70 Stücke Hornvieh. Dabei hat sie einen Baumeister, 2 bis 3 Pferdeknechte, 3 bis 4 Mägde.

Das Gesinde hat alle Tage Fleisch, und Morgens und Abends Speckpfannenkuchen; der Baumeister hat 40 Rthlr. Berl. Cours Lohn, ein Fuhrknecht 26 bis 30, ein Arbeitsknecht 23 bis 25, eine Magd 12 bis 15 und 2 Paar Schuhe.

Auf dem linken Rheinufer sind die Wirthschaften schon etwas größer; die Höfe von 80 Holl. Morgen, als die größten, halten 10 bis 12 Pferde, 30 bis 50 Ochsen, 15 bis 20 Kühe, 15 bis 20 Schweine, 100 bis 150 Schafe. Dazu gehören 6 männliche und 4 weibliche Dienstboten, während der Erndte 3 bis 5 Tagelöhner. Der Lohn der Knechte ist zwischen 23 bis 25 Berl. Rthlr., der der Mägde zwischen 15 und 22. Die Tagelöhner haben während der Erndtezeit 15 Stüber (m. 5 Gr.) nebst Kost.

Die Klage über die Zügellosigkeit des Gesindes, besonders an Sonn- und Feiertagen, ist allgemein. Es ist dann oft weder Tag noch Nacht zu Hause. Geld, Gesundheit und Sitten gehen darauf, und die Arbeit wird an dem folgenden Tage vernachlässiget. Dabei sind Gesinde- und Tagelohn um ein Drittel gegen vormals gestiegen.

Clevische Höhe. Auf einem Hofe von 30 bis 36 Holl. Morgen hält man gemeiniglich 4 Pferde, 12 bis 15 Stück Hornvieh, 70 bis 80 Schafe, 4 bis 5 überjährige Schweine, worunter ein oder zwei Zuchtsauen. Die davon fallenden Ferkel werden, wenn sie sechs Wochen alt sind, bis auf 4 bis 5 verkauft; diese aber für das künftige Jahr zugezogen und die vorjährigen in diesem Jahre zu 3 bis 400 Pfund gebracht und für das Haus eingeschlachtet. An Personen hat die Wirthschaft 4 Knechte, einen Schäfer, einen Jungen, 2 Mägde, wenn die Wirthin mit angreift, sonst 3.

An Lohn haben die Knechte 27 bis 30 Berl. Rthl., der Schäfer 11 bis 12 Rthlr. und kann 20 Schafe ausfüttern, der Junge 11 bis 12 Rthl., eine Magd 11 bis 15 Rthl. Die Beköstigung kann unter 36 Rthl. pro Kopf nicht gereicht werden; denn das Gesinde wird gut gehalten, erhält fünfmal in der Woche Fleisch, und Freitags und Sonnabends Fastenspeise. Das Getränke ist Bier.

Nur bei der Heu- und Getreide-Erndte werden Taglöhner gebraucht, 4 bis 5 auf drei oder vier Tage. Der Taglohn zu der Erndtezeit ist 6 ggr. nebst Kost. 1815 war er wegen Ausziehung der Landwehr 10 ggr.

Mörs. In der Rheingegend hat ein Hof von 150 Cöllnischen Morgen Ackerland und 50 Morgen Wiesen gewöhnlich 6 Pferde, 12 Kühe, 12 Rinder, eben so viele Kälber und 10 Schweine; 6 männliche und 3 weibliche Dienstboten und 3 Taglöhner, und ein Hof von 50 Morgen Ackerland und 10 Morgen Wiesen hat 4 Kühe, 4 Rinder, 4 Kälber, 2 Pferde und ein Paar Schweine; 2 männliche und 2 weibliche Dienstboten und einen Taglöhner. Der Lohn des Großknechts ist 38 Berliner Rthlr., der übrigen Knechte 27 bis 30 Rthlr., eine Magd hat 15 Rthlr.; die Kost per Kopf schlägt man hier an auf 56 Rthlr. Berliner Cours.

Man rechnet in der Umgegend von Mörs auf jede 25 Morgen ein Pferd und 2 bis 3 Kühe.

Im Ganzen ist der Bauer hier, so wie im Clevischen, noch ungebildet. Auf der Höhe findet man nur wenige, die lesen und schreiben können. Beides können sie aber durchgängig am Rhein. Mißtrauen und Eigennutz, ersteres der eigenthümliche Charakterzug aller Bauern und letzteres der meisten Menschenkinder, sind auch hier zu Hause. Der Rheinländer ist mäßig, der Hochländer aber zum Trunke geneigt. Im Ganzen ist die Landescultur hier weiter vorgerückt, als im benachbarten Münsterschen und selbst als im Bergischen.

Geldern. Auf den größeren Höfen von 70 bis 80 Cöllnischen Morgen hält man 5 Pferde, 18 bis 20 Stück Hornvieh, 8 Schweine, 5 männliche, 3 weibliche Dienstboten, einen Jungen, 4 Taglöhner auf 5 Wochen. Auf den mittlern von 50 Morgen

3 Pferde, 12 Stück Hornvieh, 4 bis 5 Schweine, 3 männliche, 2 weibliche Dienstboten, einen Jungen und 2 Taglöhner auf 6 Wochen. Die kleinen Wirthschaften von 20 bis 30 Morgen, und deren giebt es hier zu Lande die meisten, haben oft nur 1 Pferd und 4 bis 8 Kühe, ohne die Zuzucht. Aber auch Bauern, die nicht mehr als 15 Morgen bauen, halten ein Pferd, welches dann nebenbei bei den Nachbarn sein Brod verdient. Zuchtschweine findet man hier zu Lande äußerst wenig; die zur Mast erforderlichen Schweine werden alljährlich zugekauft. Das Gesinde erhält alle Tage Fleisch.

Kempen. Eine Wirthschaft von 30 Cöllnischen Morgen unterhält 1 Pferd, 5 bis 6 Kühe, 2 Schlachtschweine; zum Betriebe gehören 2 männliche, 2 weibliche Dienstboten. Man rechnet doch lieber nur 25 Morgen auf ein Pferd. Eine Wirthschaft von 60 Morgen gehört schon unter die großen. Die größten haben 3 bis 4 Pferde. Ich kenne nur einen einzigen Hof, wo ihrer 6 vorkommen. Der Gesindelohn ist hier sehr hoch, worauf die Seidenband-Fabriken großen Einfluß haben. Sie entziehen dem Ackerbau die Arbeiter in der Blüthe ihrer Jahre und geben sie ihm alt und abgenützt wieder zurück. Ihr Alter fällt dann der Gemeinde, das ist dem Grund und Boden, zur Last, nachdem ihr Leben den Fabrikherren allein zum Vortheil gereicht hat. Ich bitte hier nebenbei auf dasjenige zurückzusehen, was ich bei der Beschreibung von Ravensberg und an andern Orten über das Fabrikwesen der eigentlichen Fabrikherren gesagt habe. Ohne sie würden in England nicht vier Menschen den fünften zu ernähren haben. Wie viel besser wäre es z. B., die Landbewohner in den Umgebungen von Crevelt spännen und webten ihre eigenen Erzeugnisse und für sich, als die Seide für die Fabrikanten von Crevelt!

Der Lohn eines Knechts ist 30 bis 45 Berl. Rthlr., der einer Magd 23 bis 30 Rthl. Das Gesinde erhält hier täglich zweimal Fleisch.

Die An- und Abzugszeit des Gesindes in dem Kreise von Kempen ist sehr verschieden. Hier fällt sie den 10ten October, da den 11ten November, anderswo den 2ten Februar, weiter den 22sten Februar. Dabei ist durch den Gebrauch bestimmt,

daß das eintretende Gesinde erst 8, ja 14 Tage nach dem auswandernden anlangt; dadurch bleibt dann eine Lücke in der Wirthschaft und bei der Arbeit. Aus der angeführten An- und Abzugszeit ergeben sich manche Nachtheile:

a) Bleibt jeder Wirthschafter in der Wahl seines Gesindes auf einen kleinen Raum beschränkt, indem er nur daher einen Dienstboten beziehen kann, wo gleiche Anzugszeit statt hat, weil sonst die Arbeit unterbrochen werden würde.

b) Trifft der Zeitpunkt vom 10ten October und 11ten November in eine Epoche, wo sich die Arbeit nicht 8 Tage verschieben läßt. Fällt dann dem Eintreter ein, noch einige Tage seinem Ausbleiben zuzusetzen, wer kann's ihm wehren? Einen andern an seine Stelle zu dingen, ist zu spät, und darauf verläßt sich das neue Gesinde.

c) Ist hier der lästige Gebrauch, daß der Wirthschafter das Gesinde fragen muß, ob es bei ihm bleiben will oder nicht? Das Miethen dauert daher das ganze Jahr hindurch, so daß man, wenn kaum das Gesinde eingetreten ist, schon wieder auf neues für das künftige Jahr denken muß, welches besonders bei dem Eintritte im Herbste noch die nachtheilige Folge hat, daß man dann das Gesinde in Hinsicht seiner Arbeitsfähigkeit noch nicht beurtheilen kann und erst nachher, gerade in dem wichtigsten Zeitpunkte der Arbeit findet, daß man nur ungeschickte und unwillige Leute auf länger gedungen hat.

## VII. Dung und Dungstätte.

Das Streumaterial in den Niederungen ist Stroh. Einige bringen den Dung alle Tage weg, andere alle 8 bis 14 Tage, oder 3 Wochen. Fehlt es an Streumaterial, so wird der Stall nach holländischer Art zweimal im Tage ausgemistet. Die Zeit des Ausmistens hängt meistens von der Beschaffenheit der Ställe ab. Diese haben allgemein den Fehler, daß der Stand der Kühe nicht tief genug, oder vielmehr so kurz ist, daß so eben ein Mensch hinter dem Viehe durch kann. Daher dann die Kuh oft an einen andern Ort gelassen werden muß, wenn sie kalben soll. Ein unverzeihlicher Fehler in der Bauart eines

Stalles! Es ist nicht zu begreifen, daß man ihn selbst in neuen, schön eingerichteten Ställen nicht zu vermeiden gesucht hat.

Nachlässige Wirthe lassen den Ahl fließen, bessere fangen ihn in der Miststätte auf, einige wenige sammeln ihn in besonders dazu erbauten Zisternen. Die Dungstätte wird größtentheils hinter dem nördlichen Theile des Stalles angebracht. Sie besteht in einer Vertiefung, welche, wie überall, den Fehler hat, daß sich auch das Wasser der Dächer hineinzieht, welches, wenn es im Ueberflusse kommt, die besten Dungtheile auswäscht und mit sich fortführt.

Die bessern Landwirthe lassen den Mist auf dem Hofe sogleich breiten und durch Pferde und Kühe festtreten, damit er in keine zu starke Gährung oder Erhitzung gerathe. Man fährt ihn dreimal im Jahre aus. Im Frühjahre zu Bohnen und Gerste, um Johanni auf die reine Brache, im September und October zu dem Wintergetreide. Die Wirkung des Stallmistes dauert 3 bis 4 Jahre.

Von andern Düngmitteln wird wenig Gebrauch gemacht. Zum Grünplaggen hauen ist der Boden zu kostbar. Wo sich Mergel findet, wird er benutzt, an einigen Orten vielleicht etwas zu häufig. Felder, welche nach hiesigem Ausdrucke den Mergel gewohnt sind, wollen alle 10 bis 12 Jahre wieder gemergelt seyn. Kalk ist in den Rheingegenden zu weit beizuholen, als daß man sich damit abgeben könnte. Dagegen wird er im Kempener Lande auf magerem sandigem Lehm, der alle Jahre gedüngt werden muß, mit Vortheil angewandt. Man bringt den Kalk mit dazwischen geschichteter Erde in einen Haufen. Nach einigen Tagen fängt dieser an aufzuschwellen, alsdann muß er umgesetzt werden, weil sonst die Masse zu stark brennen und dadurch klotzig werden würde. Mit Gyps ist hin und wieder der Versuch gemacht worden. Auf dem eigentlichen Rheinboden wirkt er wenig, mehr auf dem Hochlande. Asche wird in den Rheingegenden, wo der Boden warm und locker genug ist, nicht gebraucht, aber mit Nutzen auf den kalten Gründen in einer Entfernung von einer Meile vom Rheine angewandt; er ist besonders gut für Klee und Flachs. Jauche steht bloß denen zu Dienste, welche Branntwein brennen, und

man sieht ihren Feldern die Heilkraft jenes Göttertrankes wohl an. Man kann die kleinen Brennereien nicht genug favorisiren. Ohne sie wäre die Pfalz noch ein großes zweijähriges Brachfeld. Den Franzosen, denen es mehr um das Wohl ihrer droits reunis, als um das Wohl des Ackerbaues zu thun war, suchten die großen Brennereien aufzubringen und die kleinen zu zerstören. Den Moder läßt man im Lande von Kempen ein Jahr liegen, setzt ihn mit einem Sechstel Mist in Haufen, begießt ihn mit Jauche, sticht ihn um und bringt ihn vorzugsweise auf den Weitzen. In diesem kleinen industrievollen Lande, wo die Stallfütterung heimisch ist, wird der Dung alle Wochen, oder auch alle 3 bis 4 aus dem Stalle gebracht, dabei hat jeder Hof seinen Jauchebehälter.

Das Schnellunterpflügen des Dungs ist allgemein, und man hält solches für das beste. Man bringt in der Niederung 50—60 zweispännige Fuder auf den Holl. Morgen und wiederholt solches, nach Beschaffenheit des Bodens und der Mittel, alle 4, 5, 6, 7 Jahre. Die Rede ist von gutem Rindviehdung; jeder andere animalische, mineralische oder vegetabilische Dung hält so lange nicht. In dem Fürstenthume Mörs fährt man alle 4 Jahre 12 bis 15 zweispännige Fuder auf einen Cöllnischen Morgen gutes Land, und alle 3 Jahre 8 solche Fuder auf den Sandboden. Dieser erhält also in 12 Jahren 32 und jener in derselben Zeit 36 bis 45 Fuder: jener also im Durchschnitt 8 Fuder mehr. Die Sache ist auffallend.

Man hält den Kuh- und Schafmist für alle Gewächse und alle Ländereien am zuträglichsten. Der Pferdemist wird nur auf schwerem thonigtem Boden unvermischt gebraucht, auf leichtem Boden würde er alles verbrennen. Man mischt ihn daher gewöhnlich mit Kuh- und Schweinemist. Für steifen thonigen Boden zieht man den Mist vor, so wie er aus dem Stalle kommt, auf milderem Boden liebt man den bis zu einem gewissen Grade von Reife gekommenen. Der frische Mist ist im ersten Jahre nicht so wirksam als der vergohrene, hält aber länger im Lande an als dieser.

Die Düngerbehandlung auf der Clevischen Höhe hat ihre Eigenheiten, verdient daher eine besondere Beschreibung.

Der vertiefte Kuhstall wird, wenn der Mist rein heraus ist, mit einer Lage von trockenen Plaggen oder Erde 8 bis 10 Zoll dick belegt und darüber mit Stroh eingestreut. Die Jauche, welche von dem Stroh nicht aufgefaßt wird, zieht in die Plaggenschichte. Mit dem Strohheinstreuen wird täglich und so lange fortgefahren, bis dahin die Höhe des Mistes seine Wegschaffung erfordert. Der Strohmist wird dann herausgebracht, die Plaggen aber bleiben liegen. Man bringt nun auf diese letzten eine zweite eben so starke Plaggenschichte, als die erste war, streut täglich und bringt den Strohmist zu seiner Zeit aus, wie schon gesagt worden ist. Nun kommt eine dritte, aber etwas dünnere Plaggenschichte über die vorhergehenden; darauf wird in allem wieder eben so, wie die beiden ersten Male verfahren. Die nämlichen Vorrichtungen wiederholen sich mehr oder weniger, nachdem der Stall tief ist. Hat das Plaggenlager die Höhe erreicht, daß nicht mehr zugesetzt werden kann, so wird alles ausgefahren, und niemand wird läugnen, daß ein so lange zusammengetretener, so häufig von dem Viehe begossener Dung nicht ein sehr vortrefflicher Dung sey, der uns mit dem Plaggenmähen aussöhnen könnte. Die Einrichtung zeigt, daß hier keine Jauche allein aufgefangen zu werden braucht, und kein Tropfen davon verloren geht.

Der aus dem Stalle zu verschiedenen Malen herausgebrachte Strohmist wird auf einige Fuß hohe Haufen gesetzt, um ihn etwas in Gährung kommen zu lassen. Kann er aber nicht bald auf das Feld kommen, wie im Sommer geschieht, so wird er nicht für sich allein in Haufen aufgesetzt, wo er sich gänzlich verzehren würde, sondern mit Plaggen unterschichtet. Bei der angegebenen Art wird der Kuhstall alle 3 bis 4 Wochen ausgemistet, d. h. der Strohdung oben abgenommen.

Aus den Pferdeställen wird der Dung frühestens alle acht Tage herausgebracht. Der Pferdedung, der alltäglich herausgebracht wird, taugt nicht viel und bringt wenig bei. Der unter dem Pferde liegende Dung trägt nach Lobbes, nicht entgegenstehend der Meinung der Herren Cavalleristen, zur Erhaltung eines gesunden Hufes viel bei. Dabei bemerke ich, daß auf der Cleviſchen Höhe den Pferden nur bei Frost Stroh

eingestreut wird. Der davon kommende Mist wird mit dem Kuhmist untereinander gesetzt, wodurch, sagt Lobbes, beider Eigenschaften, wie ich aus Erfahrung weiß, sehr verbessert werden. Die übrige Zeit des Jahres, welche wohl 8 bis 9 Monate währen kann, streut man dem Pferde nur Sand oder lose sandige Erde.

Dieser Dung wird dann, so wie der der Schweine, in den Schafstall gebracht, doch so, daß beide jedesmal mit Heideplaggen (Grünplaggen werden nach dem Ausdrucke des biedern Lobbes nur von Barbaren gehauen) gedeckt werden. Die Heideplaggen hält er überhaupt in den Schafställen für unentbehrlich. Diese werden bei ihm vier- bis fünfmal im Jahre ausgeleert, im Herbste zur Wintersaat, im Frühjahre zu Brachfrüchten, und noch 2 bis 3 Mal vom Mai zum October. Da der Dung zu dieser Zeit keinen Raum auf dem Felde findet, so wird er mit dem früher beschriebenen, aus dem Kuhstalle kommenden fetten Plaggendung, nicht dem Strohdung, in Haufen gesetzt. Durch die darin entstehende Gährung werden die noch nicht ganz verwesten Plaggen gänzlich zersetzt, und das Ganze bildet einen unübertrefflichen Streumist (topdressing). Man nimmt 50 bis 60 einspännige Fuder auf den Holl. Morgen. Zu dem Ende wird das Land vorher ein Paarmal wohl gepflügt und gewalzt, gedachter Mist darauf gestreut, der Roggen darüber hingesäet und beides zusammen in 4 Zoll tiefen, aber schmalen Furchen untergepflügt. Von dem mit Plagen außer dem Stalle zusammengesetzten Kuh-Stroh-Miste, wovon früher die Rede gewesen, werden 150 gute einspännige Fuder auf den Morgen erfordert, und will man einen rechten Ertrag davon haben, so muß man mit dem so eben beschriebenen Streumiste noch etwas zu Hülfe kommen.

Nur in einem dunggierigen Lande weiß man den Werth des Dungs gehörig zu würdigen und legt sich mit Einsicht auf seine Behandlung. „Ich bin, schreibt mir Lobbes, mit Tschiffeli und den Brabäntern überzeugt, daß die Ausdünstung der Thiere zur Verbesserung des Dungs viel beitrage. Bei dem Hürdenschlag ist oft eine halbe Nacht zureichend, das Land für eine Tracht Früchte fruchtbar zu machen, welches schon durch das

bloße Lagern bewirkt wird, wenn sie gleich an Exkrementen nichts darauf zurückgelassen haben. Dieses ist dann die Ursache, warum ich auch den Schweine- und Pferdedung unter einer Erdschicht in den Schafstall bringen lasse."

Bei aller Mühe und Räthlichkeit reicht indessen der thierische Dung allein nicht zu. Es scheint, daß es dem Cleviſchen Höheboden nicht allein an Kraft, sondern auch an Thätigkeit gebreche. „Ohne Mergel oder Kalk und Asche, sagt der mehr belobte Landwirth, würde bei uns kein Klee und nach diesem eben so wenig Weitzen wachsen wollen. So theuer uns also immer jene Ingredienzien kommen, so können wir ihrer doch nicht entbehren."

Den Mergel beziehen die braven Cleveländer aus der Gegend von Mastricht, also aus einer Entfernung von 30 bis 40 Stunden, jedoch großen Theils zu Wasser. Es ist ein Kalkmergel, der im Frühjahre, des Klees wegen, bei der Gerstensaat ausgestreut wird. Dabei bricht man aber dem Felde an seinem gewöhnlichen Dungquantum nichts ab; denn das hier geltende Sprichwort hat Gold im Munde. Es heißt: Ohne Mist ist das Geld für den Mergel verquist.

Lobbes giebt dem Kalk mit Asche den Vorzug; denn obgleich die Wirkung des Mergels 8 bis 10, die der letztern Gegenstände nur 4 Jahre anhält: so erfordern diese bei ihm doch bei weitem so viele Kosten nicht und sind, nach seinem Ausdrucke, im Hervortreiben besser, als es der Mergel ist.

Seine Weise, Kalk und Asche zu bereiten, auch die seiner Nachbarn, zumal in der Colonie Pfalzdorf, ist folgende: Man setzt den Kalk in einen Haufen, besprengt ihn vermittelst einer Gießkanne mit etwas Wasser und deckt ihn mit einer Schichte Asche ringsumher zu. Nach einigen Tagen bläht der Kalk auf und wird mit Stellen zwischen der Asche sichtbar. Man sticht nun alles untereinander, besprengt die noch nicht ganz aufgelösten Kalksteine von neuem mit Wasser, fertiget einen neuen Haufen von dem Ganzen an und bekleidet ihn wieder mit einer Aschenschichte. Die Sache wird noch einige Mal wiederholt, bis dahin aller Kalk zerfallen ist. Nun wird die Masse schichtweis mit Tauben-, Hühner-, kurzen Pferdedung und dergleichen

in einen großen Haufen gesetzt, welcher in wenigen Tagen in eine starke Hitze geräth, welche man nicht stören darf. Nach 14 Tagen, wo diese Hitze großen Theils vorüber ist, ist es Zeit, den Dung zu gebrauchen.

Man bedient sich dieses Dungmittels zur Sommergerste, zu welcher vorher mit langem Miste gedüngt worden ist, dann nämlich wenn Klee darunter gesäet werden soll, indem, wie früher gesagt, der Klee hier nicht ohne Kalk, Asche oder Mergel kommt. Daß dieser Compost nur bloß untergeeggt wird, läßt sich denken. Man verwendet ihn auch auf den Buchweitzen, welcher außerordentlich darnach geräth. Im Herbste angewendet, wirkt er sehr wohlthätig auf den Roggen, welches letztere auch die Seifensiederasche thut; die Wirkung davon äußert sich 2, höchstens 3 Jahre lang im Boden. Von der Kraft dieses Dungmittels sagt Lobbes: Bei einem zweiten Versuche von 1784 zog ich von 18 Scheffeln Gerstenaussaat 448 Scheffel Körner, also beinahe 25 für eins. Daß es sich eine Reihe von Jahren durch bewährt erwiesen habe, beweist sich daraus, daß Lobbes sich desselben noch im Jahre 1816 bediente und mir es mündlich und schriftlich anempfahl.

Lobbes fordert zwar in seiner Abhandlung 30 Centner Kalk und noch etwas mehr Asche zur Ausdüngung eines Holl. Morgens, ich glaube aber, daß es so viel nicht seyn darf, wie wir bei dem Klee sehen werden. Die Asche, wovon hier die Rede ist, ist wahrscheinlich Torfasche und ausgelaugte Holzasche, vielleicht zum Theil auch Steinkohlenasche.

Ueber die Anwendung der verschiedenen Düngungen sagt Lobbes folgendes:

a) Der reine Kuhstrohmist wird nur zu der Sommergerste verwendet.

b) Ist er aber, wie früher gedacht, mit Erde aus Gräben von schmalen Feldwegen oder andern Orten, welche nicht behütet werden können, in Haufen zusammengesetzt worden; so kann er sowohl zur Winter- als Sommersaat und auf jedem Boden gebraucht werden.

c) Der Pferdedünger ist vortrefflich auf schwerem lehmigem Boden.

d) Der Schafdung dient allenthalben, der Boden mag schwer oder leicht seyn. Ist er aber mit Pferdedung bis zum Erhitzen zusammengesetzt worden, so muß er etwas dünner als gewöhnlich gestreut werden.

e) Noch dünner als letzterer ist der Compost zu streuen, welcher aus menschlichen Exkrementen, die vorhin mit sandiger Erde in den Abtritten vermengt worden, Pferde- und Schafdung zusammengesetzt worden.

Der Dung a. kann aber eben so gut zu Hafer, Weitzen und Roggen verwendet werden, wenn selbe nicht in Kleestoppel gebracht werden. Zur vollkommenen Ausdüngung eines Holl. Morgens gehören 75 Karren von 1000 bis 1500 Pfd. Schwere. Der Dung b. hält zwei Jahre im Lande, ist deshalb nur zu Roggen, Hafer und Buchweitzen anzurathen. Es werden 200 Karren davon auf einen Holl. Morgen erfordert. Die Wirkung von c. d. e. ist eigentlich nur von einem Jahre, aber groß und vortrefflich. Alle Getreidearten, mit Ausnahme von Gerste und Weitzen, werden darin gesäet. Von c. und d. braucht man 150, von e. 120 Karren auf einen gedachten Morgen.

„Der beste Dung, sagt endlich unser alte Veteran in der Cleviſchen Landwirthschaft, besteht, trotz aller gelehrten Abhandlungen über Düngesalze, Hornspäne, wollene Lappen und alte Hüte, in den Auswürfen der Thiere; und wenn man auch alle Trödel in Schnipsel schneiden, von allen Thieren, die Hörner und gespaltene Klauen haben, die Hörner und Späne raspeln könnte; wenn die Millionen männlicher Köpfe unserer Staaten chapeau-bas gingen und ihre Hüte zur Düngung einmachen ließen (vom Düngesalz lohnt es wohl nicht der Mühe, zu sprechen), wie viel Holl. Morgen würden wohl mit diesen Ingredienzien gedüngt werden können? Wir müssen deshalb auf einen guten, der Morgenzahl angemessenen, Viehstand halten, und wenn dieser Dünger machen soll, ihm zu fressen schaffen. Aus der Vermehrung der Futterkräuter wird die des Dunges und aus dieser die Vermehrung des Ertrags unserer Felder ausgemacht folgen.“

## VIII. Gespann, Gespannarbeit, Werkzeuge.

In dem Cleviſchen iſt der unbewegliche Streichbrettspflug im Gebrauch. Das Streichbrett ſitzt unmittelbar auf dem Schaar, wie im Paderbornſchen, hat alſo auch denſelben Fehler, daß es Grund mit ſich ſchleift. In dem Geldriſchen, dem Lande Kempen und dem Fürſtenthume Mörs, das Rheinufer dieſes letztern ausgenommen, findet ſich der ſogenannte Hundspflug mit beweglichem Streichbrette. Sein Gebrauch fängt etwas oberhalb Koblenz an und dehnt ſich über die Flächen dieſſeits und jenſeits des Rheins bis zu der Cleviſchen Grenze aus. Die ſchöne Pflugarbeit, die man im Herzogthum Jülich findet, rührt von ihm. Da ich dieſes, zwar nicht auf Sand noch Thon, aber wohl auf mildem Lehmboden äußerſt paſſenden Werkzeuges in meiner Beſchreibung des Herzogthums Jülich gedenken werde, ſo enthalte ich mich hier darüber etwas zu ſagen.

Man bedient ſich allgemein der Pferde zur Arbeit. Nur bei den Kleinbauern oder Köttern, wiewohl nicht am Rheine, findet man Ochſen. Dieſe letztern ziehen und ſchieben zwar mit dem Kopfe, werden aber nicht zuſammen gejocht. Sie tragen vor der Stirne ein ausgepolſtertes Brett, an welchem die Stränge oder Zugketten befeſtigt ſind. Einzeln in dem Karren müſſen ſie mit einem Tragſattel verſehen ſeyn. Dieſe Anſpannungsart findet ſich auch im Cölniſchen und Jülichſchen. An andern Orten ziehen die Ochſen im Kummet wie die Pferde. Kühe werden nie angeſpannt. Man pflügt in der Niederung mit 2 bis 3, auf der Höhe mit 1 bis 2 Pferden. Die Kötter thun es mit einem Ochſen. An dem Rheine, wo der Untergrund es durchgehends verträgt, pflügt man 6 bis 12 Zoll tief, auf der Höhe 2, 4 bis 8 Zoll. Es wird nicht mehr als ein Mann bei jedem Pfluge angeſtellt. Je nachdem das Land ſchwerer oder leichter iſt, tiefer oder flacher gepflügt wird, fertigt man 300 oder 400 Ruthen in einem Tage ab, auch wohl nur 200. Mit einem Pferde werden 2½ bis 3 Holl. Morgen gut geeggt. Ungeachtet der außerordentlichen Anzahl der Dungerde-, Heide-Plaggen-, Kalk- und Mergel-Fuhren, deren man auf der Höhe

bedarf, wird daselbst doch nicht mehr als ein Pferd auf 10 Holl. oder 31 Magdeb. Morgen gerechnet, dagegen müssen die Pferde in den langen Tagen 12 bis 13, im Frühjahre 9 bis 10 Stunden schaffen.

Die Pferde werden im Sommer mit Klee, Wicken und Gras, im Herbste mit Hafer und Heu, im Winter mit Heu und Stroh, auch wohl einer Zugabe von Hafer gehalten. Ist der Klee noch zu jung, so wird Stroh mit untergeschnitten. An einigen Orten am Rhein werden die Pferde des Nachts auf trockene Weiden gelassen, auch wohl im Tage, wenn sie nicht arbeiten, so lange bis Eis und Schnee kommen. Doch hält man es für besser, sie des Nachts aufzustallen und ihnen etwas Heu zu reichen. Junge Pferde bleiben Tag und Nacht auf der Weide, oft bis zum halben December. Kommen die Pferde auf den Winter für beständig in den Stall, so giebt man ihnen 4 bis 6 Wochen über täglich etwas Gerstenmehl, auch Gerstenmalz mit Häcksel untermischt. Man hält Kleeheu für das beste Pferdefutter im Herbste, nicht aber im Frühjahre. Ueber ein gemischtes Futter von Möhren und Hafer soll kein Pferdefutter auf der Welt gehen. Und damit bin ich wahrhaft einverstanden.

Man erzieht im Ganzen so viele Pferde, als man im Lande braucht, aber wenig mehr. Die Pferdezucht ist durch die leidigen Kriege hier sehr heruntergekommen.

## IX. Hornvieh.

Niederungen. Wo eine solche Quantität von gutem Grase wächst, als in den Clevischen und angrenzenden Niederungen, dem Rhein entlang, und der Ackerboden an sich selbst gut und fett ist, daher nur wenig Dünger bedarf, da würde es thöricht seyn, auf ganze Stallfütterung zu denken. „Die Sommer-Stallfütterung, sagen einige meiner Correspondenten aus dieser Gegend, ist bei uns sehr möglich, da es uns weder an Klee noch andern Futterkräutern fehlt; allein die Erfahrung hat uns gelehrt, daß das Vieh auf dem Stalle nicht so stark und schwer als auf den Weiden wird. Wenn 4 oder 5jährige Kühe bei unsern Nachbarn auf der Höhe bei der Stallfütterung

4 bis 500 Pfund wiegen: so wiegen unsere Weidekühe 6 bis 700 Pfund. Jene kosten mehr und geben nicht so viele Milch als die unsrigen ꝛc.“ — Alles sehr wahr für solche Weiden wie hier! — Doch setzt eben so wahr der Prediger Roß hinzu: „die Milchkühe Tag und Nacht in den Wiesen zu lassen, ist ein anderes Extrem, das die Bequemlichkeit und nicht die Oekonomie erfunden hat. Ich halte mein Vieh Nachts auf dem Stalle, lasse es im Sommer Morgens um 5 Uhr aus, nehme es zur Zeit großer Hitze gegen 10 Uhr zu Hause, treibe es um 4 Uhr bis zur Nacht wieder zur Weide. Dadurch gewinne ich Dünger; das Vieh leidet nicht von der Hitze des Tages, noch von der Kälte der Nacht, und die Abwechselung des Futters vermehrt seinen Appetit und sein Gedeihen.“

Im Winter hält man das Vieh mit Heu, Stroh und Kaff. Nichts Warmes oder Gekochtes wird gereicht. Nur wenige striegeln und reinigen ihr Vieh. Morgens frühe wird Langstroh vorgeworfen, um 9 Uhr Strohhäcksel mit Kaff oder Heu; solches wird mit Wasser angefeuchtet, in welchem gute Wirthe auch wohl Oelkuchen aufweichen lassen. Zu Mittag giebts wieder Langstroh, um 4 Uhr wie um 9 Uhr, am Abend wieder Langstroh.

Das Rheinvieh ist von einem sehr schönen Schlage, hat kurze Beine, eine starke Brust, ein breites Kreuz und breite Rippen, statt daß das von der Höhe hochbeinig, schmal und spitz ist. Eine gute Weidekuh giebt täglich 20 Kannen Milch, wovon ein Pfund Butter. Es giebt aber auch Kühe, die nur 15 Kannen, andere, die 1½, ja 2 Pfund Butter geben. Man läßt die Kühe 6—8 Wochen vor dem Kalben versiegen, auch früher oder später.

Der Kötter sorgt dafür, daß schon sein zweijähriges Rind im Stande sey, ihm Milch zu geben; der Landwirth aber läßt das seinige erst mit 2, 3 oder gar 4 Jahren zum Stiere. Die Kälber werden allgemein getränkt und wissen nichts vom Säugen, einen Fall ausgenommen; wenn nämlich eine auf der Fettweide befindliche Kuh durch Zufall um Jakobi kalbt, so läßt man das Kalb drei Wochen an ihr saugen, verkauft es, stellt die Mutter trocken und läßt sie bis zum Winter fett

weiden. Man läßt die Milch verdicken, bevor man den Rahm abnimmt.

Höhe. Da das Heu hier selten ist, so wird den Kühen auch keins gereicht. Ihr Winterfutter besteht aus Häcksel von Weitzen- und Roggenstroh, worunter man Kaff, feingestoßene Kartoffeln, Rüben, Möhren und Abfall vom Kopfkohl mengt, und dieses Mengsel mit Wasser, worin Oelkuchen aufgelöst werden, anfeuchtet. Solches wird dreimal im Tage gegeben. Gersten- und Haferstroh wird statt des Heues täglich zweimal in kleinen Portionen in die Raufen geworfen. „Die Stallfütterung, sagt Lobbes, dem ich überhaupt in diesem Artikel für die Höhe folge, ist zwar allenthalben, wo Futterkräuter gedeihen, möglich; aber sie ist nicht überall vortheilhaft.“ Es sind nur die wenigsten Wirthe, welche ihr Vieh ununterbrochen auf dem Stalle halten; die meisten, besonders da, wo Gemeinbrüche sind, lassen es heraus, diejenigen, welche eine kleine Grashütung bei dem Gute haben, setzen ihre Kühe gegen die Mitte des Mai darauf, füttern sie dabei des Morgens, Mittags und Abends auf dem Stalle. Die, welche mit keinem solchen Grasplatze versehen sind, setzen die Winterfütterung bis zu Anfang des Juni oder so lange fort, bis der Klee genug herangewachsen ist. Nun geht das Tütern des Viehes auf dem weißen Klee an, zugleich wird es auf dem Stalle mit rothem Klee und Mairüben, die schon im April gesäet worden, und sehr ins Laub schießen, genährt. Im Herbste folgt das Abtütern auf dem Spörgelfelde. Wo man das Brennmaterial im Ueberfluß hat, da erklärt sich Lobbes für die gekochte und Brühfütterung. Indessen ist dieses bei ihm nur selten der Fall. — Alles Grüne wird ungeschnitten, alles Trockene, Hafer- und Gerstenstroh ausgenommen, geschnitten verfüttert.

Die Kühe geben im Durchschnitte in den ersten 4 bis 5 Monaten, wo sie gekalbt haben und grünes Futter genießen, 12 bis 15 Maß Milch; in den folgenden Monaten rechnet man auf ein Drittel weniger und bei großer Kälte nur auf die Hälfte. Dabei stehen sie 6 bis 8 Wochen trocken. 12 bis 14 Maß Milch geben ein Pfund Butter. — Ob diese Berechnung von Herrn Lobbes ganz richtig sey, daran zweifle ich, denn nach

ihr lieferte eine Kuh jährlich 230 bis 250 Pfund Butter, und dieses thut eine Kuh selbst in den Niederungen nicht, wo man doch 20 Maß Milch annimmt, woraus ein Pfund Butter hervorgeht. Nehmen wir dieselbe Butterergiebigkeit der Milch auch für die Höhe an, so beläuft sich der jährliche Butterertrag von einer Kuh auf 159 Pfund, und das ist wohl alles, was sich von dasiger Viehrace und Futtermasse erwarten und fordern läßt.

Die Rinder werden im dritten, oft im zweiten Jahre begangen. Die Kühe wiegen, wenn sie fett sind, 4 bis 500 Pfund, die von 6 bis 700 sind Ausnahmen. Auf der Höhe wird, bei den Branntweinbrennern ausgenommen, keine gemästet. Die Bewohner der Niederungen kaufen das Vieh mager auf, und fetten es auf ihren schönen Rheinweiden. — Die Kälber werden getränkt und saugen nicht. Zum Mästen derselben findet man äußerst vortheilhaft, bei jedem Tränken, also dreimal im Tage, eine Handvoll fein ausgesiebtes Weitzenmehl der Milch beizumengen.

In dem Geldrischen halten die besten Landwirthe ihr Vieh im Sommer auf dem Stalle. Sie sind aber wie Ausnahmen von der Regel zu betrachten. Erstere fangen jetzt mehr und mehr an, nach Art der Brabänter Wirthe auf Sandboden, den Dung beständig in dem Stalle zu lassen; sie wußten mir nicht genug die Kraft eines solchen Dunges zu loben. Ich fand einen Landwirth zu Neukirchen, der seinen Stall blos zu diesem Zwecke hatte vergrößern lassen.

Nur in dem wackern Kempnerlande fand ich die Stallfütterung allgemein, wenigstens für den Vorsommer. Im Nachsommer sucht man die Stoppeln und den Spörgel auf den Feldern zu benützen. Wiesen und Weiden sind hier selten und mittelmäßig, daher kein Gras noch Heu für die Kühe abfällt. Ausser Spörgel im Herbste und Rüben und Oelkuchen im Winter, erhalten die Kühe nichts als Stroh. Hier wird also die Brühfütterung nach Art der Brabantischen Campine Jahr aus Jahr ein nöthig. Die Leinkuchen müssen der Suppe die Kraft geben. Es giebt daher Leute, die nur 3 Kühe halten, und für 20 bis 25 Rthl. Kuchen kaufen. Ueberhaupt hält man die Lein-

kuchen für das beste Milchfutter. Von den Kartoffeln glaubt man hier, daß sie mehr Milch, die Möhren mehr Fleisch und Fett erzeugen. Der Abgang an Futter macht, daß man kein junges Vieh anziehet, sondern die Kälber verkauft und erwachsenes Vieh ankauft.

## X. Schafe und Schweine.

Die Schafzucht in diesen Gegenden verdient kaum den Namen. Sie ist besonders am Rheine auch nie bedeutend gewesen. Die Parzellirung des Bodens ist daselbst zu groß, der Graswuchs zu fett, der Boden zu feucht. Auf der Höhe sind die guten Grasplätze zu selten. Beherzigungswerth ist, was Lobbes davon sagt: „Seitdem ich bei meinem kleinen Gute alle wüsten Gründe entweder zu Land gemacht oder mit Holz bestanden habe, und meinen Schafen statt 30 Holl. Morgen Heidegründe, welche sie dadurch verloren, 4 Holl. Morgen mit weißem Klee ansäete, hat sich meine Wolle sehr verbessert, und die Lämmer sind viel ansehnlicher geworden, so daß sich mein kleiner Trupp auch für den Nichtkenner auffallend auszeichnet.“ Auch wird Spörgel zu dem Zwecke gesäet, und die Schafe bei trockenem Wetter am Nachmittage auf einige Stunden darauf gebracht. Im Winter erhalten sie Roggen- und Erbsenstroh und gehen auf die Heide, wo welche ist. Gegen die Lammzeit giebt man Heu, getrocknete Quecken, Spörgelheu und Rapskuchen in Wasser aufgelöst. Man streut, außer bei scharfem Froste, mit Sand oder sandiger Erde. Selbst das im Froste gestreute Stroh wird nachher ausgeschüttelt und wieder aufgenommen, weil es das regelmäßige Streuen des Mistes auf dem Lande verhindern würde. 25 Schafe sind zureichend, einen Holl. Morgen auf diese Art recht fett zu düngen.

Die Heerden haben nicht über 100 bis 150 Stück. Die Veredlung ist angefangen worden, hat wenig Aufnahme gefunden und ist durch den Verkauf des Stöhrsdepot wieder ganz eingegangen.

Auch über die Schweinezucht bleibt wenig zu sagen. „Von den in diesem Jahre gefallenen Ferkeln, sagt Lobbes, läßt man

1 oder 2 im Winter belegen. Der Eber wird nach vollbrachtem Geschäfte gelegt, lebt den Sommer durch und wird im Herbste nebst den Säuen, die er befruchtet, gemästet und geschlachtet. Die von diesen im Frühjahre geborenen Jungen werden da, wo man keine Weide dafür hat, mit Milch, Klee, Kohl und Buchweitzenkaff, welches sonst kein Thier frißt, unterhalten. Ein Theil davon wird an kleinere Haushaltungen verkauft, welche sie noch in demselben Herbste mästen. Mit dem Theile, den man zurückbehält, wird im Winter verfahren, wie früher gesagt worden. Kein Schwein wird bis ins dritte Jahr gehalten. Man rechnet 20 bis 24 Scheffel Kartoffeln und 2 bis 3 Malter (gleich 240 bis 280 Pfund) Gerste und Buchweitzen zum Mästen eines Schweines von 250 bis 300 Pfund. Ich habe es aber schon mit wenigerem gethan, setzt Lobbes hinzu.“ Die höchste Schwere, die sie hier erhalten, ist von 400 Pfund.

## XI. Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Niederung. Man baut Weitzen, Roggen, Wintergerste, Hafer, Sommergerste und Buchweitzen; — Bohnen, Erbsen und Wicken; — Möhren, Kartoffeln, Rüben und etwas Runkeln; — rothen Klee; — Rapssamen und Tabak; Hanf und Flachs nur zum häuslichen Bedarf.

Fruchtfolge zu Gotterswickerhamm:

1) Brache gedüngt,
2) Rapssamen,
3) Weitzen,
4) Wintergerste,
5) Roggen oder Hafer,
6) Klee ungedüngt, oder gedüngte Pferdebohnen,
7) Weitzen,
8) Roggen oder Hafer;

oder auch wohl

5) Roggen,
6) Weitzen gedüngt,
7) Roggen oder Hafer.

Bearbeitung des Bodens zu dem angegebenen Fruchtwechsel.

a) Die Brache wird vier bis fünfmal gepflügt, wovon einmal vor Winter. Am besten wenn der Dung so frühe untergebracht wird, daß er dreimal mit umgepflügt werden kann.

b) Zum Weitzen werden die Rapsstoppeln einmal flach und dann tief gepflügt.

c) Die Wintergerste-Stoppeln zweimal zum Roggen umgebrochen, auch dreimal, wenn das Land unrein ist.

d) Der Klee kommt nur auf den mehr magern Feldern, und auch nicht häufig vor. Wie schon gesagt worden, wird auch kein Dungmittel darauf verwendet, so wie auch zu den folgenden zwei Getreide-Erndten nicht. Diese sind dann aber auch nicht so gut, als die vom Jahre 3 und 5.

Besondere Beobachtungen über die Folge der Früchte.

Wintergerste gut nach Weitzen, nicht gut nach Raps.

Weitzen nach Raps so gut als nach Brache, gut nach Roggen, weniger gut nach Hafer, schlechter nach Wintergerste, recht gut nach Buchweitzen, besonders wenn das Land vor diesem sehr unrein gewesen. Man säet überhaupt den Buchweitzen blos als Reinigungsmittel, indem sein Ertrag auf hiesigem Boden nicht viel bezeichnet. Man düngt dazu, und je unreiner der Buchweitzen den Boden antraf, um so besser gedeiht das auf ihn folgende Getreide.

Nach Sommergerste kann nichts folgen, als Klee oder reine Sommerbrache.

Stoppel-Rüben schlechte Vorarbeiter für die folgende Frucht.

Unterhalb Wesel hat man ungefähr denselben Fruchtumlauf, oder auch

1) gedüngte Gerste,
2) Klee,
3) Weitzen,
4) Roggen,
5) Hafer oder Kartoffeln.

Bei Rees und Emmerich ist der Fruchtumlauf noch etwas stärker, als der früher angeführte. Wenn nämlich ein Feld gänzlich von Dungkraft erschöpft ist, und das Unkraut darauf überhand nimmt, beides Sachen, die nothwendig aus einer solchen gewaltsamen Fruchtfolge hervorgehen müssen: so nimmt man die Zuflucht zu der reinen Brache, pflügt 5 bis 6mal, düngt stark und bestellt das Feld mit Raps. Also:

1) reine Brache,
2) Raps,

3) Weitzen,
4) Wintergerste,
5) Roggen,
6) Hafer,
7) Sommergerste gedüngt,
8) Klee,
9) Weitzen, und wahrscheinlich
10) Roggen und
11) Hafer.

Wenn also je die Brache Noth thut, so ist es hier! — Wintert das Getreide durch irgend einen Zufall aus, so säet man Hülsenfrüchte an die Stelle.

Auf dem linken Rheinufer hat man zu Griethausen:

1) reine Brache, stark gedüngt,
2) Raps,
3) Weitzen,
4) Wintergerste,
5) Roggen etwas gedüngt, oder Sommergerste,
6) Klee,
7) Weitzen,
8) Hafer oder Buchweitzen.

Bearbeitung des Bodens zu dieser Fruchtfolge.

a) Man bringt 40 Fuder Dung pr. Holl. Morgen auf die Brache, pflügt 5mal und düngt zu der dritten Pflugart.

b) Der Raps wird in der letzten Hälfte des August gesäet. Schlägt er fehl, so säet man Sommergerste mit Klee an die Stelle. Dieser bleibt aber nicht stehen, sondern wird in demselben Herbste untergepflügt, und das Feld einfährig mit Weitzen bestellt, welches man ohne Zwischenkunft des untergesäeten Klees, wiewohl er den Boden nur ein Paar Monate besetzt, nicht wagen dürfte. Schlägt daher unglücklicher Weise der Klee unter der Gerste fehl, so sieht man dem Lande noch 3 — 4 Jahre darnach die schädlichen Folgen an, welche die Gerste darauf zurückläßt. Welcher Beweis gegen die Sommergerste, und welcher Beweis für den Klee!

c) Die Rapsstoppeln werden zum Weitzen dreimal umgepflügt.

d) Eben so oft wird die Weitzenstoppel zum Roggen gebrochen. Das Pflügen muß so viel wie möglich bei trockenem Wetter geschehen, statt daß solches beim Weitzen auch bei feuchtem Wetter geschehen kann. Saatzeit um Michaelis.

e) Auf den Klee wird nichts gestreut. Ist der Boden abgetragen, so werden nachher die Kleestoppeln gedüngt und einfährig zu Weitzen gepflügt.

Nach Wintergerste folgt allemal Roggen. Weitzen will durchaus nicht darnach gedeihen. Der Weitzen wird in dem Falle wurzellos, und wenn er bald zur Reife kommen will, so legt er sich platt an die Erde und trägt folglich wenig Körner.

Zu Wissel hat man:

1) reine Brache, gedüngt mit 70 starken einspännigen Fudern pro. Holl. Morgen,
2) Raps oder Rübsen,
3) Weitzen,
4) Roggen,
5) Klee,
6) Weitzen,
7) Hafer.

Die angegebene Fruchtwechsel werden nicht selten durch die Ueberschwemmungen des Rheins in ihrem Laufe gestört. Auch lauft manchmal Tabak mit unter, doch gewöhnlich hat man besondere Felder für diesen, wo er alle Jahre vorkommt. Wenn sich keine Wintergerste in dem letzt angeführten Fruchtumlaufe findet; so geschieht es der Sperlinge wegen, welche sie gänzlich zerstören würden. Selbst Weitzen und Buchweitzen sind hier dem Grimme ihrer Anfälle ausgesetzt. Es giebt keine schädlichern Vögel für die Landwirthschaft, als Sperlinge und Juden.

Die Fruchtfolge in dem Theile des Fürstenthums Mörs, der zu den Niederungen gerechnet wird, und hiezu gehört ein großer Theil des Landes, verhält sich wie folgt:

1) reine Brache, 4 bis 5 mal gepflügt,
2) Raps,
3) Weitzen,
4) Klee, einfährig gepflügt zu
5) Weitzen,
6) Roggen,
7) Buchweitzen oder Hafer, oder
7) Kartoffeln oder Rüben,
8) Hafer,

Eine andere Fruchtfolge:

1) Sommergerste, gedüngt,
2) Klee,
3) Weitzen oder 3) Hafer,
4) Roggen — 4) Brache,
5) Raps.

Nach Hafer folgt allemal gedüngte reine Brache oder Wurzelgewächse. Auch dann, wenn kein Raps gesäet werden soll, wird doch immer im siebenten Jahre rein gebraacht. Nur in

einigen Gemeinden, welche einen weniger fetten, aber guten Mergelboden haben, z. B. Capellen und Klain, hat die Brache nie statt; es sey denn, daß man Raps säen will. Zum Rapse gehören 15 bis 18 zweispännige Fuder Dung auf den Cölln. Morgen. Man düngt durchgehends alle vier Jahre einmal; manchmal aber auch in dem ganzen achtjährigen Umlaufe nur einmal, dann aber muß Klee darin auftreten. Ob Leute in der Welt noch zweifeln dürfen, daß der Klee ein Verbesserungsmittel des Bodens sey? Der Klee geräth hier besser unter dem Sommer- als dem Wintergetreide.

Auf meine Frage (welcher Fruchtumlauf der beste sey?) antwortete mir ein hiesiger sehr intelligenter Landwirth, der es aber nicht aus Büchern geworden ist: „Derjenige, wo Halm- und Schotenfrüchte mit einander abwechseln.“ Er nahm aber das Wort Schotenfrüchte im weitern Verstande, indem er zur Verständigung seiner Worte folgenden Wechsel angab: 1) gedüngte reine Brache, 2) Raps, 3) Weitzen, 4) Klee, 5) Weitzen, 6) gedüngte Erbsen, 7) Weitzen, 8) Buchweitzen, 9) Hafer. — „Weitzen und Hafer, setzte er hinzu, wollen hier nicht gut hintereinander gedeihen, und Weitzen nach Wintergerste auch nicht.“ Man wird beobachtet haben, daß der besagte Landwirth der Wurzelgewächse in seinem Umlaufe nicht gedacht hat, wahrscheinlich weil er sie nicht unter die verbessernden Früchte zählt. Wir gehen zur

Höhe

über. Man hat daselbst, das ist im Clevischen auf den besten Feldern,

1) Weitzen gedüngt,
2) Roggen,
3) Hafer,
4) Kopfkohl, Möhren, Kartoffeln stark gedüngt,
5) Weitzen,
6) Roggen,
7) Hafer,
8) Sommergerste gedüngt,
9) Klee,
10) Weitzen,
11) Roggen,
12) Hafer.

Auf Feldern von geringerer Güte hat man:

1) Roggen gedüngt,
2) Roggen,
3) Hafer,
4) Weißer Klee, abgetütert,

5) Roggen, der immer sehr gut, sowohl in Körnern als Stroh einschlägt,
6) Hafer.

Ob in beiden Umläufen nicht vor dem ersten Jahre, also nach dem Hafer, Brache vorkomme, weiß ich nicht. Ich weiß zwar, daß die Annahme einer Brache auf der Cleviſchen Höhe mit der Abhandlung des Herrn Lobbes im Widerſpruch ſteht, wo ſie ſagt: „Wir kennen keine reine Brache.“ Allein ſolches geht nicht aus den Antworten hervor, welche mir dieſer würdige Mann ein Jahr vor ſeinem Tode ſchriftlich ertheilte. Darin ſagt er: „Einzelne Ackerſtücke werden nach Gutbefinden des Landwirths geſommerfahrt.“ — Dann wieder: „Reine Dreiſche haben wir hier nicht, wenn nicht etwa die Sommerfahre darunter zu verſtehen iſt.“ Daß er ſelbſt aber unter Sommerfahre die reine Brache verſtehe, drückt er an einer andern Stelle aus, wenn er ſagt: der Raps, zu welchem geſommerfahrt, das iſt 3 bis 4 mal im Sommer gepflügt wird. Aus allem dem ergehet, daß die Brache zwar nicht in der Regel, weil nur auf einzelnen Stücken, aber doch manchmal zur Reinigung, nicht zur Ruhe des Ackers vorkomme.

Auf ſchlechtem Boden hat man:

1) Buchweitzen, gedüngt mit Streudünger,
2) Roggen gedüngt,
3) Roggen, von welchem letztern man ſich nur ſelten mehr als eine mittelmäßige Erndte zu verſprechen hat.

In die beſten Lande werden Stoppelrüben geſäet, Spörgel zum Abtütern in die ſchlechten.

Die Sommergerſte, ſagt Lobbes, geräth am beſten nach Wurzelgewächſen, beſonders wenn ihr mit etwas Streudünger (Compoſt) nachgeholfen wird. Der Roggen aber verliert ſich manchmal nach jenem auf dem Lande. „Nach der Sommergerſte, fährt er fort, will nie Roggen gedeihen, weshalb wir ſie immer mit Klee ausſäen.“ Und ſo wird der Schädlichkeit das Heilmittel zugegeben.

Der Vollſtändigkeit halber ſowohl, als weil es Schade ſeyn würde, wenn eine einzige Beobachtung des mehrgedachten alten Praktikers verloren gehen ſollte, führe ich das, was er

in seiner gedruckten Abhandlung über die Fruchtfolge sagt, mit den nöthigen Erläuterungen hier an.

„Da es nur sehr wenige Güter bei uns giebt, wo alle dazu gehörigen Aecker von gleicher Güte sind, so hält man es für vortheilhaft, diese Aecker durch unüberschreitbare Eintheilung zur Hervorbringung einer ihnen nicht angemessenen Getreideart zu zwingen. Wir behandeln sie, wie ein ordentlicher Gärtner seinen Garten, sie tragen alle Jahre. Wir kennen keine Brache und bestimmen die zu tragende Getreideart nach den noch vorhandenen oder durch Düngung wieder zu gebenden Kräften eines jeden Stück Landes insbesondere, jedoch wird beim besten Grunde nachstehende Ordnung beobachtet und mit folgenden Getreidearten abgewechselt."

Der vierte Theil dieser Stücke wird, nachdem er bereits im Herbste von Quecken gereiniget, im Winter gut gedünget und der Dünger sobald als möglich untergepflügt, im Frühjahre besäet und zwar zuerst mit Gerste und Kleesamen. Nachdem die Gerste ganz reif abgemäht, pflegt der junge Klee im Herbste noch einmal zur Viehfutterung abgemäht oder auch mit den Kühen abgehütet zu werden. Die Kühe müssen aber angebunden, und ihnen nur ein kleiner Theil zum Abgrasen gegeben werden, weil sie sich leicht sonst in diesem langen Klee zum Bersten fressen, wogegen aber nachstehendes Mittel untrüglich ist.

Man nimmt vom allerschlechtesten Tabak und setzt gemeinen Branntwein darauf, läßt es ziehen und hält es zum Gebrauche bereit. In sich ereignendem Falle nimmt man ungefähr 2 Loth Seife und giebt sie dem kranken Vieh mit 2 bis 3 Eßlöffel voll von dem Tabaks-Extrakte ein, es hilft in der Minute.

Das folgende Jahr oder 2) kommt der wahre Ertrag des Klees. Man füttert ihn im Stalle und, den Ueberschuß macht man zu Heu; der zweite Schnitt bleibt gemeiniglich zum Samenbringen stehen. Wenn dieser Same reif und abgefahren, so pflüget man die Stoppeln um und säet 3) Weitzen darin, nach dem Weitzen 4) Roggen, in die Roggenstoppeln weiße Rüben, die im Herbste und Winter zur Viehfutterung besonders eingemacht mit großem Vortheil genutzt werden; nun folgt im fünften Jahre wieder Gerste und Klee. „Der Klee, sagt Lobbes

in seinen schriftlichen Antworten auf meine Fragen, kann bei uns im sechsten, und wenn das Land reichlich gedüngt und gut behandelt worden, auch wohl im vierten Jahre wieder kommen. Man muß also durchaus nicht annehmen, als wenn der angeführte vierjährige Umlauf für guten Boden allhier der einzige sey."

In sandigen Ländereien von wenig Güte hält man keine Regel und säet bisweilen 6 bis 8mal Roggen nach einander, jedoch mit zweijähriger Düngung wenigstens. In etwas schwerem Grunde wechselt man alle 3 Jahre mit Hafer auch wohl Buchweitzen ab; z. B. in diesem Herbste würde in frischen Dünger Roggen gesäet, in die Stoppeln nach der Erndte Rüben oder Spörgel, das folgende Jahr Hafer oder Buchweitzen ohne Dünger; nach diesem frisch gedünget und Hafer oder Buchweitzen darein gesäet; nach diesem ungedüngt Roggen u. s. w. Wenn nach dem Roggen Hafer oder Buchweitzen gesäet werden soll, so wird allezeit vorher in den Stoppeln Spörgel und bei etwas gutem Lande Rüben gesäet.

Wir kommen nunmehr auf die Behandlung des Bodens bei der Fruchtfolge auf der Höhe.

Zum Weitzen, der nach Klee gesäet werden soll, werden die Kleestoppeln 4 bis 5 Zoll tief umgeworfen, darauf gesäet und untergeeggt.

Die Weitzenstoppeln, worin Roggen zu säen ist, werden, sobald das Feld leer ist, je eher je besser, mit dem Pfluge so zu sagen nur aufgekratzt, damit die unter dem Klee etwa entstandenen Quecken losgezogen werden und anfangen abzusterben.

Nachdem es nun trockenes Wetter, so pflügt man 4 bis 5 Tage nach der ersten Arbeit, die man brachen nennt, 3 bis 4 Zoll tief, und egget, läßt die ausgeeggten Quecken und Stoppeln trocknen, walzet, egget wieder und läßt sie, wenn sie trocken sind, auf dem Felde dreschen, damit sie von Erde und Staub rein werden. Man bringt sie unter Dach, und sie vertreten im Winter die Stelle des besten Heues, welches die davon kommende Milch beweiset. Sollte nach dieser Arbeit das Land noch nicht ganz rein seyn, so muß (jedoch nur in diesem Falle) noch einmal also verfahren werden, und dann bauet man zur

Saat 6 bis 8 Zoll und mehr tief; der Roggen wird nur untergeeggt.

Nach dem Roggen verfährt man mit deſſen Stoppeln wie im vorigen Jahre; da aber Rüben und Spörgel im Anfang Auguſts, längſtens den zehnten, geſäet werden müſſen, ſo kann man ſich nicht ſo lange wie im vorigen Jahre dabei aufhalten.

Wenn Roggen nach Roggen ohne friſchen Dünger fo'gt, wird ebenfalls gebraacht, gepflügt und dann tief zur Saat gebauet. Soll aber zu dem zweiten Roggen gedüngt werden, ſo wird, wenn das Land rein iſt, der Dünger ohne vorheriges Pflügen in die Stoppeln gefahren, untergebauet und geſäet. Dieſes geſchieht nach dem Buchweitzen allemal, weil er keine Quecken leidet; nach dem Hafer aber muß das Land erſt gereinigt werden, weil keine Kornart leichter Quecken hervorbringt als dieſe. Man will hier bemerkt haben, daß die Stoppeln des Hafers, wenn ſie ungeſtört im Grunde ſtehen bleiben, nach unten zu ausſchlagen und Quecken hervorbringen.

Zur Gerſte wird das Land bereits im vorigen Herbſte bei der Einſaat der weißen Rüben gereinigt und gepflügt; hat dieſes nach den Regeln geſchehen können, ſo fährt man den Dünger ohne zu pflügen aufs Land und baut ihn, wenn es die Witterung erlaubt, unter, läßt das Land bis etwa Anfangs Mai liegen, damit das Unkraut auswachſe, welches dann mit der Egge auszutilgen iſt. Hierauf wird Gerſte und Klee-geſäet; anſtatt der Gerſte kann auch Hafer geſäet werden, und die oben angezeigte Getreidefolge leidet dadurch im Uebrigen nicht, er verträgt ſich mit dem Klee ſehr wohl; hat aber das Land im Herbſte nicht ganz rein gemacht werden können, ſo fahren wir zwar beim Froſt den Miſt aufs Land, aber in großen Haufen, pflügen und eggen das Land, bis es ganz rein iſt, breiten den Miſt und bauen ihn tief unter, welches wir bei allen Sommerdüngungen thun*). Im Herbſte aber ſetzen wir ihn ſo flach als möglich unter.

---

*) Unter dem tiefen Unterpflügen des Dunges verſteht Lobbes, nach ſeiner Erklärung in einem ſeiner an mich gerichteten Briefe ein 8 bis 10 zölliges, „weil, ſetzt er hinzu, uns die Erfahrung

Mit Hafer und Buchweitzen verfahren wir in der Brache auf die nämliche Art; auch ohne Düngung muß zum letzten male tief gepflügt werden. Wenn das Land zum Weitzentragen nicht stark genug ist, so wird an dessen Statt Roggen gesäet, nach dem Roggen Hafer, und nach diesem folgt von neuem Gerste und Klee.

So weit die angeführte Abhandlung über die Behandlung Bodens. Sie legt, wie wir gesehen haben, schon wieder einen andern Fruchtumlauf zum Grunde, nämlich 1) Klee, 2) Weitzen, 3) Roggen, 4) Hafer oder Buchweitzen, 5) Gerste mit untergesäetem Klee.

Zu Neukirchen in dem Herzogthum Geldern hat folgende Fruchtfolge und Feldbehandlung Statt:

1) Klee,
2) Hafer oder Weitzen,
3) gedüngt Buchweitzen — Kartoffeln — Erbsen,
4) Roggen,
5) Roggen,
6) Gerste mit Klee oder Hafer.

ad 1. Der erste Schnitt des Klees wird grün verfüttert, der zweite durchgehends zum Samen stehen gelassen. Daß das Samentragen des Klees dem Boden nicht allein nichts schade, sondern ihn noch verbessern solle, hörte ich in diesen Gegenden von mehr als zwanzig Personen.

ad 2. Die Kleestoppel wird überdüngt, wo möglich vor Winter geschält, im Frühjahre gepflügt, mit Hafer besäet und dieser eingeeggt.

ad 3. Die Haferstoppeln werden vor Winter gefelgt, nach Winter 2 bis 3mal gepflügt, mit der letzten Pflugart der Dung eingebracht und Buchweitzen gesäet.

ad 4. Die Buchweitzenstoppel abgeegget oder abgeschält, stark vereggt, damit die Stoppeln an der Sonne dörren, welches man für wesentlich hält. Pflügt man sie grün unter, so hat man durch vergleichende Versuche erprobet, daß es dem

---

gelehrt hat, daß wenn der Mist so tief untergebracht wird, daß keine Luft zu ihm dringen kann, er nicht in Fäulung geräth und zersetzt wird, welches zur Fruchtbarmachung des Bodens unserer Meinung nach doch unumgänglich erforderlich ist.„

Roggen Nachtheil bringe. Später wird zur Saat gepflügt, und der Roggen eingeeggt. Der Buchweitzen ist eine gute Vorbereitung zum Roggen.

ad 5. Der Roggen von diesem Jahre kann so gut werden, als der von Nr. 4.

ad 6. Die Roggenstoppel wird zuerst geschält, dann zweimal gepflügt, Spörgel gesäet zum Abtütern oder zum Unterpflügen. In beiden Fällen wird noch vor Winter gefelgt, im Frühjahre dreimal gepflügt und Gerste gesäet. Ist die Gerste eingeeggt und gewalzt, so werden 2 Malter (5½ Berl. Scheffel) Mergel über den Cöllnischen Morgen hergestreut, der Klee darauf gesäet und mit dem Mergel gelinde eingeeggt. Wird in diesem sechsten Jahre Hafer statt Gerste genommen, so wird die Spörgelstoppel überdüngt, vor Winter ziemlich tief untergepflügt, Hafer im Frühjahre darüber hergesäet und flach eingepflügt.

In dem Kempener Lande haben folgende Rotationen statt:

die eine

1) reine Brache,
2) Roggen,
3) Roggen,
4) Klee oder 4) Buchweitzen,
5) Hafer oder 5) Roggen.

Die andere

1) Brachrüben,
2) Gerste,
3) Klee,
4) Weitzen,
5) Roggen,
6) Hafer.

Die Feldbestellung bei der ersten Rotation verhält sich folgendermaßen.

ad 1. Nachdem die Haferstoppeln schon im vorhergehenden Herbste flach untergepflügt worden, wird im Juni das Land zum zweiten und im Juli zum drittenmal gepflügt, wobei zugleich der Dung untergebracht wird. Man hält diesen in nur halb verrottetem noch gelbem Zustande für den besten, und fährt 12 einspännige Fuder auf den Cöllnischen Morgen. In der Mitte Septembers hat die vierte oder Saatfurche statt. Sie

ist die tiefste von allen. Darauf dann wird der erste Roggen gesäet.

ad 2. Nach diesem ersten Roggen wird die Stoppel zweimal ganz flach umgepflügt und das Feld darauf an mehreren Orten gepflugspatet (gepflügt und gegraben), dieses ist namentlich zu Beberich, Grevrath, Suchtelen und Hinsbeck im Gebrauche. Wird das Graben unterlassen, so nothreift der zweite Roggen nicht selten, und wird auf keinen Fall so gut. Beim Pflugspaten aber giebt der zweite Roggen dem ersten nichts nach. Zu dem Spaten oder Ausgraben der Furchen setzet man 10 Mann für einen Pflug an. Diese beschaffen 4 Clln. Morgen (über 5 Magdeb. Morgen) per Tag. Der Mann erhält dabei 9 Gr. Es käme also der Morgen ohne die Spannarbeit zu 22 Gr. 6 Pf. (18 Gr. p. M. M.) Nebenbei bemerke ich, daß man in dem Kreise Ahaus des Münsterlandes wahrnehmen will, daß die Kornerndten daselbst abnehmen, seit man das Pflugspaten daselbst eingestellt hat.

ad 3. Ueber diesen zweiten Roggen, zu welchem eben so stark als zum ersten gedüngt worden, wird im März Klee gesäet; man nimmt 10 Pfund auf den Cöll. Morgen. Zwei, drei Wochen nachher wird das Feld mit Kalk oder Mergel bestreut; man braucht ein Malter Kalk auf den Morgen oder eben so viel Mergel. Der Kalk wird vorher mit Erde untereinandergesetzt, auf die Weise, wie ich bei dem Dung angegeben habe. Eine solche Kalkerde thut gut auf schwerem, nicht eben so auf leichtem Boden. Hat man den diesjährigen Klee unter dem Roggen gekalkt, so thut man es das nächste Mal, als er auf demselben Felde zurückkommt, nicht mehr, sondern man bedient sich dann des Kalkmergels, den man von Mastricht aus bezieht. Man braucht von diesem anderthalb Malter auf den Morgen. Man beobachtet sowohl bei dem Kalke als dem Mergel ein gerechtes Maß, weil man glaubt, daß das Uebermaß den Stock befördere. — Man bedient sich auch wohl des Composts von Moder, von dem ich früher ebenfalls sprach. Man fährt ihn auf das Feld, sobald der Klee über den Roggen gesäet ist, zieht ihn in kleinen Häufchen ab, zerstreut diese mit der Schaufel und braucht keine Egge. Dieser

Compost wird dennoch häufiger zum Weitzen verwendet; seine Wirkung darauf ist so groß, daß ich, obgleich hiesige Gegend keinen Weitzenboden hat, dennoch vorzüglich schöne Saaten von dieser edeln Frucht daselbst getroffen habe.

ad 4. Der Gyps soll an einigen Orten keine Wirkung auf den Klee hervorbringen. Man zieht vielen Samen. Wer zehn Morgen Klee hat, läßt ihrer 2 bis 3 zu Samen stehen. Daß der Klee unter den zweiten und nicht unter den ersten Roggen gesäet wird, haben wir gesehen. Er soll so besser gerathen, wozu das Pflugspaten wahrscheinlich das Meiste beiträgt. Hat das Feld im vierten Jahre keinen Klee, wie er wohl schwerlich alle 5 Jahre bei jener Fruchtfolge vorkommen darf, so trägt es Buchweitzen, zu welchem mit 12 Fudern gedüngt wird. Dann aber bedarf der darauf folgende Roggen keines Dunges.

ad 5. Nachdem die Kleestoppel im vorhergehenden Herbste mit dem Pfluge geschält worden, wird das Feld im Frühjahre überdüngt und der Hafer zu Ende März einfährig bestellt. Nach jeder andern Frucht säet man ihn nicht vor dem April.

Kommt Flachs in den Umlauf, dann findet er nach dem Hafer seinen Platz. Er fällt also in das eigentliche Brachfeld oder Jahr; daß dazu gedüngt werden muß, werden wir seines Orts sehen. Man hält den Flachs für die beste Vorbereitung zum Roggen.

Wir kommen nunmehr zu der Behandlungsart des zweiten Umlaufs.

ad 1. Das Land wird zu Brachrüben zweimal im Frühjahre gepflügt, dann gedüngt und zum drittenmale gepflügt. Am besten wird nicht gedüngt, sondern das Land nach der letzten Pflugart mit Jauche befahren. Die fingerslangen Rüben werden allemal scharf, und zwar manchmal 3 bis 4mal durchgeeggt. Ein Wirth von 2 bis 3 Pferden säet zwei Morgen Rüben, welche ihm dienen, wenn der Klee zu Ende geht. Die Rüben gedeihen hier besonders, und ihr Laub wird oft 4 Fuß hoch.

ad 2. Das gewesene Rübenland wird vor Winter gedüngt und gepfuhlt, der Dung flach untergepflügt; im Frühjahre noch

einmal gedüngt oder gepfuhlt. Der Frühjahrsdung muß nothwendig kurz seyn. Man pflügt dreimal zur Gerste, egget ein und walzet; darauf säet man den Klee und eggt ihn flach ein.

ad 3. Die gegenwärtige Rotation mit dem Gerstklee kommt nicht so häufig vor, als die mit dem Roggenklee. Ein Landwirth, der 6 Morgen Klee hat, würde 4 Morgen Roggenklee und 2 Morgen Gerstklee haben.

ad 4. Ich sagte schon, daß der Weitzen hier mit Gewalt erzwungen seyn will. Der Klee als einziger Hebel reicht dabei nicht zu. Man überdüngt daher die Kleestoppel mit wenigstens 15 Fudern des beschriebenen Modercompostes, welches ein gar guter Dung für Weitzen ist. Steht der Weitzen im Frühjahre dünne oder gelb, so wird er geeggt oder zuerst gepfuhlt und dann geeggt. Doch findet man bei dem Weitzen, der auf Klee folgt, das Eggen weniger vortheilhaft, als auf Weitzen, der nach Buchweitzen folgt.

ad 6. Je tiefer zu diesem Roggen gepflügt wird, und je trockener das Wetter dabei ist, um so besser. Daher das Pflugspaten hier sehr anwendbar; einige suchen es durch Doppelpflügen zu ersetzen.

Nach Brache, Flachs und Buchweitzen folgt allemal Roggen, nach Möhren Flachs.

Daß hier Alles durch Dung will erzwungen seyn, haben wir gesehen; nur der Hafer nach Klee erhält keinen. Was das Düngen möglich macht, ist die Stallfütterung, der viele Klee, die Brach- und Stoppelrüben, die Beihülfe der Branntweinblase, womit alle etwas bedeutende Landwirthe versehen sind.

Errungen im Schweiße des Angesichts müssen jedoch jene häufigen Erndten werden, und weder der schöne Dung noch das meisterhafte Pflügen können die Forke bei dem Kampfe mit den Quecken entbehrlich machen. Der Stock, eine besondere, mir hier zuerst vorgekommene, Pflanzenkrankheit, mag von dem ewigen Plagen und Reitzen des Bodens herrühren. Ich werde anderswo darauf zurückkommen.

Die Wiesen, welche man zu Fruchtland umschaffen will, (eine Sache, die nur in der Niederung statt hat) werden im Februar oder März mit einem starken Pfluge umgebrochen,

und sobald die Witterung es erlaubt, Hafer auf die Narbe gesäet, und solcher mit doppelten Eggen, welche 7 bis 8mal dieselbe Stelle beziehen, unter die zerrissene Narbe gebracht. Man läßt gewöhnlich 3mal nach einander Hafer folgen, ehe man Weitzen nehmen darf, welcher sonst einen zu geilen Halm treiben und lagern würde.

## XII. Getreidebau *).

Niederung. Man pflügt zum Wintergetreide einmal, dreimal, fünfmal, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der vorhergehenden Frucht. Nach Bohnen, Erbsen und Klee wird der Pflug nur einmal angesetzt. — Man säet in der Regel 8 Tage vor Michaelis. An einigen Orten nimmt man 2, an andern 2½ und 3 Berl. Scheffel auf den Holl. Morgen. In dem Mörs'schen wird der Roggen um Michaelis, der Weitzen aber 14 Tage später gesät. Man braucht einen Berl. Scheffel auf den Cölln. Morgen.

Die Saat wird zum Theile im Frühjahre (Monat April) durchgeeggt, besonders wenn sich der Boden gehoben hat. Dem Eggen folgt dann die Walze. Wenn es bald darauf regnet, so hält man es für eine vortreffliche Vorrichtung. Von dem Jäten findet man einzelne Spuren.

Ende Juli oder Anfangs August werden Weitzen und Roggen mit der Sichte (Hausense) abgebracht. Sind die Halmen nicht allzuviel mit Unkraut durchwachsen, so wird sogleich aufgebunden und die Bunde zu 8, 10 bis 16 aneinander hingestellt, bis sie zum Einfahren trocken genug sind. Die Angaben über die Kosten sind verschieden. Einen Holl. Morgen zu sichten und binden, kostet bei Bischlich 1 Rthl. 6 Gr.; das Sichten bei Rees 1 Rthl. 6 Gr.; das Binden und Aufsetzen 13 bis 15 Gr.; zu Griethausen das Schichten 1 Rthl. 12 Gr.; das Binden und Aufsetzen 13 bis 16 Gr. In dem Fürstenthum Mörs geschieht

*) Ich beziehe mich in diesem Abschnitte zum Theil auf das, was ich über die Cultur des Getreides bei Gelegenheit der Fruchtfolge gesagt habe, und nehme hier blos das Uebrige nach.

die Erndtearbeit mit eigenen Leuten und Tagelöhnern. Eine Frauensperson bindet so viel auf, und zwar mit zwei Banden, als zwei Männer niederlegen. Der Cölln. Morgen würde im Verdinge in allem auf 13 Gr. kommen. Der Ertrag des Weitzens im Cleviſchen ſchwankt zwiſchen 20 bis 30 Scheffel; dieſer wiegt 88 Pfund. Das Stroh ſchlägt man auf 5 bis 6000 Pfund an. Im Mörs'ſchen rechnet man von einem Cölniſchen Morgen 10½ Scheffel Roggen oder Weitzen und 2000 Pfund Stroh.

Geht der Weitzen durch Ueberſchwemmungen im Winter zu Grunde, ſo wird ohne vorheriges Pflügen Hafer an die Stelle geſäet und dieſer eingeeggt. Der Prediger Roß zu Bodberg beſtätigte mir, daß bei der Sommerüberſchwemmung im Jahre 1816 Weitzen zu Homberg im Waſſer geblüht und gereift habe, und auch darin abgeſchnitten worden ſey; die Körner blieben aber kleiner als gewöhnlich. Zu dem Hafer werden die Kleeſtoppeln ſchon vor Winter geſtürzt.

Höhe. Der Weitzen folgt nach Klee oder auch nach Hafer. Im letztern Falle muß ſehr ſtark dazu gedüngt werden. Nach dem Klee wird er einjährig beſtellt und ſtark eingeeggt. „Da, ſagt Lobbes, wo der Klee zur Samenreife gelaſſen worden, zeichnet ſich der Weitzen vortheilhaft aus.“ Ein ſolches Zeugniß, mit dem Einſchluſſe deſſen ſo vieler andern Perſonen, in einem Lande, wo aus der Kleeſamen-Erzielung ein beſonderes Geſchäft und ein Handelszweig gemacht wird, iſt von entſcheidendem Gewichte.

Man ſäet den ganzen October über. „Ich, ſagt Lobbes, bin ſehr für das frühe Säen, wenn das Wetter es möglich macht, den ſamentragenden Klee zeitlich genug vom Felde zu ſchaffen. Man ſäet in der Regel 3 Berl. Scheffel auf den Holl. Morgen; iſt aber das Land ſehr fett oder ſtark gedüngt worden, dann wird, um das Lagern zu verhüten, ⅛, auch wohl ⅓ weniger genommen, wonach ſich der Weitzen ſtärker beſtaudet und nicht lagert.“

„Hat ein ſtarker Regen den Grund feſtgeſchlagen und ſich nach etwas ſtrenger Luft im Frühjahre eine Borke über dem Lande gebildet, ſo wird der Weitzen durchgeeggt, und der Boden gelockert. Dieſer Weitzen zeichnet ſich dann gegen den nicht

geeggten sehr aus. Das Jäten des Weitzens ist höchst nöthig, weil das Unkraut bei uns vor dem Säen nicht vertilgt werden kann. Die Unkräuter des Weitzens sind: Flughafer, Kornraden, Feldmohn, Kornblumen, Hederich (?) u. s. w.“

„Zum Roggen wird das erste Mal 3 bis 4 Zoll tief und zur Saat 6 bis 8 Zoll tief gepflügt. Der ungedüngte Roggen wird von der Mitte bis Ende September gesäet, der gedüngte von Anfang October bis Weihnachten. Dies letztere thun jedoch nur schlechte Landwirthe. Soll man auf das Wohlgerathen des Roggens rechnen können, so muß auch der Mistroggen vor Ablauf Octobers in der Erde seyn. Die Aussaat ist 3 Schfl. pr. Holl. Morgen.“

Die Erndtezeit des Roggens tritt in guten Jahren gegen die Mitte des Juli, spätestens den zwanzigsten ein, die des Weitzens 8 bis 14 Tage später. Das Getreide wird, wie in Niederungen und in Brabant, mit der Sichte (Hausense) abgebracht. Hinter zwei Hauern folgt unmittelbar eine Binderin, welche mit einigen Halmen 2 bis 3000 kleine Garben auf den Holl. Morgen aufmacht. Auf 4 bis 5 Binderinnen kommt ein Aufsetzer, der immer 8 Garben in ein Häufchen so hohl zusammenstellt, daß die Luft durchstreichen kann. Wenn es nicht regnet, kann das Getreide am zweiten oder dritten Tage nach dem Einschnitte eingefahren werden. Fällt Regen auf die Häufchen, so reicht ein guter Tag zu, um die Feuchtigkeit auszuziehen. Ein gehöriger Hauer fertiget alle Tage 300 Ruthen ab. Er bekommt im Tagelohn 5 Gr. 5 Pf.; Aufsetzer und Binderin haben eben so viel.

Ein Holl. Morgen giebt 1500 bis 2000 Garben, jede zu 2½ Pfund Stroh, also 4 bis 5000 Pf. zusammen. Den Körnerertrag giebt Lobbes im Durchschnitte der Jahre folgendermaßen an:

| | | |
|---|---|---|
| Vom | Weitzen | das 8te bis 12te Korn. |
| — | Roggen | — 8te bis 10te — |
| — | Hafer | — 12te bis 20ste — |
| — | Gerste | — 12te bis 16te — |
| — | Buchweitzen | — 40ste bis 60ste — |
| — | Erbsen | — 20te — |

von Wicken das 16te bis 24ste Korn.
— Bohnen — 12te bis 16te —.

NB. Dies alles ist von einer guten Bauart oder Bestellung der Felder zu verstehen, und aus der guten Bestellung gegen die schlechte folgt die hiesige große Disproportion der Pächte von Gütern einerlei Größe und Güte.

Zu der Sommergerste wird der lange Düng vor Winter 8 bis 10 Zoll tief untergepflügt. In der Mitte des Aprils wird mit dem Pfluge ein Paar Zoll tief unter den Mist gegriffen, so daß dieser, der dann mehrentheils ganz aufgelöst ist, wieder nach der Höhe kommt. So bleibt das Land bis zur Saat liegen, welche den 6ten bis 10ten Mai eintritt. In dieser Zwischenzeit läuft der in der Krume befindliche Unkrautssame aus, und wird dann mit der Egge oder dem Pfluge vertilgt.

Man säet den Hafer ohne Dung vom 15. bis 24. April, den gedüngten aber bis Anfang Mai, auch später, und nimmt 4 Berl. Scheffel auf den Holl. Morgen.

Der Buchweitzen wird vom Anfange Mai bis zum zwanzigsten gesäet. Er erfordert einen Scheffel Aussaat auf den Holl. Morgen.

In dem Geldrischen ist die Saatzeit des Hafers im April und zwar je früher je besser. Man nimmt einen halben Malter auf den Clln. Morgen.

Den Buchweitzen säet man hier zur Zeit, wenn der Roggen in der Blüthe steht, und nimmt $^3/_4$ Scheffel auf den Morgen. Das Stroh von dem Buchweitzen hat bekanntlich keinen andern Werth als zum Einstreuen. Nach Lobbes verlieren die Kühe nach einem dreitägigen Genusse davon die Milch.

Die Zeit der Roggeneinsaat ist um Michaelis, man nimmt $1^1/_2$ Scheffel auf den Morgen.

Die Gerste säet man zwischen dem ersten und zwanzigsten Mai, $1^1/_2$ Scheffel auf den Morgen.

Das Sommergetreide wird gejätet.

Die Feldbehandlung dieser Gegend findet sich in der Fruchtfolge für Neukirchen angegeben. Auch in dem Lande von Kempen hat jenes Jäten statt. Das Abbringen des Getreides in der ganzen Gegend geschieht mit der Sichte (Hausense).

## XIII. Anbau der Futtergewächse.

### Futterkräuter.

Man kennt in der Niederung nur ein Futterkraut: den rothen Klee. Sein Anbau wird stark genug für eine Gegend betrieben, welche so viele schöne Weiden und Wiesen und einen so fetten Boden hat, als die hiesige. Man kann wohl den 8ten bis 9ten Theil des Areals dafür annehmen. So was gereicht dem Klee zum Lobe, denn wenn man sich nicht so sehr von seinen Vortheilen überzeugt hielte, so würde man ihn hier eher als anderswo entbehren können.

Man säet den Klee unter Weitzen, Roggen und Sommergerste, auf erstere im März, auf letztere zur Zeit, wo sie gesäet wird, und nimmt 15 bis 18 Pfund auf den Holl. Morgen. Man vermeidet die Gaile, so viel man kann, säet ihn in ausgetragene Felder und überläßt ihn ohne Ueberdüngung und Wartung seinem Schicksale. Besonders gut gedeiht der Klee, wo der Rhein jährlich über das Land fließt.

Der Klee bleibt nur ein Jahr stehen. Er wird zweimal benutzt. Was von dem ersten Schnitte nicht verfuttert wird, wird zu Heu gemacht. Was man vom zweiten Schnitte erübrigt, bleibt zum Samen stehen, womit an einigen Orten ein starker Handel getrieben wird.

Alle Früchte gedeihen vorzüglich nach dem Klee, sogar weiße Rüben. Der Weitzen nach Klee ist gewöhnlich gut. Der Halm wird nicht so lang, als wenn zum Weitzen gedüngt worden wäre; dagegen wird er stärker und scheffelt besser. Buchweitzen und Hafer sind nach dem Klee ganz in ihrem Elemente.

Schlägt der Klee zurück, so ersetzt man den Ausfall an grünem Futter durch Wicken. Auch das, was durch die Erzielung des Samens an Futter verloren wird, deckt man durch Wicken.

Wenn der Klee in der Niederung stark angebaut wird, so wird er es auf der Höhe noch weit mehr und mit mehr Mühe und Aufwand, wie wir schon gesehen haben. Der Abgang an

gutem natürlichem Graswuchse, die Gierigkeit des Bodens nach Dung, die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, sich diesen zu verschaffen, machen, daß hier keine Wirthschaft bestehen kann, wenn sie nicht den sechsten Theil ihres Areals in Klee hat. O wem nur immer das Herz für den Ackerbau schlägt, dem schlage es denn auch für die edelste und wohlthätigste aller Pflanzen! Wenn Brabant kein anderes Verdienst um den Ackerbau hätte, als daß es diesem kostbaren Schoßkinde der Ceres zur Wiege gedient hat, so verdiente es schon darum unsern Dank und unsere Achtung. Die Sage trägt sich in dem Cleviſchen, daß der Kleebau durch die Auswandernden, die vor dem Zorne Alba's und seiner Inquisition aus den spanischen Niederlanden nach dem Rheine flüchteten, daselbst zuerst bekannt gemacht worden sey; daher ihm denn noch immer der Name des spanischen Klees bleibt. Indessen hat er sich, wie manches Gute, nur sehr langsam verbreitet, bis er vor einigen 30 Jahren alle Hindernisse besiegte und allgemein geworden ist.

Wie und worunter er auf der Höhe gesäet wird, haben wir bei der Fruchtfolge gezeigt. Man braucht 20 Pfund Samen auf den Holl. Morgen. Da er mit solchen Früchten gesäet wird; zu welchen gedüngt worden ist, oder doch in einem Boden, der noch in Kraft steht, so wird er im folgenden Winter oder Frühjahre nie mit Dung gedeckt. „Ihn mit Dung im Winter decken, sagt Lobbes, ist nur eine Verschwendung des Dungs.“ Ein kraftvoller Boden ist die beste Schutzwehr des Klees, und diese Kraft wird im Cleviſchen noch durch Kalk oder Mergel erhöhet. Man streuet nämlich auf einen Holl. Morgen 3 Mütden (10 bis 1600 Pfund) in Staub verfallenen Kalk oder 60 bis 90 Scheffel Mergel. Ich bemerke, daß ich hierin der schriftlichen Mittheilung des würdigen Mannes gefolgt bin. In seiner gedruckten Abhandlung, die vor 30 Jahren erschienen ist, wird das Doppelte an Kalk gefordert. 3 Mütden Kalk kosten 3 Rthl. 18 Gr., 75 Scheffel Mergel 11 Rthl. 12 Gr. Mergel oder Kalk wird gestreut, wenn der Klee gesäet wird, und nicht im folgenden Frühjahre.

Wenn kein Samen gezogen, noch Kleeheu gemacht wird; so reicht der Ertrag eines Holl. Morgens zum Unterhalte von

4 bis 5 Stück Hornvieh zu. Acht Tage vor Johannis wird der Rest von dem ersten Wuchse, wenn er nicht ganz hat grün verfüttert werden können, geheuet und fast der ganze Heubedarf für die Wirthschaft dadurch gewonnen.

Der zweite Schnitt bleibt meistens bis zur Samenreife stehen. Geräth er recht gut, so wird viel Geld daraus gemacht. Dieser Culturzweig ist so ausgedehnt, daß in den dazu geeigneten Gegenden die gewöhnliche Grundsteuer damit befriedigt wird. Ein Holl. Morgen kann 3 Malter oder 1000 Pfund Samen aufbringen. Die Abhandlung von Lobbes giebt zwar den Ertrag zu 2 Malter an, ich glaube mich aber auch hier an seine mir kurz vor seinem Tode gegebene schriftliche Mittheilung halten zu müssen, um so mehr, da hier sogar das Gewicht des Samenertrags bestimmt ist. Der Samen ging bisher größten Theils nach England. Man genießt dieses Vortheils um so ungestrafter, als der darauf folgende Weitzen nicht allein nicht dabei leidet, sondern nach dem wiederholten Zeugnisse des alten erfahrnen und genaubeobachtenden Lobbes, ergiebiger wird, als da, wo der Klee zu rechter Zeit geheuet worden ist. So einträglich aber die Kleesamenerndte ist, so ungewiß ist sie. Ein 24stündiger Ost- und Nordostwind macht die Blüthe taub. Der Samen wird, so bald er reif ist, gemäht, liegt 2 Tage und wird umgewandt, und dann, ohne gebunden zu seyn, gegen einander aufgesetzt, die Knoppen nach oben. So oft ihn der Wind umwirft, muß er noch vor Abend wieder aufgesetzt werden, denn er wächst aus, wenn er bei der mindesten Feuchtigkeit auf der Erde liegt. Ist er endlich ganz trocken, so wird er eingefahren, und die Knoppen sogleich davon abgedroschen, welche dann an einem sehr trockenen Orte bis zum Froste im Winter bewahrt werden; das Stroh verliert seine Blätter schon auf dem Lande und ist zu nichts als zum Streuen zu gebrauchen.

Im Winter bei trockenem Froste drischt man die Knoppen; da aber ein jedes Samenkorn in seiner eigenen Kapsel sitzt, so kostet es viel Arbeit, um es herauszubringen; alle Kapseln springen nicht sogleich unter den Schlägen, weshalb dann das geschlagene durch die Wannmühle gejagt wird; die zerrissenen

und ledigen Kapseln fliegen in den Wind, die noch geladenen, so wie der ausgefallene Kleesamen fallen vor die Mühle, den letztern siebet man mit einem feinen Siebe heraus, und die noch vollen Kapseln werden wieder gedroschen; diese Arbeit wird so lange wiederholt, bis alle Kapseln den Samen haben fahren lassen.

Nach dem Klee folgt am vortheilhaftesten Weitzen oder Hafer. Man zählt bei letzterem, das ist nach dem Klee, auch das zwanzigste Korn. Der Roggen aber sticht sich gemeiniglich nach Klee im Winter vom Lande ab. Dagegen wird er mit Vortheil nach dem Kleehafer angebracht, nur muß dazu gedüngt werden.

Das Kleeheu dient den Pferden zum Futter, wodurch der Hafer erspart wird. Was davon für das Hornvieh bestimmt ist, wird auf dem Boden lagenweise mit Stroh durchschichtet, damit es zusammenschwitze, und giebt dann geschnitten ein vortreffliches Pferdefutter.

„Die Futterkräuter, sagt Lobbes, sind die Seele einer guten Kultur. Zu ihnen gehört denn auch

der weiße Klee, und ob er schon nicht gemähet im Stall gefüttert werden muß, so erfordert seine Kultur auch nicht so viel Kosten, und so gutes Land als der zahme Klee.

Gesetzt, ich säe im zweiten Jahr des Düngers, also im mageren Lande Hafer, hierunter werfe ich wilden Kleesamen, und dann dient mir dieses Land im folgenden Jahre zur Hütung. Geräth der Klee, so ernährt ein Morgen Holl. reichlich zwei Kühe; ich breche diese Hütung im Herbste, wie die Stoppeln des zahmen Klees, säe darin (aber vor Michaelis) Roggen ohne Dünger, und er wird den doppelt gemisteten weit an Güte übertreffen; nach dem Roggen trägt das Land Rüben, nachher noch einmal Hafer ohne Düngung; ich gewinne also dadurch eine Düngung und habe bessern Roggen.“

Den Spörgel erbaut man auf Feldern, die so sandig und schlecht sind, daß sie zum Rübenbau sich nicht mit Vortheil eignen. Er dient hauptsächlich als zweite Frucht und wird abgetütert. Man pflügt die Getreidestoppel so flach als möglich

um, eggt, säet, eggt wieder und wälzt. Er hat das Unangenehme, daß wenn der Samen zur Reife kommt und ausfällt, dieser im folgenden Jahre ausschlägt und dann lästig wird. Man nimmt 1½ bis 2½ Viertel Samen auf den Clln. Morgen; ein Viertel Maß zu 12½ Pfund angenommen.

In dem Lande von Kempen säet man viel Spörgel in die Brache, und zwar bei der dritten oder vorletzten Pflugart, der dann mit der letzten oder Saatfurche statt Dünger untergepflügt wird.

In dem Geldrischen säet man auch wohl Spörgel mit den Möhren, und rupft ihn beim Jäten dieser letztern aus.

Der Spörgel, von dem man Samen ziehen will, wird zur Zeit der Hafer- oder Gerstensaat gesäet. Ist der Samen zeitig, so mähet man die Pflanzen weg, und behandelt sie wie Heu. Man drischt das Gewonnene zu Hause ab und erhält manchmal 4 bis 5 Malter Samen. Gemahlen auf einer Oehlmühle giebt der Samen ein vortreffliches Pferdefutter. Der Roggen geräth vorzüglich nach dem Samenspörgel.

## XIV. Wurzelgewächse.

Man baut in der Niederung nicht viele Brach-, aber desto mehr Stoppelrüben. Erstere werden Ende Juli oder Anfangs August gesäet. Man kann den Ertrag der Stoppelrüben zu 80 bis 100 Säcken — 160 bis 200 Scheffel — vom Holl. Morgen annehmen.

Runkelrüben sind erst seit sechs Jahren im Gebrauch. Sie verdanken der Zuckerfabrikation ihre erste Aufnahme. Zwar hat ihre Anpflanzung seitdem etwas nachgelassen; da man sie aber für ein köstliches Viehfutter hält, so wird sich ihr Anbau nie ganz verlieren. Man verpflanzt und behackt sie und verwendet eben so viel Dung darauf, als zum Rapse. Dieses letztere gilt auch für Kartoffeln und Brachrüben. Bei den Kartoffeln rechnet man auf 10 bis 12 Säcke Einnahme gegen einen Sack Aussaat.

Ueber die unvortheilhafte Einwirkung des Wurzelwerks auf

den Boden sind alle Nachrichten, die ich über die Niederung einzog, einstimmig.

„Sie sind dem Boden nachtheilig, sagt eine, weil sie ihm die Kraft entziehen, und es kann solches nur durch das dafür übliche Pflugspaten wieder gut gemacht werden.“ — „Alle diese Wurzelgewächse, sagt eine andere Nachricht, entziehen der Erde sehr vielen Nahrungsstoff, und consumiren allemal den Dung, den sie erhalten.“ — „Ihre Einwirkung auf den Boden, sagt eine dritte, ist, daß sie noch einmal so viel Kraft ausziehen, als anderes Getreide; daher mehr davon zu pflanzen, als zur eigenen Consumtion erfordert wird, nicht anzurathen ist.“ — Ein sehr intelligenter Landwirth (Baumann von Gotterswickerhamm) machte die Erfahrung, daß, wenn Rüben in die Stoppeln des Getreides gesäet werden, welches als das letzte im Umlaufe der reinen Brache vorgeht, der Raps, der in diese gesäet wird, darunter leide. Wie schädlich muß dann ihre Einwirkung auf eine unmittelbar auf sie folgende Frucht seyn, wenn selbst Brache und Dung die Wunde zu heilen nicht im Stande sind?

Für die Clevische Höhe will ich Hrn. Lohbes das Wort über den Anbau der Wurzelgewächse allein überlassen. „Brachrüben, sagt er, werden hier wenig gezogen, es wird etwas Samen bei der Bestellung der Gerste mit Klee ausgeworfen, und zwischen den Kartoffeln, wenn diese durch Eggen und Behacken gereinigt sind. Sie werden als Nothhülfe bei der Fütterung betrachtet. Ihre Cultur ist von geringerem Nutzen; dagegen ist die Cultur der Stoppelrüben bei uns sehr groß und unentbehrlich. Sie bringt uns fast die ganze Winternahrung für unser Rindvieh, welches niemals Heu zur Fütterung erhält. Ihre Bestellung kostet wenig Arbeit. Sie werden gleich nach dem Roggen in die Stoppeln gesäet, welche, wenn es die Quecken nicht verhindern, nur einmal 6 Zoll tief untergepflügt werden. Von dem Runkelrübenbau ist man meistens zurückgekommen, weil man andere Gewächse vortheilhafter findet. Die Cultur der segenbringenden Kartoffeln, die hier Erdäpfel heißen, ist sehr ausgebreitet und wird jährlich größer. Die der Möhren ist ansehnlich und war es schon seit mehr als 50 Jahren.

Pastinaken werden wenig gezogen, weil sie kein Mensch bei uns ißt und man die Möhren zur Viehfütterung für vorheilhafter hält. Kopfkohl wird in jeder Wirthschaft wenigstens zum Bedarf, aber bei einigen Wirthen auch zum Verkauf und fürs Vieh gezogen. Zu letzterem wird vor Winter der Dünger 4 bis 5 Zoll tief untergepflügt. Im Frühjahr wird kurzer Mist gestreut und 6 bis 7 Zoll untergepflügt, wodurch der vor dem Winter eingebrachte Dung wieder nach oben kommt. Der Kopfkohl will fett behandelt werden. Zu den übrigen Gegenständen wird im Frühjahr mit gutem ausgegohrenem kurzem Dünger stark gedüngt. Kopfkohl und Erdäpfel werden behackt, ersterer bisweilen zweimal, und behäufelt. Die Möhren werden gejätet, welches Tagelöhner, für den Genuß des Unkrauts, die eine oder zwei Kühe halten, gern übernehmen; eben so wie das Jäten des Weitzens.“

„Zur Bestellung der Kartoffeln wird das Land von Quecken und Unkraut gereinigt und gut gedüngt. Man fängt mit einem Pfluge an, eine Furche zu ziehen; ein Mensch mit einem Korbe voll Kartoffeln folgt dem Pfluge und wirft auf der Distanz eines Fußes allemal eine auf die aus der Furche geworfene Erde; ein zweiter mit drei Pferden bespannter Pflug folgt in der nämlichen Furche des erstern und holt an die 8 Zoll tiefe Erde heraus, die er auf die Kartoffeln bringt, und dieselben tief genug bedeckt; der erste Pflug kommt wieder und wirft die aufgenommene Erde in die Tiefe, die der zweite Pflug gemacht hat ꝛc. Sollte ein starker Platzregen hierauf fallen und das Land festschlagen oder sich viel Unkraut zeigen, so kann man mit der Egge darüber ziehen, sollten die Kartoffeln auch schon über fingerlanges Kraut getrieben haben. Man schätzt ihren Ertrag auf 500 Scheffel vom Holl. Morgen.“

Der Ertrag des Kopfkohls ist nicht unbeträchtlich. Es stehen 2000 bis 2500 Pflanzen auf 100 zwölffüßigen Quadratruthen. Einige fallen aus, 2000 mögen also wohl stehen bleiben. Diese haben ein Gewicht von 5 bis 10 Pfund. Man zahlt das Hundert zehnpfündige Köpfe zu 3 Rthl. 18 gGr.

In dem Lande von Kempen wird zu den Möhren vor Winter gedüngt und der Dung flach eingepflügt. Im Früh-

jahre wird langer Mist aufgebracht und gepflugspatet. Die jungen Möhren werden zuerst gejätet und dann geeggt, welches letztere sehr wohlthätig darauf wirkt.

Zu Kartoffeln wird vor Winter mit langem, und nach Winter mit kurzem Miste gedüngt.

Zu Runkeln wird ebenfalls vor Winter gedüngt, und im Frühjahre Jauche auf das Feld gefahren. Man thut solches am besten bei etwas feuchtem Wetter, nicht bei Frost, wo sie ohne Wirkung bleibt. Wer keine Jauche hat, bringt noch einmal Dung auf. Man ziehet die Pflänzlinge im Garten, und verpflanzt und rechnet 20 bis 25,000 Pfund Runkeln auf den Eöllnischen Morgen.

Zu Stoppelrüben nimmt man so viel Samen, als zwei Burgunder-Bouteillen fassen. Wenn sie 4 bis 5 Zoll über der Erde sind, werden sie durchgeeggt und 8 bis 10 Tage nachher von neuem in die Queere. Man setzt jedesmal die Egge so scharf und tief an, als sie gehen will, so daß der Wind die Pflanzen auf dem Felde umwehen könnte. Das Sprichwort heißt: die Rüben sind gut geeggt, wenn man so eben noch Kraut gegen die Sonne sehen kann. — Wann die Rüben gut gerathen, so können 20 einspännige Fuder von einem Eöllnischen Morgen kommen. Die kleinsten davon bleiben im Winter oft auf dem Felde und werden dann im Frühjahre mit Laub und Stengeln verfüttert. Die Rüben werden, nachdem sie entlaubt, im Herbste in freier Luft aufgethürmt, mit Stroh bedeckt, und mit Rasen bekleidet. Sie halten sich so am besten.

## XV. Anbau der Handelsgewächse.

Die hauptsächlichsten darunter sind in der Niederung Raps und Tabak, auf der Höhe ist es einzig der Lein. „Wir müssen, sagt gar weislich der biedere Lobbes, uns auf der Höhe vor allen Produkten hüten, die zur Erhaltung und Streuung des Viehes nichts beitragen.“ Ein sehr beherzigungswerther Ausspruch!

Raps. Ich habe nur wenig Besonderes über diesen Gegenstand zu erwähnen.

Der Raps wird hier blos in die Brache gesäet, also nicht verpflanzt. Bei öfterem Pflügen und starkem Düngen findet er sein Element; dagegen gerathen nach ihm alle Früchte, Wintergerste ausgenommen, vortrefflich. Man säet ihn zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten August. Im Frühjahre wird er durchgeeggt, damit die Wurzeln neue und frische Erde bekommen. Man sichtet oder schneidet ihn, wenn die Körner anfangen braun zu werden. Man läßt ihn etwas auf den Stoppeln liegen und drischt ihn zu Hause. Das Rapsstroh wird zu Gotterswick, vermischt mit anderem Stroh, zum Dachdecken gebraucht, und ein damit angefertigtes Dach soll ein gewöhnliches von bloßem Getreidestroh an Dauerhaftigkeit übertreffen.

In dem Kempener Lande wird zu Sommerrübsen der Dung zuerst in die Erde und dann wieder heraufgepflügt. Zum dritten Male kommt er tiefer in den Boden, damit er nicht wieder erscheine. Nun wird das rauhe Feld mit Jauche überfahren, und in der Mitte des Juni der Rübsen gesäet. Kommt viel Unkraut darin vor, so ist es nothwendig, zu jäten. Man braucht zwei Burgunderflaschen voll Samen auf den Cöllnischen Morgen.

Tabak. Vorläufig muß ich sagen, daß die Gattung Tabak, die man hier baut, an Breite der Blätter dem Pfälzer nicht gleich kommt, und noch weniger dem Elsasser; die Blätter sind schmal und spitz zulaufend, daher die Pflanzen auf dem Felde auch näher zusammenstehen können, als die am Oberrheine.

Der Tabak erfordert dreimal so viel Dung und zwölfmal so viel Arbeit als der Raps, sein roher Geldertrag ist aber auch dreimal so groß. Er wird, so viel ich weiß, nur blos in dem Kreise von Calcar gezogen. Wir kommen zu seiner Behandlung.

Bekanntlich werden die Pflanzen in einem Mistbeete erzogen und dann verpflanzt. Man verwendet hier mehr Sorge auf die Mistbeete als in der Pfalz und dem Elsaß. Zu ihrer Anfertigung sticht man eine Vertiefung von einem Fuß in die Erde. Diese Grube wird mit Mist gefüllt, so daß er zusammengetreten

der Erde gleich liegt. Pferdemist taugt nicht dazu, er ist zu hitzig und erzeugt Pilze, die nahe um sich keine Tabakspflanze aufkommen lassen. Ueber den Mist wird 3 bis 4 Zoll hoch feiner Grund gestreut, und das Mistbeet gleich einer Kutsche mit einem hölzernen hohen Rahmen umgeben. Dieser muß von der hinteren oder, wenn man will, von der obern Seite um einen Fuß höher seyn, als von vorne, damit das Regenwasser ohne Aufenthalt über die papierne Fenster wegfließe. Die Breite des Mistbeetes ist von 5 bis 6 Fuß; seine Länge richtet sich nach dem Bedürfnisse. Auf diesen Rahmen passen die Fenster, welche statt des Glases mit geöltem Papiere versehen sind. Zum vollkommenen Abfluß des Wassers muß das Fenstergitter von oben ganz eben seyn, damit das Papier sich ohne Unterbrechung über seine Länge und Breite herziehe. Damit aber dieses seiner Schwäche wegen nicht durchbreche, muß die hölzerne Füllung, das ist das Rautengitter, der Fenster ziemlich enge seyn. Jede Raute soll z. B. nicht mehr als 6 Zoll in der Länge und Breite haben. Die Fenster messen 5 Fuß in der Breite; ihre Länge richtet sich nach der Breite des Beets.

Zur Bepflanzung eines Holl. Morgens von 600 Quadratruthen ist ein Mistbeet von 300 Quadratfuß nöthig; das ist, wenn die Fenster 6 Fuß lang und 5 Fuß breit sind, so wird ein Mistbeet von 10 Fenstern dazu nöthig. Da 30,000 Pflanzen auf einen solchen Morgen fallen, so folgt, daß auf jedem Quadratfuß des Mistbeetes 100 Pflanzen stehen müssen. Man braucht so viel Samen, als in 15 Holländische Pfeifenköpfe geht. Die Saatzeit ist im März. Der Samen muß von einer geschickten Hand ausgestreuet werden. Einige harken ihn behutsam ganz seicht ein, andere überspringen ihn ganz gelinde vermittelst einer Gießkanne, wo er dann leicht in den losen Boden einschlämmt. Sobald die Einsaat geschehen ist, werden die Papierfenster aufgelegt und rundum sorgfältig mit Kuhmist zugeschmiert, damit keine Luft in das Mistbeet dringe. Man öffnet alle 3 bis 6 Tage, nach dem Verhältniß des Wärme- und Feuchtigkeitszustandes der Witterung, und begießt, deckt dann wieder zu und beschmiert die Oeffnungen.

Das Land, welches die Pflanzen aufnehmen soll, wird 5

bis 6mal gepflügt, geeggt und gewalzt. Je früher es zubereitet wird, um so besser ist. Der Dung, wozu der Schafmist der beste ist, wird mit der dritt-letzten Pflugart untergebracht. Die vorletzte bringt ihn daher wieder herauf und die letzte von neuem hinunter.

Der Tabak gehört zu denjenigen Pflanzen, welche sich selbst nicht hassen, das heißt, welche auf demselben Felde öfters, ja ununterbrochen wiederkommen können, wie solches auch bei dem Hanfe der Fall ist; zum Theile auch beim Roggen, aber durchaus nicht bei Lein, Erbsen und Klee. Der Landwirth Voß zu Wissel baut nun schon seit 30 Jahren den Tabak ununterbrochen auf demselben Felde. Man behauptet allgemein im Cleviſchen, daß das ununterbrochene Fortkommen des Tabaks auf demselben Boden, bei alljährlichem Düngen versteht sich, dieser Pflanze nicht allein nicht schade, sondern noch ihre Qualität verbessere; daß sich dadurch sein wilzender Geschmack immer mehr und mehr verliere. Selbst an Quantität scheint er dadurch zu gewinnen. Die Blätter werden zwar nicht ganz so groß, als bei seltenem Wiederkommen, allein sie sind dicker und feister und verlieren daher beim Trocknen 5 bis 6 p. Ct. weniger an Gewicht, als bei letzterem. In großen Wirthschaften ist dieses bei starkem Tabaksbau vielleicht nicht anwendbar, indem dem ganzen Umlaufe der übrigen Feldwirthschaft zu viel Dung entzogen wird. Es können Obiges hauptsächlich solche Wirthschaften befolgen, welche einen Ueberfluß an Dung haben oder diesen anderswoher beziehen oder den Tabaksbau nur im Kleinen treiben.

Bei dem Verpflanzen spannt man auf kleinen Feldstücken die Schnur, auf großen aber nimmt man sich diese Mühe nicht, sondern sticht von beiden Seiten einen Maßstock, und geht von einem auf den andern mit nebeneinandergesetzten Füßen an, so wie das Bohntreten in den Gärten zu geschehen pflegt. Der Maßstock hat die Länge von 2½ Fuß für Pfad und Beet zusammen. Auf das Beet fallen zwei Reihen Pflanzen im Verbande. Jede Pflanze erhält nicht viel über einen Quadratfuß Raum. Die Zeit des Verpflanzens trifft in die letzten Tage des Aprils oder in die ersten des Mai. Man behackt einmal, und behäufelt einmal, aber nicht hoch. Ist aber das Land unrein, so muß zweimal

gehackt werden. Beim Köpfen läßt man dem Stamme 12 bis 14 Blätter, mit Inbegriff der zwei untersten oder Sandblätter.

Die Sandblätter (das Sandgut) sind nur Auswurf. Ueber ihnen kommen 3 bis 4 Erdblätter (das Erdgut), die viel besser sind und über diesen das Besigut, welches die fettesten und besten Blätter enthält. Sand- und Erdblätter werden bei der Erndte zuerst ausgebrochen, jedoch nicht unter einander gemischt. Man bindet die Blätter auf dem Felde nicht in Bündel, sondern legt sie frei auf den Karren, welches hier geschehen kann, da dieser einen dichten Boden und dichte Wände hat. Zu Hause werden die Rippen an ihrem dicksten Ende ein Paar Zoll lang gespalten und die Blätter in kleinen Haufen reinlich übereinander hingelegt, bis sie etwas welk geworden. Darauf werden sie angespillt, das ist vermöge ihrer Spalte über lange Stecken angereiht und ins Trockenhaus gebracht. Dieses ist ein Schuppen, dessen Wände aus unbekleidetem Flechtwerke bestehen, damit die Luft von allen Seiten durchstreichen kann. In dem Strohdache sind Zuglöcher einander gegenüber angebracht. Der Aermere hängt auch wohl seine Blätter auf der Bühne über dem Kuhstalle auf; allein die unterste Reihe leidet durch die Feuchtigkeit, die aus dem Boden aufzieht.

Nachdem die Bläter zureichend trocken sind, wird jede der drei Gattungen besonders in kleine Büschel gebunden, und dann in große viereckte Brühhaufen zusammengepackt. Wie diese sich erhitzen, werden sie in andere umgesetzt, wobei man Acht hat, die Büschel, welche oben lagen, nunmehr in die Mitte zu bringen. Man rechnet den Ertrag im Durchschnitt auf 30 Centner, demnach gäben jede 10 Pflanzen ein Pfund Tabak. Dem Gelde nach schlägt ein Bericht den Ertrag auf 225 bis 300 Rthlr. Berl. Cour. vom Holl. Morgen an, (den vom Rapse zu 75 bis 88 Rthlr.) Von jenem Ertrage muß ein Drittheil blos für die Handarbeit abgerechnet werden. Der größere Bauer verdingt diese letztere oft zu solchem Preise an die Handarbeiter.

Der Flachs geht nur die Höhe an und wird an einigen Orten ziemlich stark betrieben. Die Bevölkerung von 2700 Seelen der Colonie Pfalzdorf verdankt ihm einen Hauptzweig

ihrer Erhaltung. Zu Lobberich, in der Gegend von Kempen, werden alle Jahre ein Paar hundert Morgen mit Flachs bestellt.

Der Lein folgt nach Klee, Möhren, Hafer und Buchweitzen. Man hält zu Neukirchen in dem Herzogthum Geldern 1) Gerste, 2) Klee, 3) Flachs, 4) Weitzen, für eine sehr gute Fruchtfolge. Vor dem sechsten Jahre will der Lein nicht wiederkommen. Doch fand ich ein Beispiel, daß man ihn drei Jahre hintereinander mit gutem Erfolge säete, es war aber über der Stelle, wo man einen alten Wallgraben eingerissen hatte.

Die Kleestoppel wird in jener Folge noch vor Winter tief umgepflügt, 20 einspännige Fuder langen Mist per Clln. Morgen auf die rauhe Furche gestreut und obenauf liegen gelassen, im Frühjahre das Stroh abgeharkt, geeggt und gesäet, darauf wird wieder geeggt und gewalzt. Man nimmt 2½ Scheffel Samen auf den Morgen. In dem Cleviſchen reichen 5 Scheffel auf den Holl. Morgen. Daſelbſt braucht man gewöhnlich Riga'ſchen, bei Kempen Pfälzer-Samen. Man hält diesen für den besten, vorausgesetzt daß er alle Jahre erneuert wird. Der Riga'ſche bleibt einige Jahre gut, ohne erneuert werden zu müſſen. Das angeführte Ueberdüngen und den Winter über auf dem Felde liegen lassen, hat auch im Lande von Kempen statt, wo der Flachs nicht nach Klee folgt. Man beobachtet aber, daß alsdann zu dem auf den Flachs folgenden Roggen von neuem gedüngt werden muß, statt daß man ſolches nicht braucht, wenn der Mist untergepflügt worden. Dieſes beſtätigt denn die Meinung, welche ich ſchon anderswo angegeben habe: nämlich daß über dem Felde gebreiteter und liegender Mist beſſer auf die erste, ſchnell eingepflügter aber mehr auf die künftige Saat wirke. Wer alſo viel Dung hat oder wem an dem Gerathen der ersten Saat das meiste gelegen, der lasse den Mist eine Zeit lang über dem Felde gebreitet liegen. Wer nicht in einem dieſer Fälle iſt, der pflüge ihn bald unter.

Das Röſten des Leins wird im Waſſer angefangen und an der Luft im Thau durch Ausſpreiten über dem Boden vollendet. Hier bleibt er 6 bis 8 Wochen liegen. Man ſieht alle

Wochen nach, ob der Bast die gehörige Zartheit habe, welches man beurtheilt, wenn man eine Handvoll davon bricht.

Im Cleviſchen rechnet man den Ertrag von einem Holl. Morgen zu 28 Scheffel Samen und 16 bis 17 Centner rein gebrackten und geſchwungenen Flachs, wovon der Stein (11 Pfund) zu 1 Rthlr. 12 Gr., auch etwas mehr, auf den Märkten verkauft wird, circa 70 Rthlr. vom Magdeburger Morgen, ohne den Samengewinn. — Im Lande um Kempen rechnet man auf 80 bis 90 Stein à 5 Pfund (gleich 400 bis 450 Pfund) vom Cölln. Morgen, der Stein zu 80 bis 90 Stüber p. p. 24 bis 27 gr., gleich p. p. 90 Rthlr. Berl. Cour. oder 70 Rthlr. per Magdeburger Morgen.

## XVI. Verchiedene Gegenſtände.

Unkräuter. In der Niederung hat man mit Diſteln Erdeicheln, auf der Höhe mit Quecken, Vogelwicken und Wucherblumen zu kämpfen. An allem dem Zeuge läßt ſich mit dem Exſtirpator nichts ausrichten. Die einen gründen zu tief, die andern treiben zu ſpät, erſt unter dem Getreide, als daß ſich ihnen beikommen ließ. Die Queckenwurzeln werden geheuet und zum Füttern der Kühe und Schafe verwendet. „Ein Futter davon, ſagt Lobbes, iſt mir mehr werth, als zwei Futter unſeres Heues von der Niers.“

Brand im Weitzen. Man nimmt am gewöhnlichſten die beſten vollkommenſten Körner zur Einſaat, vermengt ſie mit zerfallenem Kalke, gießt Jauche oder Miſtwaſſer darüber, ſäet 24 Stunden nachher und hat doch Brand. „Auch ich, ſagt Lobbes, war in dem Falle, bis ich 1794 durch einen Zufall an dem Ausſäen gehindert ward und dieſes erſt dreimal 24 Stunden nach dem Einbeizen, da der Weitzen ſchon zu keimen anfing, ausführen laſſen konnte. Ich gab die Ausſaat verloren, ſie war es aber nicht; der Weitzen ward beſſer, als ich je welchen gehabt hatte, und zeigte nicht eine brandige Aehre. Seitdem habe ich den Weitzen immer dreimal 24 Stunden in der Beitze gelaſſen und in 20 Jahren nur eine einzige brandige Aehre gehabt.“ —

„So gewiß es ist, sagt der Pred. Roß, daß das beste Korn zum Säen genommen werden muß, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß solches nicht immer vor dem Brande schütze. Ich säe daher seit mehreren Jahren nur alten Weitzen und habe seit der Zeit nie Brand gehabt. Da nicht alle Körner davon aufgehen, so muß man 1/5 an Samen mehr nehmen. Die schlechten kränklichen Körner scheinen also wohl empfänglicher für jenes Uebel zu seyn als die gesunden." —

„Ein Loth blauen Vitriol in heißem Wasser aufgelöst mit einer Metze ungelöschten Kalk auf jeden Scheffel Weitzen gemischt, über Nacht liegen lassen, wo möglich bei abnehmendem Monde gesäet, sichert immer vor dem Brande." So versichert ein Landwirth aus der Clevischen Niederung.

S t o ck. Unter diesem Namen kommt in dem Kreise Kempen und einem Theile des daran stoßenden Jülicher Landes eine Pflanzenkrankheit oder vielmehr ein Pflanzen-Absterben vor, von dem ich anderswo nie gehört habe. Roggen, Haser, Buchweitzen und rother Klee sind, so viel ich weiß, allein diesem Uebel unterworfen. Der Weitzen fragt nichts darnach, noch weniger der Flachs. Ich hatte keine Gelegenheit, stockiges Getreide zu sehen, aber wohl stockigen Klee. Ich grub eine Pflanze von diesem aus, fand die Krone schwarz, die Wurzel welk, zähe, trocken, aber nicht den geringsten Anschein von Fäule, Verletzung, Benagung u. s. w.

Der Stock zeigt sich bei dem Klee gewöhnlich schon im Herbste vor dem Jahre seiner Benutzung. Sieht man dann auf dem Felde schwarze Flecken, auch nur von der Größe eines Tellers, so kann man versichert seyn, daß sie im folgenden Frühjahre schon bis auf ein Paar Ruthen in die Runde werden um sich gegriffen haben. Der Landwirth Stäger bei Kempen grub um solche beschädigten Flecken zum Versuche eine Rinne aus, und diese Rinne hinderte, daß der Stock von dem schadhaften Flecke weiter um sich griff. Ist der Klee beim ersten Schnitte stockig, so ist von dem zweiten durchaus nichts zu hoffen.

Der Buchweitzen wird als die eigentliche Mutter des Stocks betrachtet. Das Getreide vergeht durch den Stock gänzlich auf

dem Felde und man sagt dann: der Acker sey toll. Wird ein stockiges Haferland umgepflügt und im Herbste mit Roggen bestellt, so wird dieser unfehlbar auch stockig und verschwindet von dem Felde. Jedoch habe ich gesehen, daß man auf den leeren Stellen, welche der Stock zwischen dem Roggen veranlaßt hat, Hafer einsäete.

Die Heilmittel gegen dieses Uebel sind der Flachsbau und die reine Brache, auch Erbsen und Kartoffeln; ein offenbarer Beweis, daß das zu häufige Wiederkommen des Getreides auf diesigem Boden den Stock erzeuge. Das Feld will, wo nicht Ruhe, doch Abwechslung. So halten zu Dahlen, wo man ebenfalls den Stock häufig antrifft, die erfahrensten Landwirthe die Brache von Zeit zu Zeit für unentbehrlich, und daß sie durch keinen Dung ersetzt werden könne. Der Vater des jetzigen Bürgermeisters Hendrix hatte eine Brennerei und Dung in Ueberfluß. Er ging darum von der Brache ab, und der Erfolg nach mehreren Jahren war, daß alle seine Felder toll wurden und nicht mehr tragen wollten, bis dahin er wieder rein zu brachen anfing. Dieses Faktum wurde mir zugleich von einem dasigen andern sehr intelligenten Ackerwirthe bestätiget.

Dreschmühle. Man findet sie bei mehreren gewöhnlichen Landwirthen in der Clevischen Niederung. Sie besteht aus einem von starkem Lattwerke zusammengesetzten oft mit eisernen Stäben versehenen Kegel. Sie erfordert bei der Arbeit ein Pferd und 3 bis 4 Mann zum Anlegen, Abnehmen und Ausschütteln. Man erspart durch ihre Anwendung gerade die Hälfte der Hände, das heißt, man vollführt so viel damit, als man mit 8 Flegeln thun würde. Sie eignet sich vorzüglich zum Ausdreschen des Rapses, der Gerste und des Kleesamens. Hafer und Weitzen lassen sich nur in ganz trockenem Zustande während des Frostes damit ausdreschen. Für den Roggen aber ist sie nicht geeignet. Sie kostet 150 bis 200 Rthlr. Man drischt damit täglich 6 bis 700 Garben aus. Sie liefert oft 120 Münster'sche Scheffel Wintergerste in einem Tage.

Ehrendenkmal. Wenn je einer unter den praktischen Landwirthen ein solches Denkmal verdient hat, so ist es der

ehemalige Königl. Preußische Lieutenant Lobbes auf Vasenhof nahe bei Goch im Clevischen. Ich kenne zu wenig von der Geschichte seines Lebens, seines Thuns und Wirkens, als daß ich ihm ein solches Denkmal stiften könnte. Nur einige Blumen auf seinen Grabeshügel zu streuen, das vermag ich. Ich hatte die süße Wonne, diesen Veteran in der Clevischen Landwirthschaft im Jahre 1816, wiewohl nur auf seinem Krankensessel, kennen zu lernen, von dem er nicht aufstand, bis dahin er 1817 in eine bessere Welt überging, geschätzt und gepriesen von allen, die ihn kannten. Er schrieb vor 30 bis 40 Jahren eine kurze Abhandlung über die Landwirthschaft auf der Clevischen Höhe, welche zuerst in den Niedersächsischen Annalen, dann 1809 auf Kosten der Clevischen Ackerbau-Gesellschaft abgedruckt wurde. Das größte Lob von Wahrheit und Gründlichkeit, welches ich ihr beizulegen vermag, ist, daß wenn ich (nach jenem langen Zeitraume) mich bei Jemand nach der Kultur auf der Höhe erkundigte, ich allezeit die Antwort erhielt: Lesen Sie nur die Abhandlung von Lobbes, so wie er's darin sagt, so treiben wir es und nicht anders. Diesen gedruckten Bericht ergänzte er mir denn noch theils mündlich, theils durch die schriftliche Beantwortung von ein Paar hundert meiner Fragen und zwar mit einer Pünktlichkeit und Umständlichkeit, welche nichts zu wünschen übrig lassen, und doch war dieser Mann damals schon fast blind und in hohem Grade leidend. Allein seine Leidenschaft für den Ackerbau erhob ihn über sich selbst. Dabei war er das Gegentheil von dem Gewöhnlichen der Greise, welche nur von dem Ihrigen zu erzählen suchen. Er war vielmehr so gierig zu hören und zu lernen, und legte mir so viele Fragen vor, daß ich ihn immer auf sich selbst zurückführen und ihm bedeuten mußte, daß ich nicht gekommen wäre, ihn zu belehren, sondern von ihm zu lernen. Ein eifrigerer Freund der Landwirthschaft ist mir noch nie vorgekommen. Seine Asche ruhe denn verehrt von Allen, welchen der Ackerbau lieb und werth ist!

## Zweiter Abschnitt.

### Bäuerliche Verhältnisse und Zustand der Landwirthschaft in dem Herzogthume Jülich.

---

### I. Vorbemerkungen.

Wenn ein guter milder Boden, eine vortheilhafte Lage, ein schöner Himmel, die Ausdehnung der Wirthschaften, die Gelegenheit zum Absatze und Verkehr roher Erzeugnisse und andere Hülfsmittel ein Land vorzüglich zum Ackerbau geschickt machen, so trifft Solches in dem Jülicher Lande ein. Verdient das Land von Waes wegen dem hohen Grade seiner Cultur als der Garten der Ceres angesehen zu werden, so verdient das Jülicher Land, der Güte seines Bodens nach, dieser Garten zu seyn.

Unbedingt bleibt dieses Land die fruchtbarste und in Hinsicht auf den Ackerbau die vorzüglichste Provinz, welche Preußen diesseits der Weser besitzt. Der Freund des Pfluges kann sich nicht ohne etwas Wehe davon entfernen; denn ein so schön von der Natur begabtes Land giebt es für ihn nicht mehr. Freilich steht die ländliche Industrie darin noch nicht auf der höchsten Stufe; sie steht aber doch schon so hoch, daß sie immer

den zweiten Rang unter den gut cultivirten Provinzen behaupten kann. Ich sage dieses um so lieber, als ich diesem Lande eine kleine Ehrenerklärung für einige Ausdrücke schuldig bin, die ich in meine Schrift über die belgische Landwirthschaft habe fließen lassen. Nicht daß ich das Gesagte zurücknehme (es galt damals, aber es gilt heuer nicht mehr), sondern weil es mir ein herzerquickendes Schauspiel war, nach 20 Jahren so viele vortheilhafte Veränderungen in dem Ackerbau dieser Gegend wahrzunehmen, als ich in den Jahren 1816 und 1817 daselbst wahrgenommen habe.

Sie sind nicht so ganz ohne allen Nutzen, die politischen Erschütterungen!

Eine allzulose Behandlung, deren dieses und die benachbarten Länder seit Jahrhunderten genossen, die ununterbrochene Einförmigkeit des Ganges des Ganzen, die ganz unbedeutenden Grund- und Staats-Abgaben wiegten den Menschen in Schlummer. Was er bedurfte, ward ihm so zu sagen im Schlafe. Warum hätte er sich anstrengen sollen? — Dabei hat dieses Land, in welchem die Pachtabgaben vormals über allen Begriff niedrig standen, dadurch selbst das Glück gehabt, auch in der Grundsteuer in dem Verhältniß zu seinen weit weniger von der Natur begünstigten Nachbarn, unter welche ich die Bewohner der Eifel- und Moselufer zähle, begünstigt zu werden. Denn offenbar, wenn eine übermäßige Besteurung die Industrie niederschlägt, so belebt eine gemäßigte Besteurung dieselbe. Es ist schmerzhaft, wenn man sonst genügsam und fleißige Landwirthe nun in den Schenken sich einander zum Saufen aufmuntern hört, weil ihnen, nach ihrem Ausdrucke, doch nichts übrig bleibt, und der T..... Alles nimmt. Wer nicht im Stande ist, jährlich einen Thaler zu erübrigen, wird nie die Groschen zusammenlegen, sondern sie je eher je lieber durchzutreiben suchen.

Die Aufhebung des Natural-Zehntens endlich, der durch die Veräußerung der Domainen entstandene eigenthümliche Besitz, die Kriegshubeleien, die ungewöhnlich anhaltenden hohen Kornpreise, alles das hat offenbar die Bahn zu dem Bessern gebrochen, und die Liebe dafür erregt, und so können 20 Jahre eine große Metamorphose hervorbringen!

Indessen kann man nicht sagen, daß das Jülicher Land darin al pari mit dem daranstoßenden Kreise Kempen und der Cleveschen Höhe stehe. Vergleichen wir seinen Boden mit dem dieser letzten Provinzen, so finden wir einen großen Unterschied zum Vortheile des Jülicher Landes; vergleichen wir aber die beiderseitigen Erndten, so verhält sich die Sache umgekehrt. Wenn in jenen Gegenden der Boden alle Jahr gedüngt werden muß und gedüngt wird, so glaubt man den Getreidefeldern der Gegend von Linnich, Aldenhoven u. s. w. anzusehen, daß es ihnen an Dung fehlt. Reizt also da die Natur durch eine karge Spendung den Menschen zum Fleiße, so befördert sie hier durch ihre Freigebigkeit seine Indolenz. Bei jenem ersetzt der Gewerbsfleiß die Vorzüge, welche die Natur diesem gewährte. Offenbar geht daraus das höhere Verdienst des erstern hervor, ob es gleich, des höheren Aufwandes wegen, nicht eben so hoch als das mindere Verdienst des letztern gelohnt wird. Ich will sagen: daß jener einen größern rohen, dieser einen größern reinen Ertrag habe. Ich beobachte nebenher, daß Solches bei der Besteurung nicht genug berücksichtigt werden kann, und daß man sich nicht dadurch irre führen lassen muß, wenn Dörfer und Flecken des Herzogthums Jülich weder an Reinlichkeit, noch an Schönheit, noch an äußerem Anscheine von Wohlstand, denen in den Herzogthümern Cleve und Geldern im Durchschnitte gleichkommen, noch durch die kleinen Bettler, die sich dort und nicht hier finden.

Schließlich muß ich bemerken, daß ich in dieser Abhandlung den Landstrich vor Augen habe, der zwischen der Erft und Maas liegt, und daß ich den gebirgigen Theil, wozu die Kreise Montjoie, Malmedy, Gemünd, St. Vith und Blankenheim gehören, davon ausschließe, da solche sich keineswegs eines ähnlichen Bodens wie das gelobte Jülicher Land zu erfreuen haben; daß ich aber aus der entgegengesetzten Ursache den Kreis Rheinbach in dieser Beschreibung mit einbegreifen werde.

## II. Vertheilung des ländlichen Grundeigenthums.

Wenn wir mehr nördlich die Landwirthe durchgehends einzeln oder auf dem Lande umher zerstreut wohnend gefunden haben: so finden wir sie in dem mehr südlichen Theile, wozu denn auch das Herzogthum Jülich gehört, durchgehends in Dörfern beisammen, jedoch nicht so, daß es nicht auch einzeln liegende Höfe daselbst gebe. Diese sind dann meistens nicht über eine Viertelstunde von den Dörfern entfernt. In dem nordwestlichen Theile, der viel aus sandigem und sumpfigem Boden besteht, sind die abgesonderten Höfe oder Bauerschaften schon häufiger; statt daß man in dem östlichen, zumal dem südöstlichen Theile, wie der Kreis Rheinbach, nichts als Dörfer findet.

Es scheint doch wohl, daß die höhere oder geringere Güte des Bodens mit zu dem gedachten Unterschied Anlaß gebe. Da wo der Boden in großen Flächen immer gut und sich gleich bleibt, mögen die Menschen sich mehr zusammen drängen, weil sie rund um sich her Gelegenheit zu nützlicher Beschäftigung finden, und ihr Pflug nach allen Seiten ausziehen kann; da aber, wo die guten Felder sich nur zerstückelt und zerstreut, oft nur in der Ferne vorfinden, da mußten wohl die Menschen diesen nachziehen und ihre Hütten in der Nähe aufschlagen, oft einzeln, oft zu zwei oder mehreren bei einander. Vieles gründet sich in der Welt auf den Zufall, aber noch Mehreres auf die Natur oder den Lauf der Dinge.

Das Flächenmaß ist sich nicht allenthalben ganz gleich; im Durchschnitte glaube ich den hiesigen Morgen zu 31,5 Acres annehmen zu können, da der Magdeburger Morgen ihrer 25,5 enthält: so machte ein Jülichscher oder Cölnischer Morgen beinahe $^5/_4$ Magdeburger.

Die Größe der Höfe ist nach den Gegenden und Umständen verschieden. Sie reicht von 50 zu 5 bis 600 Morgen. Wenige dieser Höfe haben ihr Areal zusammenliegen. Durchgehends liegen die Felder zerstreut unter einander in größern oder kleinern Stücken.

In dem Kreise Rheinbach hat es dieselbe Bewandtniß um

die Größe der Wirthschaften, wie in dem Jülichschen. Die Wirthschaften von 5 bis 600 Morgen sind sehr selten. Die mittleren enthalten ihrer 150 bis 200, und fallen auf 50 und von da auf 12 bis 6 Morgen herab; welche letztere jedoch mit Beihülfe von Nebengeschäften eine ganze Familie ehrbar ernähren.

## III. Verkehr mit den Grundstücken.

Alles Grundeigenthum, selbst die Erbpachtgüter, sind theilbar und können, jedoch ohne Nachtheil der darauf haftenden, gesetzlich eingetragenen Hypotheken, veräußert werden. Auch muß der Obereigenthümer bei der Veräußerung darum angesprochen werden. Die Erbpacht-Güter kommen hier äußerst selten vor, und es giebt Gegenden, wo seit hundert Jahren kein Beispiel von Erbverpachtung mehr statt gehabt hat.

Kauf und Verkauf einzelner Grundstücke kommt tagtäglich, der ganzer Güter etwas seltener vor. Der Mittelpreis von einem Morgen Ackerland möchte wohl zu 75 Berl. Rthlr. angenommen werden können; allein die Verschiedenheit des Preises übertrifft alle Vorstellung. In demselben Dorfe fällt er von 150 auf 50 bis 40 Rthl. herab.

Eben so verschieden als der Kaufpreis ist auch der Pachtzins der Güter. Die Localitäten entscheiden hierin oft mehr als selbst die Qualität des Bodens. Vor Zeiten verpachtete man zu Aldenhoven den Morgen zu 2½, jetzt zu 4 bis 6 ja 8 Rthlr. Clevisch. Ein Gutsbesitzer bei Bergheim hat seine Güter zu 1 Malter Roggen (circa 3 Scheffel und 16 Groschen in Geld) p. Cöllnischen Morgen verpachtet. Dabei aber trägt der Verpächter die Grundsteuer. Im Durchschnitt könnte der Pachtzins großer Güter zu dritthalb, der einzelner Grundstücke zu 4 Berl. Rthlr. per Clln. Morgen angenommen werden. Manchmal besteht der Pachtzins auch in Naturalien.

Die Pachtfrist im Kreise Erkelenz ist gewöhnlich von 6 bis 12 Jahren, selten von 24 und noch seltener von 30. Die Bedingungen dabei hängen von der Uebereinkunft der Contra-

heuten ab; daher wird manchmal Nachlaß, manchmal nicht, bei Hagelschlag, Mäusefraß, Kriegsverheerungen vorbehalten.

Im Kreise Dueren ist die Pachtfrist ebenfalls von 12 Jahren; und sollen die Pachthöfe emporkommen, so ist auch diese Dauer fürder anzurathen. Verderblich ist die Verpachtungsmethode von 2 zu 3 Jahren, welche bei den französischen Domainen eingeführt wurde, und nur einem um die solide Verbesserung des Ackerbaues unbekümmerten Volke verzeihbar. Eben so nachtheilig war die Clausel, welche vormals den Pachtkontrakten beigefügt wurde, daß Kauf Miethe brechen sollte. Die Abstellung dieser Clausel gereicht der französischen Gesetzgebung zum Lobe.

In dem Kreise Rheinbach ist die Frist von 3 zu 6, von 6 zu 9 festgesetzt, seltener von 6 zu 12. Die Pacht kann also im ersten Falle mit jedem dritten, und im letzten Falle mit jedem sechsten Jahre durch Aufkündigung einer der contrahirenden Parteien gebrochen werden.

Mit dem Abzugsrechte und der Zeit des Abzugs hat es allgemein folgende Bewandtniß: auf großen Gütern hat Anund Abzug den 2. oder 22. Hornung statt. Der Abzieher genießt die $^2/_3$ des eingesäeten Wintergetreides, womit er aber nicht mehr als die Hälfte des Areals bestellen darf. Dagegen zahlt er auch die $^2/_3$ des Pachtzinses, und muß die Wintergetreide-Erndte in die Hofesgebäude einschenern. Stroh, Kaff, Dünger müssen ohne Ausnahme bei dem Hofe zurückbleiben. Noch muß der Abzieher die andere nicht eingesäete Hälfte des Areals dem Anzieher in Sturzfuhren (die erste Pflugart) überliefern. Bei einzelnen Stücken geht die Pachtfrist mit dem 30. November zu Ende. Dabei thut der Abzieher genug, wenn er das Land in Stoppeln liegen läßt. Von Mistrecht ist hier keine Rede, und es gilt der Rechtssatz: wie angetreten so abgetreten. Ein eisernes Inventarium findet sich nicht.

Nur im Kreise Rheinbach ist sich die Zeit des Abzugs nicht auf allen Gütern gleich, welches mancherlei Beschwerlichkeiten mit sich führt und ein gleiches Reglement für die ganze Provinz wünschen läßt.

Ueber die zweckmäßigste Größe der Pachthöfe herrscht hier

die allgemeine Meinung, daß die von 150 bis 200 Clln. Morgen die beste sey. Bei der Entzifferung des Streites über große und kleine Wirthschaften kömmt es wohl hauptsächlich darauf an: ob in einer gegebenen Gegend mehr der Grund und Boden, oder mehr die Zeit und Arbeit in Betracht kommen. Im ersten Falle verdienen die kleinen, im letzten die großen Wirthschaften den Vorzug; denn unstreitig benutzen jene den Boden und diese Zeit und Arbeit am höchsten, daher haben denn jene den größern rohen, diese den größern reinen Ertrag. Diese Regel wird gewiß allemal auf gutem und auf Mittelboden zutreffen; Ausnahme davon machen: a) der Sand- oder sonst ein ärmer Boden, der häufigen Dünger erheischt, und b) der Landwirth, dem es an dem gehörigen Betriebscapital gebricht. In beiden Fällen paßt keine große Wirthschaft.

## IV. Gemeingründe.

Ich führe über diesen Gegenstand wörtlich an, was ein tüchtiger Mann aus dem Kreise Erkelens davon sagt:

„Die Theilung der Gemeingründe wäre aus verschiedenen Ursachen bei uns zu wünschen; denn es hat die Erfahrung bewiesen, daß, wo Gemeingründe sind, der gemeine Taglöhner und gar der Bettler veranlaßt wird, Vieh zu halten. Da aber das Vieh, selbst im Sommer, nicht einmal hinreichende Nahrung auf der Gemeinheitsweide findet, so ist die Folge, daß diese ärmere Classe das abgehende Sommer- und Winterfutter herbeistehlen muß, und ihr Vieh auf Kosten des Begüterten unterhält.“

„So stehlen diese Leute im Frühjahre die aufkeimenden Feldfrüchte; im Sommer Klee, Gras, Heu, Grummet; im Herbste Rüben, Möhren, Rapspflanzen, und zwar mit solchen Provisionen, daß ihr Vieh nicht allein im Sommer vollauf hat, sondern auch noch im Winter davon leben kann. Man wird sich nicht leicht eine Vorstellung von allem Schaden machen, welchen solche Leute anrichten.“

„Da ferner die Menschen von dem Genusse ihres Viehes und ihrem Bettelstabe zureichenden Unterhalt für ihre ganze

Haushaltung finden, so ist ein heilloser Müßiggang davon die unausseßliche Folge. Sie verschmähen das Dienstbrod, welches ihnen die Begüterten darbieten, indem sie ihre Lebensweise angenehmer als die eines arbeitsamen Lebens finden. Von den Alten pflanzt sich der Same des Uebels auf die Jugend fort. In der Schule des Feldraubes und Plünderns erzogen, übt diese sich zu noch größeren Uebelthaten für die Zukunft."

Vor dem Einrücken der Franzosen bestand im Jülicher Lande die wahrhaft goldene Verordnung, daß derjenige, der nicht 3 Morgen eigenthümlich oder pachtmäßig besaß, kein Stück Vieh halten durfte. Diese Verordnung hatte die heilsamste Wirkung. Der Felddiebstahl war unbekannt, das Volk arbeitsam und das Gesinde treu und bieder.

## V. Servituten.

Garbenzehnt, Spann- und Handdienste haben nicht mehr statt.

Die Hutberechtigung auf Aeckern ist mit keinem Brachzwange verbunden.

„Die von ältern Zeiten hergebrachte dreigewändige Bauart, sagen die Landwirthe des Kreises Duern, ist seit 20 Jahren fast allgemein, und nicht ohne namentlichen Vortheil abgeschafft worden, und jeder kann seinen Acker nach eigener Convenienz cultiviren. Nur bei abziehenden Pächtern behält man noch die alte Regel bei, daß die Felder dreigewändig zurückgelassen werden müssen."

Die Hutservitut auf den Wiesen ist um so viel strenger. Sie dauert an einigen Orten bis Anfang, an andern bis Mitte, an andern bis Ende April, und wieder an andern bis Ende Mai. Dieses letztere ist der Fall mit den Wiesen längs der Erft zu Bergheim. Diese werden dann Ende August gemähet. Der Boden ist torfig oder moorig; daher behauptet man, daß das Abweiden dieser Wiesen zuträglich und nothwendig sey, ohne welches sie in acht Jahren kein Pferd mehr tragen würden.

Die ärgste Servitut liegt wohl auf den Wiesen zu Kerpen. Die Viehhut dauert darauf bis Johannis und hebt mit Bar-

tholomäi wieder an. Die Eigenthümer haben sie also nur zwei Monate lang zu benutzen. Man behauptete daselbst, daß eine solche lange Behütung den daßigen Wiesen unentbehrlich seyn soll, und berief sich auf einen Mann, der durch das Gegentheil zu seinem großen Schaden klug gemacht worden sey. — Daß ich diesen Mann aufsuchte, um eine so wichtige und traurige Wahrheit bestätigt zu hören, versteht sich. Es war Hr. R. in Cölln.

R. kaufte zu französischer Zeit einen guten Theil der Domainenwiesen zu Kerpen an und schloß 10 Morgen davon mit Graben und Hecken ein, wodurch nach französischen Gesetzen die Gemeinde mit ihrem Vieh nicht mehr darauf hüten durfte. — Die Berechtigten ließen es geschehen, weil sie überzeugt waren, daß dieses schlendrianwidrige Unternehmen sich bald selbst strafen und der Eigenthümer genöthigt seyn würde, sich von der Gemeinde zur Gnade auszubitten, jene Wiesen, wie die übrigen offenen, bis Johannis mit ihrem Vieh abzuweiden. — Man hatte 5 Jahre auf die Erfüllung gewartet; allein die Prophezeihung schlug fehl, und das liebe alte ländlich sittlich hielt nicht gegen die neue Mode. Da riß die Geduld! Man griff zu andern Mitteln, rückte mit Haue und Karst hin, riß den Wall ein und zerstörte die Hecke, um dem Vieh den Eingang zu verschaffen. Dem Unfuge wurde jedoch höheren Orts bald gesteuert, der Wall wieder in Stand gesetzt. Das Gras wächst seitdem ungestört fort, ob es gleich nicht mehr bis Johannis beweidet wird. R. wünscht nichts mehr, als daß alle seine übrigen Wiesen eben so wie die 10 Morgen eingefriediget wären. Wenn er es bisher nicht that, so geschah es aus dem Grunde, um der Gemeinde nicht auf einmal zu viele Weide zu entziehen.

Kömmt Johannis, so treibt man die Heerde ab und bringt sie auf eine Heide, um darauf bis Bartholomäi zu schmachten. Auf diese Weise halten Leute, die keinen Fuß breit Land haben, doch ein Paar Kühe. Diesem Unwesen gleicht denn zu Kerpen auch der ganze übrige Ackerbau, wie wir sehen werden.

## VI. Hinderniſſe und Miſsbräuche.

W e g e. Es iſt nur mit Ekel, daß man davon ſpricht. Der ganze Umlauf des Verkehrs ſtockt, die Produktionskoſten werden größer, und die Produkte ſelbſt verlieren an Werth, wo ſchlechte Wege ſind. Es bedürfte in jeder Provinz nur eines Marneſia, und in zwölf Jahren würden alle Nebenwege Kunſtſtraßen ſeyn.

Die Sucht, welche die Franzoſen hatten, an allen Wegen und Straßen Bäume zu wollen, kann ich nicht theilen, wenn ſolche Bäume keine Obſtbäume, die ſich nicht in alle Gegenden ſchicken, ſeyn können, und jeder Eigenthümer die wilden Bäume auf ſeinen Feldern dulden muß, welche ihm nur Schaden und nicht geringſten Vortheil bringen. Ich fand ſchon Gutsbeſitzer, welche ſich erboten, von ihrem Felde einen 8 bis 10 Fuß breiten Streifen längs dem Wege herzugeben, wenn nur keine Bäume auf dem Felde zu ſtehen brauchten. Uebrigens darf man nicht darauf zählen, wie der Erfolg nach allen Seiten beweiſt, je eine vollſtändige Baumreihe auf dem Raine der Felder aufzubringen. Jeder wehret das Seinige vor Schaden, und ich glaube, die Natur giebt Jedem darin Recht.

U f e r. Die Unterhaltung der Ufer der Ruhr iſt für das Jülicher Land von der äußerſten Wichtigkeit.

Unter der ehemaligen kurfürſtlichen Regierung wurden die Ufer und Dämme dieſes ſeiner Natur nach reißenden und bösartigen Fluſſes, auf Koſten des Aerars durch einen Zuſatz zu den Steuern des ganzen Herzogthums hergeſtellt und unterhalten, und zu dem Ende ein beſonderer Aufſeher angeſtellt.

Unter der franzöſiſchen Verfaſſung wurde dieſer kleine Strom zum Privatſtrome umgeſchaffen, woraus die unſelige Folge entſtand, daß jeder Angrenzende, ſo weit ſein Eigenthum reichte, Dämme und Ufer im Stande halten ſollte. Von dem Augenblicke an war kein Zuſammenhang in der Arbeit mehr, und weil keiner, wie Recht, für den Saumſeligen arbeiten wollte, ſo that Niemand etwas, und wo noch Einer etwas that, ſo arbeitete er zu ſeinem Nutzen und dem Gegenüberliegenden

zum Nachtheile. Ueberschwemmungen und unberechenbarer Schaden für das Ganze sind die Folgen jener unweisen Verfügung.

Mühlen-Unfug. Dieser findet sich überall, also auch hier! Die Sohlen mehrerer Mühlen sind erhöhet, oder bei neuern so hoch angelegt, daß die benachbarten Gärten, Aecker und Wiesen dergestalt überschwemmt werden, daß die Eigenthümer in manchen Jahren den ganzen Ertrag davon hingeben müssen. Nach der vormals bestehenden Polizei-Verordnung residirte in der Hauptstadt ein sogenannter Wehrmeister, der jährlich die Teiche untersuchen, die Teichordnung wahren, und bei jeder neuen Anlage oder Veränderung am Mühlwerke zugegen seyn mußte. Er war befugt, ohne alle weitere Procedur den Eingriffen der Mühlinhaber brevi manu zu steuern. Es wäre gewiß wünschenswerth, wenn dergleichen heilsame alte Verfügungen wieder belebt würden; denn gewiß unsere Väter griffen nicht alles so ganz verkehrt an.

Ich übergehe die Vergiftungen, welche durch den Bleibach in dieser Gegend entstehen, als Privatunfug, der nicht hieher gehört, diejenigen aber sehr drückt, welche darunter leiden.

Brenn- und Baumaterial. Ob es gleich diesem Lande nicht an Waldungen und Forsten gebricht, so fehlt es ihnen doch einigermaßen an Holz, woran die vergangenen Kriegszüge und forstwirthschaftliche Mißhandlungen, auch in einigen Gegenden die schlechten Wege, schuld sind. An Baumaterial fehlt es zumal. Man hätte in manchen Holzungen nöthig, die Bäume mit einer Laterne aufzusuchen.

Die Sorge für eine andere Art von Brennstoff hat die Natur selbst übernommen. Es sind die unerschöpflichen Steinkohlenlager, welche in der Grafschaft Mark in Westfalen anfangen, sich in der Richtung von Nordost nach Südwest nach dem Rheine hinziehen und sich daselbst verlieren, dann bei Eschweiler in dem Herzogthum Jülich und weiter fort an der Maas wieder zum Vorschein kommen.

Mit dieser Richtung kreuzt sich gewissermaßen eine andere von Braunkohlen, welche sich längs der Bergkette bei Bonn und bei Bergheim im Jülichschen zeigt, in der Tiefe oder dem

Rheinthale verliert und auf dem Westerwalde wiedergefunden wird; also von Westnordwest nach Ostsüdost streicht.

Ueber die Steinkohlen bemerke ich blos, daß die alle menschliche Begriffe übersteigende, schlechte Wege in der Gegend von Eschweiler das Verfahren der Kohlen äußerst erschweren und vertheuren; dann auch, daß es oft an Vorrath fehlt, nicht dem Schoße der Erde, denn man hält ihn daselbst für unerschöpflich, sondern weil nur ein Kohlberg daselbst gangbar ist; daher zu wünschen wäre, daß noch ein zweiter geöffnet würde.

Das Nachsuchen der Braunkohle in dieser Gegend ist noch nicht alt. Man macht aber jetzt, ihrer vortrefflichen Asche noch besonders wegen, sehr häufigen Gebrauch davon. Sie wird theils durch bloßes Nachgraben, theils durch Schachten und Stollen zu Tage gefördert, und besteht theils in einer feinen, fetten, schwefelhaften Erde, theils aus verkohlten Holztheilen.

Die groben Holztheile (manchmal sind sie noch so fest, daß sie blos mit der Axt können gekürzt werden), verwittern am Ende durch Luft und Sonne, zerfallen dann und gehen ebenfalls in jene fette Erde über. Da sie aber in ihrem noch ganzen Zustande mehr geachtet werden, als nachher, so suchen die Gräber solche sogleich zu verkaufen.

Die Kohlerde wird im Sommer bearbeitet, mit Wasser angefeuchtet, mit ein wenig Lehm gemischt, kräftig und fleißig getreten, in Formen geschlagen, an der Luft getrocknet und demnächst in Haufen zum Verkaufe aufgestellt.

Bei Bonn führt die Braunkohlenerde etwas Alaunsäure bei sich, welche sich aber bei Bergheim verliert.

Die Lage der Verkohlung ist wellenförmig, wahrscheinlich nach der ehemaligen Gestalt der Oberfläche des Bodens, auf welchem vor Jahrtausenden der westliche Orkan die Waldungen der Schöpfung niedergelegt und den damaligen Ueberfluß für die mehr kargen Zeitperioden aufgespart hat. Ueber diesem Schatze haben gleichzeitig oder nachher Ueberschwemmungen eine Decke hergeworfen, um ihn gegen einen gänzlichen Vergang vor der Luft zu sichern.

Die Decke, welche das Kohlenlager zunächst berührt, besteht aus einem schwarzblauen festen Thone, der vielleicht der Verkohlung selbst sein Daseyn zu verdanken hat. Ueber diesem ruht eine Schicht theils von äußerst feinem Sande, theils von grobem Kies. Ueber ihr zieht sich eine Rinde von schlechtem Lehm, welcher in der Höhe von der Ackerkrume gedeckt wird.

Bei dem Durchbrechen der festen Thonschicht stößt plötzlich ein schädlicher Qualm aus dem dunkeln Sitze der Kohlennester, die Stärke dieser letztern ist nicht wohl zu berechnen, indem das unterirdische Gewässer an einer gänzlichen Ergründung hindert. Man findet darin noch die Stämme ganzer Bäume, welche nicht anders als mit der Axt zerlegt werden können.

Sehr merkwürdig für die Naturkunde würde eine genaue Untersuchung der Umgebungen solcher Kohlengegenden, der Richtung und Lage der Bäume, ihrer Holzart u. s. w. seyn! — Von dem Gebrauche der Asche anderswo!

## VII. Beschaffenheit des Bodens.

Die Gegend, deren Ackerbau ich in dieser Abhandlung vor mir habe, hebt nach der östlichen Seite auf der Erhöhung an, welche schon in dem Cleviſchen ihren Anfang nimmt, den Rand des weiten Rheinthales bildet, und in dem südlichen Theile zu der Gebirgskette erwächst, die dem Rheine die engen Schranken setzt, welche bis zu dem Ufer der Nahe stromaufwärts laufen. Nach Norden wird unsere Gegend von dem Cleviſchen und nach Westen von der Maas begrenzt. Südlich stößt sie an die Gebirge der schauerlichen Eifel, welcher sie gewissermaßen zur Vorbühne dient, und als solche sich in dem Verhältnisse mehr und mehr erhebt, wie sie sich dem Gebirge nähert.

Das Jülicher Land erhält dadurch einen sanften Hang nach Norden, wie die Richtung der Ruhr, der Erft und der Bäche es genugsam zeigen.

Das Land, wiewohl im Allgemeinen flach, ist nicht überall gleich eben; oft wellenförmig, mitunter einige flache Thäler oder Vertiefungen, wie die, welche den angeführten beiden Flüssen zum Bette dienen. Am ebensten ist das Land wohl in seiner

unteren oder nördlichen Hälfte. Flach ist ebenfalls, und oft wie eines Stromes Spiegel, der schöne Canton Rheinbach, welchen ich in der vorliegenden Beschreibung mit einbegreife. Man fühlt die Schönheit und den Naturreichthum dieses Landes erst dann in ihrer ganzen Fülle, wenn man, wie ich, einige Monate über die rauhen Erdstriche des Hunsrückens und der Eifel reiset, Felsen und Schluchten gesehen hat, Gegenden, wo der Mensch eben so sehr mit der Unfreundlichkeit des Climas als der Armuth des Bodens, und der Lage seiner steilen oder entfernten Aecker in immerwährendem Kampfe steht, man empfindet, sage ich, das Schöne und Herrliche erst recht, wenn man von der letzten Höhe, welche das Thal der Ahr einschließt, auf einmal die unglaublich schöne Fläche des Cantons Rheinbach und des daranstoßenden Jülicher Landes erblickt. Unzählbare Kirchthürme ragen von allen Seiten empor, als die Losungszeichen, um welche die Erdbewohner sich sammeln, um dem Gotte des Himmels, als dem Geber und Erhalter der Fruchtbarkeit ihres schönen Bodens zu huldigen, und ihre Bitten, ihren Dank, ihre Furcht und ihre Hoffnung vor seinen Altären niederzulegen.

Ich beobachte, daß ich in der vorliegenden Abhandlung immer folgende fünf Cantone vor Augen habe: nämlich den Kreis Erkelens für den nördlichen, Geilenkirchen für den westlichen, Düren für den südlichen, Rheinbach für den östlichen und Jülich für den mittleren Theil des Landes. Die mehr südliche rauhere und gebirgige Theile werden wir bei der Beschreibung der Eifel wiederfinden.

Im Ganzen ist der Boden ein guter, trockener, mergelartiger oder über einer Mergelschichte ruhender Lehm. So findet man ihn in dem südlichen und östlichen Theile des Kreises Erkelens. Dagegen ist der westliche und nördliche Theil desselben sandig und sumpfig, und erheischt, wie im Kreise Kempen, vielen Dünger. An sichern Orten findet sich ein sowohl bei feuchtnm als trockenem Wetter schwer zu bearbeitender Thon.

Der Kreis Geilen-Kirchen hat durchgehends einen sehr guten und tiefen Lehmboden. Sein Untergrund besteht aus Sand, Lehm oder Mergel. Einige thonige Felder sind dem

Auffrieren, daher dem Auswintern des Getreides unterworfen.

Einen vortrefflichen Boden hat besonders der Kreis Düren, obgleich einige Distrikte etwas feucht sind. Bekannt ist von einer Gegend dieses Kreises das Sprichwort:

Zwischen hier und Merken
Liegt das Haus Ferken;
Im Lande zwischen Maas und Rhein
Mag wohl kein besserer Boden seyn.

Der Kreis Jülich giebt den vorhergehenden nichts nach. Mergel und Lehm, manchmal ein rother Sand, bilden den Untergrund. Ober- und Untergrund sind ohne Gestein.

Das Gesagte gilt ebenfalls von dem Kreise Rheinbach. Manche Felder sind kieselartig, einige haben einen so festen Boden zur Unterlage, daß er nur mit einer Spitzhaue erbrochen werden kann. Auf den schlechteren Feldern hiesiger Gegend leidet das Sommergetreide, zumal der Klee, im Sommer von der Trockenheit.

## VIII. Wiesen.

Hiervon ist im Ganzen ein großer Abgang. Man hat zwar längs der Ruhr einige gute Wiesen, sie sind aber unbedeutend im Verhältnisse zu dem Areal. An der Erft würde man gute Wiesengründe haben, wenn sie nicht durch Unfug und Nachlässigkeit versäuerten. Die Rectification dieses kleinen Flusses würde von dem größten Nutzen seyn.

Ungeachtet des Abganges an Graswuchse stehen dennoch die Wiesen in dem Kreise Erkelens in gleichem Preise mit dem Ackerlande. Ein Morgen guter Wiese wird nicht höher verkauft, noch verpachtet als ein Morgen guten Ackerlandes u. s. w. Ein Beweis, daß die Cultur des Bodens durch den Pflug hier sehr hoch gestiegen ist, oder daß die Wiesen sehr schlecht sind. In guten Jahren liefert der beste Clln. Morgen Wiesen nicht über 20 Centner Heu, welche im Durchschnitte 15 Rthl. Berl. Cour. werth seyn mögen. Das Mähen und Heuen von einem solchen Morgen beläuft sich auf 30 bis 33 Gr.

Der Kreis Geilen-Kirchen ist reicher an Wiesen. Man kann ihre Ausdehnung zu der des Ackerlandes wie 1 zu 10 annehmen. Das beweist, daß hier von keinem Ueberflusse daran Rede seyn kann. Der Morgen trägt 24 Centner Heu und 12 bis 15 Centner Grummet, ersteres zu 2, letzteres zu 1 Fr. 20 Ct., thut der ganze Ertrag pp. 16 Rthlr.

Im Kreise Düren wird auch einiger Gebrauch von dem Wasser der Ruhr gemacht. Ihr Werth steht hier, so wie im vohergehenden Kreise, um $^1/_3$ höher als der des Ackerlandes. Im Kreise Rheinbach haben die Wiesen mehr als doppelten Werth wie das Ackerland.

Man verwendet in dem Jülicher Lande auch wohl Dung, Jauche, Schlamm, Steinkohlenasche, ausgelaugte Holzasche, und an einigen Orten auch Gyps auf die Wiesen.

## IX. Zusammensetzung der Wirthschaft.

Im Kreise Erkelens nimmt man an: auf 20 Clln. Morgen einen Zugochsen, auf 30 Morgen ein Pferd, auf 10 Morgen eine Milchkuh.

Dieses gilt für die kleinen Wirthschaften, in den größern hält man auf 70 Morgen 2 Pferde, auf 15 Morgen eine Kuh.

An Dienstboten kömmt in kleinen Wirthschaften auf 1 Pferd ein Knecht, in größern auf 2 Pferde ein Knecht.

Zu Dahlen bedienen sich die kleinen Bauern auch wohl eines Zugochsens, und die ärmeren der Kühe.

In Wirthschaften von 100 bis 120 Cöllnischen Morgen, wozu einiger Wiesenwuchs gehört, findet man 4 Pferde, 12 Stück Rindvieh, 60 Schafe, 8 Schweine, 2 Pferdeknechte, 2 ständige Arbeiter, 1 Schäfer, 1 Jungen, 2 Mägde.

An Geldeswerth bezieht der erste Knecht 36 Rthlr., der Tagelohn ist 10 Groschen ohne, und 5 Groschen mit Kost. Vor der französischen Zeit that er nur die Hälfte.

Im Kreise Geilen-Kirchen findet man auf einem Hofe von 400 Clln. Morgen 15 Pferde, 50 bis 60 Stück Hornvieh, 200 Schafe, 15 Schweine, 13 Knechte, 6 Mägde.

Der erste Knecht stellt sich zu 45, der zweite zu 30, die übrigen zu 20, die Mägde zu 15 Rthlr. Berl. C.

Bei der Erndte hat man so viele Nebenarbeiter nöthig, als der Hof Arbeitspferde zählt. Hat der größere Wirthschafter in dem Kreise Düren seine Besitzungen zusammen und nahe bei seiner Wohnung liegen, so kann er mit 7 Pferden 300 Morgen bauen. Dabei hält er 24 bis 26 Stück Rindvieh, 200 bis 250 Schafe und 18 Schweine. An Gesinde muß er haben 10 männliche und 3 weibliche Dienstboten, und während der Erndte 10 Arbeiter. Die kleineren Wirthschaften halten verhältnißmäßig mehr Rindvieh, indem die Schafe bei ihnen wegfallen.

Kreis Jülich. In den Gegenden, wo noch das Brachsystem herrscht, hält man auf 100 Morgen 2 Pferde, 6 Stück Hornvieh und 6 Schweine. Da wo die reine Brache abgeschafft ist, hat man auf 60 Morgen dieselbe Anzahl von Zug- und Nutzvieh nöthig. In beiden ist sich also auch die Zahl des Personals gleich.

In der Erndte werden auf jede 25 Morgen Winter- und Sommergetreide 1 Taglöhner und 1 Taglöhnerin gerechnet. Der Tagelohn ist nebst der Beköstigung 5 Groschen; er ist also um das Doppelte gegen sonst gestiegen. In dem Kreise Rheinbach hält man auf 50 bis 60 Morgen 2 Pferde. Leute, die nicht mehr als so viel bauen, würden sehr gerne statt der Pferde Ochsen halten, wenn der Brennstoff nicht von so weit herbeizuschleppen wäre.

Zu Frotzheim giebt es kleine Bauern, welche mit einem Ochsen 30, mit einem Pferde 50 Clln. Morgen bauen.

Zu Ollersheim baut H. Marx 600 Clln. Morgen mit 16 Pferden, und hält 50 bis 60 Stück Hornvieh, groß und klein, und 250 Schafe. Er säet 200 Morgen mit Wintergetreide, 45 Morgen mit rothem und 75 Morgen mit weißem Klee. Von letzterm dienen 10 bis 12 Morgen dem Vieh zur Weide bei halber Stallfütterung. An Graswuchs ist in dieser Gegend ein gänzlicher Mangel.

Das Gesinde hat hier die Gewohnheit, ein halbes Jahr vorher den Dienst aufzukündigen, arbeitet dann mit Ekel, und kabalirt mit den übrigen. Zu pfälzischer Zeit durfte das Aufkündigen nur 4 Wochen vor der Beendigung der Dienstzeit geschehen.

Eine tüchtige Gesindeordnung für das Landvolk thut so nöthig als das tägliche Brod!

Zu Aldenhoven baut man 30 Morgen mit 1, und 70 mit 2 Pferden. Kleinere Bauern halten einen Zugochsen, und noch kleinere bedienen sich der Kühe. Das Gesinde hat dreimal in der Woche Fleisch und Bier zum Tranke.

Zu Bergheim hat man auf 400 Morgen 8 Pferde, ist der Boden aber schwer, so werden 10 Pferde erfordert, 25 Kühe, 8 Rinder, 150 Schafe; auf 300 Morgen 7 Pferde, 25 Kühe, 8 Rinder, dabei keine Schafe; auf 100 Morgen 3 bis 4 Pferde, 15 Kühe, 5 Rinder, 100 Schafe. Einzeln kann ein Pferd nicht mehr als 30 Morgen bestreiten.

## X. Dung und Dungstätte.

Die Gebäulichkeiten der großen Höfe hängen zusammen und bilden meistens ein Viereck, in dessen Mitte sich eine sehr geräumige Stätte befindet, auf welche der Mist von allen Seiten aus den Ställen hingebracht wird und auch die Jauche ihren Fluß hat.

Die Pferdeställe werden tagtäglich, die Kuhställe zwei bis dreimal in der Woche, die Schweineställe alle 8 Tage ausgemistet. In den Schafställen bleibt der Dung so lange, bis man ihn unmittelbar auf das Feld bringen kann. Man feuchtet auch wohl von Zeit zu Zeit den Dung in den Schafställen an.

Die Jauche wird selten allein aufgefangen. Bei den kleinern Wirthen fließt sie wohl auch auf die Straße, wie ich dieses besonders zu Kerpen beobachtete. Selbst ein schöner großer Hof hatte, um sich des unreinlichen Mistwassers zu entledigen, sogar einen Kanal über die Straße angelegt. Auch gestehe ich, daß ich nirgends in der Welt fettere Straßen gesehen habe als zu Kerpen. Ehre, wem Ehre gebühret!

Man erzeugt so viel Mist, daß man an einigen Orten das Land alle 3 bis 4, an andern alle 6 Jahre düngen kann. Bei Jülich will man alle 4 Jahre 20 zweispännige Fuder auf den Cölln. Morgen bringen. Dieses scheint mir aber etwas schwer zu glauben. Bei Geilenkirchen fährt in eben dem Zeitraume,

zum Theil auch alle 6 Jahre 10 dreispännige Fuder auf. „Wessen Wirthschaft, sagt v. d. Leyen aus dem Canton Rheinbach, nicht durch Befolgung fehlerhafter Systeme (!!) ausgemergelt ist und daher Stroh genug zieht, düngt seine Brache mit 5, 6, 7 zweispännigen Fudern, und diese Düngung wird alle 3 bis 4 Jahre wiederholt.“

Man pflügt allgemein den Dung sogleich unter und hält das Obenaufliegenlassen desselben für schädlich, doch fand ich auch einen Landwirth, der vom Gegentheile überzeugt war. Man hält den gut gegohrenen Mist für wirksamer als den frischen. Zum Auflockern des Bodens aber und für die längere Dauer zieht man den letztern vor.

Als Dunghülfsmittel bedient man sich des Gypses, Kalks, Mergels, Schlamms, der Asche und der Jauche, letztere jedoch selten.

Man bringt den zerfallenen Kalk auf die reine Brache streut ihn auch, auf feuchten Boden, im Frühjahre über den Klee. Es werden 3 einspännige Fuder auf einen Morgen erfordert. Er thut daselbst bessere Wirkung als die Braunkohlenasche. Auf trockenen Feldern trifft das Gegentheil zu. Kalk macht den feuchten Boden lose und hindert das Auswintern. Man bringt ihn daher vorzugsweise auf kalten versäuerten Boden. Er äußert seine Kraft 12 Jahre lang.

Der Gebrauch des Gypses schränkt sich auf den Klee ein. Da wo er auf diesen wirkt, wirkt er durch diesen auch ganz bestimmt auf die folgende Frucht, besonders auf den nach dem Klee folgenden Hafer. Er thut auf erhabenen und trockenen Feldern besonders gute Wirkung. Man braucht 3 bis 4 Centner auf den Clln. Morgen. Bei Erkelens wird der Gyps auch über den Raps gestreut, wenn dieser 4 bis 6 Blätter hat. Es muß bei regnigtem Wetter geschehen, bei trockenem hat der Gyps keine Wirkung.

Hillebrand, ein sehr intelligenter Landwirth zu Oberdrees im Canton Rheinbach, hat durch vergleichende Versuche erprobt, daß weder Gyps noch Torfasche die geringste Wirkung auf dem Boden bei ihm hervorbringe. Zufälligerweise blieb ihm einmal eine Tonne mit gemahlenem Gypse stehen. Nach einem Jahre

hatte sich derselbe so fest auf einander gesetzt, daß man ihn loshauen und zerschlagen mußte. Dieser Gyps that nun vortreffliche Wirkung. Hillebrand will den Versuch wiederholen. — Wie sehr die Eigenheit des Bodens auf den Gyps einfließe, erhellt daraus, daß derselbe Landwirth mir sagte, daß er eine halbe Stunde von ihm bei dem Städtchen Rheinbach mit dem besten Erfolge angewendet werde, so daß ein gegypster magerer Kleeacker daselbst bessern Klee vorbringe, als ein danebenliegender güter und fetter, aber nicht gegypster Acker.

Der Schlamm- und Flottsand, so wie der Straßenkoth, werden erst, nachdem sie ein Jahr auf Haufen gelegen haben, gebraucht. Die Wirkung davon äußert sich 3 bis 4 Jahre. Der Flott- oder Flözsand ist besonders gut auf schweren, nassen, kalten Gründen.

Die Jauche wird im Februar oder März über die schmächtigen Weitzenfelder, oder auf den Klee gebracht.

Von dem Mergel wird besonders in der Gegend von Bergheim Gebrauch gemacht. Man findet ihn allenthalben zu 4 bis 6 Fuß unter der Oberfläche. Er sieht und fühlt sich an wie ein fetter zerfallender Lehm, der viele glänzende Punkte enthält. Da wo er hoch zu Tage liegt oder die Oberfläche mergelartig ist, hält man das Mergeln für unumgänglich nöthig. Auch auf nassem, schwerem, saurem Boden wird der Mergel mit Vortheil angebracht, mit dem Unterschiede, daß hier 100 Sturzkarren auf den Morgen erfordert werden, wenn auf milderem Boden ihrer 60 zureichen.

Große Vorsicht wird bei dem Mergeln erfordert. Wird zu viel aufgefahren, so bringt er oft eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Daher ist nöthig, daß jeder seinen Boden kenne oder ihn kennen lerne. So wie ein ganzes Feld, so können auch einzelne Stellen zu ihrem großen Nachtheile übermergelt werden. Es bedarf daher bei dem Auffahren des Mergels der größten Genauigkeit. Zu dem Ende verfährt man dabei folgendermaßen: nachdem man 4 Schritte von dem Rande des Feldes einen Sturzkarren entlastet hat, legt man eine zehn Fuß lange Stange an den Rand des Haufens und stürzt an dem andern Ende der Stange den zweiten Karren ab, und so

verfolgt man es der ganzen Länge des Feldes nach. Dann beginnt man die zweite Reihe in der Entfernung von 10 Fuß von der ersten, das heißt, von dem Rande eines Haufens zu dem Rande des andern. Würde man vom Mittelpunkte derselben ausmessen wollen, so würde eine 14füßige Stange nothwendig seyn. Auf jene Art wird auf jedes Quadrat von 8 kleinen Schritten ein Sturzkarren Mergel fallen.

Die Wirkung des hiesigen Mergels hält 20 bis 24 Jahre im Boden, dann aber muß von neuem gemergelt werden. Ich sage m u ß, weil kein Dung allein mehr vermag, das Land in Stand zu bringen oder zu erhalten. Nichts ist auffallender, nichts bewiesener als diese Erfahrung! Der angeführte Landwirth Hillebrand hat ein solches vor 30 Jahren gemergeltes, jetzt ausgemergeltes Land, das in einer guten Lage liegt, an dem er alle Versuche, es ohne Mergel wieder in Stand zu bringen, fruchtlos erschöpft hat. Er muß sich also von neuem zum Mergeln bequemen. Aus der Vernachläßigung einer solchen Wiederholung mag denn das Sprichwort gekommen seyn: reiche Väter, arme Kinder! Und so wäre es die Schuld dieser letztern, wenn sie arm würden. Indessen sollte man ohne auffallenden Vortheil seiner Nachkommenschaft eine solche Verbindlichkeit billig nicht aufladen. Ein braver Landwirth sagte mir: ein recht gutes Land müsse nicht gemergelt werden, denn es leiste ohnehin schon alles, was es leisten könne.

Eine Haupteigenschaft des Mergels ist, daß er ein außerordentliches Stroh hervorbringt, welches wie Schilf rauscht, und dann daß er eine sonst schwer zu pflügende Krume mild und locker macht.

D i e A s c h e spielt in den Gegenden, wo sich die Braunkohle findet, eine große Rolle. „Wenn, sagte mir ein sehr erfahrener alter Landwirth (Adams) zu Bergheim, unsere Väter nicht so gut cultivirt haben wie wir, so geschah es weniger aus Mangel an Ueberlegung, als aus Abgang sicherer Nebenhülfsmittel, worunter ich vorzüglich die Asche rechne. Seitdem man die Braunkohle häufiger hier gefunden hat, hat sich auch der Kleebau gehoben, und zwar so, daß jetzt ein sechsspänniger Bauer mehr Vieh auf dem Stalle unterhält, als sonst ein zwölfspänniger

halten konnte. Dem zufolge sind wir nun in den Stand gesetzt worden, die reine Brache bis zu jedem vierten oder gar zum sechsten Jahre hinauszusetzen, statt daß man sie noch vor 20 Jahren hier ein Jahr über das andere auf unsern schönen Fluren antraf.“

Die angeführte Asche ist dem Landwirthe beinahe so viel werth, als ihm der Ankauf der Kohlen, woraus sie entsteht, kostet. Für das Ganze ist sie wichtiger. Ihre Wirkung auf Gras, Klee, kränkelnden Weitzen und mehrere Gegenstände ist auffallend. Zwar wirkt der Gyps etwas stärker auf den Klee wie die Asche, dagegen äußert sich die Wirkung dieser letzten mehr auf die folgenden Früchte. Man verwendet die Asche auch zur Düngung in dem Boden. So kann Raps ungedüngt nach Hafer folgen, wenn zu dem Hafer geascht worden ist. Man streut 10 Clln. Malter auf den Clln. Morgen. (24 Schfl. auf den Magdeburger.)

Der intelligente Landwirth Mary von Ollersheim findet, daß der Weitzen sich auf solchen Feldern, wo viel geascht wird, leichter lagere, als wo gekalkt oder gegypst wird. Um das Lagern zu verhüten, säet er den Weitzen auf solchen Feldern dichter als gewöhnlich.

Auf feuchtem Boden thut die Braunkohlenasche wenig Wirkung und bleibt die Steinkohlasche vorzuziehen.

## XI. Gespann und Gespannarbeit.

Man bedient sich sowohl der Pferde als der Ochsen und Kühe am Pfluge. Erstere kommen jedoch am häufigsten, und in großen Wirthschaften ausschließlich vor. Der Vorliebe für das Pferd und einer Art von Erniedrigung, welche man auf das Ochsenfuhrwerk setzt, müssen auch bei dem Bauern die ökonomischen Rücksichten nachstehen. Gewiß ist der größte Theil des Bodens in dem Jülich'schen von der Art, daß er den Gebrauch der Ochsen mit Vortheil zuläßt. Ihre Aufnahme würde in diesem Lande um so erwünschter seyn, als es an Grasängern zum Aufkommen der Pferdezucht fehlt, und vieles Geld dafür zu den Holländern auswandert. Man füttert die Pferde

im Sommer mit Klee und grünen Wicken. Bei starker Arbeit setzt man noch Hafer zu. Es giebt dennoch Landwirthe, welche ihr Gespann das ganze Jahr mit trockenem Futter unterhalten. Im Winter bekommen die Pferde Weitzen-, Bohnen-, Wicken- und Erbsenstroh, und Hafer, Heu nur bei denen, welche damit versehen sind.

Es giebt um Bergheim kleine Eigenthümer von 17 bis 18 Morgen, welche sich ihrer Kühe vor dem Pfluge und der Egge bedienen, und dabei nicht selten wohlhabender sind als andere, die 2 bis 3 Pferde halten. Die hiesigen Kuhspänner hatten sonst Ochsen; allein da diese zur französischen Zeit ebenfalls zu dem Frohndienste herangezogen wurden: so schafften die Besitzer sie ab und bedienten sich der Kühe. Um sich von einem solchen drückenden und dem Ackerbau so nachtheiligen Dienste zu befreien, würde man sich am Ende noch der Katzen und Hunde bei der Feldarbeit bedient haben!

Man spannt nie mehr als zwei Pferde vor Pflug und Egge; öfters auch nur eines, oder einen Ochsen, zwei Kühe, ja eine Kuh. Freilich setzt man auch den Pflug verhältnißmäßig der Zugkraft an. Indessen geräth die Arbeit ziemlich gut, welches ich viel dem Pfluge selbst zuschreibe.

Man findet diesen Pflug von der Gegend von Coblenz aus bis zur Clevischen Grenze. Es ist ein so leichtes, auf so mancherlei Art zu brauchendes und so genau zu stimmendes Werkzeug, daß ich nicht glaube, daß man mit irgend einem andern die mannigfaltigen Pflugarten würde ausführen können, welche man hier findet, und deren ich sogleich gedenken werde. Zu breiten Furchen, zum tiefen Pflügen, und den Grund aus der Tiefe heraufbringen, zum Auspflügen, zu jeder kräftigen Arbeit geht ihm bestimmt der Brabänter Pflug vor; aber nicht so beim Reihen, Felgen, Stülpen, noch im möglichst schmalen Furchenziehen, zumal nicht im Wühlen, im Wurzelunkraut ausheben.

Dieser Pflug, den man, so viel ich weiß, einmal den Bönnschen Pflug genannt hat, und in einigen Gegenden der *Hunspflug* heißt (vielleicht Pflug der Hunnen, wie Hunsrück von Hunnen-Rückzug), verdiente wirklich eine weitere Bekanntmachung, wozu aber mehr als die bloße Feder gehört. Sagen

läßt sich jedoch, daß er auf Rädern liegt, ein bewegliches Streichbrett, ein langes Schaar und eine zollbreite Sohle hat. Stütze und Sohle sind aus einem einzigen Brette geschnitten. Diese ist nicht über einen Fuß lang. Das Schaar gleicht einem langen, spitzigen, hohlen, gespaltenen Kegel. In der Spitze hat es an vielen Orten einen Schlangenkopf, an andern auch nichts. Es sitzt so auf, daß sein Hintertheil vermittelst eines Keiles kann gehoben oder gesenkt werden.

Man hat Streichbretter von verschiedener Größe. Das größte ist von Eisen und gleicht, wie das Schaar, einem halben, spitz zulaufenden hohlen Kegel. Das kleinere ist von Holz und hat dieselbe Form. Das kleinste ist nichts als ein kurzer krummer nach der Höhe gerichteter Stock, um die Narbe des Schnittes aufrecht zu setzen, wenn er nicht umgelegt werden soll.

Um den Pflug richtig zu stellen, gehört eine darin geübte Hand; zum Pflügen nicht minder.

Ich gestehe, daß ich außerhalb Brabant noch nicht so schön und sorgfältig habe pflügen gesehen als in hiesiger Gegend. Hat das Pflügen in Beete nur in Brabant seine Meister: so hat das Flachpflügen die seinigen in dem Jülicher Lande, und in einigen daran stoßenden Kreisen. Eine vollkommenere Bearbeitung des Bodens mit dem Pfluge kenne ich nicht, als in beiden angeführten Ländern, wiewohl man in jedem von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte dabei ausgeht. Der Brabänter sucht nämlich die Fruchtbarkeit seines Bodens durch tiefes Pflügen, Wenden und Umsetzen zu unterhalten; der Jülicher sie durch ein möglichst vollständiges Zerkrümeln und Luftaussetzen der Krume zu erkämpfen. Das Pflügen des Brabänters hat den Vorzug, daß es die reine Brache bei seiner Körnerwirthschaft entbehrlich macht; statt daß der Jülichländer, der immer in der oberen Krume schafft, bei der seinigen der reinen Brache nicht entbehren kann. Dabei kömmt dieser zwar mit weniger Dung aus, jener aber erzwingt auf seinem geringeren Boden nicht allein eben so vortreffliche, sondern noch reichhaltigere Erndten, als dieser auf seinem besseren Boden.

Ich komme zu den Pflugarten dieses letzten, und verbinde sie Kürze halber zugleich mit der Brache.

Man fängt dabei mit dem Reihen an. Solches geschieht bei der Brache wo möglich schon vor Winter. Reihen, Bälken, Felgen sind gleichviel bedeutende Worte, wiewohl die Ausführungsart nicht immer die nämliche ist. Oft hängt die Verschiedenheit von dem Pfluge, oft von dem Boden, und oft von der Frucht ab, die vorhergegangen ist.

Ist das Land sehr vergras't, so wird es von dem Reihen zuerst ganz umgeschält. Man bedient sich bei dem Reihen des kleinen hölzernen Streichbrettes, weil man mit dem eisernen den Grund zu weit wegdrängen würde. Die Reihen oder Balken erhalten an einigen Orten die Breite von einem Fuß, an anderen sind sie möglichst schmal. So aufgeworfen bleiben nun die Balken über Winter rauh liegen; kann man aber vor Winter auch noch zu dem Stülpen schreiten, so thut man es, sonst geschieht es im Frühjahre.

Das Stülpen ist ein zweites, aber tieferes Reihen, als das erste. Das Land wird vorher nicht abgeeggt. Die Weise, den Pflug dabei anzusetzen, fand ich nicht allenthalben gleich. Einige ziehen den Pflug durch dieselbe Furche, welche er beim Reihen schon geöffnet hat, bringen also noch einmal neuen Grund auf den Reihbalken. Diese Methode scheint fehlerhaft, weil dabei die Erde des Balkens unberührt liegen bleibt. Andere setzen den Pflug gerade in der Mitte der Balken, spalten also diese letztere. Diese Methode ist schon besser, aber, wie mir der Landwirth Marx bemerkte, immer noch mangelhaft, indem die Hälfte des Balkens dabei unberührt stehen bleibt. Die Dritten endlich setzen den Pflug so an, daß sein Streichbrett stark die $^2/_5$ des Balkens faßt und umlegt, wodurch nur 2 bis 3 Zoll davon stehen bleiben und unter den folgenden Stülpbalken fallen, darauf ohne Mühe mit der Egge zerrissen werden können. Allerdings scheint dieses die ächte Methode.

Hat das Stülpen nicht vor Winter geschehen können, so geschieht es im folgenden Frühlinge. Aus dem Gesagten folgt, daß Reihen und Stülpen dieselbe Richtung einhalten; jedoch, glaube ich, so, daß der bei dem Reihen links aufgeworfene Balken bei dem Stülpen rechts umgelegt wird, und vice versa.

Das erste Reihen und Stülpen geht über die Länge des

Feldes, zumal auf großen Feldstücken; es sey denn, daß es nicht zu Brache, sondern zu Stoppelgetreide sey, wo es nicht wiederholt wird. In diesem letzten Falle wird in verschrägter Richtung, oder über Eck gereiht.

Nach dem Stülpen kommt es zu dem Brechen, nachdem das Feld vorher mit der Egge geebnet worden ist. Bei dem Brechen (Brachpflügen) wird das Feld gänzlich und zu seiner vollen Tiefe umgepflügt. Nothwendig bleibt das Feld in diesem Zustande der Sonne und Luft ausgesetzt liegen. Man eggt später und düngt.

Der Dung wird durch ein zweites Reihen untergebracht. Dieses zweite Reihen und nachherige Stülpen wird auf ganz breiten Stücken über die Breite des Feldes, also mit dem ersten Reihen und Stülpen ins Kreuz ausgeführt. Hat das Stück aber keine besondere Breite, so wird diesmal verschrägt oder über Eck gereiht.

Nunmehr folgt ein zweites Stülpen wie das Reihen über Eck, und endlich

das Pflügen zur Saat, als die sechste Pflugart. Die Saatfurche wird nie tief, sondern immer flach ausgeführt.

Das Brechen ist nur dann nöthig, wenn das Land voller Distel ist; ohne diesen Umstand unterbleibt es gewöhnlich, und die ganze Brache wird nur durch Reihen und Stülpen behandelt, zumal auf zähem Boden hält man solches für das Beste. Statt des Brechens wird alsdann gestülpt, also zweimal hinter einander. Wir hätten also 1) Reihen, 2) Stülpen, 3) Stülpen, Eggen und Düngen, 4) Reihen, 5) Stülpen, 6) zur Saat Pflügen.

Zu Merken fand ich noch eine andere Pflugart, das Drosten oder Pflügen auf hohe und breite Rücken, es hat daselbst ad 4) an der Stelle des zweiten Reihens statt.

Ist der Boden rein und das Jahr trocken, so wird zu Ollersheim bei Marx 1) gereiht, 2) gestülpt, geeggt, gedüngt, 3) (im Julius) gebrochen, 4) (im August) zur Saat gepflügt.

Zu Fuerth wird 1) gereiht, 2) gestülpt, 3) gereiht, 4) gestülpt, 5) gebrochen im Junius, 6) sehr stark und mehrmals geeggt und flach zur Saat gepflügt. Der Dung wird hier ent-

weder mit der Brachfurche, oder mit der Saatfurche untergebracht.

Aber nicht allein zur Brache, sondern auch zu den übrigen Saaten wird das beliebte Reihen und Stülpen angewendet. Ich wohnte bei der Stadt Kempen dem Reihen einer Getreidestoppel bei. Es geschah über Eck und ohne Streichbrett. Durch die vermittelst eines Keiles erzweckte Erhöhung der Wölbung des Schaars wurden die möglichst schmalen Furchen (sie maßen nicht über 4 Zoll) aufrecht gestellt, und um ihnen diese Stellung desto besser zu geben, ward das Krummholz statt des Streichbrettes eingesteckt. Das Gereihte blieb nun einige Zeit so liegen, wurde dann abgeeggt und darauf erst gestülpt. Man setzte dabei den Pflug genau in die noch sichtbare Furche des Reihens, so tief und mit einem solchen Streichbrette, daß der Reihbalken von Grund aus umgeworfen wurde. So sollte dann das Land bis zur Hafersaat im Frühjahre liegen bleiben. Läßt man aber Roggen auf Roggen folgen, (wenigstens fand ich dieses so zu Dahlen) so hält man das Reihen und Stülpen, wo nicht für nachtheilig, doch für überflüssig, indem der Zeitraum zwischen Erndte und Einsaat nicht zureicht, um Kraut und Rasen in Vermoderung zu bringen.

Die Kleestoppel, welche im Jahre nachher Flachs zu tragen bestimmt ist, wird folgendermaßen zu Dahlen behandelt. Zuerst wird geritzt und dann gestülpt, beides vor Winter. Bei dem Stülpen wird der Pflug nicht in die Höhlungen angesetzt, welche das Ritzen gemacht hat, sondern neben daran, so daß noch ein Zoll breiter Streifen von der Kleestoppel stehen bleibt. Der Pflug muß dabei tief eindringen und das Streichbrett die Narbe rein unterstülpen. Rauh bleibt das Land nur über Winter liegen, während welchem der Dung aufgefahren, gebreitet und obenauf liegen gelassen wird. Erst gegen Ende Aprils wird mehrmal geeggt, doch nicht so, daß die Rasen zu Tage kommen. Zwischen dem Eggen wird geschleift, um die Schollen gänzlich zu zerstören. Dann wird ohne weiteres Pflügen der Lein gesäet.

Das Ritzen, von welchem höher die Rede war, ist ein bloßes Durchbohren der Kleestoppel, so wie der Kleedreische.

Es wird mit dem Pfluge ohne Streichbrett vollführt, so daß nur wenig Grund aus der seichten Gasse auf den stehenden Streifen gebracht wird. Ich sah etwas ähnliches der Art in der Schweiz, gestehe aber, daß ich den Nutzen dieser Vorrichtung keineswegs errathe. Das Ritzen und Stülpen, wie es höher für den Flachs angegeben worden, hat gleichermaßen auch für den Klee- und Dreischhafer statt. Soll Wintergetreide auf die Dreische folgen, so wird der Dung dazu untergestülpt. Vor der Saat wird, so viel ich weiß, allemal gepflügt.

Ich gab höher die Breite der Reihbalken zu einem Fuß an, ich habe aber auch viel schmalere, namentlich zu Merken und Ollersheim gesehen, und wahrscheinlich sind die schmalsten Balken oder Furchen zum Reihen am schicklichsten. Bei dem Stülpen kömmt es nicht so viel darauf an, daher mag wohl das Drosten entstanden seyn, wobei man wahrscheinlich die Breite von zwei oder drei Reihfurchen zusammen vereint. Es bleibt so schwer, solche verschiedene Vorrichtungen mit einer untrüglichen Genauigkeit zu bestimmen, wenn man dem ganzen Umlaufe nicht beigewohnt, sondern nur einzelne Theile gesehen und das Uebrige gehört hat! Ich hoffe dennoch Alles nach der Wahrheit entwickelt zu haben.

Ich glaube nicht, daß man der angeführten Feldbearbeitung, auf einem Boden wie der Jülich'sche, seinen Beifall versagen könne. Sie ist erst seit 30 Jahren aufgekommen, oder doch erst allgemein geworden. Wo ihr Gebrauch noch nicht ist, da wird sie eingeführt; indem man findet, daß eine solche Bearbeitung die schönsten Früchte zur Folge hat, und meiner Meinung nach auch haben muß.

Schließlich muß ich noch des Stutzens erinnern. Ich fand solches zu Frotzheim. Da bei der Folgesaat, wenn man Wintergetreide nach anderem Getreide säen will, nicht immer genug Zwischenzeit zu der doppelten Operation des Reihens und Stülpens übrig bleibt, so sucht man beides durch das Stutzen zu ersetzen. Solches geschieht ebenfalls über Eck, doch in einem spitzeren Winkel als das Reihen. Die Fuhren werden nicht über 4 Zoll breit gehalten. Die Schnitte werden einer gegen den andern auf die Kante angestellt. Nachher wird

sehr scharf über die Breite des Feldes geeggt. Das Stutzen bleibt daher nur auf mürbem und reinem Boden anwendbar. Ist dieser aber zähe oder vergras't, so muß das Reihen und Stülpen zur Hand genommen werden.

Die Pferdezucht ist seit dem Abzuge der Franzosen in merklichen Verfall gerathen, und es ist wichtig, ihr wieder aufzuhelfen.

## XII. Nutzvieh.

**Kühe.** In den Kreisen Rheinbach und Jülich ist bei den größern Landwirthen die ganze Stallfütterung allgemein. In denen von Erkelens und Düren ist sie etwas seltener. In dem Kreise Geilen-Kirchen findet man sie gar nicht. In einem Lande, welches dem Mäusefraß, der zumal die Kleefelder gefährdet, so sehr unterworfen ist, wie das Jülicher Land, zumal sein westlicher Theil, da ist eine reine Stallfütterung ziemlich unsicher. Man zieht ihr daher, die Rheingegenden ausgenommen, die halbe Stallfütterung vor. Diejenigen, welche nicht mit zureichender Weide versehen sind, verschaffen sich eine weiße Kleedreische. Zum Mittage und zur Nacht kehrt das Vieh auf den Stall zurück, wo es dreimal im Tage grünes Futter erhält. Das Winterfutter besteht aus Stroh, Rüben, Kartoffeln, Kaff, welches warm angebrüht wird. Wenn die Kühe zum Kalben kommen, so erhalten sie einen Zusatz von Grummet und Oelkuchen, oder in Ermangelung von jenen etwas Schrot von Getreide. Das grüne Futter wird nicht geschnitten; wohl aber das trockene, wenn es an Kaff fehlt. Dann wird das geschnittene Stroh und Grummet mit angebrüht.

Bei den Stallfütterungswirthen werden die Kühe das ganze Jahr über alltäglich gestriegelt; bei den Weidewirthen nur im Winter. Fällt jedoch Regen oder kalte Witterung im Sommer ein, so lassen auch diese letztern ihr Vieh mit Strohwischen abreiben. Alles sehr löblich und schön!

Das hiesige Hornvieh ist, wenn man es mit dem holländischen vergleicht, nur ein Mittelschlag. Im Durchschnitt kömmt

eine schlachtbare Kuh auf 450 bis 600 Pfund. Nicht oft reicht eine an 700.

Begangen werden die Rinder im zweiten oder dritten Jahre. Die wenigsten lassen die Kälber saugen, die meisten tränken selbe. Man läßt die Mutter 2 bis 3 Monate vor dem Kalben trocken stehen. Frisch melkende Kühe geben täglich 10 bis 12 Maas Milch, und diese 1 Pfund Butter.

In dem Jülicher Lande hört die westfälische Bauart der Ställe auf. Die Kühe stehen mit den Köpfen nach der Wand zu, wo die Krippen angebracht sind. Solches erschwert freilich das Futtern, zumal bei gänzlicher Stallfütterung; indessen wenn der Kuhstand in Westfalen und dem Cleviſchen so wenig tief ist, als ich solches meistens gesehen habe; so würde ich doch noch lieber den Futtergang entbehren, als dem Viehstand zu wenig Tiefe gewähren wollen.

Schafe. Die Schafzucht ist unbedeutend. Wo es an Wiesen und Weiden fehlt, wo die Mäuseheere oft die Futterkräuter zerstören, wo man beständig reiht und stülpt, und stutzt und drostet, da finden die Schafe wenig auf dem Felde. Die Heerden, welche große Landwirthe haben, erstrecken sich nicht leicht über 200 Stück.

In der Gegend von Aldenhoven ist das Gras und Heu so gedeihlich, daß ein dasiger Landwirth schon einige Male aus Speculation faule Schafe (das Stück zu 30 Groschen) gekauft, sie im Winter durchgebracht, Lämmer davon gezogen, und fett wieder verkauft hat.

Die Veredlung hat nur geringe Fortschritte gemacht. Manche haben sie wieder ganz daran gegeben. Die fatale Klauenkrankheit oder der Fußkrebs hat die wenigen Veredler, die hier sind, mißmuthig gemacht.

Man füttert die Schafe im Winter mit Stroh, Heu, halbgedroschenen Garben. Wicken, nach dem Schotenansatze gemähet und getrocknet, hält man für das beste Futter. Man scheert im Durchschnitt 4 Pfund Wolle, auf dem Stücke gewaschen, wovon jetzt das Pfund mit 10 Gr. bezahlt wird.

## XIII. Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Getreidearten: Wintergerste, Roggen, Spelz, Weitzen, Sommerweitzen, Hafer und Gerste.

Hülsenfrüchte: Erbsen, Wicken, Bohnen, Linsen und Buchweitzen.

Futtergewächse: rother und weißer Klee, Grünwicken, Kartoffeln, Rüben, Möhren und etwas Runkeln.

Handelsgewächse: Raps, Rübsen, Flachs, Karden, Wau, Hopfen.

Der Getreidebau, zumal der des Wintergetreides, macht ganz unbedingt den Hauptgegenstand der Jülich'schen Feldwirthschaft aus. Auf einem milden Lehmboden, wie er hier vorherrscht, bleibt der Roggen immer die Hauptsache. Für ihn bestimmt man die Brache, als das best zubereitete Land. Die Sicherheit seines Gedeihens, das Gewicht und die Güte seines Strohes, der nie stockende Absatz seiner Körner sichern den Gang der ganzen Wirthschaft, daher auch ihm seinen wohlverdienten Vorzug.

Nach dem Roggen tritt der Hafer auf; wenigstens läßt solches sich aus der Stelle schließen, welche man ihm in der Rotation anweist; und diese Stelle ist die Kleestoppel. Da man auf diese Art jene wohlthätige Frucht nach Werth und Gebühr behandelt, so lohnt sie auch nach Gebühr.

Der Buchweitzen ist nur eine Art von Lückenbüßer; bei dem Nachlässigen der letzte Athemzug des sich erschöpfenden Bodens. Der rothe Kleebau nimmt zu. Der des weißen Klees als Dreische und zur Samenerndte spielt in größern Wirthschaften eine bedeutende Rolle. Luzerne und Esper sind kaum dem Namen nach bekannt.

Der Bau der Wurzelgewächse, die menschenfreundliche Kartoffel ausgenommen, ist wenig bedeutend. „Glücklicher Weise, sagt ein hiesiger Landwirth, der sich durch seine derben Formen seit einiger Zeit in dem Publikum am Rheine bekannt gemacht hat, hat der Schwindelgeist das ganze hiesige Land nie ergriffen, Wurzelgewächse in starkem Dünger als misterzeugende Werkstätte anzulegen.“ Auch in dem Uebertriebenen liegt nicht selten einige Wahrheit!

Der Flachsbau ist nur in den Kreisen Erkelens und Geilen-Kirchen bedeutend. Ueber diesen Gegenstand sagt einer meiner Correspondenten: „In den Gegenden, wo Handelsgewächse, wie Flachs, Hopfen und Kleesamen, gebaut werden, ist der Landwirth durchgehends wohlhabender, als da, wo er sich blos auf den Getreidebau verlegt.“

Fruchtfolge. Es hat keinen Zweifel, daß bei dem Abgange an Graswuchs, dem vormals wenig bekannten Kleebau, der großen Ausdehnung des Areals, dem Ueberflusse an Boden, dem leidlichen Pachtzinse, und den geringen öffentlichen Abgaben, daß, sage ich, bei dem Zusammentreffen so vieler günstigen und ungünstigen Umstände, vormals das Zweifelder-Brachsystem im Jülicher Lande das vorherrschende, und in allen größern Wirthschaften das allein angenommene war. Außer dem, was ich vor 20 Jahren in diesem Lande selbst davon gesehen habe und von den älteren Landwirthen bestätiget wird, findet man noch zu unsern Tagen Spuren davon, die aber unfehlbar mit der Zunahme der Futtergewächse und der Veränderung der Umstände immer mehr und mehr erlöschen werden.

Unter jenem alten Systeme verstehe ich dasjenige, wo die Brache ein Jahr über das andere vorkömmt, aber nicht jedesmal, sondern nur selten gedüngt wird. Unmöglich konnten die kleinen Bauern dabei bestehen, noch diejenigen, welche mit etwas mehr Dung versehen waren, dabei ihre Rechnung finden. Sie schoben also die Brache um ein Jahr weiter zurück und ließen das Sommergetreide, dem eine reine Brache ohnehin nicht so nöthig ist, unmittelbar auf das Wintergetreide folgen, und so wurden diese Leute Dreifelderwirthe, wovon man auch noch Spuren findet.

Bald aber wurde man inne, daß ein solches Sommergetreide demjenigen nicht beikam, welches man gewann, wenn kein Wintergetreide vorhergegangen war. Dieses war besonders bei dem Hafer auffallend sichtbar. Man stieß ihn also wieder aus dem Sommerfeld aus und nahm Erbsen an die Stelle, oder hatte in diesem Jahre Klee, der unter das Wintergetreide gesäet worden war. Auf beides ließ man nun den Hafer folgen, und es wirkte Wunder. Dabei war die reine Brache nun schon

ins vierte, also um ein Jahr weiter verschoben. Ein solcher vierfeldriger Umlauf findet sich zum Theile noch. Später fand man, daß, wenn gleich diese Fruchtfolge lohnender war, sie doch einen Ausfall an Wintergetreide, welches wohl immer die Königin des Feldes bleibt, nach sich zog. Man nahm also eine Wintergetreide-Erndte mehr auf und brachte sie sehr weislich nicht gegen das Ende, sondern gegen den Anfang des Umlaufs an, wodurch der Hafer seine ganz für ihn passende Stelle hinter dem Klee und den Erbsen behauptete. So hatte man fünf Felder, und diese behalten mit Recht noch immer ihr Ansehen und machen gewissermaßen den Kern von allen hiesigen Rotationen und die Grundlage zu einer sehr guten Wirthschaft aus.

Es giebt dennoch Wirthe, welche der Einrichtung ihrer Wirthschaft oder der Eigenheit ihres Bodens halben, ihr Augenmerk auf eine noch stärkere Vermehrung des Wintergetreides richten, und um solches zu erlangen, eine reine, oft magere, Brache mehr aufnehmen, wodurch denn 7 Felder entstehen. Noch bringt der Raps oder die weiße Kleedreische eine Veränderung oder Verlängerung der angeführten Fruchtfolge hervor. Folgende Beispiele werden die Sache anschaulicher machen.

Vor allem bitte ich das, was ich über die hiesige Art zu pflügen, gesagt habe, mit dem Werth der Fruchtfolge zu verbinden.

Fruchtwechsel im Kreise Rheinbach zu Salmersheim.

1) Brache,
2) Roggen,
3) Klee, Erbsen,
4) Hafer.

1) Brache,
2) Raps,
3) Roggen,
4) Klee, Erbsen, Wicken,
5) Hafer.

Zu Oberdrees auf guten Feldern:

a. 1) Brache gedüngt,
2) Raps,
3) Roggen,
4) Kartoffeln, Rüben, Flachs, gedüngt,
5) Weitzen.

Daselbst auf den besten Feldern:

b. 1) Brache gedüngt,
2) Wintergerste,
3) Roggen gedüngt,
4) Klee,
5) Hafer.

Daselbst auf schlechtern Feldern:

c. 1) Brache gedüngt,
2) Roggen,
3) Brache gedüngt,
4) Roggen,
5) Klee,
6) Hafer.

H. Hillebrand hält die angeführten Fruchtwechsel für seine Gegend, und ich glaube nicht ohne guten Grund, für die vortheilhaftesten von allen. Nach ihm wird am wenigsten Dung dazu erfordert, und es fällt immer Beschäftigung dabei vor. Er ist überzeugt, daß ein Landwirth dabei von 40 Morgen sehr ehrbar leben kann. Einer seiner Nachbarn, sagte er mir, der ein Gut antrat, das durch und durch vernachlässiget und durch seinen Vorgänger zu Grunde gerichtet war, habe solches durch ein im Anfange alle zwei Jahre wiederholtes Brachen so hergestellt, daß er ein reicher Mann darauf geworden sey.

Man bringt hier 11 bis 12 einspännige Fuder Dung auf den Clln. Morgen.

Roggen, der nach Wintergerste folgt, darf erst 12 bis 14 Tage nach Michaelis gesäet werden. Thut man es früher, so deckt sich der Boden mit einem feinen Grase, wodurch der Roggen leidet.

Obgleich der Klee in dem Umlaufe b. in die zweite oder Folgesaat kömmt, so thut er doch da sehr gut, weil zu jeder der beiden vorhergehenden Erndten gedüngt worden ist.

Zu der Folgesaat, das heißt zu Roggen nach Wintergerste, wird gereiht, dann gestülpt, dann geeggt, dann zur Saat gepflügt und der Same eingeeggt.

Obgleich zu diesem Folgeroggen gedüngt wird, so wird er doch nie so gut, und bringt auch nicht so viel Stroh, als der, welcher, wiewohl ungedüngt, nach Raps folgt.

### Fruchtwechsel im Kreise Bergheim.

a. 1) Brache gedüngt,
2) Weitzen,
3) weißer Klee, etwas gedüngt zu
4) Weitzen,
5) Roggen,
6) Erbsen,
7) Roggen.

b. 1) Brache gedüngt,
2) Weitzen oder Wintergerste,
3) Klee geascht oder gegypst,
4) Hafer und manchmal noch
5) Hafer.

c. 1) Brache gedüngt,
2) Raps,
3) Wintergerste,
4) Roggen,
5) Klee,
6) Hafer.

Die Behandlung der Brache ist bei der Gespannarbeit angegeben worden. Der weiße Klee in dem a. wird gegypst oder geascht. Er dient schon im Herbste nach der Weitzenerndte zum Abweiden; dann im folgenden Jahre wieder zur Weide, aber nicht länger als bis Johannis, und wird dann umgebrochen. Seine Stoppeln werden nur in dem Falle etwas gedüngt, wenn Weitzen darauf folgen soll.

In dem Umlaufe b) hat der zweite Hafer nur dann statt, wenn der Klee gut bestanden und dabei geascht worden war. Man hält dieses, zweimal Hafer, für das beste Mittel, das Land von sichern Unkräutern zu reinigen. „Das Sommerunkraut, sagt Adams, muß durch Wintergetreide, das Winterunkraut (das perennirende) durch Sommergetreide getilgt werden.“ — „Man hatte, fährt dieser erfahrne alte Mann fort, bei mir die Gewohnheit, wenn das Feld in gutem Stande war, Roggen nach Hafer zu säen, ehe man wieder zur Brache überging, und erhielt dann nur schlechte Früchte, indem der Hafer unter dem Roggen ausschlug und diesem im Herbste unnützerweise den Platz raubte. Ich rieth daher, lieber Hafer nach Hafer zu nehmen, und der Erfolg hat bewiesen, daß es so besser war.“

Den weißen Klee hält man für eine bessere Vorbereitung zum Weitzen als den rothen, welches auch wohl dem Abweiden des ersten zugeschrieben werden kann.

Manchmal wird im Umlaufe b) nach dem Weitzen Roggen genommen, welches wahrscheinlich nach der Wintergerste immer statt hat.

Kann die Brache nicht gedüngt werden, so wird Roggen, kein Weitzen, hineingesäet.

In dem Umlaufe c) findet sich die Wintergerste nach dem Rapse. Auf Boden, der zu beiden geeignet ist, ist der Raps die beste Vorbereitung, welche man der Wintergerste geben kann; selbst besser als reine Brache, weil sie nach dieser sich leichter lagert als nach jenem.

Sind die Pferdebohnen auf schwerem, etwas feuchtem Boden gesäet worden, so läßt man Weitzen, auf mildem warmen Boden aber Wintergerste darauf folgen. Zu Bohnen wird allemal gedüngt, also nicht zu dem darauf folgenden Getreide.

Rüben und Sommergerste werden für nachtheilige Vorarbeiter zu den folgenden Früchten gehalten. Und wo in der Welt stehen beide nicht in solchem Rufe? Damit die Sommergerste der Folgereihe nicht schade, muß Klee hineingesäet werden, wie wir anderwärts gesehen haben. Es ist seltsam, daß jene mit jedem andern unduldsamen Gewächse unter sich verträglich sind, wie es der Gebrauch in Norfolk längst bewiesen hat.

Fruchtwechsel im Kreise Düren. Der Fruchtumlauf zu Merken ist dem von Bergheim gleich. Nur kömmt dort die Brache weniger vor, woran theils der bessere Boden, theils die stärkere Vertheilung des Grundeigenthums schuld ist. Man bracht hier nur, wenn das Unkraut zu viel überhand genommen hat, und in dem Falle sollte man es überall thun. Die reine Brache gehört zu den geheiligten Sachen, die man nicht vernachlässigen, von denen man aber keinen Mißbrauch machen muß. Sie ist Labsal für den Schwachen, und Heilmittel für den, der heruntergekommen ist. Zu gehöriger Zeit angewendet, verleiht sie der ganzen Wirthschaft Kraft und Leben.

Wo man, wie es gewöhnlich in allen kleinen Wirthschaften der Fall ist, überzählige Hände, überzähliges Gespann, ein kleines Areal und vielen Dung hat, da wird die Brache entbehrlicher, und das Plaggen des Ackers kann ihr vorzuziehen seyn. Daher setzt man zu Merken nach 1) Brache, 2) Raps, 3) Wintergerste, 4) Roggen, 5) Klee, 6) Hafer, wohl 7) noch Gerste oder Roggen hinzu. Dagegen haben die größern Landwirthe, wie Mary:

Fruchtwechsel zu Ollersheim.

1) reine Brache,
2) Roggen oder Weitzen,
3) weißer Klee — rother Klee,
4) Hafer.

1) Brache,
2) Raps,
3) Wintergerste — Weitzen — Roggen,
4) Erbsen,
5) Hafer.

Jedoch wird die Sache so vertheilt, daß von 600 Morgen, die Marx baut, 200 mit Wintergetreide bestellt werden. Er muß also wohl noch einen besondern Fruchtumlauf mit obigen vereinigen. Wahrscheinlich auf sichern Feldern ein paarmal Brache, Roggen, Brache Roggen mehr haben.

Nach Kartoffeln folgt hier Sommergerste oder Weitzen; nach Brachrüben Sommergerste; nach Erbsen und Klee Hafer. Der Erbsenhafer giebt dem Kleehafer nichts nach, nur giebt er kein so langes Stroh als dieser. Flachs darf erst nach 3, Klee nach 5, Erbsen nach 8 bis 9 Jahren wiederkommen.

Weder Marx noch andere Landwirthe dieser Gegend halten etwas vom Hafer, der auf Wintergetreide folgt. Ueberzeugt von seinem Unwerthe, sind sie gänzlich davon zurückgekommen. „Die zweigewändige Bauart bewährt sich durch die Erfahrung als die vorheilhafteste von allen. Man erreicht sie dadurch, daß das Säen des Hafers nach dem Wintergetreide vermieden und dagegen Klee- oder Erbsenstoppel dazu bestimmt wird. Ein Morgen von solchem Stoppelhafer ist im Durchschnitte 3 Morgen Brachroggenhafer werth.“ Es sind dieses die merkwürdigen Worte mehrerer vorzüglichen Landwirthe aus dem Kreise Düren und wohl werth, von allen Dreifelderwirthen beherziget zu werden.

### Fruchtwechsel im Kreise Jülich.

1) reine Brache gedüngt,
2) Weitzen,
3) Klee,
4) Hafer,
5) Wintergerste gedüngt,
6) Roggen,
7) Buchweitzen oder weißer Klee,
8) Roggen gedüngt.

Auffallend ist allerdings die Zwischenkunft der Wintergerste nach Hafer. Nie und nirgends ist mir dergleichen vorgekommen, als hier in einer übrigens so genau angeordneten Zweifelderwirthschaft. Sollte man vielleicht die Wintergerste als ein so

verträgliches Gewächs halten, daß man sie darin in gleicher Kategorie mit den Brachgewächsen setzt? Uebrigens was man hier nach Kleehafer thut, würde man wohl nach Stoppelhafer gewiß nicht thun dürfen.

Klee und Flachs, heißt es, können hier alle 4 Jahre wieder zurückkommen.

Auf Klee folgt am besten Hafer, auf Wintergerste und Buchweitzen Roggen, auf Raps Weitzen.

Fruchtwechsel zu Aldenhoven.

1) Brache gedüngt mit 16 zweispännigen Fudern,
2) Raps,
3) Wintergerste,
4) Roggen,
5) Hafer.
6) Wicken, Erbsen, Buchweitzen,
7) Roggen,
8) Klee geascht,
9) Hafer.

Der Hafer Nr. 5. konnte wohl zu viel seyn, und besser wahrscheinlich, wenn man, wie zu Bergheim, bei dem Schluße des Umlaufs zweimal hintereinander Hafer nähme.

Die Wicken werden grün verfüttert. Der Buchweitzen gewährt dem Boden einige wiewohl schwache Erholung. Dabei ist der Boden hier vortrefflich, und das mag wohl die Ursache seyn, warum man ein wenig strenger damit verfährt. Uebrigens macht der Schluß: Wicken, Roggen, Klee, Hafer die Sache wieder einigermaßen gut.

Weitzen wird wenig gebaut. Kömmt er aber vor, so ist es nach einer ungedüngten Brache oder nach gedüngten Kartoffeln. Nach dem ungedüngten Brachweitzen folgt nun ungedüngt Roggen. Ehre der Brache auf einem solchen guten Boden!

Nach Wintergerste geräth der Roggen besser als der Weitzen.

Den Klee säet man lieber in Roggen als unter Hafer.

Man behauptet, daß der Boden hier eine öftere Bearbeitung nicht liebe; daher mag wohl kommen, daß ich am 27. Juli 1816 noch eine Menge Felder sah, welche in dem Jahre noch kein Pflug berührt hatte. Man düngt nur alle 9 Jahre

einmal; denn man hat keine Stallfütterung. Doch fand ich einen, der alle 3 Jahre düngte und sich wohl dabei befindet. — Muß der gute Boden die Menschen denn durchgehends träge oder indolent machen? Die guten Wirthe aus der Gegend von Aldenhoven mögen mirs verzeihen; allein die unabsehbaren Buchweitzenfelder neben eben so großen Feldern von Pferdebohnen gereichen ihrer Industrie zu keiner besondern Empfehlung. Der Contrast ist etwas zu auffallend. Der Buchweitzen scheint bei ihnen die letzte Krücke zu seyn, wenn der Boden sich ohne Dung nicht weiter fortschleppen kann. Man nimmt daher nur abgetragenes Land dazu. Mangel an Futter, Mangel an Dung! Mangel an Dung, Mangel an Futter!

Fruchtwechsel zu Frotzheim. Wohl allenthalben herrscht ein Unterschied in der Feldeintheilung zwischen großen und gar kleinen Wirthschaften, zwischen eigentlichen Landwirthen und bloßen Landwirthen und bloßen Bauern; so denn auch hier. Die Landwirthe haben:

1) reine Brache gedüngt,
2) Roggen oder Weitzen,
3) reine Brache gedüngt,
4) Roggen oder Weitzen,
5) Klee,
6) Hafer.

Ganz gewiß fehlt es dabei dem Ganzen nicht an Kraft. Die Bauern haben:

1) reine Brache gedüngt,
2) Roggen,
3) Hafer.
4) Klee geascht,
5) Weitzen gedüngt, so stark als nach Brache,
6) Hafer.

Hier tritt also die förmliche Dreifelderwirthschaft auf. Sie bleibt dem Kleinen verzeihlich, zumal wenn er sie alle 6 Jahre mit einer reinen Brache verbindet und sich keine Handelsgewächse darin anmaßt. Dreifelderwirthschaft bleibt also immer nur eine kleinliche Wirthschaft.

Erbsen dürfen vor 9 Jahren nicht wiederkommen; nur auf wenig Feldern im 7. Jahre. Auf fettem Boden können sie in die dritte Gaile gesäet werden, auf magerem Boden aber kommen sie an die Stelle des Sommergetreides. Bohnen werden auf Felder gesäet, die noch etwas zuviel Kraft zur Brache haben. Eine sehr unrichtige Maxime! Die Brache thut nur

auf etwas kräftigem Boden ihre rechte Wirkung. Einem erschöpften Lande wird der Dung nöthiger als die Brache.

Nach gut bestandenen Erbsen wird der Hafer eben so gut als nach Klee. Nach Kartoffeln folgt Sommergetreide, besonders Gerste. Von der Bank zu Frotzheim säet im Jahre nach den Kartoffeln Wicken zum Grünabfüttern, und läßt dann Wintergetreide gedüngt folgen. In einer kleinen Wirthschaft zumal ist dieses vortrefflich.

Nach Flachs schlägt das Wintergetreide etwas zurück, wenn nicht dazu gedüngt wird.

### Fruchtwechsel zu Kerpen.

1) Brache gedüngt,
2) Wintergetreide,
3) Hafer,
4) Klee gekalkt, gegypst, geascht, erstes für das beste gehalten,
5) Hafer,
6) Hafer.

1) Brache gedüngt,
2) Roggen,
3) Hafer,
4) weißer Klee, geascht, nachher mit etwas Dung übersprengt, nicht benutzt, um Johannis untergepflügt, oder vielmehr untergereiht und gestülpt.
5) Weitzen,
6) Hafer.

**Fruchtwechsel zu Fuerth.** Auf dem kostbaren körnigen Klei dieser Gegend hat man den vortrefflichen Fruchtwechsel:

1) reine Brache gedüngt,
2) Wintergerste,
3) Roggen,
4) Klee gegypst oder geascht,
5) Hafer,
6) Kartoffeln, Möhren, Rüben, wozu royolt und stark gedüngt wird,
7) Sommergerste.

1) Brache gedüngt,
2) Raps,
3) Weitzen,
4) Hafer.

1) Brache nicht gedüngt,
2) Weitzen,
3) Hafer,
4) Roggen,
5) Klee geaſcht,
6) Hafer.

Was das für ein Boden ſeyn mag, wo man ſich den letzteren Umlauf erlaubt? Doch treu bleibt man noch hier, wie im ganzen Lande, der goldenen Regel: nach Klee Hafer folgen zu laſſen, und zwar ſo, daß wenn man auch einer Roggenſaat mehr in dem Umlaufe nöthig hat, man darum den Hafer doch nicht zurückſetzt, ſondern den Roggen lieber unmittelbar nach dem Hafer folgen läßt.

Auch auf dieſem koſtbaren Boden bleibt die Brache eine geweihte Sache und heilige Pflicht. Alle gemachte Verſuche mit dem Gegentheil haben hier nur Nachtheil gebracht. Dagegen übertreiben es, nach dem Eingeſtändniß der Einwohner ſelbſt, die großen Landwirthe mit der Brache, woran weniger das Syſtem, als Indolenz und Abgang an Dung Schuld ſind. Auch bei der beſten Sache herrſcht Mißbrauch! — Nur kleine Leute können durch mehr als gewöhnliche Anſtrengung in einem Lande, wie das Jülich'ſche iſt, und bei der daſelbſt beſtehenden Fruchtfolge, die reine Brache mit einigem Vortheile entfernen.

Fruchtwechſel zu Dahlen. Wir ſind hier in einem Flachslande. Der Boden iſt ſandig, oder lehmiger Sand, der vielen Dung fordert, ſo daß er ſeiner Natur nach nicht zu dem Jülich'ſchen Boden gehört.

1) Brache gedüngt,
2) Roggen oder Weitzen,
3) Klee,
4) Flachs gedüngt,
5) Roggen,
6) Roggen gedüngt und gepflugſpatet,
7) manchmal noch Hafer.

Vor dem ſechsten Jahre darf Flachs nicht wiederkommen.

Nach Flachs hat man hier den vortrefflichſten Roggen.

Nach Kartoffeln beſſer Weitzen als Roggen.

Fruchtwechſel im Kreiſe Erkelens, auch einem Flachslande, welches jedoch beſſern, zum Theile den rechten Jülicher Boden hat.

1) Brache gedüngt,
2) Wintergerste,
3) Roggen,
4) Klee,
5) Flachs gedüngt,
6) Weitzen,
7) Roggen gedüngt.

1) Brache,
2) Raps,
3) Weitzen,
4) Roggen gedüngt,
5) Klee,
6) Hafer,
7) Buchweitzen oder 7) Bohnen, Erbsen, zu welchen Gegenständen gedüngt wird,
8) Roggen, 8) Weitzen.

1) Buchweitzen gedüngt,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Hafer,
5) Flachs gedüngt,
6) Weitzen,
7) Roggen gedüngt, nur wenig.

Viele halten für besser, den Flachs nach dem Kleehafer, als nach dem Klee selbst folgen zu lassen.

Man hält ein Flachsland für jede Art von Frucht geeignet. Zum Weitzen, der darauf folgt, wird gar nicht, und zu dem auf diesen folgenden Roggen nur wenig gedüngt. Folgt aber Wintergerste unmittelbar nach dem Flachse, so muß etwas zu ihr gedüngt werden.

Vor dem 6. Jahre darf der Flachs nicht auf demselben Felde wiederkommen. Wie sehr diese Pflanze sich selbst hasse, darüber hat man 1817 eine auffallende Erfahrung gemacht. 6 bis 7 Jahre vor dem angeführten Jahr hatte der Hagel den schon aufgewachsenen Flachs in Stücke geschlagen, so daß man ihn unterpflügen mußte. Nun findet sich an allen diesen Stellen, wo vermöge des Fruchtumlaufes der Flachs in dem Jahre 1817 wieder vorkam, daß der Flachs nothreifte, das ist, vor der Zeit gelb war, also auch vor der gerechten Zeit ausgezogen werden mußte. Man hat sich davon um so sicherer überzeugt, als zusammenliegende oder seit mehreren Jahren zusammengebaute Feldstücke, wovon ein Theil in der Unglücks-Periode Flachs, der andere keinen trug, den vergleichenden Beweis leisteten.

Nach Hülsenfrüchten läßt man Weitzen, nach Buchweitzen Roggen folgen. Weitzen folgt nicht gern auf Wintergerste.

Fruchtwechsel im Kreise Geilenkirchen.

1) Brache gedüngt,
2) Wintergerste oder Weitzen
3) Roggen,
4) Klee,
5) Hafer, Heidekorn,
6) Roggen,
7) Hülsenfrüchte, Sommerraps, Kartoffeln, gedüngt,
8) Weitzen.

Weitzen will nicht nach Wintergerste und diese nicht nach Weitzen gerathen.

Die Erfahrung hat hier gezeigt, daß Klee und Flachs an manchen Orten alle 4 Jahre mit gutem Erfolge gebaut werden können, während andere Aecker solches nur alle 10 bis 12 Jahre vertragen.

---

Lange habe ich mich, und nicht ohne Vergnügen, bei diesem Artikel verweilt; denn ich wage es sagen zu dürfen, daß der Fruchtwechsel der Triumph des Jülicher Landes sey, und daß ich kein Land kenne, wo er so richtig verstanden ist, als hier.

## XIV. Getreidebau.

Da dieser Artikel so enge mit dem der Gespannarbeit und der Fruchtfolge verbunden ist, und ich daselbst vieles davon habe einfließen lassen: so bleibt hier nur noch Einiges nachzuholen.

Zur Wiederholung dient, daß zu dem Wintergetreide, so nach Raps folgt, 4mal gepflügt und 3mal geeggt wird; nach Bohnen und Erbsen 3mal gepflügt, 2mal geeggt; nach Kartoffeln 1mal gepflügt, 2mal geeggt; die reine Brache wird 6mal gepflügt, 4mal geeggt. Ich glaube auch gesagt zu haben, daß zu jeder Folgefrucht (das ist, wenn Getrede nach Getreide folgt; es sey nun Winter- oder Sommergetrede) alsdann immer über Eck gereiht und gestülpt wird, und nicht in die Länge wie bei der Brache. Noch muß ich zusetzen, daß wenn Wintergetreide nach Wintergetreide gesäet werden soll, alsdann nothwendig zu letzterm tiefer als zu dem ersten gepflügt werden muß. Die Zeit der Aussaat des Wintergetreides ist 14

Tage vor und 14 Tage nach Michaelis. Zu Aldenhoven säet man den Kartoffelweitzen erst um Allerheiligen. Man säet einen halben bis $^3/_4$ Berl. Scheffel Weitzen auf den Cölln. Morgen. An einem andern Orte schlägt man die Aussaat auf 50 Pfd. Weitzen an.

Man hat das besondere Prinzip bei dem Sommergetreide, sowohl der Gerste als dem Hafer, weniger Samen auf mageren als auf fetten Boden zu nehmen; obgleich man beim Wintergetreide das Gegentheil thut. So nimmt man z. B. zum Kleehafer 4 und zum Haferstoppelhafer nur 3 Faß Einsaat. Auf gutem Boden säet man den Hafer den 14. April, auf magerem den 8. oder 9. Mai.

Das Durcheggen des Weitzens ist in dem Jülich'schen allgemein üblich, zumal wenn die Erde stark beschlagen ist. Solches geschieht im April, und zwar mit Nachdruck. Manchmal wird es zum zweiten, ja zum drittenmale wiederholt. Allenthalben rühmt man den dadurch beförderten freudigen Wuchs. An einem Orte fand ich, daß man es auch bei der Wintergerste thut. Damit die Egge um so tiefer bei dem Weitzeneggen eingreife, werden die Zähne der Egge gespitzt. Man eggt einmal über die Länge und einmal über die Breite des Stücks. Je mehr der Acker verunkrautet ist, je strenger und wiederholter wird geeggt.

Wo ich nicht irre, gleicht ein Dürner Malter 2 Hektoliter. Man nimmt hier den Hektoliter Weitzen im Durchschnitt zu 170 Pfund an. Das Malter Weitzen wiegt also 340 Pfd. Clln. Gewicht.

| | |
|---|---|
| Roggen | 300 Pfd. |
| Gerste | 220 " |
| Hafer | 190 " |

Wenn der Berl. Scheffel 52,320 Liter enthält, so gleichen die 2 Hektoliter oder das Dürner Malter 3,654 Scheffel.

Man erndtet im Durchschnitte von einem Clln. Morgen in der Gegend von Düren:

Roggen und Weitzen . . . $3^1/_2$ Malter $= 12^3/_4$ Schfl. *)

1) Ein braver und bedeutender Landwirth gab mir den Brachroggen zu 4 bis 5 Malter an.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Wintergerste . . . . . | 6 | Mltr. | = 22 Schfl. |
| Kleehafer . . . . . | 10 | " | = 36½ " |
| Sommergerste . . . . . | 4½ | " | = 16½ " |
| Sommerweitzen . . . . . | 3 | " | = 11 " |
| Hülsenfrüchte . . . . . | 4 | " | = 14½ " |

In der Gegend von Jülich.

| | | |
|---|---|---|
| Roggen und Weitzen . . . . | 9 | Scheffel. |
| Wintergerste . . . . . | 21 | Scheffel. |
| Kleehafer . . . . . | 30 | Scheffel. |

In dem Kreise Rheinbach.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Brachroggen und Weitzen . . . | 4½ | Mltr. | = 16½ Schfl.*) |
| Folgeroggen . . . . . | 3 | Mltr. | = 11 Schfl. |
| Kleestoppelhafer . . . . . | 9 | Mltr. | = 33 Schfl. |
| Folgekorn . . . . . | 3 | Mltr. | = 11 Schfl. |
| Getreidestoppelhafer . . . . . | 5 | Mltr. | = 18⅓ Schfl. |

Man achtet den Sommergerstbau so wenig, daß man diese Frucht nur nach dem Hafer folgen läßt. Dazu werden die Haferstoppeln im Spätjahr gedüngt. Man hält die Sommergerste für eine den Boden sehr angreifende Frucht.

Den Sommerweitzen läßt man nach Kartoffeln folgen.

Man säet die Pferdebohnen zu Ende Aprils; zu Albenhofen gar Anfangs Mai. Man will sich nicht gut bei früherem Säen befinden. Es wird stark dazu gedüngt. Die Bohnen werden 4 bis 5 Zoll tief untergepflügt; wenn sie ein Paar Zoll über der Erde sind, scharf in die Länge und Breite geeggt. Ist der Boden aber lose und rein, so eggt man zwar, aber nicht strenge.

Das Getreide wird mit der Sichte (Hausense) abgebracht. Nur Weitzen und Gerste werden, wenn sie sehr geil stehen, abgesichelt. Die Kosten des Sichelns thun ein Fünftel mehr als die des Sichtens.

Die Gerste läßt man bei gutem Wetter zwei Tage auf der Erde liegen, bindet sie bei Nachtzeit, stellt die Bunde zu 10

*) Der Ertrag davon steigt manchmal auf 6 Mltr. oder 22 Schfl. Man soll sogar Beispiele von 30 Scheffel von einem Cölln. Morgen haben.

bis 15 sogleich aneinander an, und fährt sie am folgenden Tage ein.

Man verdingt die Erndtekosten von einem Clln. Morgen, alle Fruchtgattungen ineinander gerechnet, folgendermaßen:

Sichten, Aufbinden, Aufsetzen 2 Frank.
Einfahren, wo es nicht zu weit ist 2 Frank.
Abladen und Tassen 2 Frank. 50 Ct.
Totalkosten circa 1 Rthlr. 18 Gr.

Man errichtet häufig Getreidefiemen auf freiem Felde und giebt ihnen die Gestalt eines länglichen Vierrecks. Die Abdachung wird mit Stroh gedeckt. In einiger Entfernung hält man sie für schlechte Bauernhäuser. Um sie zu errichten, wird zunächst auf der Erde Stroh angelegt. Die Richtung der Garben wechselt bei jeder Lage so, daß die Länge derselben einmal nach der Länge der Fiemen, und die Garben der zweiten Lage über die Breite der Fiemen herlaufen. Um solche Fiemen gegen den Mäusefraß zu sichern, schneidet man, ein Paar Fuß Entfernung davon, eine etwa einen Fuß breite und zwei Fuß tiefe Rinne in die Erde, mit senkrecht stehenden Wänden. Außerdem bringt man im Boden der Rinne einige irdene mit Wasser gefüllte Geschirre an.

## XV. Anbau der Futtergewächse.

Der Klee, wiewohl schon lange hier bekannt, hat sich jedoch erst seit 30 Jahren auszudehnen angefangen. So kann etwas Gutes von lange her bekannt seyn, und doch ohne eine sichere Impulsion nicht, oder nur spät, in Aufnahme kommen. Ein Mann von Kopf und Herz kann viel thun, eine Regierung noch mehr. Ein Eifer, der an den Enthusiasmus reicht, läßt selbst unter Mißgriffen nicht, Gutes zu wirken. Jene verlieren sich, dieses einmal erkannt und eingeübt, besteht. Aufgerüttelt von dem Schlafe mit Gewalt muß der große Haufen werden, wenn er erwachen soll. Ein leises Wort findet weniger Eingang in seine Ohren, als Posaunenschall.

Zweifelsohne hat die vormalige wohlthätige Curpfälzische Regierung, so wie in der Pfalz, also auch hier, darauf eingewirkt.

Man säet den Klee durchgehends über das Wintergetreide, und nur die wenigen Dreifelderwirthe, die man hier findet, säen ihn in das Sommergetreide.

Man nimmt 6, 7 bis 8 Pfund Samen auf den Clln. Morgen.

Auf hochgelegenen Aeckern wird Gyps, auf niedrigen Asche, auf sumpfigem oder schwerem thonigem Boden Kalk über den Klee gestreut. Man braucht an Kohl- oder Torfasche 30 Schfl. an Gyps 2 bis 300 Pfund, an Kalk 1500 Pfund. Statt der angeführten Streumittel braucht man auch 4 Karren Mergel oder 8 bis 10 Karren Moder, oder 5 Karren ganz kurzen Dung.

Ueber das Mergeln des Klees fand ich zu Dahlen folgendes: Sobald der Kleesamen über das Wintergetreide ausgesäet ist, wird der Mergel darüber hergestreut. Man findet am besten, Kalkmergel und Lehmmergel untereinander zu mengen. Ist der Boden zur Zeit des Kleesäens etwas beschlagen, so wird die Egge ein wenig zu Hülfe genommen, sonst nicht. Das Kleesäen über das Wintergetreide geschieht im März.

Mit Inbegriff des weißen Klees mag im Durchschnitte der 6te bis 7te Theil des ganzen Areals in Klee niederliegen. Außerdem säen die größern Landwirthe auch noch Wicken, von 8 zu 8 Tagen bis Johannis, in wohlgedüngtes Land. Sie werden bei dem Schotenansetzen gemähet, und grün an die Pferde gefüttert. Ihr Verbrauch fällt in die Bestellungszeit des Wintergetreides, wo der des Klees ohnehin aufhört.

Weißer Klee. Er dient theils zu dem Ersatz der Weiden für diejenigen, welche keine ganze Stallfütterung wollen, theils und auch zugleich als Handelsartikel. Er liebt einen mergelhaltigen Boden.

H. Marx zu Ollersheim säet jährlich wohl 75 Morgen davon an. Ein kleiner Theil wird den Kühen zur Morgens- und Abendsweide eingeräumt; der größte Theil aber den Schafen überlassen, jedoch diesen nicht länger, als man hoffen darf, daß es dem ferneren Wuchse zum Samenansetzen nicht schade. Wenn dieser reif ist, wird gemähet. Man läßt ihn in Schwaden ganz ungestört liegen. Ist er dürre genug, so harkt man

ihn beim Thaue in kleine Häufchen, die bis zum Wegfahren liegen bleiben. Fällt schlechtes Wetter ein, so werden die Häufchen in große Haufen zusammengebracht. Ein langer Regen schadet zwar dem Samen nicht, wohl aber dem Heu und Kaff. Letzteres zumal ist ein vortreffliches Futter, welches angebrühet bei den Kühen jedem andern Kaff, selbst den Oelkuchen, vorgezogen wird. Geräth der Samen, so können von einem Morgen vierthalb Berl. Scheffel gewonnen werden.

Ueber die Wurzelgewächse habe ich durchaus nichts zu sagen, als daß man zu Dahlen keine ganze Kartoffeln, sondern bloß die Spitzen davon pflanzt, und so die schönsten Kartoffelerndten gewinnt. Ich führe solches hier nur eben an, als vorläufiger Beleg dessen, was ich in der Folge noch darüber sagen werde.

## XVI. Anbau der Handelsgewächse.

Flachs. Wird nur in den Kreisen Geilenkirchen und Erkelens in einer bedeutenden Menge gezogen; anderswo blos zum häuslichen Bedarf. Leider aber ist der Linnenhandel durch das holländische Douanenwesen, und wahrscheinlich durch die Vereinigung Hollands mit Brabant und Flandern, welches letztere zumal das Hauptflachsland ist, sehr in Verfall gerathen. So zählt man jetzt in Gladbach, wo sonst 20 Leinweber waren, noch vier. Das feine Linnen, das hier gemacht wird, wird zu 60 bis 120 Rthlr. Berl. Cour. à Stück zu 50 brabanter Ellen verkauft.

Der Flachs folgt entweder unmittelbar auf Klee oder auf Hafer, der in die Kleestoppel gesäet worden ist. Man sieht dabei auch auf die Reinigkeit des Feldes.

Das Land wird im Herbste gereiht und gestülpt, und bleibt in diesem Zustande über Winter liegen. Die Weise, die Kleestoppel zu reihen und zu stülpen, ist bei der Gespannarbeit angegeben worden. Anfangs Januar nimmt man vom besten Dünger, und setzt ihn in einen verhältnißmäßig hohen Haufen zum Rotten, wo durch die Gährung dann auch manches Unkrautkörnchen zerstört werden mag. Nach vollbrachter Gährung

wird der Dung aufs Land gefahren, und sorgfältig gebreitet, aber nicht eingepflügt. Man braucht 15 einspännige Fuder solchen Düngers auf den Cölln. Morgen.

In diesem Zustande bleibt das Feld bis Anfangs April liegen, wo es mit auf den Rücken gelegter und einer Menge Dornen versehener Egge überschleppt wird. Durch diese Operation wird der ohnehin schon dürre Mist vollkommen zerkrümmelt.

Nach dem wird das Feld so lange in Kreuz und Queer geeggt, bis daß die Krume hinlänglich fein und locker geworden ist. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß dieses Eggen nicht eher als unmittelbar vor der Einsat unternommen werden darf, weil es sonst dem Samen an nöthiger Feuchtigkeit zum Keimen gebrechen würde.

Man säet Riga'schen Samen, den man jedoch erst alle 4 bis 5 Jahre erneuert. Man hat zu Erkelens die besondere Beobachtung gemacht, daß wenn der aus Riga'schem Samen gewonnene Lein sich durch Regen lagert, er dennoch nicht verdirbt, statt daß der, den man seit 7 oder 8 Jahren nicht erneuert hat, bei jenem Unfalle an der Erde wegfault. Doch fand ich zu Dahlen einen wohlerfahrenen Mann (Willems), der sich bei seinem selbst erzogenen überjährigen Samen, ohne allen Wechsel, sehr wohl befindet.

Man nimmt 4 Faß (zu 30 Pfund) also 120 Pfund Leinsamen auf den Morgen. Die Einsaat hat Vormittags statt, weil man behauptet, aus Erfahrung zu wissen, daß der am Nachmittag gesäete Lein nicht so regelmäßig blühe als jener.

Der Samen wird 2 bis 3mal queer über das Feld eingeeggt, und das Feld dann mit einer leichten Walze, oder einer umgeworfenen Egge überzogen.

Der Frühflachs wird zu Geilenkirchen vom 7. bis zum 14. April, der spätere vom 25. April zum 12. Mai gesäet. Zu Erkelens hat solches zwischen dem 15. und 25. April statt.

Hat der Flachs die Höhe von 4 bis 6 Zoll erreicht, so wird gejätet, manchmal zweimal.

Hat er verblühet, so beurtheilt man, ob er sich am besten zu einer feinen, oder mittlern, oder groben Leinwand eigne

Im ersten Falle wird er gleich nach völlig vollendeter Blüthe ausgezogen, und auf diese Weise der zu erwartende Samen verloren gegeben. Dieser Flachs wird zu dem feinsten Gespinnste stark gesucht und wenigstens um $^1/_3$ theurer als der nach der Samenreife gewonnene bezahlt.

Im zweiten Falle wartet man den Samen ab, ohne ihn jedoch zu reif werden zu lassen. Dieser Flachs giebt dann das Mitteltuch.

Im dritten Falle läßt man die Samenbollen zu ihrer höchsten Reife kommen, um in der Gewinnung eines guten Samens für die Grobheit des Gespinnstes entschädiget zu werden.

Die Pflanzen müssen so schnell als möglich ausgerauft und entbollt werden, damit sie, ohne auszutrocknen oder sich in den Bunden zu erhitzen, sogleich zur Wasserrötte kommen.

Um den Samen gut zu erndten, müssen die Samenknoten, ohne sich zu erhitzen, gleich an einen luftigen Ort zum Trocknen ausgebreitet und fleißig gewendet werden.

Hat der Flachs einige Tage im Wasser gelegen, wo er wohl beschwert und ganz untergetaucht seyn muß, so wird untersucht, ob das Rösten vollendet sey. Man erfährt dieses, wenn der Flachsstengel beim Winden um den Finger bricht. Bestätiget sich dieses an mehreren Stengeln, so wird er auf der Stelle aus dem Wasser genommen.

Man richtet die Bunde nunmehr auf, damit sie sich des Wassers entledigen können. Nun wird der Flachs gesprödet (gespreitet). Wie lange er auf der Spreite liegen muß, hängt ebenfalls von der Witterung ab. Auch diese Frist erheischt Aufmerksamkeit. Man bemerkt, daß der Flachs nach 24 Stunden seine im Wasser genommene Spröde wieder verliert, und sich nun wie in seinem grünen Zustande ohne zu brechen wieder um den Finger wickeln läßt. Nach und nach verliert er aber diese Biegsamkeit wieder. Bricht er dann beim Umwickeln rein ab, so ist das Spröden vollendet.

So einfach diese Probe bei dem Rötten und Spröden ist, so kann die genaue Beobachtung derselben nicht genug empfohlen werden. Nunmehr wird der Flachs eingefahren und an einem luftigen Orte aufgetasset.

Man schlug 1816 den Ertrag des Flachses zu Erkelens vom Clln. Morgen auf 125 Stein oder 625 Pfund an, wovon der Geldwerth zu 83 Rthlr. Preuß. Cour. geschätzt wurde; im Durchschnitt aber darf der Ertrag nicht über 62 Rthlr. angenommen werden.

Raps. Der Raps wird hier zu Lande nicht verpflanzt, also in reine, durch Reihen, Stürzen und Brechen wohl zubereitete Brache gesäet. Es wird allemal dazu gedüngt, doch nicht allemal mit Mist. Statt dieses letztern nimmt man dann 24 bis 30 Scheffel Braunkohlenasche, und streut, wenn der Raps 4 bis 6 Blätter hat, 300 Pfund Gyps oder 1500 Pfund Kalkstaub über die jungen Pflanzen her. Die Zeit der Einsaat ist Ende Juli. Die Asche thut besonders gute Wirkung auf den Raps. Man streut sie über das gepflügte Feld, verbindet sie vermittelst der Egge mit der Krume, säet den Raps, ohne von neuem zu pflügen, und eggt den Samen ein. Man bedarf 24 Loth von diesem auf den Clln. Morgen. Nichts ist ihm schädlicher als das zu dichte Säen. Hr. Hillebrand schreibt dem dichten Stande desselben zu, wenn er manchmal erfriert. Wenn er gesichert seyn soll, so müssen die Pflanzen vor Winter kaum einander berühren. Darauf mag dann auch wohl zum Theil der Nutzen des scharfen Durcheggens der Pflanzen beruhen, welches hier üblich ist, und bei dem man sich so wohl befindet. Nebenbei muß ich bemerken, daß man an mehreren Orten auch die Rüben so stark durcheggt, als wenn man sie gänzlich zerstören wollte.

Zu Frohheim schätzte jemand im Jahr 1816, daß er von 10 Morgen 70 Malter Rapssamen einerndten würde.

Zum Rübsen wird oft gar nicht gedüngt.

Wau. (Reseda luteola) wird manchmal mit dem weißen Klee ausgesäet, und ausgezogen, wenn dieser in der Blüthe steht. Der hiesige Wau soll dem englischen vorgezogen werden.

Karden. Weberdistel, (Dipsacus fullonum). Man baut sie in der Gegend von Düren. Die Pflanzen werden im Garten oder auf gutem Boden frühe gesäet. Das Land, worauf sie nachher zu stehen kommen sollen, muß gedüngt und wohl zubereitet werden. Man pflanzt sie nach der Schnur in Rei-

hen von 2 Fuß Entfernung und $1^1/_2$ unter sich. Sie müssen nachher fleißig behackt und vom Unkraut rein gehalten werden. Sie bleiben über Winter stehen, können also nur im zweiten Jahre eingeerndtet werden.

Die Erndte ist das Verdrießlichste bei dem ganzen Geschäfte. Hat der Distelkopf verblüht, so fallen die Pedalen aus den Kelchen. Fällt nun Regen hinein, so halten diese wie lauter kleine Becher das Wasser an, und der Kopf verdirbt. Will man sich also dagegen sichern, so müssen die verblühten Köpfe sogleich eingeerndtet werden. Hier tritt nun die Schwierigkeit ein, daß nicht alle Köpfe auf einmal, sondern nur nach und nach blühen. Die Blüthezeit währt 2 bis 3 Wochen lang. Es bleibt also nichts übrig, als das Feld alle Tage zu durchgehen und alles, was verblüht hat, abzunehmen, welches zeit- und kostspielig ist. In Frankreich, wo viele Weberdistel gebaut werden, sucht man sich die Sache dadurch zu erleichtern, daß man die verblühten Köpfe nicht abnimmt, sondern blos einknickt, wodurch sie abwärts hangen und kein Wasser in die Kelche dringen kann. Es hat dieses Verfahren auch das Gute, daß die früher eingeknickten Köpfe schon trocken sind, wenn die Erndte des Ganzen nachher vorgenommen wird.

Bei dem Pflücken oder Einknicken läßt man den Stiel an den Köpfen so lang, daß sie zu 5 oder 10 zusammengebunden werden können. In diesem Zustande kommen sie auf den Speicher, werden gebreitet und von Zeit zu Zeit mit einer Forke gerührt.

Man verkauft die Karden nach Scheiben. Jede Scheibe enthält 2000 Stück. Ein Clln. Morgen kann 60 bis 70 Scheiben bringen. Der Preis der Scheibe ist 2 Rthlr. 12 Gr. bis 3 Rthlr. Dagegen schlägt man Dung und Arbeit zu 66 Rthlr. an, worin der Landpacht von 2 Jahren nicht einbegriffen ist, noch das Mißrathen der Karden, auf welches man in 7 Jahren einmal zählen muß. Daher steigen sie denn manchmal außerordentlich im Preise, so daß 1817 die Scheibe mit 30 Rthlr. bezahlt worden ist. Wahrscheinlich war die Erndte von 1816 durch die Nässe zu Grund gegangen.

Die Fabrikanten aus dem Jülich'schen beziehen viele Karden

aus dem mittägigen Frankreich, dem Limburger Lande und von Nürnberg. Die französischen Karden sind die besten; aber noch besser als diese sind die spanischen.

## XVII. Verschiedene Gegenstände.

Mäuse. Die Mäuse, welche das stattliche Jülicher Land in der Regel alle vier Jahre einmal heimsuchen und nicht selten die ganze Einsaat, selbst die Erndte zerstören, haben sich erst seit den letzten 40 Jahren in so großer Menge blicken lassen. Zu ihrer Vertilgung gräbt man wohl Löcher in die Erde, setzt irdene Töpfe hinein, allein das Hauptmittel, sie im Großen und mit Erfolg zu bekämpfen, ist der Rauch.

Ich habe die Art des Räucherns schon früher im zweiten Bande der Belgischen Landwirthschaft angegeben und anempfohlen. Sie ist aber seitdem im Jülich'schen noch allgemeiner geworden. Man hat die Rauchmaschine verbessert, welcher man jetzt den Namen Rauchofen gibt.

Der Ofen, von Eisenblech, hat eine kegelförmige Gestalt. Er ist 2 Fuß hoch; sein oberer Durchmesser hat 12, der untere 6 Zoll. Von oben ist er fest geschlossen, damit kein Rauch durchkann, nur in der Mitte des Bodens befindet sich eine kurze Röhre, in welche die Pfeife des Blasebalgs gesteckt wird. Von unten ist der Ofen offen, hat aber ein Paar Zoll über der Oeffnung einen Rost, der das Rauchmaterial zurückhält. Da dieses Material von unten in den Ofen gebracht wird, so muß der Rost herausgenommen werden können. Ist der Ofen gefüllt, so wird der Rost wieder hineingelegt, und ein eisernes Stäbchen über ihn, oder vielmehr unter ihn hingeschoben, um ihn anzuhalten.

Auf beigehender Abbildung deutet a. den Rost, b. das Stäbchen an. c. ist die Handhabe, wovon die Stiele von Eisen sind und der Griff von rundem Holze ist. Die Handhabe muß eine sichere Stärke haben, nicht sowohl weil sie zum Tragen dient, als weil sie den Druck der Hand bei dem Ansetzen des Ofens zu leiden hat. d. ist ein halber Ring oder eiserner Bügel, auf den bei dem Ansetzen der Fuß gestemmt wird, um es der Hand zu erleichtern. e. ist die Röhre für die Blasebalgspfeife. Es ist gut, die Handhabe ein klein wenig verschrägt anzusetzen, damit der Blasebalg bei der Arbeit nicht gehindert werde.

Das Räucherwerk besteht aus Lumpen, Leder, Horn, Klauen und jeder Art von stinkenden, Rauch gebenden Dingen. Dabei gehört nothwendig zum Tödten der Mäuse gestoßener Schwefel, welcher zwischen das Material eingestreut wird. Da er sich schneller verzehrt, als das übrige Material, so führt man einen kleinen Vorrath Schwefel bei sich, um von Zeit zu Zeit etwas durch die obere Röhre nachwerfen zu können.

Am Abend vor dem Räuchern geht man mit Weib und Kind auf das Feld, um die Mäuselöcher zuzutreten. Am Morgen sind dann bestimmt wieder welche offen, und zeigen an, daß sie bewohnt sind. Man setzt nun den Ofen über das erste beste Loch, drückt ihn mit der Hand und dem Fuß ein Paar Zoll tief in die Erde, wodurch der Rauch nicht neben auskann. So wie nur mit dem Blasebalge von oben in den Ofen hineingearbeitet wird, strömt der Rauch von unten heraus und bringt in die Mäuse-Galerien ein. Dabei ist erforderlich, daß ein Helfer dem Blaser zur Seite stehe, welcher auf die Stellen des Feldes Acht hat, aus welchen Rauch steigt, um solche sogleich zuzutreten. Wenn der Blaser merkt, daß der Blasebalg beschwerlicher zu behandeln wird, so zeigt ihm dies, daß die unterirdischen Gänge sattsam mit Rauch gefüllt sind. Er

hebt dann den Ofen aus und setzt ihn an eine andere Stelle an.

Die Operation gedeiht dann am besten, wenn der Boden etwas feucht ist. Ist er sehr trocken und hat gar Risse, so verliert sich der Rauch zu viel außerhalb der Erde.

Die kräftige Wirkung dieses Mittels hat sich nun schon so viele Jahre durch eine immer zunehmende Erfahrung bewährt, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten kann. Soll sie aber eine totale Vertilgung des Mäuseheeres zur Folge haben, so wird nothwendig, daß von Polizeiwegen dahin gesehen werde, die Räucherung in jeder angegriffenen Gemeinde auf einen Tag und allgemein anzuordnen, welches im Jülich'schen Lande, wo jeder gute Landwirth mit einem Ofen versehen ist, keine Schwierigkeiten hat. Für die Felder der ärmeren Klasse könnten einige Ofen auf Rechnung der Dorfskasse angeschafft werden. Man hat Gemeinde-Feuereimer, um die Wohnungen gegen Brand zu schützen, warum sollte man nicht auch Gemeinde-Rauchofen haben können, um die Früchte des Feldes gegen den Mäusefraß zu schützen, welcher weit häufiger als Feuerschaden vorfällt?

Noch muß ich etwas zum Vortheile jener heillosen Gäste sagen; doch nicht um eine Apologie zu ihren Gunsten, wie so viele zu Gunsten der noch heillosern, weit mehr verbreiteten Sperlinge, zu schreiben. Der Vortheil besteht, daß ihr Wühlen im Boden, vielleicht auch die Rückstände, welche sie darin hinterlassen, eine gute Wirkung auf das folgende Sommergetreide haben soll; so daß selbes sich auf einem vorigen Mäusefeld vorzüglich auszeichnet. Auf einem Rapsfelde, das mäuselos blieb, war nachher das Wintergetreide nicht so schön, als anderes, das in verheerte Getreidestoppeln gesäet worden war, obschon das Rapsland sonst für das beste Land gehalten wird.

Brand im Weitzen. Man hat hundert Mittel dagegen. Jeder streitet für die Güte des seinigen.

Hier unter den Rezepten ein Paar, die mehr Aufmerksamkeit verdienen:

H. Hillebrand zu Oberdrees, Kreis Rheinbach, wählt von dem Vorschlag des aus der Sonne gedroschenen Weitzens, die

besten Körner, nimmt auf jedes Malter einen Spaten voll gelöschten Kalk, rührt ihn in einer Butte mit Wasser zum Breie, setzt vergohrene oder doch verdünnte Jauche mit ein Paar Händen voll Salz zu, rührt um und den Weitzen hinein, läßt 12 bis 14 Stunden stehen, wo die Masse ganz compakt wird. Um sie säen zu können, wird sie verkrümelt und mit etwas Asche verrieben. Seit 16 Jahren hat Hillebrand keinen Brand mehr im Weitzen gehabt.

H. Schmitz zu Düren nimmt auf 1½ Malter gleich 500 Pfund Weitzen Clln. Gewicht:

1 Pfund Alaun,
1 Pfund Eisenvitriol,
¼ Pfund Salpeter,
¼ Pfund Spanischgrün.

Die zerstoßenen Ingredienzien werden in zureichendem Wasser über dem Feuer aufgelöst, und wenn sie erkaltet, mit so viel Wasser gemischt, als nöthig ist, den Weitzenhaufen ganz damit zu befeuchten. Man sticht ihn mehrmal um und säet nach 24 Stunden. Seit so vielen Jahren, daß Schmitz sich dieses Mittels bedient, hat er nie Brand gehabt. Er bot schon mehrmalen, und bietet noch für jede brandige Aehre, welche man auf seinen Weitzenfeldern finden könnte, dem Entdecker einen Dukaten an. Ich erinnere mich, vor 12 Jahren dasselbe Rezept zu Weisweiler im Jülich'schen erhalten zu haben.

## Dritter Abschnitt.

### Bäuerliche Verhältnisse und Zustand des Ackerbaues in der Eifel.

---

Wir begreifen unter dem Namen Eifel den Gebirgstheil, welcher zwischen dem flachen Theile des Jülich-Landes, dem Rheine, der Mosel und Belgien liegt, obgleich nicht alle darin begriffenen Gebirge und Thäler auf den zweideutigen Namen der wilden und verlassenen Eifel Anspruch machen. Um mich jedoch einigermaßen darnach zu richten, werde ich die Cultur des Moselgebirges in einem besondern Abschnitte vornehmen, und in gegenwärtigem mich auf die Eifel, und zwar auf die Bezirke von Prümm, Antweiler, Hildesheim, Monschau, Malmedy, Blankenheim und St. Vith beschränken.

Prümm. Mit wenigen Ausnahmen wohnt in der Eifel Alles in zusammengebauten Dörfern, daher denn auch die Felder untereinander liegen. Von Befriedigungen weiß man nichts, mit Ausnahme der, welche den Gemüsgarten oder Grasgarten umgibt. Ganze Güter gibt es seit der Veräußerung der Domainen nicht mehr.

Zu Schönecke und Bitburg findet man einige Bauernhöfe, welche 4, 6 bis 8 Pferde unterhalten, also 3, 4 bis 500 Morgen besitzen.

Antweiler zählt man zu den unfruchtbarsten Gegenden der Eifel (die Schneeeifel ausgenommen); der Ackerbau kostet viele Arbeit und lohnt schlecht; daher die größern Haushaltungen eine Ausdehnung von 80 bis 90 Köln. Morgen Ackerland und 20 Morgen Wiesen erfordern, wenn die Betreiber ihr ehrliches Auskommen darauf finden sollen. Die kleinern Wirthschaften enthalten die Hälfte, die geringeren den vierten Theil, die meisten aber haben noch weniger als das, leben kümmerlich, und würden nicht leben können, wenn sie nicht das Wild-, Gemein- oder Schiffelland für sich hätten. Sie suchen sich daher mit Schiffeln (Hacken und Brennen), so gut sie können, zu helfen. Tritt demnach ein nasser Sommer ein, wie der von 1816, wo das Schiffeln und Trocknen nicht angeht, so ist das so gut wie ein Hagelschlag für diese unglückliche Gegend.

In einer starken Entfernung von den Dörfern findet man wohl auch einzelne Höfe, welche 100 bis 150 Morgen enthalten.

Monschau. Die Häuser der Dörfer liegen meistens sehr entfernt von einander, und jedes Bauernhaus hat 10 bis 25 Morgen Land um sich her liegen. Das übrige liegt zerstreut in den Fluren. Besitzungen von 100 bis 200 Morgen sind selselten, mehr von 50 bis 100, und die meisten von 15 bis 30. Ein sehr großer Theil des Bodens liegt in Kämpen oder Koppeln, die mit Hecken und Gesträuchen von Buchen umgeben sind.

Malmedy. In kleinen Dörfern vereint, bauen die Landwirthe ihr Eigenthum, welches selten über 50 und oft nur 6 bis 10 Morgen groß ist. Man muß aber nicht denken, daß solche anhaltend unter dem Pfluge gehalten werden. Man kann dafür noch nicht die Hälfte annehmen. Zugleich ist das Eigenthum zerstückelt und ohne Befriedigung.

Blankenheim. Die stärksten Güterbesitzer, mit sehr wenigen Ausnahmen, haben nicht über 100, am gewöhnlichsten 50 Morgen. Dabei haben $^9/_{10}$ der Einwohner nicht über 15 Morgen zu bauen. Alles ist zerstückelt, alles liegt im offenen Felde untereinander. — Dieselben Verhältnisse haben auch im Kreise von St. Vith statt.

## II. Rechtliche Besitzverhältnisse der Grundinhaber.

Prümm. Einige unbedeutende landesherrliche Maierhöfe ausgenommen, ist alles Uebrige jetzt zwar freies Grundeigenthum; dennoch hat sich auf den konkreten Gütern, ungeachtet der bestehenden französischen Gesetze, die alte Sitte über Erbtheil und Auffolge erhalten.

Man nennt solche Güter Stockgüter und findet sie häufig in den vormaligen Aemtern Prümm und Schönberg. Beide Aemter machten die Dotation aus, womit Carl der Große das Kloster Prümm begabte. Die bäuerlichen Verhältnisse dieser Aemter sind also, nach der Hartnäckigkeit zu schließen, mit welcher man noch daran hängt, wahrscheinlich die nämlichen, welche sie zu und vielleicht auch vor Carls Zeit waren. Wir finden hier einige Aehnlichkeit mit den uralten, zum Theil noch bestehenden westfälischen Koloniaten. In diesem Theile der Eifel erbt das älteste Kind, es sey Sohn oder Tochter, Alles. Die übrigen Kinder werden so geringe entschädigt, daß sie an kein Heirathen denken dürfen. Die Entschädigung beträgt für die Gesammtheit der Erben p. p. 4 Rthlr. Preuß. Cour. für den Morgen. Die Erfahrung soll hier gelehrt haben, wie sehr nachtheilig ein solches Herkommen auf die Moralität einwirke, wovon die Angaben mir fehlen, die Geistlichkeit aber und die Aerzte die beste Auskunft geben können.

Manderscheidt. Die Grafschaft besteht aus 77 Häusern, welche alle Stockgüter sind. Ein solches Gut besteht aus 2 bis 3 und mehreren hundert Morgen, wovon aber nur ein Drittel unter dem Pflug gehalten wird, und das Uebrige als Grasweide niederliegt. Der Boden ist eben und trocken, die Weiden sind mit einem süßen Grase bedeckt. Die Wohnungen sind groß und von Steinen. Alles verräth den Wohlstand.

Das Kind, welchem der Stock zukommt, das älteste, es sey Sohn oder Tochter, heirathet mit 16 oder 18 Jahren, wahrscheinlich um desto mehr dienstbare Hände zum Betriebe des Gutes zu erzeugen. Es ist daher nicht selten, 3 Stockväter oder eben so viele Stockmütter in einem Hause zu finden. So lange

die älteste dieser Personen, der einmal der Stock angehörte, noch lebt, es sey Groß- oder Urvater, Groß- oder Urmutter, so behält sie die Alleinherrschaft, und alle übrigen Personen sind nicht viel mehr, als dem Hause angehörige Knechte und Mägde.

Der, welcher die Herrschaft hat, heißt der Mann oder die Frau, letztere auch uns (unsere) Frau, welches zu manchen zweideutigen Auslegungen Gelegenheit gibt. Da auf jene Art sich nur eins der Familienglieder verheirathet, so fehlt es an Oheimen und Muhmen in den Stockhäusern nicht.

Ist der Stockerbe eine Tochter, so muß ihr nothwendig ein Sohn, Nichterbe, aus einem andern Stockhause zugelegt werden.

Dieses setzt, wie in Westfalen, einen ordentlichen Handel ab, und wird kaufmännisch betrieben. Der Vater des jungen Menschen kommt zum Vater der Stocktochter, und fragt, wie viel er zu geben habe, wenn sein Sohn die Tochter heirathen würde. Forderungen und Gebote folgen sich, bis daß man über ein Tausend Kronenthaler oder mehr als Kaufschilling einig und die Waare losgeschlagen wird. Der Vater der Stocktochter bedient sich dann dieses Geldes, um einen seiner eigenen Söhne mit einer andern Stocktochter zu verkoppeln.

Der junge Mann, der auf jene Art in das Haus seiner Schwiegerältern tritt, lebt nur als Meisterknecht darin, indem die Regentschaft seiner Frau allein zusteht, wenn anders ihre Aeltern und Vorältern schon mit Tode abgegangen sind, denn sonst bleiben diese bis zu ihrem Absterben Herr vom Hause. Stirbt endlich die junge, wirkliche Stockfrau vor ihrem eingeheiratheten Mann, so wird dieser Herr. Eben so ist es mit der eingeheiratheten Frau, wenn ihr wirklicher Stockmann vor ihr mit Tode abgeht.

Das freie Eigenthumsrecht gilt auch für die Bezirke von Malmedy, Blankenheim, Montjoie und St. Vith. In letzterem steht es dem Vater zu, unter seinen Kindern das zu wählen, es sey Sohn oder Tochter, welches sein Auffolger werden soll. Die Uebrigen werden von ihm mit baarem Gelde abgefunden.

Das, was ich über den Anschein von Wohlstand bei Gelegenheit der Stockgüter der Grafschaft Manderscheidt gesagt habe,

bleibt keineswegs auf die Eifel überhaupt anwendbar. Obgleich hier größtentheils Alles Eigenthum ist, so haben doch die meisten Grundbesitzer nichts. Mancher, der für mehrere tausend Thaler Grundeigenthum hat, muß das Geld leihen, wenn er die Steuer bezahlen soll. Da er weiter keine Abgaben zu entrichten hat, so überläßt er sich der Sorglosigkeit und dem Müßiggange.

Die Gewohnheit, daß die eigentlichen Höfe unzertrennt auf den ältesten Sohn übergehen, der seine Geschwister mit ein paar hundert Thalern für das Mobiliarvermögen befriedigt, trägt wohl am meisten zu jener Indolenz bei. Man ist gewohnt, ein paar Hagestolze in jeder Bauernfamilie zu finden, die ihrer Seits noch mit ihrem Wenigen knausern, um es später dem Stammherrn der Familie zufließen lassen zu können.

## III. Verkehr mit den Grundstücken.

Verpachtungen kommen in einem Lande wenig vor, wo Grund und Boden so schlecht, oder die Kulturkosten so hoch sind, daß, Alles nach seinem Werthe gewürdigt, nur Schaden herauskommt. Hier kann der Mensch beinahe nur für eigene Rechnung wirthschaften, indem er seinen Schweiß, seine Anstrengung und Arbeit in den Kauf gibt, sie nicht achtet, weil er doch einmal leben und von dieser kargen Existenz noch etwas abzwacken muß, um die bürgerlichen Lasten zu befriedigen.

In Bezug auf diese letzteren kann ich nicht umhin, jeder Staatsverwaltung den Umstand auf das dringendste an's Herz zu legen, daß die Bewohner solcher ärmlichen Gegenden nicht, wie die der besseren, ihrem Ueberflusse, sondern ihrem Nothwendigen entziehen müssen, was sie zur Steuer des öffentlichen Wohls beizutragen haben, daß daher dieser Beitrag nicht geringe genug seyn kann, nach dem Grundsatze, daß ein gutes Land nicht leicht zu theuer, und ein schlechtes nicht wohlfeil genug bestehen kann.

Ueber die Größe der Wirthschaften drückt sich der Landrath von Coels zu Blankenheim folgendermaßen sehr passend aus:

„Das Klima ist bei uns der Kultur allzusehr zuwider, da-

her das Geschäft der Landwirthschaft nur in sofern einen Gewinn gewährt, als der Eigenthümer seine Güter selbst bearbeitet. Das Verhältniß der Kräfte, welche auf die Kultur verwendet werden können, bestimmt den Vortheil, der aus einer größern oder kleinern Wirthschaft hervorgeht. Bei dem geringen Viehstande und bei Mangel an Stallfütterung sind größere Wirthschaften hier nicht wohl möglich, indem es an dem, was hier doppelt nöthig ist, an Dung, fehlt.“

„Da übrigens die Cultur gegen die eines ergiebigern Bodens und unter einem gedeihlichern Klima zu beschwerlich und kostspielig ist, so kann der hiesige Landwirth bloß für seinen eigenen Hausbedarf, nicht aber für den Absatz auf fremden Märkten, mit einigem Vortheil bauen. Auf diesen würde er die Konkurrenz der Preise des Getreides, das aus glücklichern Gegenden hingebracht wird, nicht aushalten können. Dieser Umstand gibt denn zum Theil zu den hiesigen sehr kleinen Wirthschaften Anlaß, und berechtiget gewissermaßen die häufig ganz öde, ohne Kultur liegenden Felder.“

Nachtheilig jedoch bleibt in der Eifel die allzugroße Zersplitterung einzelner Parcellen. In dem Kreise von Blankenheim gibt es Kommunen, deren urbares Land in 4, 6, 8, ja bis 10,000 Abscissen besteht. Daß die bisher bestehenden französischen Gesetze sich gegen die starke Parcellirung erklären, ist bekannt; da aber dieselben über einen allgemeinen, also nirgend hin passenden Leisten geschlagen worden sind, so bleiben sie unanwendbar, und die Zersplitterung hat weder Maß noch Ziel.

## IV. Gemeingründe.

In einem Lande, wo die Bevölkerung so geringe ist, Boden und Klima so undankbar sind, und Felsen und Berge so häufig vorkommen, wie in der Eifel, da kann es an Gemeingründen nicht fehlen.

Hier mehr als irgendwo hat die Entwickelung der Frage über die Theilung ihre Beschwerlichkeiten und kann unmöglich im Allgemeinen entschieden werden. Als Beitrag gebe ich die Meinung eines wackern Mannes der Gegend selbst an, indem

es hier mehr auf die genaue Kenntniß der Oertlichkeiten, als auf sonst Etwas ankommt.

„Eine Theilung der Gemeinheiten — sagt Michels, Pastor zu Antweiler, — hat in hiesiger Gegend nie Statt haben können. Meistentheils, besonders in meiner Nachbarschaft, bestehen sie aus Felsen, Klippen, Bergen, die nicht zu bearbeiten sind, oder die da, wo sie bearbeitet werden könnten, nur selten lohnen dürften, indem bei starkem Gewitterschauer der bearbeitete Grund sammt der Frucht in die Thäler geschwemmt werden würde. Ein anderer Theil unserer Gemeinheiten besteht aus faulem, nassem Boden, wovon das Wasser nicht abgeleitet werden kann, und worauf alle Arbeit verloren ist.“

„Endlich haben wir auch Schiffelland, das von Zeit zu Zeit abgeplaggt, ein paar Jahre unter den Pflug genommen wird und dann zur Viehweide liegen bleibt. Dieses könnte freilich getheilt werden und würde unter andern Umständen einer bessern Benutzung fähig seyn. Allein wenn in der gegenwärtigen Lage die Gemeindeweide darauf eingehen sollte, so würde Mancher, der jetzt 3 Kühe unterhält, nur eine mit Noth durchbringen, und der ihrer zwei oder eine hat, dann gar keine halten können. Und so würde der größte Theil Einwohner ohne Vieh seyn, von welchem er bisher seinen Lebensunterhalt bezieht. — Stallfütterung könnte freilich dabei aushelfen, allein diese setzt voraus, daß man ackerbares Land genug habe, um zugleich Brod für Menschen und Futter für Vieh zu erzeugen.“

„Wo aber dieses mangelt, wie in der Eifel (der Einsender spricht wohl nur von dem Theile der Eifel, den er bewohnt, und der, wie das ganze Ahrthal von Felsen und Bergen strotzt), da, fährt Michels fort, muß der Broderzeugung der Vorzug gegeben werden. — Endlich würde die Schafzucht, die, so elend sie auch ist, dennoch die Hauptnahrungsquelle der Einwohner bleibt, dadurch wegfallen.“

Die Theilung ist dennoch nicht allenthalben unmöglich, noch die Mühe aller Urbarmachung fruchtlos, wie sich in dem Kanton Schönberg wohl zeigt, wo durch die neuen Ansiedlungen sich nun Häuser, grasreiche Weiden und erträgliche Aecker zeigen, die, nach dem Ausdrucke der Eifeler, bislang zu nichts nutz

waren, als daß Hund und Wolf darüber wegliefen. Eben solche, durch die Erfahrung erprobte Vortheile haben seit den 1770er Jahren die vormalige chur-trierſche Landesregierung bewogen, die Theilung ſonſt untheilbarer Stockgüter zuzugeben, und Fremde, die ſich über ein Vermögen von 300 Thalern ausweiſen konnten, anſiedeln zu laſſen.

Nothwendig zum Fortgange der Cultur nach geſchehener Theilung iſt allerdings die jedem Eigenthümer zu erſtattende Befugniß, ja zu ertheilende Ermunterung ſich auf ſeinem Antheile, wenn dieſer 10 bis 20 Morgen in zuſammenhängender Lage beträgt, anzubauen, um dieſelbe leichter und beſſer aus dem Mittelpunkte derſelben, als aus dem entfernten Dorfe zu bewirthſchaften. Wird dieſes ihm nicht geſtattet, ſo hilft alles Theilen entfernter Grundſtücke nicht, und ſelbſt der gute Boden wird in der Entfernung von einer Stunde nach wie vor Wildland bleiben, oder wie ein ſolches behandelt werden.

Der Einwurf, daß dadurch die öffentliche Sicherheit gefährdet werde, iſt nicht gut und widerlegt ſich durch die Erfahrung in andern Gegenden, namentlich in Weſtfalen. Auch dem Vorwurf der Holzdiebereien iſt vorzubeugen, theils durch gehörige Aufſicht von Seiten der Förſter, theils dadurch, daß jeder Anſiedler gehalten werden müßte, eine verhältnißmäßige Ausdehnung, wozu ſeine unfruchtbaren Antheile, Abhänge und Schluchten dienen könnten, mit Holz anzupflanzen, um ſeinen Bedarf auf ſeinem Eigenthume zu finden. Bis dahin, daß dieſe kleine Holzungen im Stande wären, müßte den Anpflanzern auf eine beſtimmte Reihe von Jahren der nothwendige Brennſtoff in den königlichen Waldungen zu einem ſehr billigen Preiſe angewieſen werden.

## V. Servituten, Hindernisse, Missbräuche.

Brachzwang herrſcht hier nicht, wohl aber an einigen Orten der Felderzwang, wovon der Dreifelderzwang der ſchlimmſte iſt, indem das Gemüſefeld fehlt, wodurch Jeder gezwungen iſt, ſolches in der Brache zu bauen, und dadurch einen Rückſchlag

an der Winterfrucht erleidet. An andern Orten säet und pflanzt Jeder, wie es ihm beliebt.

Das Vieh geht von Michaelis bis zu Ende Aprils auf die Wiesen, Schafe aber müssen solche zu Ende des März verlassen.

Diese Zeit kann hier nicht schädlich seyn, wohl aber ist es die Hut in den Peschen (Obst-, Gras-, Baumgärten), die bis zum 17. März geduldet werden muß und billig eingestellt werden sollte. Denn sie ist, wie leicht zu denken, für das Vieh von keinem Werthe. Sollte auch in günstigen Frühjahren etwas Grünes darin austreiben, so weiß der Eigenthümer das schon wegzuschaffen, noch ehe das Vieh der Gemeinde sie heimsucht. Dagegen thun das Vieh und der Muthwille seiner jungen Hüter einen so beträchtlichen Schaden an den Bäumen, daß die meisten Leute die Lust verlieren, deren zu pflanzen.

BeiGewitterschauern oder anhaltendem Regen treten häufig die Gebirgsbäche aus ihren Ufern und richten großen Schaden an. Der krumme Lauf der Bäche befördert die Ueberschwemmungen. Diesen könnten mit Vortheil an manchen Orten andere Betten angewiesen, den Ueberschwemmungen vorgebeugt und oft bedeutende Strecken Wiesen gewonnen werden.

Die Fabriken, sagt ein Correspondent aus dem Mouschauer Lande, sind das größte Hinderniß der Ackerwirthschaft. Sie beschäftigen alle Arme und verschlingen alle Fonds. Der Fabrikant glaubt dadurch das allgemeine Wohl zu befördern; in wie weit das wahr ist, will ich nicht erörtern (wahrscheinlich, daß sein Privatwohl und das Gemeinwohl Synonyma für ihn sind). Es scheint indessen der hiesigen Gegend eine Krisis in jener Hinsicht bevorzustehen, die dem Ackerbau Hände und Fonds zurückführen wird, und der Zeit allein kann es überlassen bleiben, hierin Aenderung und Besserung herbeizuführen.

Ein anderer Nachtheil für den Ackerbau ist das Fuhrwesen. Die hiesigen Bauern durchfahren mit Fracht halb Europa und versäumen dadurch ihre Ackerwirthschaft, wo mit dem Gespann oft nicht allein Tage, sondern Stunden zu benutzen nöthig sind. Kurz, der hiesige Einwohner ist mehr Handels- als Ackersmann, und oft, besonders bei dem Fuhrwesen, zu seinem Schaden.

## VI. Brenn- und Baumaterial.

Man sollte sehen und weinen! Ein Land, wie die Eifel, wo es nicht an Raum fehlt, wo der Boden zum Theil keinen Werth für die übrige Cultur hat, weil es an Dung und Dungmaterial gebricht, da heben die Berge von allen Seiten ihre nackten Schädel, welche kein Gesträuch deckt, und wo kein Vöglein ein Schattenplätzchen zu seinem Neste findet. Daher wüthet denn der kalte Nord, der scharfe Nordostwind, daher ist das Regenwasser, welches den Gipfeln entströmt, nur mager und bringt den Thälern kein Heil. Würde man auch so viel überflüssiges Holz haben, daß man es bloß der Asche wegen verbrennen müßte, so würde solches schon eine große Wohlthat für den Ackerbau seyn; allein weit entfernt von einem solchen Ueberflusse, hat der Eifeler an den meisten Orten selbst den nöthigen Brennstoff nicht mehr und muß ihn kaufen.

Und wie dann, wenn in wenig Jahren kein Holz mehr zu kaufen seyn wird? Diesem traurigen Zeitpunkte eilen wir mit Riesenschritten entgegen.

Unter der, wie man behaupten will, schlechten Forstaufsicht vor der Revolution sind die Waldungen der Eifel aufgekommen, welche seitdem durch eine übertriebene Aufsicht zu Grunde gingen. Was die Axt der Revolution verschont hatte, fiel unter dem Beile der französischen Verschönerung, das alles Krumme und jeden Ausschlag von der Erde tilgte, der nicht seines schlanken Wuchses wegen das Glück hatte zu gefallen. Nach diesen Principien wurden die Waldungen, wie so manches Andere, aufgeklärt. Die Sonne scheint nun freilich durch, die Winde streichen ungehindert, fegen die Stube und führen den Blätterunrath, welcher sonst dem Holze zum Dunge diente, in unbrauchbare Höhlen und öde Schluchten. Das Auge hat indessen sein Wohlgefallen an dem schlichten, hellen, reinlichen Walde. Nur Eins fehlt: der Nachwuchs.

Werden einst die schönen jungen gleichzeitigen Bäume gleichzeitig gefällt, dann wird das Auge nur eine Oede vor sich haben, und Thränen, um über die allgemeine Noth zu weinen.

Bei Forsten in der Eifel, wie ich auch von dem Herzogthum Westfalen bemerkt habe, ist der der beste Wald, welcher das meiste Holz von jedem Alter hat. Er ist unsterblich sich immer erneuernd, wie die Völkerschaft, welche ihn benutzt. Das Abgehende wird ohne Verzug durch das Zuwachsende ersetzt.

Hierzu kommen dann noch die gewaltigen Holzschläge, zu welchen die Noth die Dorfschaften beim Tragen der Lasten und Tilgung übermäßiger Schulden gedrungen hat. Es kommt hierzu die Unbestimmtheit des Eigenthums, welches seit dem Einbruche der Franzosen den Gemeinden von der Forstverwaltung bestritten wird, ohne ihnen jedoch wie vorher die ganze und volle Nutznießung desselben zu verweigern. Aber auch der entfernte Gedanke, daß das Eigenthum dermaleinst abgesprochen werden könnte, reicht zum Vorwande der Vernachlässigung desselben zu.

Der, für ein verödetes, wenig bevölkertes, wenig zugängliches und geldarmes Land, hohe Holzpreis von 20 bis 24 Fr. für die Klafter von 108 Kubikfuß beweist sattsam den Mangel an einer so nothwendigen Sache. Eine große und wohlthätige Beihülfe für die verlassenen Bewohner der Eifel wäre, wenn die königl. Domainen kleinere Loose bei dem Verkaufe des Brennholzes machen und einen Preis dafür ansetzen wollten, welchen die gewöhnliche Volksclasse erschwingen kann.

Die wenigen Torfmoore, welche man findet, werden schlecht bewirthschaftet.

## VII. Boden, Lage, Klima.

Der Boden der Eifel ist nicht allenthalben schlecht, er ist nicht verwerflich. Die hohe Lage (man schlägt die des Kreises Blankenheim auf 3000 Fuß über dem Rheine an), der Hang der Gebirge, die in und über der Erde zerstreuten Steinmassen, die unwegsame und volkleere Gegend bieten ungleich größere Schwierigkeiten dar, als der Boden. Der tausend Schattirungen dieses letztern nicht zu gedenken, welche man in der Eifel antrifft, will ich mich nur auf einige der Hauptbodenarten beschränken.

Die Höhen und Bergflächen des Kreises Prümm bestehen nach der Nordseite aus Thon, Lehm und schiefriger Erde. Oest-

lich ist der Boden zähe, steinig und kieselartig. Gegen Mittag findet man Thon, Kalk und lehmigen Sand. Nach Westen gehen jene Erdarten in ihre verwandten Schiefer-, Kiesel- und Thongattungen über. Die Gründe und auch die Bergplatten sind aus Mangel an Abzügen moorig. — Der Untergrund besteht aus dem angeführten Wesen, Sandkalksteinen, Basalt (hier Haselsteine), Schiefer, mehreren Spatharten und vulkanischem Auswurfe. Mergel scheint nirgends vorhanden. Der schlechte Untergrund hat hier, wie anderwärts, wohl den meisten Antheil an dem Mißlingen der Vegetation. Läßt er, wie das der Fall in der Eifel ist, bei einer seichten Oberkrume, die sich schnell übersättigt, das Winter- oder Schneewasser nicht durch, so heben sich die Getreidepflanzen bei dem Wechsel des Frierens und Aufthauens aus der Erde und verderben; es sey denn, daß sie mit einer Schneedecke beschwert wären.

Schlechter als in der angeführten Gegend scheint der Boden im Bezirke von Monschau zu seyn. Der größte Theil davon ist naß, thonig, sehr stark mit Kies gemengt, und an vielen Orten moorig. Die ackerbare Krume ist zwar im Allgemeinen tief genug, aber eben so arm an Humus. Der Untergrund ist, wie die Oberfläche, aus Lehm, Kiesland und Or zusammengesetzt; unter dem Moorboden findet sich hauptsächlich viel unfruchtbarer Kley. Kalk und Mergel fehlen gänzlich, die Hauptsteinarten sind Kies und fester Schiefer.

Der Boden ist wegen seines leichten Gehalts und vieler Beimengung von Kiessand zu jeder Jahreszeit zu bearbeiten, aber aus der nämlichen Ursache friert er bei der Kälte sehr auf, so daß in der Regel kein Wintergetreide darauf angebauet werden kann. Im Sommer würde er leicht durch Trockenheit leiden, wenn die ewigen Nebel- und Regenwolken, die beinahe das ganze Jahr den Himmel verfinstern, den Schaden nicht abkehrten. Die Gegend ist sehr hoch gelegen und bergig, indessen bieten diese Höhen sehr große flache Bergrücken dar, die mit Torfmoor überzogen sind.

## VIII. Weiden und Wiesen.

Wenn der Boden des Monschauer Kreises, den wir eben berührt haben, nur schlecht zum Ackerbau geeignet ist, so ersetzt er das von der andern Seite durch seine Graswüchsigkeit. Um diese zu benutzen, legt man sich auf das Dreeschen. Nachdem nämlich das Land 5 Jahre hintereinander Hafer getragen hat, dient es 3 bis 4 Jahre als Heuwiese, und dann 5 bis 8 Jahre als Kuhweide. Da der Boden zu den Hafererndten gedüngt, also in Kraft darniedergelegt worden, und er ferner als eine mehrjährige Dreesche von dem weidenden Vieh gedüngt wird, so bleibt er dabei im Stande. Ob es nicht besser wäre, die Mähjahre mit den Weidejahren zu untermischen, das heißt: abwechselnd ein Jahr über das andere zu mähen und zu weiden, kann ich nicht entscheiden.

Nur in sehr guten Wirthschaften, deren es freilich nur sehr wenige gibt, werden die Dreeschwiesen im zweiten Jahre mit kurzem Schafmist überfahren. Bei ständigen Wiesen, welche in den Tiefen liegen, ist ein solches Ueberdüngen unerläßlich, wenn sie sich am Ende nicht ganz mit Moos decken sollen. Der Dung wird im Herbste oder Winter aufgebracht.

Ein Magdeb. Morgen Dreeschwiese bringt im Durchschnitte der 3 ersten Jahre alljährlich 15 Centner Heu auf. Das zweite Dreeschjahr ist das beste, und von da nimmt der Heuertrag immer ab. Die besseren gedüngten und wohlgehaltenen Wiesen liefern jährlich bis 30 Centner Heu.

Die Gegenden von Malmedy und St. Vith scheinen zureichend mit Graswuchse versehen zu seyn, desto schlimmer aber sieht es in einem großen Ueberreste der Eifel damit aus. Das Wildland und die Gemeinholzungen sind die einzigen Stützen des Viehstandes.

In dem Blankenheim'schen nimmt der Bauer bei der Wiesenwässerung, welche übrigens ohne Beihülfe der Kunst getrieben wird, folgende Regeln wahr: daß das erste Herbstwasser das gedeihlichste sey; dann sey es gut, im Advent und den Winter hindurch bis zum März zu wässern; daß aber alles

nachherige Wässern, besonders im März, sehr schädlich, und selbst im Junius bedenklich sey, wenn eine allzugroße Dürre es nicht nothwendig macht. Die Ursache, welche man gegen das späte Wässern angibt, ist, daß das Sommerwasser den Boden zu locker mache.

Man nimmt auch wohl ausgelaugte Holzasche zu Hülfe, welche man nach der Heuwerbung aufführt, zu 5 bis 6 kleinen Karren auf 240 rheinische Quadratruthen. Dennoch haben einige Landleute eine Abneigung dagegen, indem sie behaupten, daß die Asche Klee erzeuge, welcher, wenn er nach einigen Jahren ausginge, leere Stellen zurückließe, auf welchen nachher kein Gras mehr wachsen wolle. Die besten Wiesen können 30 bis 40 Centner von 240 Magdeb. Quadratruthen geben.

Zu Hildesheim machte Herr Schmitz die Erfahrung, daß Wiesen, die er gegipst hatte, in den ersten Jahren den doppelten Ertrag gegen nicht gegipste gaben, nach einem Verlaufe von fünf Jahren aber sich so abgetragen hatten, daß sie ohne kräftiges Düngen nicht wieder in Stand gebracht werden konnten. Er beobachtete auch, daß Ankäufer von Domainenwiesen, die ihnen bekanntlich von jedem Servitute entbunden verkauft worden waren, dieselben nach der Heuerndte nun nicht mehr wollten von der Gemeindeheerde betreiben lassen, um das Nachheu oder Grummet selbst zu benutzen. Durch diese Grummetwerbung aber gingen die Wiesen so zurück, daß die Eigenthümer sich gezwungen sahen, die Herbstweide darauf der Viehheerde von Neuem preiszugeben.

## IX. Zusammenhang der Wirthschaften.

Malmedy. Größere Wirthschaften: 6 Ochsen, 6 Kühe, 60 Schafe, 2 Schweine; 3 männliche, 2 weibliche Dienstboten. Kleinere: 2 Ochsen, 3 Kühe, 1 Schwein; 1 männlicher Dienstbote.

St. Vith. Größere Wirthschaften: 4 bis 5 Pferde, 30 Stück Hornvieh, 3—400 Schafe, 4 bis 6 Schweine; 3 männliche, 4 weibliche Dienstboten.

Kleinere: 2 bis 3 Pferde, 25 Stück Hornvieh, 200 Schafe, 3 bis 4 Schweine; 1 männlicher und 2 weibliche Dienstboten.

Die kleinsten: 1 Pferd, 2 Ochsen, 3 bis 4 Stück groß Vieh, 20 Schafe, 1 Schwein; keine Dienstboten.

Monschau. Größte Wirthschaften: 1 Pferd, 15 bis 20 Stück Hornvieh, 40 bis 50 Schafe.

Kleine: 1 Ochse, oft gar keiner, 3 bis 5 Kühe, ein paar Schafe.

Dienstboten kommen selten vor.

Blankenheim. Größte Wirthschaften: 2 bis 3 Pferde, 10 bis 20 Stück Hornvieh, 40 bis 100 Schafe, 3 bis 6 Schweine; 1 männlicher, 2 weibliche Dienstboten.

Kleinere: 1 Pferd, 2 Ochsen, 2 bis 4 Kühe, 6 bis 30 Schafe, 1 bis 2 Schweine. Größentheils kein Gesinde.

Prümm. Größere Wirthschaften: 2 bis 4 Pferde, 2 bis 4 Ochsen, 8 bis 12 Stück Hornvieh, 150 Schafe, 6 Schweine.

Kleinere: 1 bis 2 Ochsen, 2 bis 4 Stück Hornvieh, 1 bis 2 Schweine, 6 Schafe.

Beherzigungswerth sind folgende Beobachtungen eines Eifeler Landbewohners über das Betragen des Gesindes:

Ohne Vermögen, daher ohne Erziehung, wachsen die zu dieser Classe bestimmten Kinder heran. Sind die Kräfte da, so suchen sie sich zu verdingen, und nun soll man mit diesen rohen und unordentlichen Leuten eine ordentliche Haushaltung führen. Dieß geht denn so, als wenn man ungelernte Ochsen anspannt. Die Obrigkeit bekümmert sich nicht um ihr Betragen, dem Hausherrn folgen sie nicht, sie haben in der Welt Nichts zu verlieren, und so sind sie auf eine sichere Art souveräne Herren. Zwangsmittel können hier keinen Platz greifen, weil es manchmal auch unbescheidene Herren gibt, welche das Gesinde mit ungebührender Arbeit beladen, ihm die gehörige Kost entziehen, und beim Auszahlen unter allerlei nichtigem Vorwande vom Lohne abzwacken.

Wenn hier eine Verbesserung statt finden könnte, so bin ich der Meinung, daß diese nur durch Aufmunterungsmittel bewirkt werden könnte. Man sage z. B. alljährlich einem Knechte, welcher bei einer und der nämlichen fremden Landwirthschaft,

wo keine Verwandtschaft dazwischen ist, in einem Kreise am längsten gedient hat, etwa 25 Rthlr., und einer Magd 15 Rthlr. von Obrigkeits wegen zu, und theile diese Prämie mit Feierlichkeit aus. Dadurch käme das Gesinde unter obrigkeitliche Aufsicht, und der Gedanke an Ordnung würde in ihnen rege. Damit aber keiner den Muth verlöre, den Preis einst zu erhalten, so wären der- oder diejenige, die denselben einmal erhalten, davon auszuschließen.

Unter die Mißbrauche, welche bei dem Gesinde obwalten, gehören:

1) Verdingen sie sich, wie sie sagen, auf eine Vorsorge; finden sie nachher einen Dienst, welcher ihnen besser ansteht, so kündigen sie ohne weitere Ursache dem ersten Herrn auf und verursachen ihm öfters großen Schaden. — Im Kölnischen bestand ehemals die Verordnung, daß der Knecht, welcher sich einmal verdungen, von keinem andern durfte gedungen werden.

2) Das für Gesundheit und Beutel sehr nachtheilige Tabaksrauchen. So habe ich mehr als Einen sterben sehen, der durch die Pfeife sich den Krebs im Munde zugezogen, welcher durch allerlei vergiftete Beizen des Tabaks entstanden war. Für Tabak darf kein Geld fehlen; haben sie keins, so bestehlen sie ihren Dienstherrn. Auch manche Stunde wird durch das Rauchen der Arbeit entzogen. Wenn ein Knecht eine Stunde lang im Felde auf der Haut läge, so würde er als ein Faullenzer angesehen werden; wenn es aber heißt: ich habe eine Pfeife geraucht, so hat es seine Richtigkeit, wenn sie auch mehrere Stunden gedauert haben sollte.

Freilich ist bei denen, wo diese leidige Gewohnheit eingerissen ist, nichts weiter anzufangen; aber darauf müßte gehalten werden, die Aeltern auf alle Weise durch Güte und Schärfe dahin zu bringen, ihren Kindern das Tabakrauchen zu untersagen.

## X. Spann- und Nutzvieh.

Man pflügt mit Pferden und Ochsen, selten und nur ganz arme Leute mit Kühen. Man spannt 1, auch 2 Pferde vor,

und 1, 2 bis 4 Ochsen, je nach dem Widerstande, den der Boden darbietet, welche durch die verborgenen Steine oft sehr vermehrt wird. Daher sind denn auch Kühe wenig zu gebrauchen. Die Ochsen schieben zwar mit dem Kopfe, sind aber nicht zusammengejocht, wodurch sie freier schaffen können.

Der kalkartige Boden wird in der Brache mehrmals, der schieferartige aber nur einmal umgepflügt.

Pferde- und Rindviehzucht ist unbedeutend. Eine magere Kuh wiegt 150 bis 200, ein Ochse bis 300 Pfund. Der vormalige Statthalter des Herzogs von Aremberg ließ von dem schweren holländischen Vieh hierher kommen; in der dritten und vierten Generation war es nicht viel besser als die Eifeler Landkühe. Die Spielereien der Vornehmen sind lehrreich!

Stahlfütterung hat nicht statt; alles Vieh, mit seltener Ausnahme, geht auf die Weide. Erstere ist im Allgemeinen hier unmöglich und würde, den Kreis St. Vith ausgenommen, übel angebracht seyn. Auf dem Schieferboden wollen die Futterkräuter nicht fort. Auf die Nacht, auch wohl am Mittage, werden die Kühe heimgeholt, und man sucht ihnen Etwas im Stalle zu geben. Leider aber, daß die Weide an vielen Orten so kärglich ausfällt, daß Kühe und Rinder nicht selten darauf zusammenfallen, und auf einer Leiter, wie auf einem Trauergerüste, ausgestreckt, nach Hause getragen werden müssen! Die Winterfütterung geschieht theils warm, theils kalt. Doch wird am gewöhnlichsten alles kurze Futter heiß angebrühet. — Man hat allgemein den guten Sinn, die Kälber zu tränken und nicht säugen zu lassen.

Die Schafzucht ist in der Eifel nicht unbedeutend. Die Dorfheerden bestehen aus 5—600 Stück. Privatheerden sind seltener und reichen nicht leicht über 100 bis 150 Köpfe. Es ist nicht zu läugnen, daß die Schafzucht weit stärker in einem solchen Gebirgslande getrieben werden könnte und müßte, wenn gleich die Zahl des Hornviehs dadurch mehr beschränkt werden sollte.

Man hat die Veredlung der Wolle durch Merino's vor einigen Jahren an mehreren Orten mit Wärme ergriffen, aber sie nach mehreren nachtheiligen Versuchen wieder aufgegeben;

theils, weil die ſchlechte Weide, beſonders die Sommerweide in der Heide, den edeln Schafen nicht angemeſſen iſt, theils weil ſie die lange Aufſtallung, welche des Schnees wegen oft 5 bis 6 Monate dauert, nicht gut vertragen ſollen, theils weil man ihnen die Geneigtheit zur Räude zur Laſt legt. Für edles Vieh gehört edles Futter und eine edle Behandlung.

Das Winterfutter der Schafe beſteht aus Heu, Stroh und Laubreiſig von Eſchen, Eichen, Erlen und Weiden.

Die Wolle iſt nicht ſchlecht, man ſcheert aber im Durchſchnitte nicht mehr als 2 Pfund vom Stücke.

Die Krankheiten ſind: die Fäule, die Räude, das Drehen, und ſeit einigen Jahren die Klauenſeuche.

## XI. Fruchtfolge und Getreidebau.

Malmedy. Der Acker liegt 4 bis 5 Jahre dreeſch, d. h. müßig und unangebaut. Hierauf wird gepflügt, gedüngt und Roggen, und nach dieſem zweimal Hafer ohne Dung geſäet. Nun fängt die Ruhe wieder an. Werden aber in dem gedüngten Umbruch zuerſt Kartoffeln genommen, ſo muß der darauf folgende Roggen noch eine halbe Düngung haben, worauf Hafer folgt, und der Acker liegen bleibt. Außer Roggen, Hafer und Kartoffeln wird Nichts hier gebaut, man wird alſo weder in der Wahl noch im Fruchtumlaufe irre.

St. Vith. Was über Malmedy geſagt worden iſt, gilt auch von St. Vith. Die Dreeſche wird umgeriſſen, dann in die Quere gepflügt, tüchtig vereggt und zur Saat gepflügt. Häufig läßt man den Samen des Roggens, ſtatt ihn einzueggen, durch die Schafe eintreten. Die Saatzeit fängt 8 Tage vor Michaelis an und dauert bis halb October. Der Ertrag vom Roggen iſt das achte Korn. Der Hafer gibt im erſten Jahre das zehnte Korn und ſinkt im vierten Jahre bis zum dritten Korn herab. Dann iſt Zeit aufzuhören.

Monſchau. Hafer und Kartoffeln und an den beſten Orten etwas Roggen ſind die ganzen Culturgegenſtände. Fünf Jahre Hafer und 6 bis 10 Jahre Dreeſche iſt die Fruchtfolge. Kommen Kartoffeln, ſo werden ſie nach dem zweiten Hafer aufgenommen und tüchtig dazu gedüngt. Nach den Kartoffeln folgt

dann von Neuem 3 Jahre hintereinander Hafer. Die Kartoffeln werden zwar auch wohl gleich in den Dreeschumbruch gepflanzt; da solches aber viele Arbeit macht, so geschieht es nur selten.

Die Ruhe wenigstens von 6, besser von 8 bis 10 Jahren soll dem hiesigen Boden durchaus nöthig seyn, um gute Hafererndten hervorzubringen. Wird er zu lange unter dem Pfluge gehalten, so wird er mürbe und faul, und bringt am Ende nichts mehr hervor. Die außerordentliche Graswüchsigkeit des Bodens macht endlich die lange Dreesche nicht unnütze, und die Futterkräuter entbehrlich.

Man pflügt in der Regel nur einmal, indem der morsche Boden das öftere Pflügen, welches ihm seinen geringen Zusammenhang benimmt, nicht liebt. Ist die Dreesche nicht zu fest verwachsen, so wird der Dung darauf gebracht, dieser mit der Grasnarbe umgepflügt und darauf gesäet. Die Saatzeit des Hafers ist im April. Man braucht 3 Scheffel auf den Morgen. Nach Kartoffeln reicht man mit 2 Scheffeln aus. Bei gehöriger Cultur hat man 25 Scheffel davon zu erwarten.

Blankenheim. Man baut Spelz, Roggen, Gerste und Hafer. Auch in den besten Jahren zieht man nicht über zwei Drittel des Brodkorns. Man hat hier eine halbe Dreifelder-Wirthschaft mit reiner Brache, welche letztere allemal gedüngt wird. Spelz und Roggen werden auch gemengt mit einander ausgesäet. Die Erbsen kommen in's Sommerfeld. Der Klee wird unter das Sommergetreide gesäet; in seine Stoppeln werden Kartoffeln gepflanzt. Nach diesem folgt Hafer, dann aber muß nothwendig gebraacht werden.

Klee darf höchstens nur nach 9 Jahren wieder kommen.

Werden Rüben in der Brache gebaut, so darf durchaus kein Wintergetreide darauf folgen. Man benützt das Feld zur Gerstensaat.

Wenn Wiesen und Grasänger sich nicht mehr gehörig berasen, werden sie Ende Februars oder Anfangs März, wenn der Frost ausgezogen ist, tief umgespatet, der Rasen in die Tiefe gebracht, und das Gegrabene mit Möhren besäet, unter die man etwas Rüben- und Salat-Samen wirft. Im folgenden Jahre wird etwas gedüngt und Kartoffeln gepflanzt. Nach die-

sen folgt Hafer, und darauf bleibt es wieder zu Gras liegen. Das Klee-Einsäen hält man dabei nicht für zweckmäßig, weil der Boden sich dann nicht so schnell benarbt.

Hat der Frost die Pflanzen des Wintergetreides aus der Erde gehoben, so wird im Frühjahre mit Vortheil gewalzt. Das Getreide wird mit der Sichel abgeschnitten, und in Kasten zu 5, auch zu 10 Garben unter einen Hut gebracht. Da der Spelz gewöhnlich vor seiner vollen Reife abgeschnitten wird, so wird er ungebunden gekastet und mit einem Hute bedeckt. Hier schwitzt er denn aus und reift vollkommen nach. Solchen ungebundenen Kasten gibt man den Namen Saukasten.

Antweiler. Drei Felder mit gedüngter, reiner, auch wohlbestellter Brache.

Roggen gedeiht nicht mit Vortheil nach Hülsenfrüchten, Sommergerste und Rüben, wohl aber nach Buchweitzen und Kopfkohl. Der Lein geräth am besten nach diesem letztern.

Die Saatzeit für den Roggen ist vom halben September bis zum halben October, für den Hafer vom halben März bis zum halben April. Die Gerste wird etwas später gesäet.

In der Grafschaft Manderscheidt geben sich die Stockgüter sehr stark mit Potasche ab, hauptsächlich der ausgelaugten Asche als Düngmittels wegen. Der Bauer überschlägt im Frühjahre, wie viel Asche er wohl auslaugen kann, und bricht nach diesem Verhältniß so viel Wild- oder Grasland um. Das Umbrechen geschieht im Frühjahre. Im Herbste wird von Neuem gepflügt, geascht und Roggen gesäet. Nach diesem Roggen folgt 2mal Hafer. Auf eine Oberfläche, worauf ein Scheffel Roggen fällt, werden 8 Scheffel Asche gebraucht. Auf Wiesen hält die Asche 10 und mehrere Jahre an; auf Aeckern muß durchaus mit anderem Dünger abgewechselt werden.

Hildesheim. Die Fruchtfolge ist von der zu Antweiler nicht verschieden. Ich führe nur an, daß ein hiesiger Landwirth schon seit 10 Jahren abwechselnd Gerste und Rüben, oder Gerste und Kartoffeln auf demselben Felde gebaut hat. Der Mann hat aber Dung und treibt Stallfütterung.

Kommen Kartoffeln in die Brache, so folgt Gerste darauf. Auf diese Gerste folgen Erbsen, wenn kein Klee unter die Gerste

gesäet worden ist. — Oft tagt es im traurigen, finstern Lande früher, als in einem andern, das aufgeklärt ist, oder es zu seyn glaubt!

Die Cultur der Eifel leidet mehr an Ohnmacht als an Barbarei. Die Berge, welche nicht zu steil sind, werden auf ihrer Mittagsseite bis zu den Spitzen angebaut. Ich fand irgendwo einen schmalen steilen Abhang, der in förmliche Terassen oder Absätze gelegt war, obgleich der Platz mir so vieler Mühe nicht werth schien. Solcher Terassen soll es häufig da geben, wo die Berge so steil sind, daß der Boden nur mit der Hacke umgemacht und der Dung durch Esel hinaufgeschafft werden kann. So was ist ehrwürdig in den Augen dessen, der Fleiß und Arbeit zu schätzen weiß.

Prümm. 1) Roggen, 2) Kartoffeln, 3) Hafer, 4) Brache, oder

1) Roggen, 2) Hafer, 3) Hafer, 4) Brache. Oder 1) Roggen, 2) Hafer, 3) Buchweitzen, 4) Brache.

Roggen nach Kartoffeln will nicht wohl gedeihen. — Gerste muß in die erste Gaile, und nicht, wo Dreesche war. Kartoffeln wollen den frischen Dung nicht und gerathen am besten in zweiter Gaile.

Die Dreesche wird 2 oder 3mal gepflügt; zu jeder Stoppelfrucht, zumal zum Hafer, nur einmal.

Roggen und Spelz werden gekastet und bleiben 2 bis 3 Wochen auf dem Felde. Der Hafer bleibt auf Schwaden liegen, und zwar so lange, bis er gleichsam wie Hanf oder Flachs geröstet ist. Nur bei Regenwetter wird er gleich dem Buchweitzen aufgehockt.

Bittburg. Es gibt hier Felder, welche so gut sind, daß sie nie Dung verlangen; andere, welche alle 3, alle 6, alle 9 Jahre gedüngt werden müssen. Die Noth verschiebt nicht selten das Düngen bis in's zwölfte, ja sechszehnte Jahr. Dreifelder: 1) gedüngte Brache, 2) Roggen, 3) Hafer, 4) Brache nüchtern, 5) Roggen, 6) Hafer.

Nach Klee folgt Weitzen. Man sieht wohl, daß wir hier aus der Eifel heraustreten, wie sollte sonst auch die Dreifelder-Wirthschaft nach jener Art bestehen können?

Nach Kartoffeln folgt Spelz, also kein Sommergetreide. Solches wäre gegen den Talmud der Dreifelder!

In fettes, gutes Land wird der Roggen allein gesäet. Je schlechter solches ist, je magerer, um so mehr Spelz wird beigemengt. Man hält viel auf dieses Gemenge. Schlägt eine der beiden Getreidearten fehl, so geräth die andere um so besser. Am liebsten hat man indessen, wenn der Roggen die Ueberhand gewinnt.

Ist das Land ganz abgetragen, so säet man noch wohl eine Frucht, welche man Spelzdinkel nennt, und wahrscheinlich das Emmerkorn (Triticum dicoccum Schrank) ist. Sie gibt ein gelbes Mehl, das aber nicht allein zu Brod verbacken werden kann. In den traurigen Jahren 1816, 1817 mußten die Menschen ihre Zuflucht dazu nehmen.

Die Saatzeit des Roggens nimmt mit Ende Augusts ihren Anfang und muß in der dritten Woche des Septembers beendigt seyn.

## XII. Futtergewächse.

Die Futterkräuter, wie Klee und Consorten, sind in der Eifel seltene Vögel, und in den Kreisen St. Vith, Malmedy und Monschau kaum den Namen nach bekannt. Die Versuche, welche man mit dem Klee gemacht hat, sind entweder fehlgeschlagen, oder durchgehends von einem äußerst unbedeutenden Erfolge gewesen. Ein Boden, der zu einer Tiefe von 4 bis 5 Zoll einen festen Lehm, Tuff oder Felsen enthält, ist nicht dazu geeignet, und solcher Boden kommt hier nur allzuhäufig vor.

Daß die Eifel noch Boden genug enthalte, wo man den Klee mit Vortheil bauen könnte, leidet keinen Zweifel, und vorzugsweise da, wo man sich mit den Aschenauslaugen abgibt. Die Asche thut hier, der Erfahrung nach, mehr Wirkung auf den Klee, als der Gips. Wo Asche ausgestreut wird, erzeugt sich Klee, auch wenn man keinen säet.

Es verdiente mit der Esparsette vernünftige Versuche zu machen, unvernünftige schaden zehnmal mehr, als sie nützen. In einer so steinigen, an vielen Orten nicht kalklosen Gegend

könnte sie doch wohl, wenn gleich nur als Ausnahme von der Regel, gerathen. Welche Wichtigkeit dann für manches Wildland, für manchen zur Cultur nicht brauchbaren Berg! Unbekannt ist sie übrigens in der Eifel nicht. Im Blankenheim'schen sind die damit angestellten Versuche sehr gut gelungen; allein die Schafheerden der Gemeinden haben sie zerstört. Auch Luzerne würde in manchen Bergkesseln auf dem darin zusammen geschlemmten Boden gedeihen können. Rüben in der Brache, besonders aber Kartoffeln, sind das einzige Wurzelwerk, was hier angebaut wird. Erstere werden jedoch nur auf gutem Boden gezogen. Runkelrüben wollen nicht wohl gedeihen, wahrscheinlich weil sie mehr Dung erfordern, als man ihnen zu geben im Stande ist. Möhren werden nur auf gegrabenen Grasplätzchen gebaut. Warum man die Erdkohlrüben, welche auf dem Westerwalde und dem Hundsrücken so stark und mit so vielem Vortheile vorkommen, nicht auch in der Eifel findet, weiß ich nicht zu sagen.

Zu dem Kartoffelbau wählt man nicht leicht kalksteinige Felder. Der Sand und Schieferboden spricht ihnen mehr zu. Das dazu bestimmte Land wird beim ersten trocknen Wetter im Frühjahre gepflügt und mehr oder weniger gedüngt. Im Mai wird hinter dem Pfluge gepflanzt. Sind die Felder sehr krautig, so läßt man nach dem Pflanzen den Boden hacken. Auf jeden Fall wird geeggt, wenn die Kartoffeln über der Erde sind, später gehackt und hoch gehäufelt.

Der Kartoffelbau wird in dem Monschauer Lande als die beste Vorbereitung zu dem folgenden Sommergetreide angesehen, was einigermaßen mit dem, was von der Schädlichkeit des öfteren Pflügens in diesem Lande gesagt worden ist, im Widerspruche steht. Demungeachtet ist die Sache faktisch richtig und wahr.

Im Kreise St. Vith fängt man an, die Felder, welche Kartoffeln getragen haben, zu kalken, und so soll die darauf folgende Frucht (wahrscheinlich Roggen) besser einschlagen, als ohne das.

Als Nachtrag muß ich über die Cultur der Eifel noch folgende Beobachtungen beifügen:

1) In dem Monschauer Kreise hat die Erfahrung gelehrt, daß man den Boden so fest wie möglich legen und nicht zu sehr rühren muß. Daher nur eine Pflugart, daher die kräftige Wirkung der Walze und der Gebrauch, bei dem Pflügen den Schnitt bergab zu legen. Vortheilhafter würde es zwar seyn, um den Grund nicht allzusehr herunterzupflügen, den Schnitt bergan zu legen; alsdann aber würde sich der Acker nicht zureichend schließen, die Egge den Boden allzusehr lockern und die Erndte mißrathen. Die Balken rein und vollkommen umzulegen, ist allenthalben gut, hier aber nothwendig.

2) Wenn der feuchtere, lehmsandkiesige, humusarme Boden des Monschauer Landes nur eine Pflugart, es sey denn zu Kartoffeln, erträgt, so muß der Kalksteinboden in der Grafschaft Blankenheim ihrer drei in der Brache haben. Läßt man es bei zweien bewenden, so hat dieses zwar auf das Wintergetreide keinen besonders nachtheiligen Einfluß, aber einen um so stärkern auf das dadurch folgende Sommergetreide dasiger Dreifelder-Wirthschaft.

3) Wenn es auffallen sollte, im Monschauer Lande nichts als Hafer, Kartoffeln und Gras zu finden, so kann man sich darüber durch das Zeugniß eines intelligenten und unternehmenden Einwohners dasiger Gegend beruhigen. „Ich selbst," sagt der Landrath Böcking, „habe alle Früchte und Futtergewächse anzubauen versucht, aber vergebens, und sehe mich genöthigt, mich gut wie meine Nachbarn, mich auf Hafer, Kartoffeln und Graswuchs einzuschränken. Ich baue zwar auch Roggen, er gibt indessen immer eine unsichere Erndte, und der Hafer lohnt im Durchschnitt der Jahre weit stärker. Ohne die Graswüchsigkeit und Queckensucht unseres Bodens würde der Klee darauf noch wohl fortkommen; er ist mir aber wirklich nur einmal gerathen. Die Quecken überziehen nach einigen Jahren unsere Aecker und bringen dem Fruchtertrag großen Schaden. Indessen bilden sie nachher eine vortreffliche Grasnarbe."

4) Wenn trockene Wiesen nach vielen Jahren zu dürren beginnen, so müssen sie tief gerodet, gedüngt und einige Jahre

über angebaut werden, wenn noch ferner Nutzen davon kommen soll. Manchmal ist das Verdorren die Folge von Käfermaden, welche sich ansetzen und die Wurzeln der Gräser und Kräuter abnagen. Sind die beschädigten Stellen nicht allzugroß, so hilft das Ueberstreuen von unausgelaugter Holzasche, wenn solches bei feuchter warmer Witterung geschieht.

5) Sobald das Wasser Schaum auf den Wiesen ansetzt, muß es sogleich davon gekehrt werden, eine allgemeine, auch in der Eifel bekannte Regel.

## XIII. Wildland, Schiffelland, Rodland.

Wenn sich in einer bevölkerten Gegend, oder auf einem guten Boden, Vieles gegen das Schiffeln sagen ließe, so läßt sich in Gebirgsgegenden, auf undankbarem Boden, bei großer Feldausdehnung und geringer Bevölkerung, Vieles dafür sagen. Das Schiffelland ist in der Eifel nicht allein unmittelbar die Hauptstütze der Subsistenz, sondern auch sehr oft mittelbar die Stütze des gewöhnlichen Baulandes. Das Stroh, was auf jenem gewonnen, oder so zu sagen gefunden wird, kommt diesem zu gut. Die Gabe davon muß da um so willkommener seyn, wo ein schlechtes Bauland dessen nicht zureichend zu seiner Bedüngung und Instandhaltung erzeugt. Der wilde Boden ist nun einmal da, und kann er seiner Entlegenheit oder anderer Ursachen wegen nicht anhaltend benutzt werden, so ist Nichts dagegen zu sagen, wenn man ihn nur periodisch bearbeitet und ihm dann Alles abzwingt, was er hergeben will.

Weit unwirthschaftlicher würde es in der gegenwärtigen Lage der Dinge seyn, wenn man sich gefallen lassen wollte, das Wildland der Eifel anhaltend zu cultiviren, und unter dieses und das Bauland Dung und Arbeit zu theilen, welche bisher nicht für eines von beiden zureichten.

Besser ganz gewiß könnte das Wildland durch eine Haubergswirthschaft, wie in dem Siegen'schen und auf dem Hundsrücken statt hat, benutzt werden, und würde dann nicht allein dasselbe mittelbar und unmittelbar leisten, was es jetzt in der

Eifel als Schiffelland leistet; sondern der Boden desselben würde sich auch verbessern, statt daß er sich bei dem Roden und Brennen, zumal wenn es zu schnell aufeinander vorkommt, von Generation zu Generation verschlechtert. Allein eine solche Haubergswirthschaft in einer Gegend einzuführen, wo sich die ersten Elemente, ich meine das Gehölz, nicht dazu vorfinden, ist so leicht nicht.

Man hat zweierlei Art mit dem Wildlande zu verfahren. Die eine, weit bessere, aber seltnere, weil sie schon mehr Kraft in dem Betreiber voraussetzt, ist, dasselbe zu düngen und nicht zu brennen. Das Düngen geschieht nur einmal. Das Land trägt dann einmal Roggen und 5—6mal Hafer. Darauf liegt es zu Gras, und kann, wie im Monschauer Lande, ein paar Jahre gemähet und mehrere Jahre abgeweidet werden. Diese Vorrichtung setzt aber schon voraus, entweder, daß man einen stärkeren Viehstand unterhalten könne, als zur Ausdüngung des gewöhnlichen Areals nöthig ist, oder daß man sich andere Dungsurrogate, wie Kalk, Asche u. s. w. ohne viele Kosten verschaffen könne.

Da aber solche günstige Umstände nur Seltenheiten in einem ungünstigen Lande sind, so bleibt das Schiffeln (Abplaggen) und Brennen das Haupt- und fast einzige Mittel.

Sein Gebrauch ist so allgemein, daß man an manchen Orten die Größe eines Hofes nach den Schanzen (Holz- oder Reisbüschel) bestimmt, welche er jährlich zu jenem Zwecke zu hauen und zu verbrennen berechtiget ist. So gibt es Höfe von 500 bis mehreren tausend Schanzen.

Das Schiffeln und Brennen wird nach den Orten, nach einer 10, 12, 15, 20, 30, ja 50jährigen Ruhe vorgenommen, wobei es wahrscheinlich auf die größere und kleinere Ausdehnung, oder die schlechtere und bessere Beschaffenheit des Wildlandes ankommt. Ich habe der Vorrichtung in der Eifel nicht beigewohnt, kann sie also nur nach Hörensagen vortragen. Zuerst wird der Boden mit einem eigenen Pfluge aufgeritzt, dann der Rasen mit der Haue losgehauen. Die Rasenstücke werden so lange an Sonne und Luft umgewendet, geschlagen und gehackt, bis die meiste Erde abgefallen ist. Sind die Rasen end-

lich trocken genug, so werden sie um ein dürres Reisbund gelegt und dieses angezündet. Asche und Kümmer werden ausgestreut, der Roggen darüber bergesäet und mit dem Pfluge untergebracht. Nach diesem Roggen folgt dann noch 2—3mal Hafer, oder einmal Hafer und einmal Buchweitzen.

Wo das Holz seltner ist, werden die Rasen auch wohl ohne Holz verbrannt. In dem Falle ist ihr Kümmer aber nicht von gleicher Wirkung, als wenn Holz dazu gebraucht wird. Daß ein nasser Sommer, wo die Rasen nicht trocken werden können, eine öffentliche Calamität für die Eifel sey, glaube ich schon gesagt zu haben.

## Vierter Abschnitt.

### Bäuerliche Verhältnisse und Zustand des Ackerbaues in der Moselgebirgsgegend.

---

Kaiserseſch. Die landwirthſchaftliche Gebirgsinduſtrie iſt wahrhaft hier zu Hauſe, und könnte die in manchen andern Gegenden beſchämen. Die Wirthſchaften ſind nur klein, indem der Bau für die Bevölkerung zu beſchränkt iſt. Nur wenige halten zwei Pferde, die meiſten nur eins, oder einen Ochſen. Man bedarf auch nicht mehr als eines ſolchen Thieres vor dem Pfluge. Seit einiger Zeit fängt auch der Gebrauch an, ſich der Kühe dabei zu bedienen. Der Ort liegt in einer Schlucht, Alles um ihn her iſt uneben und Gebirge. Die Unterlage des Bodens ſind Felſen und Steine. Da die Verſuche mit Eſparſette, welche man darauf gemacht hat, fehlgeſchlagen ſind, ſo iſt zu vermuthen, daß die Steine wenig oder gar keinen Kalk enthalten.

Da man des wenigen Graswuchſes, der ſich hier findet, kümmerlich zum Heu bedarf, ſo iſt von Weiden keine Rede. Anderswo würde man das Vieh auf Heiden und Wildland treiben. So nicht zu Kaiſerseſch. — Wo man den Werth des Düngers kennt, und der Gewerbfleiß ſich gehoben hat, hält man das Vieh im Stalle, hält weniger und hält es beſſer. Daher denn mehr Dung und beſſere Benutzung.

Nach der Heuwerbung jedoch wird das Vieh auf die Wiesen gelassen, und das mag diesen vielleicht unentbehrlich, die Sache also ökonomisch richtig seyn. Im Winter erhält das Vieh Stroh, Erdkohlrüben, und eine Siede von Kaff und Oelkuchen. Man läßt es dabei am Bache saufen.

Merkwürdig ist der hiesige Fruchtumlauf, und ein Beweis, wie lange man durch eine weise Wahl die Cultur bei seltenem Düngen fortsetzen kann. Er ist aber nicht allein Kaiserseſch, sondern auch den 17 Ortschaften eigen, welche zu dieser Bürgermeisterei gehören. Die Grundlage davon ist, daß man dem Lande nie zwei Getreiderndten hintereinander abfordert, es sey allenfalls zweimal Hafer. Alsdann aber sieht man den Boden für ganz ausgetragen an. Der Umlauf heißt:

1) Sommmerrübsen, geaſcht. Der Mittelertrag ist 4 Malter vom Morgen.
2) Roggen.
3) Kopfkohl, Kohlrabi, Rüben, Kartoffeln, gedüngt.
4) Sommergerste. Schönere Gerste als hier habe ich in dem Jahre 1817 nicht gesehen.
5) Erbsen, auch wohl Klee.
6) Roggen.
7) Klee, gegipst.
8) Roggen.
9) Brache, nüchtern.
10) Roggen.

Auf schlechtem und leichtem Boden wird zu den Kartoffeln, welche man unter den Gemüsen vorzugsweise darauf bringt, schwächer gedüngt; dagegen wird das Düngen nach 6 Jahren wieder nöthig.

Hafer kommt in jenem Umlaufe nicht vor, weil er auf dem Wildlande gezogen wird. Die Roggensaat fängt mit dem 10. September an. Man schlägt ihren Ertrag zu 10 bis 11 Centner Körner vom Morgen (160 Ruthen zu 16 Quadratfuß) an.

Der Klee wird im April bei trockenem Wetter gegipst. Man braucht 5 bis 6 Centner auf den Morgen. Vergleichende Versuche haben gezeigt, daß der bei trockenem Wetter gegipste Klee immer grün und wuchsig blieb, wenn das Gegentheil bei dem zutraf, der bei regnerischer Witterung gegipst worden war. Der erstere wuchs in 8 Tagen mehr, als letzterer in 3 Wochen.

Eine Hauptstütze der hiesigen Wirthschaft sind die Potasch-

brennereien, deren sich sechs in Kaisersesch befinden. Man legt der ausgelaugten Asche eine außerordentliche Kraft bei. Wie hoch der Werth davon anzuschlagen sey, leitet sich aus Folgendem ab: Ein hiesiger Potaschenbrenner gibt einem andern Mann 24 Malter ausgelaugter Asche zu Bedüngung eines Morgens und bezieht dafür 6 Jahre lang die Hälfte von allen Früchten. Doch gibt er die Hälfte der Einsaat und der Bauer seiner Seits das Land her und verrichtet alle Spann- und Handarbeit. — Eines der schädlichsten Unkräuter ist der Rhinanthus Crista galli, welcher den Körnerertrag des Roggens sehr vermindert und das Stroh verdirbt. Wo es überhand genommen, läßt man die Gerste nach den Kartoffeln weg, und nimmt Haser an die Stelle, welches das Mittel seyn soll, ihn zu vertilgen.

Die Erdkohlrüben machen einen Hauptbau aus. Man zieht die Pflanzen im Garten, und säet sie so früh als möglich. Haben die Pflanzen die Länge von einem Finger, und die Wurzeln die Dicke eines dünnen Strohhalms, so werden sie verpflanzt. Dieses geschieht, während dem der Pflug auf dem Felde beschäftiget ist. Man faßt die Spitze der Wurzel mit drei Fingern und drückt sie in den frisch aufgeworfenen Schnitt ein. Da man immer eine Furche überschlägt, so fallen die Zeilen $1\frac{1}{2}$ Fuß von einander. Eben so weit stehen sie auch auf den Zeilen selbst. Ist das Wetter trocken, so müssen sie angegossen werden. Später werden sie nicht allein behackt, sondern auch behäufelt. Man blättert sie auch wohl, doch nimmt man bloß die Erdblätter. Sie geben ein vortreffliches Mastfutter, aber nicht so viel Milch als die Rüben.

Man gewinnt manchmal Kohlrüben, die 16 bis 18 Pfund wiegen. Sie halten sich bis zur Zeit der Gerstensaat. Man findet in dem Moselgebirge, so wie in der Eifel, das Wild- oder Rodland. Ich verstehe unter dieser Benennung einen Boden, welcher nicht beständig in Cultur genommen, sondern, nachdem er eine Zeit lang getragen, liegen gelassen wird, bis er sich wieder mit Gras, Genst und Heide überzogen hat. Es ist ein Gemeinland, welches weder für die Zeit der Cultur noch die des Weideganges einen besondern Eigenthümer hat, sondern

der Gemeinheit angehört. Das Wildland bleibt also in dem rechtlichen Besitzverhältnisse wesentlich von der westfälischen Böhde verschieden.

Man findet auf den Gebirgen oft große Strecken solches, von dem Sitze der Dörfer etwas weit entfernten Wildlandes, wovon der größere Theil wohl einer bessern Behandlung werth und einer höhern Benutzung fähig wäre, wenn nicht die schon bei der Eifel angegebenen Hindernisse der Verbesserung entgegen ständen.

Man richtet, wie sich denken läßt, die Sache so ein, daß nicht auf einmal Alles, sondern alle Jahre Etwas davon unter den Pflug genommen werde. Die Bestellung dauert drei Jahre und besteht in 1) Roggen, 2) Kartoffeln, 3) Hafer. Darauf bleibt das Land 9 Jahre dreesch liegen. Wird also alles Wildland einer Gemeinde in 12 Parcellen getheilt, so folgt, daß jeder Betheiligte alle Jahre Etwas in Roggen, Etwas in Kartoffeln und Etwas in Hafer, als Zugabe zu seinem eigenthümlichen Baulande, habe. In diesem Stücke ist das Wildland wieder wesentlich und zwar sehr vortheilhaft von der Böhde geschieden, und wenn Etwas Barbarei zu nennen ist, so verdient die Böhde solches zehnmal mehr als das Wildland.

Die Art, wie man bei dem Aufroden desselben verfährt, ist folgende. Man lappt vor Allem den Rasen so dünn als möglich ab. Dieses geschieht mit einer 12—14 Zoll langen und 5 Zoll breiten Hacke. Der Hauer stellt dabei seine Beine auseinander und haut gegen sich an, etwa 4—5 Hiebe unter den Rasen in einem Striche vor sich her, wobei dieser, der nur von einer Seite von der übrigen Narbe getrennt ist, unverrückt liegen bleibt. Nun wird er auch von der andern losgehauen, bei jedem Hiebe gehoben und mit dem Fuße über sich selbst, in Form einer Tute, hergerollt, wodurch der Rasen nach innen gekehrt wird. Darauf wird jede Tute aufrecht gestellt, welches wegen ihrer etwas konischen Figur leicht von statten geht. Damit der Rasen Zeit habe, zu trocknen, so geschieht das Ablappen im Frühjahre.

Gegen den Herbst werden kleine Rasenmeiler davon errichtet, die etwa drei Fuß im Durchschnitte und eben so viel in der

Höhe messen. Zur Anlegung solcher Meiler wird zuerst eine Tute aufrecht gestellt, die andern Tuten werden entfaltet und rund um die stehende angelehnt, so daß die Rasen in die Runde auf ihren Kanten stehen. Ist die unterste Schichte in Ordnung, so wird etwas Reisig darauf gelegt, oft Genst, der an demselben Platze ausgewachsen stand. Ueber diesem thürmt man so viel Rasen als nöthig auf und beobachtet dabei, nach der Windseite eine Oeffnung zu lassen, damit das Feuer desto besser um sich greife. Der Aschenkummer wird erst unmittelbar vor dem Säen aus einander geworfen, und die Rasenstücke, welche nicht zerfallen wollen, mit der Hacke zerstückelt.

Man säet den Roggen über die Asche her, pflügt ihn flach unter, egget aber nicht.

Hat man sonst Asche, und der Boden ist gut benarbt, so hält man das Umpflügen der Narbe für vortheilhafter, als das Abplaggen und Brennen. Neben der Asche nehmen Einige auch wohl noch Kalk zu Hülfe.

Diejenigen, welche eigenthümliches Wildland in Cultur nehmen wollen, beobachten dabei folgende Fruchtfolge und Behandlung:

1) Roggen, nachdem der wilde Boden, wie schon gesagt, dazu bereitet worden.
2) Sommerrübsen. Dazu werden die Roggenstoppeln, wo möglich vor Winter umgepflügt, im Frühjahre abgeeggt, gepflügt, ausgelaugte Asche gestreut, und diese durch die Egge mit der Krume verbunden. Dann wird der Rübsen gesäet und flach untergepflügt. Die Saatzeit davon ist vor und nach Johannis. Er bedarf nur drei Monate bis zu seiner Reife.
3) Roggen. Ist aber der Rübsen zu spät vom Felde gekommen, so läßt man den Roggen weg und nimmt Erbsen an die Stelle.
4) Erbsen.
5) Roggen.
6) Hafer.

Soll das Land wieder wild liegen bleiben, so kann noch einmal Hafer und dann Buchweitzen gesäet werden; soll es

aber in Cultur bleiben, so muß nun gedüngt werden. Auf gutem Boden kommt noch

7) Klee und

8) Hafer. Im neunten Jahre wird geascht und wieder zum Rübsen übergegangen.

Lutzerath. Wenn Jemand einen Begriff von dem Unterschiede einer guten und schlechten Cultur haben will, der gehe von Kaisersesch nach Lutzerath. Hier also auch drei Felder, wie man denken kann, und sind diese auch nicht der Grund von dem Uebel, so nehmen sie solches doch in Schutz, und sind unvermögend, ihm abzuhelfen. Schon der Pflug, dessen Schaar nur 1½ Zoll breit ist, reicht zu, um sich einen Begriff von dem übrigen Wesen zu machen. Ein dicker Nagel würde das Schaar füglich ersetzen können, und doch behaupteten die Einwohner, daß ihr Zahnstocherpflug der bestmöglichste Pflug sey.

Der Boden ist hier nicht schlecht, an einigen Orten etwas feucht, daher Klapperkraut und Trespe häufig unter dem Roggen, und Binsen in den Gräben vorkommen. Die Gegend ist ziemlich flach und wenig abschüssig, hoch liegend, durch Nichts geschützt, daher der Kälte und den Winden sehr ausgesetzt. Indessen hindert das nicht, mehrere Obstbäume bei den Wohnungen, und auf dem Felde gute Gerste zu erblicken.

Man hat einen Ueberfluß an Wildland und Gemeinheiten, daher geht das Vieh auf die Weide, und verzettelt unnützer Weise den Mist, der zu Kaisersesch auf dem Hofe bleibt. Doch halten einige wenige der bessern Wirthe ihr Vieh zu Hause. Man pflügt mit Pferden, Ochsen, auch Kühen; die Spannkühe gehen mit den Ochsen auf die Weide. Im Ganzen hat man des Gespanns zu wenig, daher die schlechte Zubereitung der Aecker. Vernachläßigung des Viehstandes ist Vernachläßigung des Ackers. Wie in einer Kette hängt Alles in der Landwirthschaft zusammen.

Roggen, Hafer, Gerste, Klee, Kartoffeln und Erdkohlrüben sind die Gegenstände hiesiger Cultur. Man kann den vierten Theil der Flur als reine Brache annehmen. Der Boden spricht besser dem Hafer als der Gerste zu. Man läßt diese auf Kartoffeln und Erdkohlrüben folgen und säet Klee darunter, wel-

ches wohl das Beste ist, was man zu Lutzerath thut. Der Klee gedeiht besser unter der Gerste als dem Hafer. Man gipst ihn. In gewissen Jahren geräth er vortrefflich, in andern nur schlecht. Er kann kaum im neunten Jahre wieder kommen. Auf die Abseiten der Höhen, die quellartig sind, darf man ihn nicht bringen, indem er darauf auswintert.

Man kastet den Roggen, und zwar in runden Lagerhaufen, deren Anfertigung ich schon früher angegeben habe. Sie werden hoch und spitzig angelegt. Das Getreide soll sich vortrefflich darin halten, und auch der stärkste Wind die Kasten nicht umwehen. Zwei Männer kasten so viel, als 15—16 einschneiden. Das Getreide wird von der Sichel unmittelbar in Kasten gebracht. Bei unsicherem Wetter und grasigem Stroh ist diese Art vortrefflich. Dreht man von 3—4 Seiten einige Halme vom Hut, und knüpft sie mit dem liegenden Getreide fest, so sind die Haufen unzerstörbar. Im Jahre 1816 ließ Einer das so gekastete Getreide auf einem entfernten Felde aus Vergessenheit stehen. Nach drei Monaten fand er den Roggen darin so schön, daß er vor Allem das beste Brod gab.

Man schätzt die Kohlrüben über alle andere Wurzelgewächse. Man düngt dazu so stark wie zum Kopfkohl, hackt und häufelt. Letzteres soll zu ihrem vollkommenen Gedeihen nothwendig seyn. Man beraubt sie ihrer Erdblätter zum Viehfutter. Ihr gewöhnliches Gewicht ist von 5—6 Pfund. Man trifft welche, die das Doppelte und Dreifache wiegen. Bei der Erndte schneidet man ihnen die Krone und alles Gewürzel ab.

Die beste Weise, sie zu bewahren, ist: Man gräbt eine Rinne in die Erde, die einen Spatenstich tief und weit ist, und legt die Kohlrüben eine an die andere hinein. Indem man die zweite Rinne gräbt, deckt man mit dem daraus gehobenen Grunde die Rüben, welche in der vorhergehenden liegen. Auf diese Weise erhalten sie sich bis Pfingsten. — Man schichtet sie auch wohl in dem Keller auf, wie einen Wall, ohne Sand und Erde. Der Keller muß aber viele Zugluft haben, bis zum strengen Froste. Schlagen sie im Frühjahre aus, so geben diese Sprößlinge ein vortreffliches Gemüse für die Menschen.

Die Rod- oder Schiffellande dieser Gemeinde sind sehr aus-

gedehnt. Um das Abplaggen zu erleichtern, wird die Narbe zuerst mit dem Pfluge, ohne Streichbrett, aufgeritzt, wozu der hiesige Zahnstocherpflug ganz gut geeignet ist. Die Brennhaufen, welche man errichtet, mögen ein einspänniges Fuder Rasen enthalten. Das Brennen soll das nicht weit davon entfernte Getreide durch den Rauch ersticken und taub machen, und auch der jungen Saat nachtheilig seyn, daher es schon verboten worden ist. Man säet im ersten Jahre Roggen, im zweiten Hafer oder Kartoffeln, im dritten wieder Hafer. Alsdann bleibt das Land 9 bis 12 Jahre liegen. Die Weide darauf ist von geringem Nutzen, allenfalls für die Schafe. Diejenigen, welche Gelegenheit haben, früh zu schiffeln und zu brennen, benutzen es noch in demselben Jahre, um Sommerrübsen einzusäen, wonach der Roggen eben so gut einschlägt, als wenn der Boden Nichts vor ihm getragen hätte.

Die Vermögendern, das heißt die, welche ein größeres Capital in ihren Misthof stecken, ziehen das Unterpflügen der Narbe dem Brennen derselben vor. Das erste Pflügen geschieht im Juli. Ist später die Narbe etwas abgestorben, so wird Dung aufgebracht, und dieser unter-, die Narbe also wieder in die Höhe gepflügt. Zu dem Ende setzt man den Pflug nicht tiefer, als das erstemal an. Bald darauf wird Alles vereggt, und Roggen eingesäet. Nach einer andern Verfahrungsweise wird die einmal umgepflügte, nun dürre Narbe mit der Egge zerrissen, Dung aufgebracht und sogleich ausgebreitet. Etwas später wird Roggen darüber her gesäet und mit dem Pfluge ohne Streichbrett, Furche an Furche, untergewühlt. Dieses soll die trefflichste Erndte geben, und der Roggen dabei nie auswintern. Zu dem folgenden Hafer wird nur einmal und auch nicht tiefer als zum Roggen gepflügt. Zu dem Hafer im dritten Jahre wird der Boden etwas tiefer mit dem Pfluge angegriffen. Nach dem Brennen, obgleich das Feld dann keinen Dung bekommt, wird der Roggen besser, als nach dem Rasenumpflügen und Düngen. Die Hafererndten gegentheils zeichnen sich nach letztern vorzüglich vor denen auf gebranntem Lande aus; so auch benarbt sich in diesem Falle der Boden schneller als nach dem Brennen.

Die Wucherblume (Chrys anthemum segetum Linn.), unter

alter churfürstlicher Regierung durch Foemalität vertilgt, läßt sich häufig sehen, und fängt an, alle Sommergetreide-Erndten zu bedrohen. Wo sich jene unselige Blume befindet, da scheffelt kein Getreide. Ihre Fortschritte nicht zu bekämpfen, ist ein öffentliches Verbrechen.

Gegend von Witlich. Wenn man die wilde Gebirgskette von Polch aus über Luzerath immer fort bergauf und ab gefahren ist, so wird man durch ein so schönes, ausgedehntes und fruchtbares Thal, wie das von Witlich, nicht wenig überrascht. Die blutrothen Brüche der Felsen und der durch die Verwitterung daraus entstandene rothe Boden erinnern an die Berge und Ufer der Weser. Dieser Boden ist besonders gut zu Möhren geeignet, und das erinnert mich, in einem Werke A. Young's dasselbe von einem rothen sandigen, wenig zusammenhängenden Boden gelesen zu haben.

Es fehlt aber Etwas daran, daß die Güte der Cultur der des Bodens entspreche. Sobald man Kaiserseſch hinter sich hat, wo die Cultur der Rheinmoselgegend ihr Ende nimmt, und den Weg nach Trier einschlägt, kommt die Dreifelderwirthschaft zum Vorschein, und mit ihr läßt die Industrie nach.

Die Wucherblume nimmt zu. Noch ist es ein Leichtes, sie durch Ausziehen zu tilgen, nach dem bekannten: principiis obsta. Eine Strafe von 9—10 gGr. haftete vormals auf jedem Exemplare dieses verderblichen Gewächses.

Mit Verdruß sah ich in dieser äußerst schönen und fruchtbaren Ebene, und beinahe an den Thoren von Witlich, einen kleinen Wald. Von dem Nachtheile, welchen er den daran grenzenden Feldern bringt, nicht zu reden, kann ich den Verlust von einigen hundert Morgen des schönsten Ackerbodens, die er der Landwirthschaft raubt, nicht unbeachtet lassen. Wenn man sieht, wie in den rauhesten Gegenden, in Klüften und auf den Abhängen steiler Berge, ein durch seine Lage sowohl als schlechte Beschaffenheit undankbarer Boden aufgesucht und mit vieler Mühe und Arbeit bestellt wird, so kann man nicht anders als das Hölz von den Flächen nach den Höhen, und die Getreidefelder der Höhen nach der Fläche wünschen. Gedachter kleiner Forst verdankt der Jagdliebhaberei der vormaligen Landesfür-

sten, welche ein Schloß zu Witlich hatten, sein Daseyn und verdankt noch jetzt der Jagdliebhaberei der Förster und Forstbeamten seine Erhaltung.

Die Wirthschaften sind von 2 Pferden, von 4 oder 2 Ochsen. Kühe werden selten bei der Arbeit gebraucht. Man hält nicht mehr als 2—4 Kühe, und zwar Weidekühe, weil die Gemeinweiden nichts kosten. Man säet sehr wenig Klee, die Jauche fließt zum Hof hinaus. Man schließe auf das Ganze! O, wenn der gute Boden und der Kalk nicht wären!

Man braucht letztern sehr häufig. Es gibt Felder, die seit 30 Jahren mit jedem dritten Jahre gekalkt worden sind und keinen Dung erhalten haben, und der Getreideertrag dieser Felder ist noch immer befriedigend. Er wirkt vorzüglich auf Hafer und Klee. Er kann aber nur in der reinen Brache, also zum Getreidebau, angewendet werden. Der Theil der Brache, der bestellt wird, muß gedüngt werden. Man braucht den Kalk nur auf trocknem, sandigem Boden; auf feuchtem, lehmigem bleibt er ohne Wirkung. Ueberhaupt ist hier der Boden mehr zu Roggen und Hafer als zu Weitzen und Gerste geeignet.

Dem Dreifelderſysteme zufolge muß der Roggen hier nach Kartoffeln folgen. Zwei Drittel des Brachfeldes sind reine Brache. Man pflügt die Brache viermal, und bringt den Kalk vor der dritten Pflugart auf. Selten wird tiefer als 3 Zoll gepflügt. Die Saatzeit des Roggens fängt schon vor dem halben September an und dauert bis Ende Octobers. Hafer säet man, so früh es geschehen kann, von Ende des Hornung an, die Gerste Anfangs Mai.

Die Erdkohlrüben übertreffen bei der Fütterung sowohl Möhren als Kartoffeln. Nur muß man einige Vorsicht dabei brauchen, indem das Vieh sich leicht verfängt, wenn sie in Menge gefüttert werden. Die Ochsen werden mit zerschnittenen Kohlrüben, einer Mengung von Strohhäckſel und einem Zusatze von Heu gemästet.

Der Raps wird sogleich aufgebunden, wie er geschnitten ist, und das halte ich für sehr gut. Dann stellt man ihn in kleine Kasten auf, welche man mit einem Strohhute deckt. Der Raps soll vorzüglich darin gewinnen. Mir gefiel diese Methode

nicht, weil ich bei der Untersuchung fand, daß aller Same aus den äußern Schoten gefallen war.

Zu dem Kasten des Getreides hat man für jeden Kasten zwei Holzgabeln, welche in einer Entfernung von anderthalb Fuß in den Boden gesteckt und mit einem Zwerchholze überlegt werden. Dieses Zwerchholz bleibt etwa einen Fuß über der Erde. Darauf wird dann das ungebundene Getreide armvoll angelegt, so daß das Stroh, aber nicht die Aehre auf der Erde ruht. Man häuft es in die Runde an, wodurch ein Kegel entsteht, den man mit einem Hute deckt. Man bringt das Getreide schon am nämlichen Tage, wo es geschnitten wird, in Kasten. Bei regnerischer Erndte ist es rathsam, die Kasten nicht zu groß anzulegen. Der Roggen hält sich vortrefflich darin und gibt besseres Mehl, als der nicht in Kasten gebrachte. Bei Hafer und Gerste ist diese Vorrichtung nicht gebräuchlich; indessen versuchte es ein Mann 1816 bei dem Hafer und gewann dadurch, daß er ihn noch bei dem Schnee wohlbehalten nach Hause bringen konnte.

Neuerburg. Man findet auch hier den rothen Boden von Witlich und bedient sich zu seiner Bestellung des Kalks. Man läßt ihn wie anderwärts in Staub zerfallen und streut im Brachjahre vor der zweiten Pflugart 6 Ohm auf einen Morgen. Er ist vortrefflich zur Tilgung des Unkrauts, thut mehr Wirkung auf sandigem als lehmigem Boden. Er wirkt hauptsächlich auf den nach dem Roggen folgenden Hafer. Bei nassen Jahren ist jene Wirkung geringer als bei trockenen. Auch verwendet man den Kalk nicht auf solche Plätze, die von der Sonne ab liegen. Er bringt daselbst nur Nachtheil, desto besser schickt sich die Asche dahin.

Viele Aecker werden hier alle 3 Jahre gebraacht und gekalkt, und nur selten gedüngt. Man zeigte mir Felder, welche nun siebenmal hintereinander gekalkt worden waren, also in 21 Jahren keinen Dung gesehen hatten und doch noch befriedigende Erndte gaben.

Man treibt Dreifelderwirthschaft. Von 93 Morgen würden 33 Wintergetreide, 30 Hafer, 3 Erbsen und Kartoffeln, 1½ Klee tragen und alles Uebrige Brache. Man hält hier die Wicken,

selbst wenn sie grün verfüttert werden, für mehr erschöpfend als die Erbsen. Dieses wurde mir von 2 Personen bestätigt, und ich hörte schon dasselbe in der Eifel. Flachsland gibt eine gute Roggenerndte.

Obgleich das Vieh auf die Weide geht, so halten doch Viele eine Kuh auf dem Stalle, um Milch zu haben, indem eine Stallfütterungs-Kuh hier mehr Milch gibt als zwei Weidekühe.

Da mir die Angabe mit den Wicken auffallend war, so erkundigte ich mich an dem nächsten Orte, der eine halbe Meile von Neuerburg ab liegt, darnach, und hörte, daß man daselbst die Wicken für eine sehr gute Vorbereitung für das Wintergetreide hält. Man hat daselbst ein Zwölftel in Klee und treibt Stallfütterung. Ein Mann, der 24 Morgen (ungefähr 37 Magdeburgische Morgen) baut, hält 2 Pferde und 6 Kühe auf dem Stalle. Er säet 2 hiesige Morgen mit Klee, welche zu der Fütterung zureichen. Der Klee geräth so gut, daß man ihn 3 bis 4 mal schneiden kann. Man düngt alle 3 Jahre und macht wenig Gebrauch von Kalk und Gips.

Hetzerath. Hier, wie in dem ganzen Moselgebirgsstriche, wohnen die Landleute in Dörfern beisammen, und zwar oft so gedrängt aufeinander, daß sie nicht so viel Raum auf dem Hofe haben, um den Mist dahin bringen zu können. Sie thürmen ihn also auf der Straße auf und lehnen den Haufen nicht selten gegen die Wohnung selbst an. Die Jauche und Saft und Kraft fließen also dahin.

Der Boden ist schwer und spröde, nicht mehr so roth, noch so fruchtbar, als im Thale von Witlich. Die Wirthschaften sind äußerst klein, von 12 Morgen. Nur einige wenige einzelne Höfe bauen ihrer 30. Man pflügt mit 2 Pferden, gewöhnlicher mit 2 starken Ochsen. Da man keine Privat- noch Gemeinweiden, noch viel zu Hause zu geben hat, so muß das Vieh sich seine Nahrung auf Feldern und Rainen zusammensuchen. Selbst die Ochsen sind nach vollbrachter Arbeit dieser Mühe nicht enthoben. Der Stall dient ihnen bloß zur Ruhe und zum Hungern. So am Morgen, so am Abend! Nur bei schwerer Arbeit reicht man etwas Heu. Im Winter ist Stroh ihre Kost.

Der Fruchtumlauf ist dreifelderig. Die Brache kann hier

weder durch Dung, noch Bearbeitung des Bodens ersetzt werden. Sie wird entweder gedüngt, geascht oder gekalkt. Der zerfallene Kalk wird nicht untergepflügt, sondern mit dem Saatkorn eingeeggt. Die Besserung muß alle drei Jahre wiederholt werden. Man hält die ausgelaugte Asche für besser als die Seifensiederasche. Der Kalk thut vortreffliche Wirkung auf Wiesen. Man baut so wenig Klee, daß es keiner Erwähnung verdient.

Man wird bemerkt haben, daß die gute Cultur in dem Grade abnimmt, als man sich von der Gegend von Koblenz entfernt und Frankreich nähert.

Schweig. Von hier aus hebt das schöne Thal der Mosel bis nach Trier an. Die Obstwälder finden sich in hiesigen Fluren wieder, freilich nicht ohne Nachtheil der Körnererzeugung; allein die Cultur, woraus der Landwirth den meisten reinen Nutzen hat, ist für ihn die beste.

Es fehlt der Gegend nicht an Land, wohl aber an Grauswuchs. Und dennoch keine Stallfütterung, also Vernachläßigung der Futterkräuter.

Man legt dem Klee zur Last, daß er nicht gut mehr gedeihen wolle. Einige werfen die Schuld davon auf den Gips. Warum macht man keine Versuche mit Luzerne, welche hier nicht fehlen kann? Große Nachtheile des Einzelnhütens, schlechte Feldpolizei; daher Klee und Feldfrüchte nicht gesichert sind.

Dreifelder-Wirthschaft:

1) Brache, 2) Roggen, 3) Hafer. 4) Klee, Erbsen, Kartoffeln u. s. w., 5) Weitzen, 6) Gerste. Alle drei Jahre wird gedüngt, oder gekalkt und geascht.

Ich fand in dieser Gegend Wildland in dem Hange eines Berges, welches einem Privatmanne zusteht. Er verpachtet die Benutzung davon alle 9 oder 12 Jahre an kleine Leute, gegen 3 Garben von 5.

Wer Trier besucht, wird das landwirthschaftliche Etablissement von Hrn. Nell nicht vorüber gehen.

## Fünfter Abschnitt.

---

# Zustand des Ackerbaues am Rhein und an der Mosel.

## I. Einleitung.

Nicht von der Gebirgskette, welche das Bett des Rheins von Bonn aus bis an das Ufer der Nahe so enge zusammendrängt, daß oft nicht Raum genug zum Gemüsebau übrig bleibt, wird hier die Rede seyn, sondern von der beträchtlichen und fruchtbaren Ebene, welche sich von Bonn und dem Siebengebirge aus stromabwärts an beiden Ufern des Rheins bildet.

Ein Theil dieses großen Rheinthales ist schon anderswo unter dem Namen der Cleve'schen Niederung vorgekommen. Hier bleibt also die Fläche des rechten Ufers von Duisburg aus, und die des linken Ufers von den Grenzen des Fürstenthums Moers aus bis zu dem Rheingebirge oberhalb Bonn zu untersuchen. Erstere gehörte zu dem Herzogthume Berg, letztere gehörte vormals zu dem Kurfürstenthume Köln. Jene wird östlich von dem Gebirge der Mark, Bergs und des Westerwaldes, letztere westlich von den sanften Höhen des Jülichschen

Landes begrenzt. Der Rhein dient beiden Flächen zur Scheidelinie. Sie müssen also nothwendig viele Aehnlichkeit unter sich haben und lassen sich daher ohne Anstand in der Beschreibung ihrer Kultur zusammenfassen.

Außer gedachter sehr flacher Ebene findet man stromaufwärts eine andere, welche bei Andernach anhebt und bis Koblenz reicht, also nur 2 Meilen in der Breite, wohl aber 3 Meilen in der Länge hat. Sie wird nördlich von der Eifel und südlich von der Mosel begrenzt. Diese ziemlich erhabene, oft unebene Fläche war von jeher dem daran grenzenden Lande wichtig und wurde zum Theil, unter dem Namen des Maifeldes und der Pellenz, als die Kornkammer des Niedererzstifts Trier angesehen.

Da Boden und Cultur dieses Erdstriches um Vieles von der Ebene des Kölnischen und Bergischen Landes abweichen, so muß, wiewohl ich beide Gegenden der Kürze halber in gegenwärtiger Abhandlung in Eins zusammenfasse, ein genauer Unterschied zwischen ihrem beiderseitigen Boden und ihrer Cultur gemacht werden. Um solches deutlicher zu machen und in möglichster Kürze anzugeben, wollen wir der Gegend bei Koblenz den Namen der Moselgegend, der bei Köln und Düsseldorf den der Rheingegend geben.

Ich muß noch erinnern, daß hier blos von dem Ackerbau und nicht von dem Weinbau die Rede ist und auch nur seyn kann, indem die Gegenden, in so weit ich sie beschreibe, blos ackerbautreibend sind, und durchaus keinen Weinbau mit ihrer Wirthschaft verbinden, denn sonst würden sich ganz andere Resultate ergeben.

## II. Vertheilung des ländlichen Grundeigenthums.

Die Landwirthe wohnen, mit sehr geringen Ausnahmen, in zusammengebauten Dörfern, Marktflecken und kleinen Landstädten, haben daher auch ihre Grundstücke in der Feldflur umher zerstreut liegen. Einzelne Güter, wenn sie für zwei oder mehrere Pferde Ackerland haben, heißen Höfe, und diese liegen, wo die Wohnungen zerstreut sind, in der Umgebung oder in

der Nähe ihres zugehörigen Besitzes. Die Betreiber derselben führen den Namen Halbwennen, Halfen, Winnen, Hofleute, Hommen.

Das Flächenmaß oder der Morgen enthält 150 16füßige Quadrat-Ruthen, in der Moselgegend 160 solcher Ruthen. Nach dem Decimalsysteme gleichen letzterer 34,59, ersterer 31,68 ares. Nach demselben Systeme beträgt der Magdeburger Morgen 25,51 ares, welches dann das Verhältniß angibt. Kürze halber werde ich die Morgen von 150 Ruthen Rheinmorgen, die von 160 Ruthen Moselmorgen nennen.

Ich glaube für die Rheingegend das kölnische Malter zu $2^2/_3$ preuß. Scheffel, und für die Moselgegend das Koblenzer Malter zu $3^1/_4$ preuß. Scheffel annehmen zu können.

In der Rheingegend gehören zu einem Hofe von der ersten Klasse 250 — 300 Morgen, zu einem der zweiten Klasse 120 — 180, zu einem der dritten Klasse 80 — 100 Rheinmorgen. Hierauf folgen die Bauern, welche nicht über 30 bis 40 Morgen, auch solche, die nur für einen Ochsen Arbeit haben. Endlich kommen die Kötter, welche kein Zugvieh unterhalten können. Die Höfe von der ersten Klasse sind nur selten; der von der dritten Klasse giebt es mehrere, der Einspänner am meisten.

Durch den Verkauf der Staatsgüter und die nachherige Versteigerung derselben in einzelnen Morgen existiren in der Moselgegend beinahe gar keine Höfe mehr, außer den wenigen, welche bisher noch nicht verkauft worden, und einigen wenigen, welche Privaten zustehen. Man findet daher wohl noch einige Zeitpachthöfe von 200 — 300 Morgen Land; durchgängig aber haben die Gutsbesitzer für einen oder zwei Ochsen, für ein oder zwei Pferde Arbeit, also 10 bis 60 Morgen Ackerland, selten mehr, oft weniger.

Kämpe oder eingeschlossene Felder sind hier unbekannt. Alles liegt frei und offen da, und es möchte dieses auch wohl unter einem solchen Klima, wie das hiesige, das vortheilhafteste seyn.

## III. Rechtliche Besitzverhältnisse der Grundinhaber.

„Wir leben hier — sagt einer meiner Korrespondenten aus der Moselgegend — in der gesegneten Gegend des Rheins, wo der geringste Bauer eben so unumschränkter Herr über seinen Morgen Land ist, wie der größte Eigenthümer über die Masse seiner gesammten Güter. Wir kennen keine Spann- und Handdienste, als die zum Besten des öffentlichen Wohles, wie z. B. zur Fertigung der Wege; keine Erb- oder sonstige Unterthänigkeit, als die Pflichten des Bürgers gegen den Landesherrn; keine Privilegien, keinen Vorzug, keine Exemtion von dem Gesetze. Wir haben Alle nur einen Gott, einen Herrn und ein Gesetz, welchen wir in voller Gleichheit, Einer wie der Andere, unterworfen sind. Reichthum, Talente und öffentliche Anstellungen gewähren zwar Auszeichnungen, die jedoch keineswegs in die Eigenthumsrechte desjenigen eingreifen, welcher sie nicht hat.“

„Im Bergischen — sagt ein Bewohner der Rheingegend — gilt kein Unterschied der Stände im Eigenthumsbesitze und Genusse, sondern eine völlige Freiheit für alle Einwohner von allen Ständen, ohne irgend eine Abhängigkeit, die auf Unterwürfigkeit des Bauernstandes Bezug hätte. Dieß ist nicht nur der jetzt geltende gesetzliche Zustand seit der französischen Gesetzgebung, sondern diese Freiheit war auch vor ihr unter deutscher Herrschaft, der Pfalzburgischen Regierung, durch keinen Unterschied des Standes beschränkt. Es gelten nur Beschränkungen, insoweit dingliche Rechte und Verbindlichkeiten, sey es aus Kontrakten, wie z. B. Emphyteusis, Erbpacht, Erbzins, oder aus Lehns-Verhältnissen, vorhanden waren. Es hatten zwar eigentliche Lehen bei großen, „adelige“ genannten Gütern, Patrimonial-Gerichtsbarkeiten, Unterherrschaften u. s. w. statt, diese gehören aber nicht hierher. Es bestanden auch uneigentliche Lehen. Hierbei war es ebenfalls gleichviel, wessen Standes der Besitzer war. Ein Bauer konnte Besitzer eines Lehnhofs, und ein Edelmann Besitzer eines darunter geltenden Lehnguts seyn. Eben so machten die dinglichen Rechte und Ver-

bindlichkeiten in dem Genuß der persönlichen Rechte und in Erbfolgefällen gar keine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze.“

Mehrere solcher uneigentlichen Lehngüter standen unter einem Lehen, welches einem größeren Gute oder Lehnhof anklebte, und daher Hof-, Habslehen, so wie die Güter Habsgüter genannt werden, in einer Verbindung von wechselseitigen Rechten und Verbindlichkeiten, unter welche letztere laudemium relevium, mortuarium, Kurmüd und dergleichen Attribute gehörten. Auf dem Lehnhof wurde zu Zeiten ein Geding gehalten, diese Gegenstände zu schlichten. Solches hieß Lehn- oder Habsgericht. Es sind aber alle Lehnsverhältnisse, sowohl eigentliche als uneigentliche, insoweit sie auf Anerkennung einer Lehnsherrschaft, auf den Konsens derselben, oder sonst auf Beschränkung der Eigenthumsfreiheit Bezug hatten, durch die französische Gesetzgebung aufgehoben, und davon nichts mehr übrig, als die Realabgaben an Geld oder in Fruchtzinsen, welche jedoch unbedeutend und gegen Erlegung des Capitalwerthes ablösbar sind. Der Grundbesitz ist übrigens allodial, frei erklärt, und aller Lehnsverband vernichtet. Alles ist Allodium. Kein Lehn existirt mehr. Dieses ist der jetzige Zustand.

## IV. Verkehr mit den Grundstücken.

Erbpacht. Mit den ehemaligen Lehnsverbindlichkeiten stand die Beschränkung des Verkehrs der darunter begriffenen Güter in Verbindung, daß ohne lehnsherrlichen Konsens keine Veräußerung geschehen, und wenn sie geschehen, der Besitzer der Sohlstätte oder des größeren Theils den veräußerten Spliß oder Parzelle gegen Erlegung des Werthes einziehen konnte. Dieses hieß das Konsolidationsrecht, welches aber zur Zeit der französischen Herrschaft, und im Bergischen noch früher, aufgehoben wurde. Es gilt an Mosel und Rhein nunmehr ein freier Verkehr mit allen und jeden Grundstücken und eine Parzellirung ohne die mindeste Einschränkung.

Seitdem die französische Gesetzgebung allen Unterschied zwischen dem dominio directo und utili aufgehoben, oder vielmehr

beide dominia in der Person des Erbbeständers vereinigt hat, so ist dieser unumschränkter Eigenthümer von seinem Besitze geworden. Er entrichtet seinem ehemaligen Gutsherrn den hergebrachten Kanon und ist verpflichtet, alle öffentliche Lasten und Abgaben zu tragen, wofür er ein Fünftel von dem zu entrichtenden Kanon abzuziehen berechtigt ist.

Der Erbkanon ist also gegenwärtig nichts mehr, als eine bestehende, auf dem Gute haftende Rente, welche der Pflichtige, gegen Erlegung des Kapitals, jeden Augenblick abkaufen, d. i. einlösen kann. Wird der Kanon in Geld entrichtet, so bestimmt der zwanzigfache Betrag desselben die Kapitalssumme; wird der Kanon aber in natura abgegeben, so bildet der fünfundzwanzigfache Betrag dieses Kanons die Kapitalssumme. Vieles wäre über die Löschung und Lösung des Erbvertrages zu sagen, wenn solches hierher gehörte.

Kauf und Verkauf. Seit die Welt besteht, ist Kauf und Verkauf nicht so oft vorgekommen, wie seit den letzten 20 Jahren. Alltäglich steht Etwas zu verkaufen, und seit man in der Moselgegend mit den Versteigerungen der Domainen zu Ende ist, steigen die Preise daselbst von Halbjahr zu Halbjahr auf eine so erstaunliche als unbegreifliche Weise. Der Preis von einem Moselmorgen erster Klasse steht gegenwärtig zwischen 1000 und 2000 Franks.

Einen Mißgriff in der französischen Gesetzgebung muß ich hier anführen. Er betrifft die gerichtlichen Verkäufe (par expropriation forcée). Sie geschehen vor den Kreisgerichten und durch diese, die von dem Orte, wo das zu Verkaufende gelegen ist, oft sehr weit entfernt sind. Dadurch und durch das Gehässige, das in einer solchen Veräußerungsart liegt, fehlt es an Konkurrenz, meistens durchaus an Steigerern. Dem Kreditor bleibt dann nichts übrig, als selbst der Ansteigerer zu seyn und sich gegen die übertriebenen Expropriationskosten zu decken. Er bietet zu dem Ende ein Kleines über den sehr geringen Werthsanschlag. Das Gut verbleibt ihm nun. Hat er aber die ungeheuren Kosten davon entrichtet, so behält er nur selten so viel übrig, wie das ihm geschuldete Kapital betrug, und der Debitor sieht sein ganzes Vermögen in Rauch aufgehen.

Bei solchen Veräußerungen kommt dann ein Morgen, der 1000 — 1200 Fr. werth war, selten über 300, einer der zweiten Klasse von 4 — 600 Fr. nicht über 120, u. s. w. Um sich gegen einen so großen Schaden zu wahren, wird gegenwärtig durchgehends in den Schuldbriefen stipulirt, daß der Kreditor befugt seyn solle, das Gut durch einen Notar an Ort und Stelle versteigern zu lassen, falls der Debitor die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht erfüllen sollte, wodurch dann die Güter wieder zu ihrem gebührenden Werth zu kommen pflegen.

Zeitpacht. Bei der Zeitpacht sind in der Moselgegend die Bedingungen gewöhnlich folgende:

1) Das Gut wird auf eine bestimmte Anzahl Jahre in Pacht gegeben.
2) Man rechnet auf 2 Morgen Ackerland (gutes und gewöhnliches Land) ein Malter Korn jährliche Pacht, weil die Hälfte als brachliegend angesehen wird. Diese Pacht wird Martini jeden Jahres dem Eigenthümer frei auf den Speicher geliefert.
3) Man überläßt dem Beständer, nach Verhältniß der Morgenzahl Ackerland, auch eine gewisse Morgenzahl Wiesen während der Pachtzeit als Zugabe zum Genuß, wovon er Nichts abgibt. Das Verhältniß ist hierbei verschieden; auf 6 bis 10 Morgen Land wird gewöhnlich ein Morgen Wiese zugegeben.
4) Der Pächter bezahlt die gewöhnliche Grundsteuer.
5) Er muß jährlich eine verhältnißmäßige Morgenzahl Feld in Dünger setzen.
6) Er muß die Grundstücke bei Fuhr und Mahl in den Grenzen unverrückt erhalten.
7) Er darf aus keiner Wiese ein Feld, oder umgekehrt, gestalten, noch Etwas vom Gute unterverpachten.
8) Er darf das Gut nicht verschlimmern, sondern muß es als ein guter Hausvater so benutzen, wie die gewöhnlichen Regeln des Ackerbaues sagen, d. h., er darf die Felder nicht durch alljährlichen Bau aussaugen, wenn er nicht die übliche Düngung hinzufügt.
9) So wie der Pächter einzieht, muß er auch wieder vom

Gute abziehen, d. i., erhielt er solches besäet, so muß er es auch in Saat gesetzt bei Ende der Pachtzeit wieder abtreten.

Ueber einen allenfallsigen Nachlaß bei Frost, Hagelschlag, Ueberschwemmungen ꝛc. wird mehr oder minder vortheilhaft für den Beständer im Pachtvertrage bedungen. — Eben so wird die Abgabe an Pacht nach Verhältniß der Güte des Ackerlandes oder der stärkern Zugabe an Wiesen vergrößert, und in umgekehrtem Falle verkleinert; auch zuweilen nach Bewandtniß der Umstände vom Eigenthümer die gewöhnliche Steuer übernommen. Außer dieser Verpachtungsart giebt es auch noch eine andere: nämlich das Gut wird um die Hälfte des Ertrags in Bestand gegeben. Der Pächter muß alsdann das Feld ganz zur Saat rüsten und dann Samen einsäen ꝛc., auch die Früchte nachher einfahren. Dagegen muß der Eigenthümer die Hälfte des Samens zur Einsaat geben, die Hälfte der Fruchtschneid- und Ausdresch-Kosten tragen und die ganze Steuer bezahlen. Weil kein Zehend mehr in dieser Gegend statt findet, so zieht der Eigenthümer vom Ertrage der Erndte die zehnte Garbe im Felde vor dem Einfahren ab, und vom Reste des Ertrags hat er die Hälfte; dagegen aber bezahlt er, wie bemerkt ist, die ganze Kontribution.

Noch ist eine andere und vielleicht die beste Art von Verpachtung im Gebrauch, wo nämlich Einer sein in einem Dorfe liegendes Gut in kleinen Parthieen unter Viele vertheilt, mit dem Bedinge, daß sie jährlich den festgestellten Pacht und die ganze Steuer entrichten, Bäume aupflanzen und eine gewisse Anzahl Felder in den Pachtjahren düngen, nach deren Verlauf das Ganze in gutem Stande an den Herrn wieder zurückfällt, und dieses möchte man wohl den industriösen Pachtvertrag nennen.

Früher wurde die Pachtfrist auf 12, 16, 20, 24 Jahre festgesetzt, mit dem Vorbehalt, nach der Hälfte der Jahre aufkündigen zu können. Durch die französische Verpachtungsweise ist es nun auch unter den Privaten Sitte geworden, die Pachtfrist auf 3, 6, 9 Jahre zu setzen, mit der Befugniß, in jedem

dritten Jahre zu kündigen. Und so trugen die Franzosen ihre Unkunde im Ackerbau auf die Deutschen über!

Der Pachtpreis wird nun mehrentheils auch in Geld angesetzt, und obgleich derselbe in einzelnen Fällen auf 4, 5, 6 Prozent des Ankaufs-Kapitals getrieben wird, so steht der Pachtzins doch selten in einem gerechten Verhältnisse mit dem allzuhohen Kaufpreise und rentirt nicht über 2 Prozent. Daher es dann kommt, daß diejenigen, welche nicht selbst bauen und ihr Kapital anders anzulegen wissen, ihre Grundbesitzungen losschlagen. Es ist also vorauszusehen, daß der Städter sein Geld ganz aus dem Boden zurücknehmen, und dieser ausschließlich dem Bauern angehören wird. Die Belebung des Handels und der Industrie und noch einige günstige Jahre für den Ackerbau werden solches bewirken. Ob dieses zum allgemeinen Wohl gereichen werde, steht dahin. Den Städten wenigstens könnte es nicht vortheilhaft werden. Gehört das Grundeigenthum dem Bauern ausschließlich an, so geht die Theilung, wenn nicht Maßregeln dagegen getroffen werden, ins Unendliche, und das platte Land wird am Ende mehr Bewohner als die Städte zählen.

In der Rheingegend ist die Pachtfrist am häufigsten von 6 — 12 Jahren. Der alte Hauptgrundsatz, von welchem die Pachtbestimmung ausging, war Theilung des Naturalertrags in zwei Hälften, wovon die eine dem Eigenthümer, welcher die Abgaben, die andere dem Pächter, welcher die Culturkosten trägt, anheimfiel. Daher entstand denn der Name Halbwinner oder Halfe.

Ich fand einen Seelsorger, der zum halben Korn bauen läßt, das Stroh ganz behält, aber auch den ganzen Dünger hergibt. Alle Fuhr- und Handarbeit steht dem Halfen zu. Das Saatkorn geben beide zur Hälfte, und zum Dreschen stellt jeder seinen Mann. Meine Aecker, sagte mir der Pfarrer, waren sonst gegen eine bestimmte Abgabe verpachtet; da es aber hierbei vielen Rückstand gab und es einem Geistlichen wenig ziemt, Gewalt zu brauchen, so sicherte ich mir auf einem sanftern Wege mein Einkommen.

Ich fand irgendwo am Rheine, bei einer kleinen gewerbevollen

Stadt, wo der Morgen zu 50 und mehr Franken im Einzelnen verpachtet wird, einen Domainenhof von 1400 Morgen, welche unmittelbar an die städtische Gemarkung anstoßen, verpachtet für 2800 Fr. Nahe dabei liegt ein anderer, einem Privaten zustehender Hof von 300 Morgen, welcher 1800 Fr. trägt; erster also 2, letzterer 6 Franken vom Morgen.

Meiner Meinung nach wäre die bei den Domainen angenommene 3 — 6 — 9 jährige Verpachtungsfrist wenigstens an solchen Orten abzuändern, wo jene Frist nicht mit dem landüblichen Fruchtumlaufe zusammentrifft, damit man nicht geradezu der Wissenschaft und jeder Verbesserung des Ackerbaues entgegenarbeite.

Die An- und Abzugszeit in der Rheingegend ist theils den ersten Mai, theils den 22. Februar, theils den 9ten November. Ein bleibendes Inventarium hat nicht statt. Dung und Stroh bleiben auf dem Hofe. An andern Orten nimmt der Abzieher das weiche Stroh mit. Noch gehört ihm als Nachgenuß das eingesäete Wintergetreide, welches sich dennoch nicht über ein Drittel des Areals erstrecken darf.

In der Moselgegend hat der Abzug Lichtmesse (2. Februar) statt. Das Mistrecht, hier Nachbesserung, ist nach den Orten verschieden. Da, wo der Umlauf mit gedüngten Brachrüben anfängt, gehören diese dem Abzieher, so wie die darauf folgende Gerste, und damit hat das Mistrecht ein Ende. Säet aber der Abzieher nach den Rüben, statt der Gerste, Erbsen, so behält er diese ebenfalls, und hat überdem noch Anspruch auf die Hälfte des auf die Erbsen folgenden Getreides. Pflanzt der Abzieher in das gedüngte Land Kartoffeln, oder säet Getreide hinein, so hat er nur den Genuß von diesen, und im zweiten Jahre Nichts weiter zu fordern.

## V. Größe der Wirthschaften.

Ueber die zweckmäßigste Größe der Höfe, die Vor- und Nachtheile der Parzellirung will ich einigen wackern Einwohnern der Gegenden, welche wir vor Augen haben, die Feder überlassen.

„Die Erfahrung lehrt, sagt ein Bewohner der Moselgegend, und es ist auch sicher, daß bei unserer freien Verfassung, im Allgemeinen genommen, kleinere Landwirthschaften dem Staate sowohl wie dem Besitzer am zuträglichsten sind. Der Spekulationsgeist zu Verbesserungen hat freieren Spielraum und wird nicht durch die Sorge für die vielen einzelnen Stücke bei großen Höfen unterdrückt. Die Wirthschaft wird besser übersehen, und das Gut durchaus reichlicher gedüngt, zweckmäßiger gebaut und benutzt. Das Beispiel davon geben die Domainen-Verkäufe und deren Versteigerungen im Kleinen fast in allen Dorfschaften unserer Gegend. Die Einwohner vermehrten dadurch ihr Privateigenthum, die Bevölkerung und der Viehstand nahmen zu, die Brache wurde großentheils abgeschafft, die künstlichen Wiesen vermehrten sich, und der Landmann ist durchaus in einem weit bessern Vermögenszustande, als er vorher war.“

„Dagegen wäre die Zerstückelung einzelner Feldstücke in zu kleine Theile nachtheilig, und es wäre wohl gut, daß keins der besten Felder weniger als den achten Theil eines Morgens umfasse. Gewöhnliche Felder sollten nicht unter dem vierten Theil eines Morgens vertheilt werden, weil eine zu starke Theilung durch die vielen Trennungsfurchen viel Land unbenutzt läßt, und die Polizeiaufsicht über die Sicherheit des Eigenthums der Feldfrüchte erschwert.“

„Es zeigt sich, daß ein Gut, wozu 2 Pferde zum Bebauen nöthig sind, hier am einträglichsten benutzt wird.“

In der Rheingegend sind die Meinungen verschieden. Ich führe sie beide an.

Die mittleren Landwirthschaften von 150 — 200 Morgen Ackerland — schreibt Jemand aus dem Kreise Siegburg — sind gewöhnlich die besten.

Pächter, die nur etwa 100 Morgen Land im Gebrauch haben, sind so unvermögend, wie andere geringe Bauern oder Tagelöhner; sie borgen daher vor der Erndte durchgehends bei Juden und Kornhändlern, oder verkaufen wohl gar die Früchte, besonders den Raps, ehe sie erreift sind, behelfen sich durchgehends mit kleinem, öfters nur im Heuer stehenden Rindvieh; daher solche geringe Pächter, wenn sie dabei keine eigenen Gü-

ter mitkultiviren, oder ein Nebengeschäft betreiben, wie doch in hiesiger Gegend meistens der Fall ist, in Kriegszeiten, bei entstehenden Viehseuchen und Mißwachsjahren meistentheils ganz verarmen und die Güter nicht gehörig behandeln können.

Die größte Klasse von Höfen, zu 250 bis 300 Morgen Ackerland, welche zwar im Herzogthum Berg sehr selten sind, erfordert einen klugen und durchaus fleißigen Wirthschafter, der dabei so viel Vermögen besitzen muß, daß er einige Kriegs- und Mißwachsjahre überstehen kann.

Ein Pächter, der diese Eigenschaften nicht besitzt, kann die große Wirthschaft nicht gehörig übersehen, auch nicht so viel Vieh halten, als zur Dünge erforderlich ist, wenn sonst keine Schaftrift zum Gute gehört.

Wenn die Stallfütterung des Rindviehes (wie hier durchgehends der Fall) eingeführt ist, und Mißjahre eintreten, und in Kriegszeiten, wo die Landwirthe durch Einquartierung, Vorspanndienste und Requisitionen vorzüglich leiden, muß der Pächter eines großen Hofes durchaus zu Grunde gehen, wenn er kein eigenes Vermögen besitzt und nicht einige harte Jahre überstehen kann.

Aus der Parzellirung der Höfe, besonders wenn die Gründe meistbietend versteigert werden, entsteht allgemeine Verarmung der Unterthanen; ein Nachbar überbietet und verdirbt den andern, die Aecker werden durch unaufhörliche Besäung ausgesogen; die meisten solcher Parzellen-Pächter in hiesiger Gegend haben ihr Eigenthum schon bei solcher Pachtung eingeschmolzen, die übrigen sind Bettelvolk, welches durch Rauben und Stehlen auszuhelfen weiß, wenn der gepachtete Acker nicht so viel einbringt, als davon Pacht gegeben werden muß.

„Große Güter — sagt ein Bewohner des Herzogthums Berg —, welche unter einer ungetheilten Wirthschaft stehen, haben den Vortheil für den Staat, daß so viel mehr auf denselben producirt als konsumirt, also so viel mehr für die übrigen Konsumenten, die nicht produciren, in Cirkulation kommt. Dagegen aber gewinnen Angesessenheit und Bevölkerung, je mehr der Grundbesitz vertheilt wird, und desto mehr Fleiß wird auch auf die Produktion verwendet. Dieses sind unwidersprechliche Gründe, warum das höhere Staatsinteresse der Vertheil-

lung keine Hinderniſſe entgegenſetzen darf, jedoch mit Vorbehalt der polizeilichen Obhut, daß nicht irgendwo ſo kleine elende Wirthſchaften angelegt werden, wobei vorauszuſehen iſt, daß der Beſitzer nicht anders als auf Unkoſten ſeiner Nachbarn durch Entwendungen ſich erhalten oder der Armenpflege zur Laſt fallen werde. Den Gutseigenthümern muß es unter dieſem Vorbehalt überlaſſen bleiben, auch pachtweiſe ihre Grundſtücke ſo viel zu vertheilen, als es ihrem Intereſſe angemeſſen iſt. Dieß iſt konſequent mit dem Princip der Freiheit im Verkehr, Beſitz und Genuß des Eigenthums. Das Intereſſe der Gutsbeſitzer und der Ackerwirthe wird dem Gebrauch dieſer Freiheit von ſelbſt ſchon Schranken ſetzen, und große Wirthſchaften da bei einander halten, wo großer Gewinn daraus zu ziehen iſt."

## VI. Marken und Gemeingründe.

Im Bergiſchen gibt es: a) Gemeinheitsgründe im eigentlichen Sinne des Worts, zu welchen eine ganze Gemeinde berechtigt iſt, oder an welchen alle Hofſtellen einer Gemeinde Theil haben, und b) Gemarken-Gründe, welche unter beſonders berechtigte Individuen oder Güter theilbar ſind, aber gemeinſchaftlich benutzt werden.

Von letzterer Gattung findet man die meiſten. Beide beſtehen hauptſächlich in Büſchen und nicht urbaren Haiden. Ackerland und Wieſen ſind ſelten damit verbunden. Es giebt viele, doch nicht ſo viele, wie in manchen andern Ländern, indem die zahlreiche Bevölkerung Theilung und Benutzung des gemeinſchaftlichen Beſitzes zu individueller Angeſeſſenheit benutzt hat.

Konſequent mit dem Intereſſe der Bevölkerung und der durch Vertheilung des Grundbeſitzes gewinnenden Cultur verdient die Theilung begünſtigt zu werden, vorbehaltlich der nöthigen Ausnahmen in einzelnen Fällen, wo zur Erhaltung kleiner ländlicher Wirthſchaften und der davon abhangenden Bevölkerung ein Gemeinheitsgrund im wahren Sinne des Worts ſich nicht theilen läßt, ohne die Exiſtenz der Bevölkerung zu gefährden.

Bei Gemarken, die unter bestimmte Individuen theilbar sind, darf keine Theilung erschwert werden. Aus der Freiheit des Eigenthumsrechts fließt das Recht, auf Theilung zu klagen, wenn der Eigenthümer nicht länger in Gemeinschaft bleiben will. Diesen staatswissenschaftlichen und rechtlichen Grundsätzen gemäß wurde unter pfalzbaierischer Regierung die Theilung der gemarkten Gründe völlig sanktionirt. Aber unter französischer Herrschaft wurde diese Theilung erschwert, und zwar aus einseitiger finanzieller Rücksicht, in Verbindung mit dem Einfluß, welchen die Domainen-Forstverwaltung sich zu verschaffen wußte. Diese zog die Gemarken, eben so gut wie Gemeinheitsgründe, unter ihre Verwaltung, und wußte eine Verwechselung oder Verwirrung dieser wesentlich verschiedenen Begriffe bei den lokalunkundigen Franzosen geschickt zu unterhalten. Den Gemarken-Beerbten wurde das Recht, ihr Eigenthum selbst zu verwalten, ohne Weiteres durch Machtsprüche genommen.

Gleich den Domainenbüschen wurden auch auf die Gemarkenbüsche die Gehalte des Forstpersonals eingetheilt, und bei Holzverkäufen genossen die Forstbeamten ebenfalls die üblichen, nicht unbedeutenden Emolumente. Es war daher zugleich ein eigennütziger Vortheil für die Domainen-Forstadministration und ihr Personal, der hierbei, auf Unkosten des Rechts des Privateigenthums, bezweckt wurde.

So stehen die Sachen leider noch bis auf diesen Tag, und da in den meisten Gemarken die Domainen selbst Eigenthumsantheile haben, so war es bei solcher Vorherrschaft den übrigen Eigenthümern um so weniger bisher möglich, zur Ausübung ihres Rechtes zurück zu gelangen.

Daraus ergibt sich denn auch, welches der jetzige Zustand und die Benutzung der ungetheilten Gründe seyen. Klage über Usurpation der Domainen-Forstverwaltungen und großer Unwille ist die allgemeine Stimmung. Unparteiisch genommen sind die nützlichen Anstalten nicht zu verkennen, welche die Forstverwaltung hin und wieder für die Holzcultur trifft; auch ist in vielen Theilen bessere Ordnung in die Verwaltung gebracht. Im Ganzen genommen ist aber nur Eine Stimme darüber unter den Eigenthümern, daß sie Schaden und nicht den gehüh-

renden Genuß haben. In allen Fällen kommen die Gründe, welche die Domainen-Forstverwaltung für sich haben mag, nicht in Anschlag wider Eigenthumsrecht und wider den größeren Nutzen, den jeder Eigenthümer, wenn er sein Stück nach der Theilung selbst cultivirt, daraus ziehen wird.

Außerdem kommt hierbei in Betrachtung zum Vortheil der Theilung, daß die Gemarken nicht aus großen Forsten von einigen tausend Morgen bestehen, welche zum Besten des bedeutenden Hochwaldes zusammengehalten zu werden, ein besonderes forstwissenschaftliches Interesse für sich hätten, sondern es sind meistens nur Bezirke von einigen hundert, selten von vielen hundert Morgen. Aber auch bei diesen größeren Gemarken, gelegen in einer wirthbaren Umgebung eines fabrikreichen Landes, ist das Interesse der Bevölkerung das Höchste, und spricht zum Vortheil der Theilung im Gegensatz zu dem Interesse der Holzcultur.

Vom Zustand und der Benutzung der getheilten Gründe gibt vielleicht keine Provinz in Deutschland ein glänzenderes Beispiel als der Fabrikort Gemarke bei Elberfeld, welcher auf Gemarken-Gründen entstanden und noch davon seinen Namen trägt.

Nach dem Vorhergehenden ist kein Zweifel, daß durch Theilung der Gemarken-Gründe Ackerbau, Viehzucht und Bevölkerung befördert werden. Indessen wäre doch, was die Gemeinheitsgründe im eigentlichen Sinne betrifft, oft durch umständliche Berichte der Localbehörden zu erörtern, ob eine Theilung angehen könne, oder ob solche wegen der Erhaltung der Wohnsitze und Ansiedlung der dabei betheiligten Bevölkerung versagt werden müsse.

In Rücksicht des Markenwesens hiesiger Gegend muß ich noch Folgendes hinzusetzen: Die Berechtigung zu Gemarken besteht in einzelnen Theilen, welche Gewalten heißen. Eine Gewalt ist oft in mehrere Theile, nämlich in halbe, Viertel-, Achtel- u. s. w. Gewalten, getheilt. Diese Gewalten kleben meistens Gütern an, stehen aber in keiner nothwendigen Verbindung damit, sondern kommen oft als selbstständiges Eigenthum

vor, so daß Gewalten für sich besessen und veräußert werden, gleich jedem Antheil an Grundeigenthum.

Alles Gesagte betrifft die Rheingegend. In der Moselgegend sind beinahe alle bestehende Gemeingründe von den Franzosen veräußert worden, die Waldungen ausgenommen. In einer so sehr bevölkerten, so sehr nach dem Ackerlande gierigen Gegend, wo die Stallfütterung allgemein eingeführt ist, können keine Gemeingründe ohne Sünde bestehen. Alles muß dem Pfluge und dem Karst weichen. Berge werden abgetragen, und auch der steilste Boden wird in Ackerland umgeschaffen.

## VII. Servituten.

Alle der Cultur schädlichen Dienstbarkeiten, eben so wie Spann- und Handdienste, sind in der Moselgegend durch die französische Gesetzgebung, und zwar, wie bekannt, ohne Entschädigung der Berechtigten aufgehoben.

Brachzwang oder sonst eine bestimmte Eintheilung des Feldes, zu deren Beobachtung Jemand verpflichtet wäre, gibt es nicht. Jeder cultivirt, wie er es will, wiewohl nicht immer ohne Nachtheil seines Nachbarn. Nur dann, wenn die Erndte abgebracht ist, können Schafe und anderes Vieh das Feld besuchen.

Die Wiesen stehen dem Hornvieh — denn die Schafe werden im Winter nach den Moselgebirgen auf die Winterweide getrieben — vom November an bis zum 17. März offen.

Jedem steht frei, das Seinige einzufriedigen, und von dem Augenblicke an bleibt das gefriedigte Stück aller fremden Hut entzogen, so gut als wenn es ein Garten wäre.

Auf dem ganzen linken Rheinufer hört die Zehntpflichtigkeit auf, besteht aber, wie vorher, noch auf dem rechten. Indessen ist auch hier seit der französischen Gesetzgebung der Naturalzehnt sowohl als der Geldzehnt zu Kapital angeschlagen ein ablöslicher Gegenstand geworden. Man verfuhr also hier nach den Principien der Billigkeit, welche dort in dem ersten tumultuarischen Wesen, wo es um den Fang des größeren

Haufens zu thun war, zum Nachtheile der Kirche sowohl, als so vieler Privaten übergangen worden war.

Eben so gerecht ist in dem Bergischen die Verfügung: daß der Zehentberechtigte für seinen Antheil dem Pflichtigen pro rata in der Entrichtung der Steuern zu Hülfe kommen muß, nach dem Grundsatze, daß die zehnte Garbe so gut wie die neun übrigen Frucht der Erde sey, und als solche der Grundsteuer unterworfen seyn müsse.

In dem Kreise Siegburg wird jetzt meistens der Garbenzehent auf folgende Art entrichtet: Von 100 Garben enthält der Berechtigte ihrer 8, wofür er aber dem Pflichtigen alle Garben auf den Erndtewagen gabeln muß, die Kirche zu unterhalten, und sonst noch Manches zu leisten hat. Dabei ist nur das Getreide zehentschuldig, alle übrigen Früchte sind frei.

Besonders hart drückt der Naturalzehent diejenigen Bewohner des rechten Rheinufers, bei welchen der Ackerbau nur Nebensache, der Weinbau aber das Hauptgeschäft ist. Bei ihnen, wo es immer an Stroh fehlt, um den vielen zum Weinbau erforderlichen Dung beizubringen, ist die Entbehrung des 10. oder 12. Strohbundes ein sehr fühlbarer Verlust.

## VIII. Hindernisse und Misbräuche.

Wege. Unsterblich, wenn auch blos der Wege halber, bleibt in dem vormaligen Rhein- und Moseldepartement der Name Lezay Marnesia, seines vormaligen Präfekten. Nie gab ein Verwalter sich mehr Mühe um diesen Hauptgegenstand öffentlicher Wohlfahrt, nie verstand ihn Jemand besser, als jener hochherzige Mann. Die Beweise davon sind noch da, noch liegen die Spuren davon vor Jedermanns Augen. Ich sage noch, in der Furcht, daß ihre Ueberreste durch die Nichtunterhaltung derselben in Kurzem verschwinden werden.

Keine Neuerung der französischen Verwaltung wird dankbarer anerkannt, die Fortsetzung keiner derselben sehnlicher gewünscht, als diese. Wichtig ist es, diese noch lebende Stimmung des größern Haufens zum Guten nicht verflüchtigen, und das Landvolk, aus Mangel der Kenntniß eines Bessern, in

seine vormalige Indolenz über diesen Punkt nicht zurückfallen zu lassen. Noch kann man ohne Anstand tausend willige und eingeübte Hände dazu aufbieten, welche nach 25 Jahren sich nur mit Unwillen dazu verstehen werden. Noch ist die Ausbesserung des Angefangenen leicht; zerfällt aber einmal das Fundament, so bleibt seine Wiederherstellung eine herkulische Arbeit, zu welcher man nicht allemal die Schultern, d. i. den Eifer, die Thätigkeit und die Intelligenz des braven Lezay finden wird.

Seine von ihm über den Wegebau erlassenen, meistens gedruckten Verfügungen sind so bestimmt, so zweckmäßig, ihre Güte hat sich durch den Erfolg so sehr bestätigt, daß sie als Muster aufgestellt zu werden verdienen. Er hat den Wegbau (ich rede hier nicht von Heerstraßen, sondern von Communikationswegen) in ein System gebracht und alle unzureichende Plackerei davon entfernt.

Jeder Wohldenkende sieht also nur mit Wehmuth den Verfall eines so schön begonnenen Werkes. Zwar ermangelt die Königliche Regierung nicht, die Ausbesserung und Unterhaltung der Wege bestens, aber gütigst zu empfehlen; allein die Herren Bürgermeister haben ein zu hartes Gehör, als daß sie bloß mit gelinden Worten zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bringen wären. Haben die Landräthe nicht die Macht, die Säumigen zur Strafe zu ziehen, so bleibt es um die Wege geschehen. Zum Lenken selbst edler Rosse gehört, außer dem tüchtigen Reiter, noch ein tüchtiger Zügel. Vor Allem müßten die weisen Verordnungen Lezay's wieder zur Hand genommen und befolgt werden.

Jagd. Es gibt Gegenden im Bergischen, wo Domänial-Jagden vielen Wildschaden verursachen, und die Klagen der Ackerwirthe schon öfter laut geworden sind, aber gewöhnlich ohne Erfolg. Es ist eine schwere Aufgabe, die Erhaltung der Jagdgerechtsame, für welche die Jagdlustbarkeit ein herrschendes Motiv und ein mächtiger Fürsprecher ist, mit den Eigenthumsrechten des Landmannes, der den Wildschaden erleidet und auf seinem Eigenthum das Wild dennoch nicht tödten darf, zu vereinigen. Verpachtung der Domänial-Jagden möchte wohl noch das beste Mittel seyn, dem Ackerbau zu Hülfe zu kommen, in-

dem die Klagen des Gedrückten über Wildschaden eher gegen einen Privaten, als gegen die landesherrlichen Jagdbeamten Gehör finden würden. Wehe, wo das Uebel von oben herab kommt!

Die Klagen gegen das Einzelnhüten des Viehes sind so allgemein, daß ich mit jeder Gelegenheit darauf zurückkommen muß. „Nichts — sagt ein Landbewohner aus der Gegend von Koblenz — ist dem eigentlichen Landwirthe schädlicher, als das Einzelnhüten des Viehes, welches die ärmere, immer zahlreiche Classe hier zu Lande ausübt. Die das Vieh hüten sollen, sind Kinder, denen es schon an Kräften fehlt, es in Schranken zu halten. Aber noch mehr Schaden, als die Schwäche, richtet die Unredlichkeit an, und das, was der Zahn des Viehes verschont, wird von den Füßen der Kinder zertreten. Dieser Schaden ist besonders auf unsern kleinen Parcellen, wo Klee, Raps, Kohl und Getreide untereinander laufen, auffallend und unberechenbar. Die Eltern schicken ihre Kinder, statt nach der Schule, mit dem Vieh den ganzen Tag auf's Feld; statt Sitten lernen sie hier Unsittlichkeit. Hehlen, betrügen, Schaden zufügen, stehlen und rauben wird ihnen dabei zur zweiten Natur.“

„Auch für den mittelmäßigen Bauer ist die Viehhut bei uns schädlich. Derjenige, welcher nicht für Eine Kuh Nahrung hat, hält ihrer gewöhnlich zwei und ein Rind obenein. Er sieht weniger auf den Ertrag als auf die Zahl seines Viehstandes. Hat er sich im Sommer, oft auf anderer Leute Kosten, damit durchgeschleppt, so kommt der Winter, und mit ihm bricht Noth für Vieh und Menschen ein. Die größte Wohlthat würde ein absolutes Verbot alles Einzelnviehhütens seyn. Die Stallfütterung würde dann von selbst kommen, fremder Schaden verhütet und eigenes Wohl befördert werden. Dieses ist der Wunsch aller redlichen Landleute meiner Gegend.“

Brenn- und Baumaterial. Hier, so wie in allen Gegenden, die ich noch beschrieben habe, ist die Holzcultur schlecht. Was noch gut war, haben der leidige Krieg und die leidige Forstverwaltung der Franzosen zerstört. Wir müssen hoffen, daß es besser werden wird. Zum Glück erleichert der Rhein,

so wie die Mosel, die Zufuhr von Brenn- und Bauholz, und von Steinkohlen.

## IX. Obstcultur.

Es wird erfreulich seyn, etwas über die Obstcultur in der Moselgegend zu sagen. Sie fängt hauptsächlich bei Andernach an und erstreckt sich bis weit oberhalb Koblenz, und ist einer der Haupterwerbszweige dieser Gegend. Nach einer Rechnung des landschaftlichen Syndikus in einem der letzten Jahre des guten Fürsten Clemens Wenzeslaus betrug der Ertrag der Kirschen allein in den 6 Dörfern Metternich, Rübenach, Bubenheim, Mulheim, Kaerlich und Hettich in einem Jahre 18,000 fl., über 9800 Thaler preuß. Cour.

Vor einigen Jahren löste die Gemeinde Rübenach, laut geführten Protokolls, aus ihren Kirschen 10,000 Franken, welche allein zu Schiffe abgegangen waren, ohne die, welche einzeln nach Coblenz getragen wurden, und ohne alles übrige Obst an Aepfeln und Birnen.

Ueber diesen Kirschenhandel ad protocollum muß ich Folgendes anführen: Die Schiffer kommen in die Dörfer und schließen vorläufig den Handel. Ist die Zeit zum Einschiffen da, so wird mit der Glocke ein Zeichen gegeben, und sogleich macht sich Jedermann an das Kirschenbrechen, und bringt sie nach dem Ufer, welches nicht selten bis auf eine Stunde vom Dorfe entfernt ist. Von Seiten der Bauern hält sich einer ihrer Schöffen bei dem Schiffe und wiegt das ankommende Obst korbweise ab. Die Kirschen werden in das Schiff ausgeschüttet, und der leere Korb wieder zurückgegeben. Der Betrag wird zu Protokoll genommen, und die ganze Summe von dem Schiffer an den Schöffen erlegt, welcher am folgenden Sonntage nach der Vesper jedem der Lieferanten seine Rata zustellt.

Bei dem Einrücken der Franzosen 1794 verlor Metternich alle seine Obstbäume, an der Zahl 14,000 Stück. Der Abgang wurde zwar bald wieder mit 16,000 neuen Bäumen ersetzt; allein da zwischen dem gepflanzten Baume und seinem befriedigenden Ertrag ein Zeitraum von vielen Jahren hinläuft, so hörte man

hundertmal von den Einwohnern, daß sie lieber zweimal ihre Häuser in Flammen als ihre lieben Obstbäume unter der Axt fallen gesehen haben würden.

In diesem Industrie-Zweige bleibt hier wohl Nichts mehr zu wünschen übrig, als vielleicht, daß er manchmal nicht mit einer Art von Wuth betrieben werden möge. Die Fluren sind zum Theil wirkliche Obstwälder geworden, welche man nicht ohne eine Regung von Staunen ansehen kann.

Auch um diesen Zweig ländlicher Industrie erwarb sich der wackere Marnesia vieles Verdienst, wenn gleich der bekannte kleine Mißgriff mit den Ciderapfelreisern aus der Normandie mit unterlief. Auch der thätigste, kräftigste Mann ist von Fehlern nicht frei, welche zu begehen der gewöhnliche Mann zu klein ist. Marnesia verordnete und sorgte dafür, daß jede Mairie ihre Baumschule hatte, wobei man denn auch von ihm erwarten mußte, daß exotische Gewächse mit unter die Nutzbäume einliefen. Allein jeder Druck des Genies vermehrt die Impulsion auf den großen Haufen, weckt aus dem Schlafe, reizt die Neugierde, bringt zum Denken, erweitert die Begriffe und führt am Ende zum Bessern.

Gesegnet bleiben die Spuren des edeln, wohlthätigen Mannes. Möchte man sie nicht ganz durch den Verfall der Nebenwege und der Dorfbaumschulen in dem ehemaligen Rhein- und Mosel-Departement verschwinden lassen!

Die Wuth des Obstpflanzens, deren man einige Gemeinden beschuldigen könnte, besteht in dem Zusammendrängen der Bäume. Da der Boden äußerst parcellirt ist, so pflanzt Jeder auf sein Feld, hat es auch nur die Breite von 16 Fuß, eine Reihe Obstbäume. Der Nachbar, um nicht zu kurz zu kommen, pflanzt eine Reihe dagegen, und so von Feld zu Feld kann im Sommer kein Sonnenstrahl mehr zur Erde, und die Bäume tragen weit weniger, als sie bei gehörigem Zwischenraume tragen würden. Diesem Unfuge müßte durch eine Verordnung gesteuert werden, welche untersagte, einen Baum näher als 16 Fuß an die Grenzen seines Nachbars zu bringen, wie solches auch schon früher in Marnesia's Plane lag.

## X. Beſchaffenheit des Bodens.

Es hält ſchwer, einen von einem Strome, wie der Rhein, angeſchlämmten Boden mit Genauigkeit anzugeben. Thon und Sand und Grand und Kieſel und verwitterte Steine kommen darin in tauſend verſchiedenen Miſchungen vor. Größer noch iſt die Verſchiedenheit in dem Untergrunde. Wie oft kommt nicht das Meiſte auf die ſtärkere oder geringere Tiefe der Oberkrume an? Das Richtigſte wird ſich wohl in der Folge aus den anzugebenden Fruchtfolgen und Cultur-Gegenſtänden, die in der Rheingegend vorkommen, ergeben. Hier wird genug ſeyn, zu ſagen, daß, einige moorige und ſandige Stellen ausgenommen, der Boden im Ganzen gut iſt. Daß in der gegenwärtigen Abhandlung bloß von der ebenen Fläche des Rheinthales die Rede ſey, glaube ich geſagt zu haben.

Der Boden der Moſelgegend bietet durch die Beimiſchung vieler vulkaniſcher Stoffe eine noch größere Verſchiedenheit dar. Der am niedrigſten gelegene, längs dem Rheine herziehende Theil enthält einen guten Antheil Thon und iſt durchgehends ein ſehr guter Boden. Er wird in dem Maaße ſandiger und grandiger, als man ſich von dem Fluſſe entfernt, wo ſich dann zugleich die Gegend erhebt. Auch findet man an dem Rheine dergleichen kieſige und ſandige Stellen, da nämlich, wo ſich Erhöhungen vorfinden.

Die Krume iſt hier durchgehends tief genug, um eine vollſtändige Cultur zuzulaſſen. Die ſandigen Stellen haben eine Tiefe von 2, 4, 6 Fuß, wo ſich dann eine ½ bis 1½ Fuß ſtarke Borke von ſehr grobem und verhärtetem Flußſand vorfindet. Eine ähnliche Borke findet ſich auch unter dem mehr thonigen Boden.

So gut aber auch immer der angeführte Boden iſt, ſo hat er doch die Kraft und Conſiſtenz nicht, welche ein Theil des Jülicher Landes und der Hellweg in Weſtfalen beſitzen. Er leidet daher etwas in trocknen Jahren. Auch folgt, daß er leicht zu bearbeiten iſt.

Trockner, ſandiger und überhaupt geringer als der Boden

der angeführten Gegend, wiewohl nicht schlecht, ist der Boden des höher gelegenen Maifeldes. Statt daß wir nach dem Rheine zu einen sandigen und grandigen Lehm finden: finden wir auf dem Maifelde nur einen lehmigen und grandigen Sand, der aber dadurch, daß er eine gelbe Lehmschicht zur Unterlage hat, zureichende Feuchtigkeit aufnimmt. Nasse Jahre bleiben indessen immer für diese Gegend die günstigsten, wie denn das traurige Jahr 1816 ein wahres Glücksjahr für sie war. Schlechter ist allerdings der Boden da, wo sich gleich unter der oft seichten Krume ein fester, schiefriger Sandstein (hier Pretz) durchzieht, unter welchem sich dann wieder eine Schicht von unfruchtbarem gelbem Lehm befindet. Hier kann wohl nur in feuchten Jahren Etwas wachsen.

Als eine sonderbare Erscheinung führe ich an die unzählbaren Nesseln, welche ich auf einigen Brachfeldern bei Polch fand. Man hätte glauben können, sie wären hingesäet worden. Da mußte also wohl unter der sandigen Krume eine kostbare Thonschicht ruhen.

Mehr nördlich stößt man endlich auf die vulkanische Gegend, die sich von dem Lacher See aus, als dem Becher des längst erloschenen Vulkans, auf ein paar Stunden weit umher erstreckt. Der größte Theil dieses Bodens ist ein leichter Bimstein, welcher nur durch die Gewalt der Cultur zum Tragen gebracht worden ist. Unter jener leichten Schicht findet sich dann gewöhnlich eine 4—8 Fuß mächtige Schicht von reinem Bimstein und unter ihr eine noch stärkere von Mergel.

## XI. Weiden und Wiesen.

In der Rheingegend, und noch mehr in der Moselgegend, findet sich ein großer Mangel an Wiesen und ein gänzlicher Abgang an Weiden. Letzteres finde ich für die Erhöhung des Gewerbfleißes sehr zuträglich. Ersteres aber setzt eine Wirthschaft durch den theuren Ankauf des Heues immer etwas zurück.

Ist der Boden nicht vorzugsweise zum Klee geeignet, so wird eine öftere Wiederholung der Brache zur Ersparung des

Düngers nöthig, und dieses ist leider der Fall in manchen der hiesigen Distrikte, besonders in der Moselgegend.

Man wird das Verhältniß der Ausdehnung der Wiesen zu der des Ackers im Durchschnitte nicht stärker als 1 zu 20 annehmen dürfen. Es gibt Dörfer, wo es nur wie 1 zu 40 steht.

Die Luzerne, welche man in letztgedachter Gegend häufiger als den Klee trifft, ist zwar vortrefflich zur grünen Fütterung, weit weniger aber zum Heuen, und mit der Esparsette ist man, ich weiß nicht recht warum, noch nicht vorgerückt. Wahrscheinlich hat man die Cultur an manchen Orten nicht verstanden. Dabei ist man, durch die Lebhaftigkeit des sonst so biedern Marnesia, zu rasch damit zu Werke gegangen, und hat eben so rasch den Muth wieder sinken lassen, geschreckt durch einige unzureichende und mißlungene Versuche. Auf dem Maifelde zumal würden, wenn diese edle Pflanze daselbst gelingen wollte, Wunder für den Ackerbau daraus hervorgehen.

## XII. Zusammensetzung der Wirthschaften.

Rheingegend. Auf einem Hofe von 250—300 Rheinmorgen unterhält man gewöhnlich 8 starke Zugpferde, ein paar Ochsen, 20 Kühe, 12 Rinder und Kälber, 150 Stück Schafe und 20 Stück Schweine.

Auf einem Gute von 120—180 Morgen 5—6 Pferde, 15 Kühe, 12 Rinder und Kälber, 15 Schweine, selten aber Schafe.

Auf einem Gute von 80—100 Morgen werden 2—3 Pferde, 1 Ochse, 9 Kühe, 8 Rinder und Kälber, 9 Schweine und keine Schafe gehalten.

Zu Richterath oder Innigrath fand ich einen guten kleinen Landwirth, der 50 Rheinmorgen mit einem Pferde baut; wobei ich aber bemerken muß, daß er seine leichten Felder nach einander eindreischt.

In den kleinen Ortschaften, wo die Stallfütterung üblich, hält man auf 20 Morgen Land gewöhnlich 7 Stück Rindvieh und 2 Schweine, und im Hause des geringsten Taglöhners oder Handwerkers, der keine Aecker hat, wenigstens 1, wo nicht 2 Kühe und 1 Kalb.

Auf den größten Gütern werden das ganze Jahr hindurch 12 männliche und 6 weibliche Dienstboten, auf den mittlern 6 männliche und 4 weibliche, auf einem Gute der dritten Classe 3 männliche und 3 weibliche Dienstboten gehalten.

Es versteht sich, daß auf den Gütern aller Classen weniger Dienstboten gehalten werden, wenn der Bewohner des Guts erwachsene Kinder hat; denn man läßt solche nicht spazieren gehen. Besonders jene sind die besten Wirthschaften, wo 2 bis 3 Söhne selbst pflügen.

In den kleinern Wirthschaften von 20—30 Morgen werden gewöhnlich außer einem Ochsen-Jungen und einer Magd keine andern Dienstboten gehalten; im Nothfall braucht man einen Taglöhner.

Auf großen Gütern bekommt der erste Knecht 180 Franken, der zweite 160 Fr., der dritte 120 Fr. und der geringste 80 Fr.; die Mägde bekommen, Alles zusammen gerechnet, nicht weniger als 70—90 Fr.

Des Morgens erhält das Gesinde eine gute Suppe nebst Butter und Käse, am Mittage dasselbe und dabei eine starke Portion Fleisch; Abends verhält sich's wie Morgens, nur kann dann statt der Butter Schmalz gegeben werden. Freitags und Sonnabends wird kein Fleisch, Sonntags aber dessen zweimal gereicht.

Zwei Dritttheile des Jahres hindurch bekommt das Gesinde auch gewöhnliches, in der Erndtezeit aber gutes Bier, wovon der Ohm in gewöhnlichen Jahren 9 Franken kostet.

In den Sommermonaten vom Mai bis October wird um 5 Uhr Nachmittags noch extra eine Mahlzeit gehalten, und Milch nebst Butter, Käse und Brod gespeiset.

Der üblen Gebräuche unter dem Gesinde, sagt ein hiesiger Landwirth, sind unzählig viele. Seitdem die Conscription und die französischen Gesetze nebst den französischen Moden eingeführt worden, ist das Gesinde sehr wenig nütze. Die besten Arbeiter sind Soldaten geworden und taugen nicht viel mehr für den Ackersmann, wenn sie zurückkommen. Frechheit gegen die Brodherrschaft, Faulheit und Ausgelassenheit sind überall eingerissen. Will die Herrschaft Etwas einreden, so läuft das Gesinde weg,

und vermiethet sich anderswo. Die ehemals von der Baierschen Landesregierung erlassene Gesindeordnung wird gar nicht mehr geachtet.

Auf einem Hofe von 120—180 Morgen werden 2—3 Taglöhner erfordert. Außerdem wird alles Getreide durch eigen bedungene Schnitter abgebracht, hierzu werden fremde Leute aus den Gebirgsgegenden genommen.

Der Lohn des Gesindes, so wie auch das Schnitt- und Taglohn überhaupt, sind seit 20 Jahren um 50 Procent gestiegen.

Moselgegend. Höfe von 80, 100—120 Moselmorgen haben 6 Pferde oder 3 Pferde und 2 Zugochsen, 8—16 Kühe, 3—400 Schafe, 8—10 Schweine, 3—4 Knechte, 2—4 Mägde, 1 auch 2 Schäfer.

In den kleinern Wirthschaften findet man 2 Ochsen oder 1—2 Pferde, 6—8 Kühe, 2—4 Schweine, 1 männlichen und 1 weiblichen Dienstboten, vorausgesetzt, daß der Hauswirth mit Frau und Kind die meiste Arbeit selbst verrichtet.

Dann gibt es häufig Leute, die nur einen Zugochsen, 2—3 Kühe, 1—2 Schweine haben.

Zu Lonich auf dem Maifelde hält ein bedeutender Landwirth auf 300 Morgen nicht mehr als 6 Pferde, welche, wiewohl auf leichtem Boden, dennoch ihre Arbeit haben. Dabei hat er 23 Kühe. Die Anzahl der Schafe kenne ich nicht.

Der Meisterknecht in einer großen Wirthschaft erhält mit Inbegriff einiger Kleidungsstücke 150—170 Franken, der zweite Knecht 110—120. Häufig herrscht hier auch die Gewohnheit, daß der Oberknecht einige Morgen eingesäetes Land statt Lohns erhält. Eine Magd steht sich ohne Zubehör auf 30, 40—50 Fr.

Die Kost besteht Morgens aus Erbsen- oder Kartoffelsuppe und weichem Käse; Mittags aus einer ähnlichen Suppe, Gemüse und Butter; auf die Nacht kommen die Supp- und Gemüsereste vom Mittag, Kartoffelsalat und weicher Käse.

Dreimal in der Woche wird Fleisch oder Speck gereicht, Sonntag Abends aber Butter zu dem Uebrigen gefügt.

In der Erndte erhält das Gesinde des Mittags alltäglich Fleisch, Butter und harten Käse; dabei zum Trunk Bier und

Cider; am Morgen Branntwein, am Nachmittage Milch mit eingebrocktem Weißbrode.

In den Gegenden, wo das langweilige Sicheln des Getreides, wie vormals in dieser ganzen Gegend, noch üblich ist, braucht man auf einem der größern Höfe 18—25 Menschen, auf den kleinern 10—14. Seit dem Hauen und Mähen des Getreides, welches sich immer mehr verbreitet, braucht man nur den dritten Theil dieser Personen. Die Schnitter kommen aus den Gebirgsgegenden herbei, wo die Erndte um 2, 3—4 Wochen später als in der Fläche eintritt.

Beim Abbringen des Sommergetreides begnügt man sich mit der Hälfte jener Arbeiter, so auch bei der Kartoffelerndte.

Einem Arbeiter in der Erndte, wo die Hitze groß und der Tag lang ist, werden gewöhnlich 12—14 Stbr. = 4—4½ gGr. gegeben. Weibsleute erhalten weniger. Der Vorschnitter hat gewöhnlich 6—6½ gGr. Daneben ist die Kost in der Erndte gewöhnlich weit besser, als sonst die der Taglöhner. In der Heuerndte bekommt der Mäher des Tages gewöhnlich 17 Stbr., 5 auch oft 6 gGr.; wird Getreide gemäht, so ist es immer dieser Lohn von 5—6 gGr., sowohl für die Mäher selbst, als die das hinsinkende Getreide zusammenraffenden Weibspersonen. Beim Sommergetreideschnitt, wo die Tage nicht mehr so lange sind, erhält der Schnitter ohne Unterschied 8 Sols (2½ Gr.) und bessere Kost.

Alle übrigen Taglöhner, die man in Gärten, auf dem Felde, im Hause braucht, erhalten bei gewöhnlicher Kost 6 bis 6½ Stbr. (2 gGr.), ausgenommen, die mit Holzmachen im Walde beschäftigt sind, welche 4 gGr. erhalten.

Drescher werden auf's Hundert bezahlt, wo man nebst Kost gewöhnlich pro Hundert 10 gGr. gibt. Wo vor Tage gedroschen wird, erhält der Drescher, seyen es 100 oder nur 75 oder 50 Garben, nebst der Morgensuppe 4 Sols (1 gGr. 6 Pf.); dabei werden wegen des mehrmaligen Flegelns und Aufschüttens bei Spelz, Gerste, Weitzen und Hafer immer 75 statt 100 gerechnet. Erbsen rechnet man nach Betten (Anlagen). Es gehen auf großen Tennen 4 Bett auf das Hundert, wogegen der Drescher dafür seine 4 Sols (1 gGr. 6 Pf.) erhält.

Der Taglohn ist nicht so gestiegen wie der Gesindelohn; der Knecht, den man früher mit 20 bis 25 Thlrn. bezahlte, wird jetzt mit 40—50 bezahlt, und die Magd, die sonst nur 6—8 erhielt, bekommt jetzt 15—20. Die Ursache liegt bei den Mannspersonen in der häufigen Requisition zu unaufhörlichen Kriegen und der dadurch veranlaßten Seltenheit derselben; bei den Weibspersonen in den großen Landgüter-Verkäufen und dem dadurch verursachten größern Selbstbau der Einzelnen.

Wie die Personen selbst, so ist auch ihre Bildung, Industrie und Moralität verschieden; im Allgemeinen kann man aber anmerken, daß selbige mit der Armuth oder dem Vermögen ab- oder zunimmt, so daß derjenige in der Regel der Ungebildetste und Unsittlichste, welcher der Aermste ist. Es ist also entweder die Armuth eine Folge von Unsittlichkeit und Trägheit, oder Unsittlichkeit und Trägheit sind die Folgen der Armuth. Bewährt hat sich dieses augenscheinlich dadurch, daß, je nachdem in diesen Gegenden durch die häufigen Domainenverkäufe die Armuth abgenommen, auch Bildung, Industrie und Sittlichkeit mit schnellen Schritten zuzunehmen anfangen.

## XIII. Dung.

Die Dungzubereitung ist allenthalben der Stein des Anstoßes, und ich kann nicht verhehlen, daß er es auch für meine Landsleute an Rhein und Mosel ist. Häufig fließt die Jauche auf die Straße; häufig wird der Mist so auf den Hof geworfen, wie ihn der Greif (Haken) aus dem Stalle zieht; häufig bleibt er übereinander bis zum Ausführen liegen, wo der unterste zu stark verrottet, der obere noch bloßes Stroh ist. Doch gibt es auch noch einige bessere Wirthe, wovon ich einen aus der Moselgegend hier redend einführen will.

„Der Mist, sagt er, wird, so wie er aus dem Stalle kommt, welches bei trocknem Futter einmal, bei grünem Futter zweimal in der Woche geschieht, auseinander gezogen, damit keine Höhlungen darin bleiben, wodurch Schimmel entstehen würde. Man läßt ihn von dem Vieh treten und bis zu seiner Reife liegen. Nun zieht man zuerst den obern, noch allzustrohigen Dung ab,

und bringt ihn an eine gelegene Stelle, wo er zum Fundamente einer neuen Mistanlage verwendet wird. Der unmittelbar unter dem abgezogenen Strohmiste liegende, schon etwas, wiewohl nicht stark gegohrne Dung wird auf den schwereren Boden oder auf die Winterfrüchte verwendet; der unterste kurze aber für die Sommerfrüchte, besonders auf den leichten Bimsteinboden gefahren, indem auf letzterem bei langem Miste in trocknen Jahren das Getreide verdorrt."

Von der Jauche wird bis jetzt in der Moselgegend noch wenig Gebrauch gemacht. Da, wo sie im Dunge bleibt, ist nichts dabei verloren; da aber, wo sie wegfließt, wie mag man's verantworten? In der Rheingegend geht's damit ein wenig besser. Man sammelt die Jauche (hier Addel) an manchen Orten sorgfältig in Fässer oder in ausgemauerte Behälter, und verwendet sie vorzugsweise zum Düngen der Gärten oder nahe gelegener Wiesen.

„Um die Kraft der Jauche zu vermehren, sagt ein hiesiger Landwirth, legt der gemeine Bauersmann seinen Abtritt in der Nähe des Ahlfasses an, wodurch denn eine wahre Quintessenz von animalischem Dunge producirt wird. Die Mixtur darf aber nur bei feuchter Witterung und vor Sonnenaufgang applicirt werden, sonst würde Alles darüber zu Grunde gehen."

Siegers, ein guter Landwirth auf dem linken Rheinufer unterhalb Kaiserswerth, führt die Jauche bei nassem Wetter im Spätjahr, Winter oder Frühjahr über den Roggen. Und wenn gleich bei dieser Vorrichtung die Räder noch so tiefe Furchen einschneiden; so erlöschen diese bald durch die Wunder, welche die Jauche hervorbringt. Bei trocknem Wetter oder Frost findet er sie ohne Wirkung.

Eine Art von Landwirth auf dem Maifelde, welcher wider die Gewohnheit seiner Nachbarn, Landwirthe von Gewerbe, die Jauche in einen Behälter auffaßt, will von ihrer Anwendung nicht die Wirkung empfunden haben, die er sich davon versprochen hatte. Er beschloß dann den Versuch zu machen, sie in einem trocknen Zustand auf das Feld zu bringen. Zu dem Ende wirft er vor und nach Erde, Rasen, Schlamm, Schutt und alle Art von Kehricht und Unrath in den Behälter, so daß,

nachdem eine Lage mit Jauche gesättigt ist, eine neue zugeworfen wird, und so weiter, bis daß die Grube gefüllt ist. Nun läßt er auswerfen, die Masse eine Zeit lang auf Haufen liegen und austrocknen. Sie zerfällt nun in Staub und wird wie Asche über das Feld her zerstreut. Dieser Mann will die auffallendste Wirkung davon gespürt haben, und zwar eine noch stärkere als von der Asche.

Derselbe läßt auch einige seiner Brachfelder nach der zweiten Pflugart mit Buchweitzen besäen, und diesen mit der dritten Pflugart unterbringen. Nur darf solches nicht kurz vor der Einsaat geschehen, weil solches das Land zu lose machen würde. Er versah es bei dem erstenmale und mußte dafür büßen. — Er schlägt noch vor, die Brache vor und nach mit Wicken zu besäen, und diese in Hürden von den Schafen abweiden zu lassen, wodurch der Boden für ein Jahr zureichend gedüngt seyn würde.

Gegen die gewöhnliche Meinung, welche allenthalben für das schnelle Unterpflügen des Düngers streitet, fand ich von jeher auch allenthalben einzelne Spuren von der Meinung der Nützlichkeit des Gegentheils. So behauptet der Landwirth Seil zu Lonnig, daß das Unterpflügen des feuchten Düngers nichts tauge. Er läßt daher den seinigen auf dem Felde gebreitet trocken werden, bevor er ihn in die Erde bringt.

Unter den übrigen Dungmitteln hat man in der Rheingegend den Kalk, den Gyps und die Asche.

Von dem Kalke wird zu Wittlar bei Kaiserswerth ein starker Gebrauch gemacht. Man verwendet ihn auf die Brache und den Klee, und nimmt 7, 8 — 10 Malter auf den Rheinmorgen. Man streut ihn bei trocknem Wetter, und hält ihn auf schwerem feuchtem Boden am vortheilhaftesten. Er darf aber vor 6—8 Jahren nicht wieder vorkommen. Hat man ein Land, das abgetragen, oder eins, das verwildert ist: so kann man es mit Kalk wieder in Stand setzen. Nimmt man statt 20 Fuder Dünger ihrer nur 10 und Kalk dabei, so hat man sich drei Jahre hinter einander bessere Früchte zu versprechen, als wenn man die 20 Fuder aufgefahren hätte.

In dem Kreise Siegburg werden Kleefelder und Wiesen

mit Gyps, Kalk und Asche gedüngt, die jungen Weinberge auch wohl mit Lumpen und Horn. Kalk und Gyps wirken besonders auf den Klee. Sie werden im April bei feuchtem Wetter ausgestreut.

Bei Glabach wurde der Gyps sonst häufig gebraucht; man hat ihn aber hin und wieder nicht gut gefunden, und zieht ihm den Kalk oder auch gute Kalkasche vor. Dagegen hat man zu Worringen auf dem linken Rheinufer durch vergleichende Versuche erprobt, daß der Gyps den Kalk, die Asche und auch den Kalk mit Asche übertreffe. Noch zeigte hier die Erfahrung, daß der grobgemahlene Gyps keine oder nur eine geringe, der Gypsstaub aber die stärkste Wirkung hervorbringe.

Zu Dormagen findet man den Kalk gut auf jedem nassen, kalkgrundigen, steinigen, den Gyps aber auf warmem, leichtem, sandigem Boden. Kalk gibt vorzüglich festes Stroh und verhindert das Lagern des Getreides.

Ich füge hier sehr angelegentlich die Beobachtung bei, daß unter vormaliger churpfälzischer Regierung Kalk, Asche, Gyps und andere Düngmittel kein Wegegeld bezahlt haben. Seitdem dieses in dem Herzogthum Berg nicht mehr besteht, bedienman sich solcher Dinge jetzt wenig und die ärmere Volksclasse gar nicht mehr.

In der Moselgegend ist der Gebrauch des Kalks so wie des Mergels nicht üblich. Man bedient sich des Gypses, ausgelaugter Holzasche und grüner Vegetabilien.

Der Gyps wird auf die Klee- und Luzerne-Felder, an einigen Orten auch auf Erbsen, Wicken und Rüben verwendet, wo man einen außerordentlichen Wuchs an diesen Gewächsen bemerkt hat. Es gibt hier keinen Bauern, der seine Klee- und Luzerne-Felder nicht gypste. Solches geschieht in der Hälfte Aprils bei feuchtem Wetter.

Häufig wird von ausgelaugter Asche Gebrauch gemacht. Man verwendet sie gern zum Sommerraps, aber auch wohl zum Wintergetreide. Sie wird während des Säens ausgestreut und sammt dem Samen eingeeggt. Sie äußert sogleich ihre Wirkung, welche aber auf leichtem Boden mit dem dritten Jahre nachläßt, statt daß sie auf schwerem 8—10 Jahre lang zu spü-

ren ist. Man braucht 4—8 Malter auf den Morgen. Das Malter ausgelaugter Asche wird mit 2½ bis 3 Franken bezahlt.

Zu vegetabilischem Dunge braucht man Feigbohnen (Lupinen), Erbsen und Buchweitzen, läßt sie in volle Blüthe kommen, und mähet sie dann ab und pflügt unter. Sind sie nicht stark verwachsen, so ist das Abmähen nicht nöthig. Die Wirkung dauert nicht länger als ein Jahr.

## XIV. Gespann und Gespannarbeit.

Sowohl in der Rhein- als Moselgegend bedient man sich der Pferde, Ochsen und Kühe am Pfluge; letztere jedoch nur selten. In der Moselgegend kommen die Ochsen am häufigsten vor. Es gibt hier Bezirke, wo man 3 Ochsen gegen 1 Pferd annehmen kann.

Man pflügt einspännig, auch zweispännig. Die einfache Bespannung reicht in der Regel zu. Mehr als zwei Thiere werden nicht vorgespannt. Auch auf dem schwersten Boden hiesiger Gegend reichen meistens ein Pferd oder ein Paar Ochsen zu. Zur Ehre sey's gesagt, daß Ochsen und Pferde hier keinen Antreiber nöthig haben.

Mit 2 Pferden können 2 Rheinmorgen, mit 1 Pferd 1¼, mit einem Ochsen ¾ und einer Kuh ½ Morgen gepflügt werden. Eine Egge mit einem Pferde kann 4, mit 2 Pferden 6 Morgen abfertigen.

Wenn in den Gebirgsgegenden die Ochsen aus Noth zusammengejocht werden müssen, um bei dem Bergab das Fuhrwerk besser zurückhalten zu können, so ist dieser Gebrauch in der Fläche, so wie in der Moselgegend ärgerlich, und ein Landwirth bei Coblenz sagte nicht mit Unrecht, daß, wenn das arme Vieh reden könnte, es den Menschen selbst einen Ochsen nennen würde. An der Ahr und in der Rheingegend geht man vernünftiger dabei zu Werke; denn wenn der Ochse gleich mit dem Kopfe zieht, so ist er doch nicht an den seines Gesellen angeschmiedet, er handelt freier. Die Ochsen ziehen daselbst an Ketten, und sind mit einem Hintergeschirre versehen. An einigen

Orten tragen sie ein Stirnbrett, an andern ein einfaches Joch hinter den Hörnern.

Der Landwirth Cremerius bei Worringen spart das Kaff zur Fütterung seiner Pferde für die drei Frühlingsmonate. Man thut es bei dem Gebrauche in einen großen Küben, tritt es schichtweise darin fest, übergießt jede Schicht mit ein Paar Maß kochendem Wasser, und deckt am Ende den Küben zu. Nach zwölf Stunden wird das Kaff warm, wie es noch ist, an die Pferde verfüttert. Diese werden nie mit ganz kaltem, sondern lauem Wasser getränkt, wodurch sie vom Strengel frei bleiben sollen. Uebrigens hat Cremerius seinen Pferden wenig Heu zu geben, und dieses wird ihnen bei der Kälte gereicht. Gewöhnlich erhalten sie Stroh von allerhand Art. Von der den Pferden bestimmten Ration Hafer läßt er den vierten Theil schroten, und mischt diesen unter das Getränk. Er betreibt zwei ihm angehörige, sich nahe liegende Wirthschaften, jede von 8 Pferden. Jede mag also 250—300 Cöln. Morgen enthalten.

Allgemein werden die Pferde an den Rheinufern im Sommer mit Klee oder Luzerne gefüttert.

Man behauptete an zwei Orten in der Rheingegend, daß der ausgedroschene Hafer den Pferden die Drüsen zuziehe, daher man Hafer mit Wicken aussäet, und diese, wenn sie Schotten haben, abbringt, trocknet und zum Pferdefutter aufspart.

Mit der Pferdezucht kann man beim Mangel an Graswuchs sich nicht befassen. Zu einem dauerhaften Pferde gehört, daß es in seiner Jugend frei auf Heide und Weide gehen kann. Im Stalle wird es nur weichlich. Die Eifel, der Hundsrück und der Westerwald sind zur Zucht dauerhafter, braver Pferde geeignet, nicht die Ufer des Rheins.

## XV. Nutzvieh.

Hornvieh. Die Stallfütterung ist in der Rheingegend in allen großen und wohlgeordneten Wirthschaften üblich, und wird auch in kleinen nach Möglichkeit eingeführt. Wer etwas Weide hat und diese nicht anders benutzen kann, läßt die Kühe ein Paar Stunden im Tage heraus. Andere lassen sie

nur die Stoppelweide nach dem Getreide und Klee benutzen, aber nie länger, als bis man an's Ausziehen der Stoppelrüben kommt. So wie diese das Herbstfutter ausmachen, macht der Klee das Sommerstallfutter aus.

Wenn die beständige Stallfütterung als Regel für die Rheingegend angesehen werden kann, so hat sie doch bei einigen, selbst großen Wirthen ihre Ausnahmen, und es ist billig auch diese anzuführen. So gibt Bönninghoven, ein wackerer Landwirth zu Monheim, der Weide auf weißer Kleedreesche den Vorzug, indem die Kleeweide weniger Arbeit macht, weniger Stroh zum Einstreuen fordert, und der Mist sammt dem Urin dennoch dem Lande zu gute kommt. Um dem unnützen Zertreten durch das weidende Vieh vorzukommen, wird dieses angepfählt, also gezwungen, Alles rein um sich her abzufressen, ehe man seinen Stand verlegt.

Er säet den weißen Klee ganz dicht aus, läßt ihn schon im ersten Herbste, nachdem der Roggen abgebracht und der Klee groß genug ist, abtüdern. Im Frühjahre wird gegypst, und das Vieh darauf gebracht, sobald es nur den Klee fassen kann. Dadurch gewinnt dieser mehr Zeit um nachzuwachsen. Sobald die Stoppelweide offen ist, bringt man die Kühe dahin, um die Dreesche, welche nur ein Jahr gelassen wird, umzubrechen. Während der Stoppelweide wächst der neu gesäete, junge weiße Klee auch heran, und dient zur Herbstweide bis zu den Rüben.

Bönninghoven behauptet, daß man die Kühe in seiner Umgebung vor 20 Jahren gänzlich auf dem Stalle gehalten habe, nun aber wieder davon abgegangen sey und sich so besser befinde. Dagegen behauptet er auch, daß solches nicht von der Grasweide gelten könne, indem dadurch dem Acker der Dung entzogen werde, daher man sich auf einem ihm nahe gelegenen großen Gute schlecht bei der Grasweide befunden habe.

Auch Eremerius befolgt das System der Kleedreeschweide, das wir schon im Jülich'schen bei Marx gesehen haben. Er sagt gar weislich: Wer nothdürftiges Futter hat für 12 Kühe, sollte ihrer nur 8 halten. Er wird dann mehr Nutzen von diesen als von jenen haben, und in beiden Fällen gleichviel Mist machen.

Cremerius zieht kein Jungvieh auf und hält dieses nur da für vortheilhaft, wo man Grasweide hat, welche bei ihm fehlt.

Die Kühe werden im Winter bald warm, bald kalt gefüttert. Man reicht Grummet, Kartoffeln, Rüben, wenn man sie hat. Das Hauptfutter besteht aber in Haferstroh, Ueberkehr, Wirrstroh und Kaff; letzteres, wenn es nicht, wie bei Cremerius, den Pferden bestimmt ist. Auf gleiche Weise, wie dieser mit dem Kaff für die Pferde verfährt, verfährt er mit der Ueberkehr für die Kühe. Er läßt sie nämlich schichtweise in einem Küben zusammentreten und mit heißem Wasser anbrühen.

Allgemein ist die Stallfütterung in der Moselgegend eingeführt. Nur im Herbste sucht man die Stoppelhütung, und nach dem Grummet die Wiesen täglich ein Paar Stunden zu benutzen. Da es hier so sehr viele kleine Wirthschaften gibt, so ist es merkwürdig zu sehen, wie man das Vieh darin ausbringt.

Im Frühjahre ziehen Weib und Kind zu Felde. Man schneidet die jungen Disteln und Nesseln ab, gräbt den Wurzeln der Quecken nach, sammelt alles erdenkliche Unkraut und sucht es zu benutzen. Das Gewonnene wird in Wasser ausgeschlämmt, dem geschnittenen Stroh und der Spreu beigemischt, mit heißem Wasser begossen und verfüttert. — Später, wenn die Unkräuter sich stärker zeigen, wird eine Tracht davon unvermischt vorgesetzt. Endlich rückt die Zeit der Luzerne und etwas später die des Klees heran, und dauert bis zum Herbste, wo es an das Rüben und Kohlblatten geht. Sieht es schlimm um das Futter aus, so wird auch Kartoffellaub beigemischt, bis wohin die weißen Rüben auftreten. — Kommt der Winter, so wird den Rüben geschnittenes Stroh beigemischt. Zugleich tritt die warme Fütterung ein. Morgens ist es eine Suppe von Kaff, Raps, Hülsen oder Häcksel, mit gestoßenen Rüben, etwas gekochten Kartoffeln oder Oelkuchen gemengt. Darauf wird Hafer-, Gerste- oder Weitzenstroh vorgelegt. Mittags und Abends haben dieselben Mahlzeiten statt, wobei Mittags auch wohl etwas Heu, Grummet oder Kleeheu gereicht wird.

Größere Wirthschaften, welche 10—15 Kühe halten, begnügen sich, täglich nur zweimal Suppe zu geben. Da der Kleinere

die Sache genauer herausſuchen und er nicht ſelten durch die Zubereitung erſetzen muß, was ihr an Güte fehlt, ſo gibt er ſeinem Milchvieh auch im Sommer wenigſtens einmal im Tage Suppe. Die Ingredienzien derſelben ſind geſchnittener Klee, Diſtel, Winde (Convolvulus), andere Unkräuter. Man brühet ſie heiß an, ſchmälzt ſie mit etwas Oelkuchen, und verſchafft ſich dadurch viele und gute Milch.

Sorgfältig verwahrte Rüben, Runkeln, Erdkohlraben, Kartoffeln und Rotabagas ſpielen in der Winter- und Frühjahrsfütterung ebenfalls ihre Rolle. Freilich herrſcht ein ſolcher Ueberfluß nicht bei Allen. Leider artet der Gewerbfleiß bei manchen Geringern in Raub aus. Sein Vieh befindet ſich im Sommer wohl bei dem übel erworbenen Gute, muß aber für die Sünde im Winter büßen. Da zu ſolcher Zeit nichts zu rauben iſt, ſo hat der Herr auch nichts als bloßes Stroh zu geben, und das ſo kümmerlich, daß ſein Vieh durchaus entkräftet aus dem Winter tritt, und der halbe Sommer darüber hinläuft, ehe es ſich wieder erholt hat.

Dieſes führt mich von Neuem auf einen Gegenſtand, den ich zwar ſchon ſo oft berührt habe, den ich aber bei keiner Gelegenheit zu berühren unterlaſſen kann; denn wo ſich das moraliſche Uebel zu dem phyſiſchen geſellt, da iſt das Schweigen ein Verbrechen. Ich werde darüber einen gewichtvollen Mann aus der Moſelgegend ſelbſt ſprechen laſſen.

„Das Viehweiden iſt zwar bei uns nicht üblich, indem wir Sommerſtallfütterung haben, jedoch nimmt man im Herbſte zu der Stoppelweide ſeine Zuflucht. Hier leider ſind die Unordnungen, welche davon auf die Moralität einfließen, kaum zu überſehen, ja, man darf kühn behaupten, daß der Grund zu allem Böſen auf dem Lande in der Hut des Viehes durch Kinder liege. Dabei verſammeln ſich große und kleine; das Vieh wird meiſtens auf anderer Leute Koſten gehütet; man rottet ſich in Haufen; die Größern bringen ihre Ungezogenheiten in Gegenwart der Kleinern zur Rede; man verabredet Diebſtähle, Schlägereien und Schlechtigkeiten; man ſtiehlt das Obſt, Erd- und Baumfrüchte, und wenn man ſich Abends verläßt, ſo iſt es mit dem Wunſche, des andern Tages bald wieder bei einander zu

seyn, und das Verabredete in Ausübung zu bringen, oder Neues zu verabreden. Daher sind weder Gärten noch Haus noch Feld sicher, auch nicht einmal bei Nacht. Bei dieser Einrichtung ist es kaum möglich, eine Sommerschule zu Stande zu bringen; denn es hält schon äußerst schwer, daß man nur am Sonntage zum Unterricht in den christlichen Lehren in der Kirche zusammenkomme, wo denn das in einer Stunde erlernte Gute durch das böse Beispiel einer Woche wieder verdrängt wird."

Auf dem Maifelde, wo es an Wiesen fehlt, und die Futterkräuter noch nicht genug in Aufnahme sind, bedient man sich häufig des Laubfutters. Man zieht dafür die Holzpappel vor. Die Ausschläge der Bäume, welche zu dem Ende der Krone beraubt sind, werden alle 4 Jahre um Michaelis an dem Stamme abgehauen und in Büschel gebunden. Man richtet diese auf, damit das Laub trocken werden möge, welches oft schon in einer Woche der Fall ist. Man häuft sie dann unter einem Obdache an, und wirft sie im Frühjahre den Kühen und Schafen vor. Für die Pferde wird das Laub mit der Hand abgestreift, und soll gutem Heu an Nahrungskraft gleich stehen. Manche setzen einen hohen Werth auf das Reinigen des Viehes und wiederholen es 3 — 4mal in einer Woche. Sie striegeln, bürsten, stäuben und waschen es auch wohl nach Erforderniß mit eingeweichten Tüchern. Als einen Beweis des Contradiktorischen in den Gesinnungen der Menschen führe ich an, daß ein Landwirth in der Rheingegend mir sagte, daß man bei ihm das Striegeln des Hornviehes für eine Fleisch-Abnehmung halte.

Ich bleibe noch ferner bei der Moselgegend stehen.

Im Frühjahre wird der Klee, so lange er noch weich und auch noch nicht häufig vorhanden ist, auf der Häckselladе mit Stroh geschnitten, wodurch das gierige Fressen des Viehes gehindert wird. Später unterbleibt das Schneiden, so wie die Strohzugabe. Heu, wenn man welches im Winter zu geben hat, wird ungeschnitten vorgeworfen, Grummet aber geschnitten, weil es zur Siede gebraucht wird.

Die Zugochsen erhalten im Winter, so wie die Kühe, ihre Suppe, im Sommer aber werden sie kalt gefüttert, es wäre

denn, daß man sie unter der Hand fett machen wollte. Mancher Bauer, der nicht viel Arbeit hat, sucht seine Ochsen auf diese Weise anzufüttern, um in ihrem schnellen Umschlage 2 — 3 Friedrichsd'or zu verdienen, indem die fetten Ochsen im Sommer mehr gesucht werden als im October. Sonst hält man die weißen Rüben hier für das Hauptmastfutter. Sie werden gestoßen, mit gekochten Kartoffeln gemischt, und erwärmt gereicht. Wo man Erdkohlraben zieht, da spielen diese eine Hauptrolle, wie wir seines Orts sehen werden. — Linsenschrot soll ganz besonders auf die Milch wirken.

Das Gewicht einer schlachtbaren Kuh geht in der Regel nicht über 3—400 Pfund. Die von 5—600 sind Ausnahmen. Die Ochsen wiegen zwischen 5 — 700 Pfund. Die Zugochsen, deren man sich in der Moselgegend so häufig bedient, werden allgemein auf Märkten des Westerwaldes aufgekauft. Man erneuert sie alle Jahre, indem diejenigen, welche im Frühjahre zur Arbeit angekauft wurden, in dem Winter an die Schlächter abgesetzt werden. Die Westerwalder Hornvieh-Rasse ist guter Art, sie ladet viel Fett, und ihr Fleisch ist zart; dennoch glaube ich, daß sie als Zugochsen können verbessert werden, wenn hierzu die Bullen von dem Hundsrücken aus der Gegend von Birkenfeld gezogen würden. Wenn aber, nach der Angabe meiner Correspondenten, deren Ausspruch ich nicht bezweifeln darf, eine gehörig genährte Kuh in der Moselgegend 180 — 200 Pfund Butter gibt, so glaube ich nicht, daß dieser Ertrag durch irgend eine Kreuzung bei gleicher Nahrung, vielleicht nicht einmal bei mehr Nahrung, könne erhöhet werden.

Ueber das Verseichen der Kühe ist der Brauch verschieden. Man läßt sie 12, 8, 4, 2 Wochen vor dem Kalben trocken stehen. Die Natur der Individuen und die Nahrung entscheiden gewöhnlich. Ist letztere gut und reichlich vorhanden, so soll nach Meinung der Einen das Kalb Nichts dabei verlieren. Andere gegentheils erklären sich für ein Trockenstehen von 3 Monaten und behaupten, daß, wenn auch 4 — 6 Wochen länger fort gemelkt, doch nichts dabei gewonnen werde, indem das Kalb immer darunter leide, und die Mutter nachher nicht so reichlich Milch gebe, als eine, die länger trocken gestanden.

In Rückſicht des erſten Begehens gilt hier zu Lande das Sprüchwort: Armer Leute Rinder und reicher Leute Kinder ſind früh beſtätig. Bei dem Armen iſt das Rind ſchon vor vollendetem 2. Jahre Mutter. Leute, die etwas beſſer im Stande ſind, warten 18 Monate oder 2 Jahre, und Begüterte, denen an ihrer Raſſe gelegen iſt, 3 Jahre ab, ehe ſie das Rind zum Bullen laſſen.

Sowohl in der Rhein- als Moſelgegend wird das Kalb in der Regel von der Geburt an getränkt. Vor und nach wird die Milch mit Waſſer verdünnt, und ihr Hafer- oder Gerſtenmehl zugeſetzt, bis daß es ſpäter zur Suppe wird, aus welcher die Milch ganz weg bleibt. Einige jedoch laſſen aus Gemächlichkeit das Kalb 14 Tage ſaugen, entwöhnen es dann, und entziehen ihm aus Geiz jeden Tag mehr Milch. Das Kalb ſchreit den ganzen Tag nach der Mutter, an die es gewöhnt iſt, fällt ab, und wird zum erbärmlichen Gerippe.

Schafe. Die Schafzucht iſt in der Moſelgegend weit beträchtlicher als in der Rheingegend. Was ich alſo darüber zu ſagen habe, ſchränkt ſich bloß auf jene ein.

Die Heerden enthalten gewöhnlich zwiſchen 300, 600 und 900 Stück.

Die Veredlung der Wolle machte allgemein raſche Fortſchritte, und war hin und wieder bis zur 2., 3. Generation gekommen, als die Räude unter allen hieſigen Heerden im Jahre 1811 einbrach. Da man, zum Theil nicht mit Unrecht, die Schuld davon den aus Frankreich bezogenen ſpaniſchen Schafen zuſchob, ſo ſcheute ſich Jedermann, fernerhin dergleichen Böcke unter ſeine Heerde aufzunehmen, und die Sache zerfiel. Indeſſen, da in dieſem Augenblicke die gemeine Landwolle wenig Abſatz findet, ſo lange nur noch einigermaßen veredelte zu kaufen ſteht, ſo wird der Geiſt wieder für die Veredlung rege.

Die Landſchafe geben nicht über 2, die Hammel nicht über 3 bis 3½ Pfund Wolle, wovon die 100 Pfund jetzt mit 58 — 59 Thaler B. C. bezahlt werden.

Im Sommer werden die Schafe auf den Brachfeldern gehalten, wobei den Schäfern großer Unfug zur Laſt gelegt wird, wie ſie ſich denn deſſelben gewöhnlich ſchuldig machen. Die an-

gebaute Brache, die Kleefelder, die angrenzenden Getreidefelder, die Außenseiten der Wälder sind nicht wenig von ihnen gefährdet. Bei trocknen Sommern sind die Schafzüchter auch wohl gezwungen, ihren Schafen einige entlegene trockene Wiesen einzuräumen.

Auf den Winter werden die Heerden nach dem Gebirge der Mosel oder dem des Hundsrücken getrieben, von wo die Mutterschafe Anfang Februars wieder zurückkehren. Diese werden dann mit zartem Heu, Laub, oft auch mit Möhren und Hafer gefüttert. Den davon gefallenen Lämmern werden, so bald sie zu fressen anfangen, klein geschnittene Möhren mit etwas darunter gemischtem Hafer gereicht, bis sie in den wärmern Tagen des Mai mit den Alten ausgetrieben werden. — Hammel und güstes Vieh bleibt bis in dem März auf der Winterweide.

Die Schäfer erhalten entweder bestimmten Lohn an Naturalien, Roggen, Erbsen, Gerste, Stroh, wovon Jeder nach Anzahl der zu haltenden Thiere für seinen Antheil beiträgt, und in diesem Falle erhält er von dem Pferchen Nichts; oder er hat, wie es besser zu seyn scheint, einen bestimmten Theil an der Herde, auf 3 — 500 Stück etwa 75 — 100 Stück (wogegen er aber die Widder halten muß). Von dem Pferchen, welches vom März bis Ende Novembers, so lange es sich thun läßt, statt hat, bekommt er dann die Hälfte von jeder darin wachsenden Fruchtgattung, wobei er oft die Hälfte der Aussaat tragen muß, oft auch nicht; in jedem Falle aber muß er das geschnittene Getreide binden.

Ein Hammel wird im Durchschnitt nach der Schur mit 2 Rthlr. 12 gGr. bezahlt, dagegen der Preis eines Mutterschafs nur 1 Rthlr. 16 gGr. ist.

Häufig sind sie der Drehkrankheit, Wassersucht, und besonders der Räude oder dem Grind unterworfen. Wider die erste Krankheit wissen die hiesigen Schäfer Mittel anzuwenden. Die letzte macht beinahe alle Mühe unnütz, und die Abschaffung ganzer Heerden ist die gewöhnlichste Folge davon.

Die nicht so beträchtliche Quantität Wolle wird gewöhnlich im Lande verbraucht.

Schweine. Die Schweinezucht wird in der Moselgegend ziemlich stark betrieben.

Man füttert sie mit gekochten Kartoffeln, welche nebst etwas Kleie zu einem Getränke verdünnt werden. Dann erhalten sie Klee, auf den sie sehr versessen sind, Runkelnblätter, Gemüseabfall. Von Zeit zu Zeit wird etwas Asche oder Antimonium und Schwefel ihrer Speise zugemischt. Der Abfall vom Molkenwesen ist besonders ihre Sache. Wenn das Wetter es erlaubt, so werden sie alle Tage, im Sommer zweimal, im Winter einmal, ausgetrieben, und ihnen die Brache preisgegeben, wo sie von allem Vieh den wenigsten Schaden thun.

Die Mast geschieht meistens im Stalle; denn daß sie bei häufiger Eichen- und Buchen-Mast und dem Wurme in die Wälder eingetrieben werden, ist eher der Anfang einer Mästung als Mästung selbst zu nennen. Gekochte Kartoffeln und Getränk von Getreide-Schrot machen das Hauptmastmittel aus. Oft bäckt man ihnen zu Ende der Mast rauhes Brod von Getreide, oder schüttet ihnen hauptsächlich Erbsen roh oder halb gekocht, besonders Abends, vor, um den Speck hart und fest zu machen. Oft mästet man sie auch mit Getreideschrot, den man mit Sauerteig anrührt. Einsichtsvolle Landleute lassen ihnen alle 2 bis 3 Stunden von diesem genannten Mastfutter, aber immer nur wenig, vorschütten, jederzeit etwas Hafer zum Zwischenfutter vorlegen und ihre Getränke wohl salzen. Ueberhaupt sucht man diese Thiere durch Abwechslung bei der Freßlust zu erhalten, und sorgt für ein sauberes, wohlgestreutes Lager.

Gewöhnlich wiegen Schweine, da sie kaum über 2 Jahre alt geschlachtet werden, 160, 180, 200 bis 220 Pfund; ältere Schweine, die man der Zucht wegen hält, kommen häufig auf 250, 290 — 315 Pfd., aber nicht selten werden auch Schweine, besonders verschnittene Eber, von 350 bis über 400 Pfund geschlachtet.

Mit jungen Schweinen (Ferkeln) wird starker Handel getrieben; diese gehen nach Frankreich und den benachbarten Staaten; auch wenn Kornfrüchte nicht zu theuer sind, wird mit

Mastschweinen ein nicht unansehnlicher Handel gemacht. Sind aber die Früchte im Preise, so bezahlt die Mast den Aufwand der Früchte nicht.

## XVI. Fruchtfolge und Feldbehandlung.

### A. Rechtes Rheinufer.

Ich werde bei der Angabe der Fruchtfolge von unten oder der Gegend von Duisburg anfangen. Man hat daselbst auf einem Hofe, Namens

Monning,

1) Gedüngte Brache,
2) Raps,
3) Weitzen,
4) Roggen,
5) Hafer, oder 5) Erbsen, gedüngt,
6) Weitzen,
7) Roggen.

Kommt Klee in dem Umlaufe vor, so wird er unter den Roggen gesäet. Man hat dann

5) Klee,
6) Buchweitzen.

Ist der Boden gut, so wird gedüngt und folgt

7) Weitzen.

Hier also weicht man von der schönen Folge, die wir im Jülicher Lande trafen und noch ferner in der ganzen Rheingegend treffen werden, den Hafer nach dem Klee zu säen, ab. Hederich und Quecken, sagte man mir, seyen die Geißel des Landmannes, und mag das anders bei jener Fruchtfolge seyn?

Darf man wohl noch daran zweifeln, wenn die Weitzenstoppel zur Aufnahme des Roggens nur einmal umgepflügt wird, es sey denn, daß der Weitzen sehr unrein war?

Kleestoppel vor Winter umgepflügt, und dreimal im folgenden Frühlinge. Ende Mai's der Buchweitzen gesäet.

Die fatale Sommergerste muß wohl nicht schuldlos seyn, da man sie allenthalben anklagt. Um den Boden wieder in Stand zu bringen, sagt man auch hier, müsse man rothen Klee darunter säen. Sie geräth vortrefflich nach einjähriger weißer Kleedreesche.

### Huckingen.

1) Gedüngte und gekalkte Brache,
2) Raps oder Wintergerste,
3) Weitzen,
4) Roggen,
5) Klee,
6) Hafer,
7) Buchweitzen, gedüngt,
8) Weitzen,
9) Roggen,
10) weiße Kleedreesche,
11) Weitzen, etwas gedüngt,
12) Roggen,
13) Klee.

Dieser Fruchtwechsel hat sich schon um Vieles gegen den aus der Gegend von Duisburg gebessert. Die Brache, der rothe Klee und die weiße Kleedreesche erhalten ihn aufrecht. Sein Reichthum, besonders an Winterfrucht, beweist nebenher für die Güte des Bodens.

Die Brache erhält 5 Pflugarten, wovon eine flache vor Winter. Nach vollendeter Einsaat des Sommergetreides wird von neuem etwas tiefer gepflügt. Vor Johannis hat das Brachen statt, 7—8 Zoll tief. Später wird der Dung aufgebracht und derselbe untergepflügt. Nun wird gekalkt und der Kalk eingeeggt. Endlich hat die Saatfurche statt.

Die Haferstoppel wird vor Winter flach umgepflügt, im Frühlinge geeggt, zur Saat gepflügt und Hafer gesäet.

Auf den Feldern, welche den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, wird weder Roggen noch Raps gesäet.

Ob ich gleich, der Folge der Früchte wegen, den Umlauf auf 13 Jahre ausgedehnt habe, so muß man doch denselben mit dem neunten Jahre als geschlossen ansehen, und dann bietet er in 9 Jahren 5 Getreideerndten an.

### Wittlar.

1) Reine Brache, gedüngt,
2) Raps,
3) Wintergerste oder Weitzen,
4) Roggen,
5) Klee,
6) Hafer.

Wir finden also hier den reinen untadelhaften Jülich'schen Fruchtwechsel wieder, und wie im Jülich'schen Lande, so auch hier, das beliebte Reihen und Stülpen; mit einem Worte: die wahre Behandlung der Brache. Und so heiße ich sie mir willkommen. Allgemein kommt jedoch die Brache hier nicht mit jedem sechsten Jahre wieder, wohl öfters im neunten. Blumencamp, ein trefflicher Landwirth, hält Alles auf die Brache. Außer der Verjüngung des Bodens und der daraus hervorgehenden stärkern Frucht- und Stroherzeugung, vertheilt sie auch besser die Feldarbeit, und macht, daß sie sich bei der Herbstbestellung nicht allzusehr häufe. Daher behauptet jener Landwirth, daß er durch die alle 6 Jahre wiederkehrende Brache auf 6 Pferde eins erspare.

Der Raps wird von Ende Juli's an bis zum 12. August gesäet.

Der Weitzen ist sicherer nach dem Raps als die Wintergerste.

Der Klee kommt alle 5 — 6 Jahre wieder, und besteht zum Theil aus rothem Klee, zum Theil aus weißem, — dieser letztere zum Abfüttern, auch zum Samen. Der Klee wird mit Steinkohlenasche oder mit Kalk bestreut. Man gypste vormals, ist aber davon auf den Kalk zurückgekommen.

Nach dem weißen Klee läßt man Roggen folgen.

Klee unter Buchweitzen schlägt hier selten an, thut er es aber, so wird er sehr gut.

Man hat hier einigen schlechten Sandboden, auf dem es an Flöhkraut und Katzenklee nicht fehlt. Man behandelt ihn sehr nachlässig, und wendet Arbeit und Dung lieber dem bessern Boden zu. Man gibt jenem oft gar keinen Dung, und läßt ihn eine Zeit lang als öde Dreesche liegen.

Daraus entsteht folgender Umlauf:

1), 2), 3) Dreesche,
4) Roggen,
5) Hafer, auch Wicken zum Grünabfüttern,
6) Roggen.

Die Dreesche kann nicht benutzt werden, indem sie Nichts hervorbringt. Im dritten Jahre wird sie wie Brache behandelt und gekalkt zum Roggen, im Fall nicht gedüngt werden kann.

Auch die grünabzufütternden Wicken werden gekalkt.

Auf besserem Lehmboden hat man

1) Gedüngte Brache,
2) Roggen,
3) Hafer,
4) Buchweitzen oder Brache,
5) Roggen, gedüngt,
6) Klee,
7) Hafer.

Die Folge mit dem Buchweitzen gibt mit dem Roggen zusammengenommen wohl mehr an Körnerwerth, aber weniger Stroh, als wenn die Brache dem Buchweitzen substituirt wird. Der Strohabgang zwingt daher zum häufigern Wiederkommen der Brache.

Am gewöhnlichsten kommt, da der Boden hier oft nur ein lehmiger Sand oder auch Moorgrund ist, folgender Umlauf vor:

1) Gedüngte Brache,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Hafer,
5) Buchweitzen.

Nach Kartoffeln folgt auf solchem Boden Roggen.

Nach gegypstem Klee wird Hafer oder sonstiges Getreide weder so steif von Stroh, noch so reich an Korn, als wenn der Klee gekalkt wird. Man mischt dem Kalk etwas Modererde bei. Hat auf dem moorigen Boden der Klee nicht gekalkt werden können, so wird die Kleestoppel zum Hafersäen gekalkt.

### Monheim.

1) Gedüngte reine Brache,
2) Raps,
3) Weitzen,
4) Brache,
5) Roggen,
6) Klee,
7) Hafer.

Dieses gilt für den besten Boden; auf dem geringern findet man die Brache häufiger, und die größern Landwirthe von 6 — 8 Pferden scheinen ihre Vorliebe für sie zu übertreiben,

Wir finden also hier den reinen musterhaften Jülich'schen Fruchtwechsel wieder, und wie im Jülich'schen Lande, so auch hier, das beliebte Reihen und Stülpen; mit einem Worte: die wahre Behandlung der Brache. Und so heiße ich sie mir willkommen. Allgemein kommt jedoch die Brache hier nicht mit jedem sechsten Jahre wieder, wohl öfters im neunten. Blumencamp, ein trefflicher Landwirth, hält Alles auf die Brache. Außer der Verjüngung des Bodens und der daraus hervorgehenden stärkern Frucht- und Streuerzeugung, vertheilt sie auch besser die Feldarbeit, und macht, daß sie sich bei der Herbstbestellung nicht allzusehr häufe. Daher behauptet jener Landwirth, daß er durch die alle 6 Jahre wiederkehrende Brache auf 6 Pferde eins erspare.

Der Raps wird von Ende Juli's an bis zum 12. August gesäet.

Der Weizen ist sicherer nach dem Raps als die Wintergerste.

Der Klee kommt alle 5 — 6 Jahre wieder, und besteht zum Theil aus rothem Klee, zum Theil aus weißem, — dieser letztere zum Abfüttern, auch zum Samen. Der Klee wird mit Steinkohlenasche oder mit Kalk bestreut. Man gypste vormals, ist aber davon auf den Kalk zurückgekommen.

Nach dem weißen Klee läßt man Roggen folgen.

Klee unter Buchweizen schlägt hier selten an, thut er es aber, so wird er sehr gut.

Man hat hier einigen schlechten Sandboden, auf dem es an Flöhkraut und Katzenklee nicht fehlt. Man behandelt ihn sehr nachlässig, und wendet Arbeit und Dung [illegible] dem bessern Boden zu. Man gibt jenem oft gar [illegible] und läßt ihn eine Zeit lang als öde Dreesche [illegible]

Daraus entsteht folgende [illegible]

1), 2), 3) Dreesche,
4) Roggen,
5) Hafer, auch [illegible]
6) Roggen.

Auch hat man

1) Gedüngte Brache,
2) Roggen,
3) Klee, gegypst,
4) Hafer,
5) Hülsenfrüchte, gedüngt,
6) Weitzen,
7) Roggen.

Dieser letzte scheint mir ein sehr guter Fruchtwechsel zu seyn.

Auf recht gutem Boden hat man

1) Brache, gedüngt,
2) Raps,
3) Weitzen, darauf Stoppelrüben,
4) Brache, gedüngt,
5) Wintergerste,
6) Roggen und Stoppelrüben.

Darauf fängt im folgenden Jahre die Sache wieder von vorn an. Ohne den Raps hätte man also auf solchem Boden Dreifelder. Diese Gegend hat auch wirklich vormals drei Gewannen gehabt, man ist aber davon abgekommen, weil, wie man mir sagte, solches schädlich befunden worden ist. Man säete damals mehr, aber erndtete weniger als jetzt.

Nach Stoppelrüben, sagt man, muß gebracht werden. Keine Frucht, die darauf gesäet wird, taugt etwas.

Wenn Roggen gesäet werden soll, wird die Saatfurche flach, zum Raps aber und der Wintergerste tief ausgefahren.

Nach Klee thut der Hafer am besten.

Hennef. Man treibt hier durchgängig zweifeldrige Wirthschaft, so daß z. B. von 40 Morgen 16—18 mit Wintergetreide, 3—4 mit Sommergetreide, 4 mit Klee, 7—8 mit Brachfrüchten, wie Raps, Kartoffeln, Runkeln, Erbsen, Flachs, bestellt sind, und 8 rein brachen.

Der Hafer folgt allemal nach Klee, und auf diesen theils Weitzen, theils Kartoffeln. Nicht selten wird auch zweimal hinter einander Wintergetreide genommeen.

Auf einigen der besten Aecker hat man

1) Brache, stark gedüngt,
2) Raps,
3) Wintergerste,
4) Weitzen,
5) Roggen,
6) Klee, gegypst,
7) Hafer,
8) Erbsen.

Dieß mag dann wohl ein guter Boden seyn, und das ist

wenn sie dieselbe alle 3 Jahre, oder gar in 5 Jahren zweimal wieder kommen lassen. Man rechnet nicht sehr scharf, wenn man nicht viel nöthig hat.

Nach weißer Kleedreesche folgt zweijährig ungedüngter Roggen.

## Glabach.

1) Reine gedüngte Brache,
2) Wintergetreide,
3) Sommergetreide oder Hülsenfrüchte,

ist hier der gewöhnlichste Umlauf.

Man nennt ihn in der Landessprache Drei Gewannen. Man wird beobachten, daß die Hülsenfrüchte ins Sommerfeld kommen, damit die Brache rein bleibe. Bei diesem Umlaufe gibt es aber eine Menge Ausnahmen, je nachdem der Landwirth seine Rechnung dabei findet, oder durch mehr Dünger auch mehr thun kann. Eine allzuöftere Brache, wozu offenbar ihr dreijähriges Wiederkommen gehört, ist außer allem Zweifel die bloße Folge von Armuth an Dünger, daher von einer schlechten Zusammensetzung des Ganzen.

Die Abweichungen von jenem Umlauf, welche man sich hier erlaubt, scheinen indessen noch schlimmer zu seyn als die Regel, wie folgendes Probestück darthun mag:

1) Brache oder Kartoffeln,
2) Roggen,
3) Hafer,
4) Hafer,
5) Hafer,

Doch glaube ich, daß auch Hülsenfrüchte statt des ewigen Hafers mit unterlaufen.

## Gegend von Siegburg.

Gewöhnlicher Umlauf:

1) Gedüngte Brache,
2) Roggen, darauf Stoppelrüben,
3) Brache nüchtern,
4) Roggen,
5) Klee, gegypst,
6) Hafer.

Auch hat man

1) Gedüngte Brache,
2) Roggen,
3) Klee, gegypst,
4) Hafer,
5) Hülsenfrüchte, gedüngt,
6) Weitzen,
7) Roggen.

Dieser letzte scheint mir ein sehr guter Fruchtwechsel zu seyn.

Auf recht gutem Boden hat man

1) Brache, gedüngt,
2) Raps,
3) Weitzen, darauf Stoppelrüben,
4) Brache, gedüngt,
5) Wintergerste,
6) Roggen und Stoppelrüben.

Darauf fängt im folgenden Jahre die Sache wieder von vorn an. Ohne den Raps hätte man also auf solchem Boden Dreifelder. Diese Gegend hat auch wirklich vormals drei Gewannen gehabt, man ist aber davon abgekommen, weil, wie man mir sagte, solches schädlich befunden worden ist. Man säete damals mehr, aber erndtete weniger als jetzt.

Nach Stoppelrüben, sagt man, muß gebracht werden. Keine Frucht, die darauf gesäet wird, taugt etwas.

Wenn Roggen gesäet werden soll, wird die Saatfurche flach, zum Raps aber und der Wintergerste tief ausgefahren.

Nach Klee thut der Hafer am besten.

Hennef. Man treibt hier durchgängig zweifeldrige Wirthschaft, so daß z. B. von 40 Morgen 16—18 mit Wintergetreide, 3—4 mit Sommergetreide, 4 mit Klee, 7—8 mit Brachfrüchten, wie Raps, Kartoffeln, Runkeln, Erbsen, Flachs, bestellt sind, und 8 rein brachen.

Der Hafer folgt allemal nach Klee, und auf diesen theils Weitzen, theils Kartoffeln. Nicht selten wird auch zweimal hinter einander Wintergetreide genommeen.

Auf einigen der besten Aecker hat man

1) Brache, stark gedüngt,
2) Raps,
3) Wintergerste,
4) Weitzen,
5) Roggen,
6) Klee, gegypst,
7) Hafer,
8) Erbsen.

Dieß mag dann wohl ein guter Boden seyn, und das ist

er. Ein schöneres Thal und einen glücklicheren Boden, als das Thal von Hennef, wird man nicht leicht finden. Doch bitte ich zu bemerken, daß, wenn in jenem Umlaufe die Ordnung der Dinge auch umgekehrt ist, indem das Wintergetreide sich darin zusammendrängt, dennoch nicht mehr als die Hälfte des Feldes mit Halmfrüchten bedeckt ist.

Man hat auch schlecht abgelegene Felder, wo ein Jahr über das andere gebracht und nie Dung aufgebracht wird.

Das zur Brache bestimmte Feld wird im vorhergehenden Jahre noch mit Stoppelrüben besäet. Nach ihrer Aberndtung wird sogleich gepflügt. Das zweite Pflügen hat im Frühjahre statt, darauf ein drittes tieferes. Nun wird gedüngt und der Dung untergereiht, darauf gestülpt, wobei der Furchenschnitt rechts umgelegt wird, wenn er bei dem Reihen links gelegt worden. So bleiben die Stülpfuhren der Sonne ausgesetzt, bis daß zur Saat gepflügt wird. In nassen Jahren wird das zur Saat Pflügen auch wohl unterlassen, die Stülpfuhren werden bloß vereggt und das Getreide darauf gesäet.

Wenn Wintergetreide nach Wintergetreide folgt, so reiht man die Stoppeln sogleich in schmalen Fuhren, stülpt sie und säet. Kleestoppel wird vor Winter einfährig umgebrochen, und der Hafer ohne Weiteres im Frühjahre darüber hergesäet.

Schließlich muß ich noch erinnern, daß die Stallfütterung hier allgemein ist. „Seit ihrer Einführung und der des Kleebaues, sagt Clostermann, ein sehr braver Landwirth hiesiger Gegend, hat sich unser Ertrag um die Hälfte vermehrt.“ Der Raps macht nach ihm ein sehr gutes Land, hält es rein und erzeugt Moder. Wenn dem nicht so wäre, wie dürfte man drei Wintergetreideerndten ununterbrochen darauf folgen lassen?

### B. Linkes Rheinufer.

Vierst. 1) Gedüngte Brache, 12—16 zweispännige Fuder,
2) Raps,
3) Wintergerste,
4) Weitzen,
5) Klee, gegypst — 2 Ctr.
6) Hafer,
7) Buchweitzen,
8) Weitzen, gedüngt,
9) Roggen,
10) Hafer.

Oder der Umlauf wird mit dem sechsten Jahre beschlossen und wieder mit 1 angefangen.

Ein kräftiger Fruchtwechsel, aber auch ein kräftiger Boden, ein kräftiger Graswuchs und ein kräftiger Mann (Siegers) waren es, wo ich jenen Fruchtwechsel fand. Seine Nachbarn auf dem rechten Rheinufer können ihn nicht unternehmen.

Wird zum Raps mit Steinkohlenasche gedüngt, so erfriert er so leicht nicht und tritt später in die Blüthe.

Willich liegt landeinwärts Kempen zu. Der Boden ist ein sandiger Lehm, der mit dem des schönen Rheinthales Nichts gemein hat, und den ich deßwegen zum Kemper Lande hätte schlagen sollen.

1) Brache, gedüngt,
2) Roggen,
3) Klee mit Kalk und Moder,
4) Weitzen, gedüngt,
5) Buchweitzen, gedüngt,
6) Roggen, gedüngt,
7) Hafer.

Größere Wirthschaften, denen es an Dung fehlt, müssen ihre Ansprüche mäßigen. Sie nehmen

1) Gedüngte Brache, zugleich mit Kalk und Erde,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Buchweitzen,
5) Roggen, gedüngt,
6) Hafer.

Die Brache wird vor Winter gereiht, nach Winter gestülpt und geeggt. Darauf wird zweimal gepflügt, das zweitemal tiefer also das erstemal. Nun wird Mist aufgebracht und untergereiht, dann wieder gestülpt und endlich zur Saat gepflügt. Wir hätten als hier eine siebenmal gerührte Brache, welches ich noch nirgend wo anders gesehen oder gehört habe. Man hat hier Stallfütterung, hält auf 60 Morgen 2 Pferde und 8 Kühe.

Dormagen.

1) Brache, gedüngt,
2) Raps,
3) Roggen oder Weitzen,
4) Brache,
5) Roggen,
6) Klee, gegypst, gekalkt, geascht,
7) Hafer.

Man säet hier auch Winterwickenroggen aus, aber nie-

mals in noch fettes Land, weil er auch in einem halb ausgetragenen noch geräth, wenn nur dazu gegypst wird.

### Worringen.

1) Brache, gedüngt,
2) Roggen, auch etwas Weizen,
3) Brache, nüchtern,
4) Roggen,
5) Klee, gegypst,
6) Hafer.

Man sieht dem Fruchtwechsel an, daß es hier an Dünger gebricht. Unterdessen ist er auch ganz dazu gemacht, ohne vielen Dung gut durchgesetzt werden zu können.

Cremerius, ein hiesiger großer und vortrefflicher, wiewohl gemeiner Landwirth, schwört nicht höher als auf den oben angeführten Fruchtwechsel. Wer ihn beobachtet, spricht er, kann nicht verderben. Seine Meinung gründet sich nicht bloß auf vorgefaßtes Urtheil, sondern auf verschiedene vergleichende Versuche. Vorläufig muß ich sagen, daß der Boden hier eher ein lehmiger Sand als ein sandiger Lehm zu nennen ist. Er ist übrigens etwas feuchter, als Sandboden, also zu Vielem fähig.

Da Cremerius Stallfütterung treibt und eine sehr ausgedehnte Wirthschaft hat, so konnte er den Versuch im Großen machen, und brauchte keinen Dung dabei zu sparen. Er wählte also 10 Morgen und setzte darauf folgenden Fruchtwechsel fest:

1) Brache, gedüngt,
2) Raps,
3) Weitzen,
4) Roggen, gedüngt,
5) Buchweitzen,
6) Roggen, gedüngt,
7) Klee,
8) Hafer.

In 8 Jahren wurde also dreimal gedüngt. Es kam nur viermal Getreide darin vor; der Fruchtwechsel war also nichts weniger als erschöpfend. Nachdem der Umlauf zu Ende war, fand Cremerius, daß die 10 gedachten Morgen ihn so viel Dung gekostet hatten, wie 30 in seinem gewöhnlichen Fruchtumlaufe, und nicht so viele Frucht gebracht hatten, wie 10 von diesen.

Ein Morgen Brachroggen gab ihm so viel rohen Ertrag, wie zwei Morgen auf seinem Versuchsfelde, und so viel reinen Ertrag, wie drei Morgen durch die Ersparung der Einsaat und Erndte kosten.

Dreifelderwirthe zumal können jenen ersten Fruchtwechsel nicht genug beherzigen. Um ihnen solches zu erleichtern, erlaube ich mir folgende kleine Auseinandersetzung zwischen Cremerius und einem Dreifelderwirthe.

Beide haben einen Fruchtwechsel, der sich mit 6 Jahren schließt.

Beide haben in diesem Zeitraume zweimal Wintergetreide und einmal Klee.

Nur hat Cremerius einmal, der Dreifelderwirth zweimal Sommergetreide. Der einzige Vortheil also, den dieser über Jenen hat, oder vielmehr zu haben scheint, ist eine Hafererndte.

Dagegen kommen bei Cremerius zwei reine Brachen, bei dem Dreifelderwirthe nur eine reine Brache vor. Dann hat Cremerius Kleehafer, ich sage nicht: Hafer, worunter Klee gesäet, sondern Hafer, der in Kleestoppeln gesäet worden ist.

Cremerius möchte also wohl mehr Wintergetreide, und nicht viel weniger Hafer einerndten, als der Dreifelderwirth. Dabei hat Jener wahrscheinlich bessern, weit reineren Klee. Ganz gewiß bleibt das Land in weit besserem Zustande, als bei diesem; und doch hat er weniger Dung vonnöthen als dieser. Stroh hat Cremerius unbedingt mehr als der Dreifelderwirth, nnd da er dabei weniger Vieh zu halten braucht als dieser, so hat er einen Ueberfluß daran. Alle diese Dinge sind wohl unverkennbare Vortheile.

Demnach kann ich diesem tüchtigen Mann nicht Unrecht geben, wenn er sagt: Wer den Fruchtwechsel befolgt, den ich befolge, der kann nicht zu Grunde gehen. Ob die Dreifelderwirthe dasselbe eben so zuversichtlich von dem ihrigen sagen können?

Noch muß ich Etwas über hiesige Fruchtfolge nachholen.

Nach Kartoffeln, zu welchen stark gedüngt wird, folgen Erbsen, nach diesen Roggen. Manchmal läßt man auch Weizen nach Kartoffeln folgen.

Man bringt 3 Centner Gyps auf den Rheinmorgen Klee.

Da der Winterwicken-Roggen keinen kräftigen Boden erheischt, so läßt man ihn wohl auf Weihen folgen, nur muß er gegypst werden.

Nach der weißen Kleedreeſche folgt Hafer oder Roggen, auch auf einem Theile derſelben Rüben, welche ungemein danach gerathen. Zu dieſen Rüben wird der Klee nur einjährig geſtürzt. Die Folge der Früchte verhält ſich in letzterem Falle auf dieſe Art:

1) weiße Kleedreeſche,
2) Rüben,
3) Erbſen, etwas gedüngt,
4) Roggen.

Da er beſtändige Stallfütterung hat, ſo läßt er ſein Vieh nicht weiden, wohl aber ſeine Nachbarn. Ich glaube alſo nicht, daß er ſelbſt weißen Klee ſäet.

Das Wintergetreide muß vor dem October in der Erde ſeyn, wenn es gut einſchlagen ſoll.

## C. Moſelgegend.

Man findet nicht leicht ein Land, wo die beſſern Landwirthe ſo liberale Grundſätze über die Fruchtfolge angenommen haben, als in dieſer Gegend. Wir können daher dieſen freien Vielfelderwirthen nicht folgen und beſchränken uns auf die daſelbſt vorkommenden gewöhnlichen alten Regeln.

1) Brachrüben, ſtark gedüngt,
2) Gerſte,
3) Klee,
4) Weitzen, Roggen oder Spelz.

Es iſt auffallend, daß jener famöſe engliſche Fruchtwechſel, über den man ſo lange geſtritten hat und noch ſtreitet, nichts anders als der hieſige uralte, gemeinübliche Schlendrian iſt. Die Thatſache iſt da, und ich bezeuge ſie. Wenn meine Landsleute von der Moſel gewohnt wären, etwas über den Ackerbau zu leſen, oder ſelbſt etwas darüber zu ſchreiben, ſo wäre die Sache lange bekannt geworden. Jedoch muß ich ſagen, daß man hier nicht gerade 4 Felder hat, ſondern daß jener Fruchtwechſel mit einem andern, aber immer nach den Regeln der Zweifelder eingerichteten Fruchtwechſel zuſammen verknüpft wird, oder mit dieſen abwechſelt, z. B.

1) Rüben, ſtark gedüngt,
2) Erbſen,
3) Roggen,
4) Roggen, wahrſcheinlich letzterer etwas gedüngt.

Oder

1) Gedüngte Rüben,
2) Gerste,
3) Klee,
4) Weitzen,
5) Roggen, gedüngt.

Oder

1) Gedüngte Brache,
2) Roggen,
3) Erbsen,
4) Hafer,
5) gedüngte Brachrüben,
6) Gerste,
7) Klee,
8) Weitzen oder Spelz.

Oder

1) Rüben, stark gedüngt,
2) Erbsen,
3) Hafer,
4) Kartoffeln, halbe Düngung,
5) Roggen.

Oder

1) reine Brache, gedüngt,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Erbsen, Hafer, Weitzen, Kartoffeln,
5) Roggen, etwas gedüngt, wo solches nicht im vierten Jahre geschehen ist.

Auch

1) Rüben, gedüngt,
2) Erbsen,
3) Roggen, gedüngt,
4) Klee,
5) Klee, nur ein Schnitt, dann Raps gesäet,
6) Raps oder Kartoffeln,
7) Roggen, etwas gedüngt.

Auch

1) Brache, gedüngt,
2) Raps,
3) Weitzen oder Roggen,
4) Hafer,
5) Brachrüben, gedüngt,
6) Gerste,
7) Klee,
8) Klee, der zweite Schnitt untergepflügt,
9) Roggen.

Oder wie zu Ochtendung:

1) Gedüngte Brache,
2) Erbsen,
3) Brache, nüchtern,
4) Roggen,
5) Klee,
6) Kartoffeln oder Hafer,
7) Spelz.

Oder ebendaselbst:

1) Gedüngte Brachrüben,
2) Gerste,

3) Klee, 5) Brache,
4) Hafer, 6) Roggen.

In den meisten jener Fruchtwechsel macht also das erste Jahr Rüben, zweite Gerste, dritte Klee oder Erbsen und darauf Wintergetreide die Grundlage aus, und nur dann, wenn man mehr Dung hat, als der Boden dazu bedarf, erlaubt man sich mehr.

Die zwei zuletzt angeführten Fruchtfolgen findet man zu Ochtendung, doch nur auf guten, nicht weit entlegenen Feldern. Auf mehr entfernten läßt man daselbst reine Brache und Roggen ununterbrochen mit einander abwechseln, und bringt nur alle 10—20 Jahre einmal entweder Dung oder 24 Malter ausgelaugte Asche darauf.

Ganz schlechte und weit entfernte Felder haben daselbst ebenfalls diesen Umlauf, und erhalten weder Dung noch Asche. Von Zeit zu Zeit wird der Roggen darauf weggelassen, und Hafer oder Buchweitzen an dessen Stelle genommen. Will der Boden endlich nicht mehr, so säet man Feigbohnen (Lupinen) zum Unterpflügen. Ich sah ein solches Feld, wo die Lupinen 2½ bis 3 Fuß hoch und so dicht in einander gewachsen waren, daß man es in einiger Entfernung für ein Hanffeld hätte halten können.

Wir hätten also für die ganze Moselgegend mit Ausschluß des Maifeldes eine allgemeine Zweifelderwirthschaft und müssen uns wundern, daß so wenig Getreide daselbst vorkommt. Ohne Zweifel muß die dasige betriebsame Menschenclasse, der es keineswegs an Aufklärung fehlt, ihre Rechnung dabei finden; thut sie das aber, so ist das System so schlecht nicht, und die reine Brache auf den entfernten Feldern, so wie die Brachfrüchte auf den nahe gelegenen, sind bei Stallfütterung nicht ohne großen Nutzen für das Ganze.

Strenger noch als in jener Gegend werden auf dem Maifelde die Zweifelder beobachtet, aber freilich nicht auf eine so empfehlungswürdige Weise, wie die, welche wir vor Augen gehabt haben. Wenn hier die reine Brache nur alle 6—8 Jahre vorkommt und selbst von Jahr zu Jahr hinausgeschoben wird, so bleibt ihr zweijähriges Wiederkommen auf dem Maifelde noch

immer ein unwandelbares Gesetz, und noch immer behält diese Gegend das Ansehen der Kornkammer eines großen Theils des Regierungsbezirks von Coblenz. Dagegen ist die Viehzucht daselbst wenig in Aufnahme, der Dung also selten. Man sucht damit so viel zu ökonomisiren, wie man kann, und um es zu können, nimmt man die reine Brache in Anspruch.

Nie folgen hier zwei Halmfrüchte, selbst selten Halm- und Brachfrüchte ohne Dazwischenkunft einer reinen Brache, auf einander. Die Ursachen, die man mir davon angab, sind:

a. Die Neigung des Bodens zum Unkraute, worunter die Klatschrosen, Papaver rhoeas, und eine Gattung Chamillen die ärgsten seyn sollen;

b. die Behauptung, daß aller Dung es nicht dahin bringen könne, so viel Korn, wie durch die öftere Anwendung der Brache zu erzeugen, daß aber eine reiche Kornerndte mehr reinen Gewinn gäbe als zwei mittelmäßige Erndten;

c. der Mangel an Menschen und an nöthigem Vieh, um mehr Dung zu erzeugen;

d. die einmal eingeführte Feldeintheilung, die nicht ohne Mühe und Verlust eine Abweichung zuläßt und keine Hoffnung zu einer allgemeinen Abänderung darbietet.

Ich bin weit entfernt, alle diese Ursachen als vollgeltend anzugeben, aber eben so wenig geneigt, sie ganz zu verwerfen. Ich habe in der industriösen Pfalz etwas Aehnliches gesehen und nicht gewagt, es zu tadeln. Vergleichende, im Großen angestellte, auf alle Localitäten berechnete Versuche könnten hier mit Sicherheit entscheiden. So wie es keine allgemeinen Musterwirthschaften geben kann, gibt es auch keine allgemeinen Regeln für die Fruchtfolge. Immerhin mögen dann die guten Maifelder Bauern bei der ihrigen bleiben, und zehnmal besser, als wenn sie zu der erschöpfenden und peinlichen Dreifelderwirthschaft übergehen wollten.

Ich sprach über diesen Punkt mit einigen vernünftigen Wirthen auf dem Maifelde, welche die Dreifelder wohl kennen; aber keiner unter ihnen schien geneigt, sie gegen ihre Wirthschaft einzutauschen. „Wir würden," sagen sie, „dann wohl

mehr aussäen, aber wahrscheinlich weniger erndten als jetzt. Der Himmel möge sie bei diesem Glauben erhalten!

Ich komme endlich zu der Angabe der Maifelderfruchtfolge

1) Gedüngte Brache,
2) Raps,
3) Brache, nüchtern,
4) Roggen,
5) Klee, gegypst,
6) Hafer oder Kartoffeln.

Darauf kommt wieder gedüngte Brache. Man hat aber bei Weitem weder den sechsten Theil des Areals in Klee noch in Raps. Ein Wirth, der 80 Morgen baut, hat ihrer 40 in Brache, von welchen letztern 10 mit Brachfrüchten bestellt sind. Folgendes ist der am häufigsten vorkommende Fruchtumlauf:

1) Gedüngte Brachrüben,
2) Erbsen,
3) Brache,
4) Roggen,
5) Brache,
6) Roggen.

Auf die Frage, warum man nicht wenigstens nach dem Rapse eine andere Frucht folgen ließe, da es doch eine so herrliche Vorbereitung wäre, entgegnete man mir, daß es die hergebrachte Feldeintheilung einmal so fordere. Eine solche Antwort deutet wenig auf ein Fortschreiten in der Wissenschaft.

Schlecht, glaube ich, kann man den ersten der beiden Fruchtwechsel nicht nennen. Der Kleebau hat etwas darin verbessert. Das nunmehrige Grundeigenthum wird in einigen Generationen weit mehr zu Stande bringen. Hier, wo vormals $^3/_4$ des Bodens Zeitpacht und $^1/_4$ Eigenthum waren, verhält es sich damit nunmehr umgekehrt.

Der Abgang an Graswuchs und die Trockenheit des Bodens, welche diesen zum Kleebau nicht allzu geeignet macht, sind auf dem Maifelde die größten Hindernisse. Ein Bauer, der 40 bis 50 Morgen unter dem Pfluge hat, kann nicht mehr Dung erzeugen, als jährlich für 4—5 Morgen, also für den zehnten Theil erfordert wird. Da er aber die entlegenen Aecker, welche oft eine halbe Meile und weiter entfernt sind, gänzlich von dem Dunge ausschließt und sich manchmal mit Lupinen dabei hilft, so kann er den näher liegenden Feldern alle 6 Jahre Dung geben. Die allerschlechtesten Felder läßt man 3—4 Jahre liegen, ohne sie zu benutzen.

Wenn man den Dung nicht in Ueberfluß und Acker genug

hat; wenn dieser zum Theil auf ¾, ja 1 Stunde Weges entfernt liegt; wenn gar noch Berge zu ersteigen sind; wenn das Fuhrwerk obendrein mit Ochsen vollführt wird, dann mag es allerdings vortheilhaft seyn, den Dung in der Nähe anzubringen und es der lieben Natur zu überlassen, den entfernten Feldern zu Hülfe zu kommen, und ihr zu dem Ende die nöthige Zeit zu gestatten. So etwas ist keine Barbarei, sondern die Frucht einer sehr einfachen Berechnung. Dabei aber muß der Mensch die Hände nicht ganz in Schooß legen, sondern durch Arbeit und andere Hülfsmittel nach Vermögen mitwirken; denn eine so gute Arbeiterin auch die Natur ist, so pflügt sie doch nicht, und säet auch keine Feigbohnen.

Nun noch einige besondere Bemerkungen zu und über die Fruchtfolge in der Moselgegend.

Der Klee wird allgemein gegypst, von einigen Wenigen auch überdem gejaucht.

Zu Rüben bringt man 25 zweispännige Fuder Dung auf, zur Brache weniger.

Auf leichtem Boden darf zu Kartoffeln nicht gedüngt werden, weil sie in trocknen Jahren danach verdorren würden. Man weihet ihnen auf solchem Boden die Kleestoppel.

Der Flachs hat in der Gegend von Mayen sein eigenes Feld, wo er in der Regel ein Jahr um das andere vorkommt. Dieses wäre also das Gegenstück von Mutterstadt in der Pfalz.

Kopfkohl pflanzt man mit steigendem Ertrage bei mäßiger Düngung alljährlich auf demselben Felde.

Klee soll alle 4 Jahre wieder vorkommen können. Ob diese Beobachtung aber eine Reihe von Jahren mit Genauigkeit gemacht worden, oder ihre Angabe bloß gewagt ist, weiß ich nicht.

Nach einjährigem Klee gedeiht Alles sehr gut, nach zweijährigem der Raps vorzüglich, überhaupt aber nichts besser als Hafer, nach einstimmiger Meinung aller Landwirthe von den Grenzen Hollands an bis zu der Mosel.

Möhren kommen über das andere Jahr vor.

Nach Sommergerste und Kartoffeln will keine Frucht gut gedeihen.

Nach Flachs will das Getreide auch bei dem besten Dün-

gen nicht gerathen. An Stroh soll es ihm zwar nicht fehlen, wohl aber an Körnern.

---

Der Aufbruch der Grasplätze, trockner Wiesen, welche wenig mehr vorbringen, wird alle Tage häufiger. Der immer steigende Gewerbfleiß dieser Gegend sucht Alles mehr und mehr zu benutzen.

Der Rasen wird vor Winter mit der Hacke aufgehauen, umgekehrt, die darunter ruhende, oft schwarze Dammerde knietief umgewühlt und dem Winterfrost ausgesetzt, im folgenden Frühjahr der Rasen zerstückelt, und die Stelle Ende Aprils hinter einem tief eindringendem Pfluge mit Kartoffeln bepflanzt. Auf diese folgen im zweiten Jahre wieder Kartoffeln, und im dritten zuweilen noch einmal. Nun folgt Hafer mit untergesäetem Klee, und das Land kann wieder als Weide liegen bleiben; wo nicht, so wird die Kleestoppel im zweiten oder dritten Jahr umgebrochen, wieder Kartoffeln und wieder Hafer gesäet; dann aber wird Luzernesamen mit diesem ausgeworfen, und es bleibt als Luzernefeld 10, 15—16 Jahre liegen.

## XVII. Getreidebau.

Weniger interessant als die Betrachtung der Fruchtfolge ist in der Moselgegend die ihrer Feldbearbeitung. Das wenig Lehrreiche, was diese letztere darbietet, werde ich hier zusammenfassen. Die Bearbeitung in der Rheingegend gleicht, wiewohl manchmal auf eine unvollkommene Art, derjenigen, welche ich in der Abhandlung über den Jülich'schen Ackerbau schon sattsam auseinandergesetzt habe; ich darf sie also hier nicht wiederholen.

Getreide. Zum Wintergetreide wird in der Moselgegend die Brache viermal gepflügt. Man beobachtet auf dem Maifelde, daß der Roggen den so eben untergebrachten Dung nicht vertragen kann, daher man auf Felder, die nur spät gedüngt werden können, Wintergerste nimmt, und den Roggen davon wegläßt.

Zur Sommergerste werden die Rübenfelder zweimal ge-

pflügt, und der Same untergeeggt. Dieses geschieht, wenn Klee hinein kommen soll; sonst wird nur einmal gepflügt, und der Same mit dem Pfluge untergebracht. Bei letzterer Methode entgeht der aufgegangenen Frucht nicht so leicht die Feuchtigkeit.

Der genügsame Hafer wird früh auf schlechten Feldern seicht untergeackert, wo dann gewöhnlich Luzerne mit ausgesäet wird. In Kleestoppeln aber, wo er zum Erstaunen schön und dicht heranwächst, wird er später eingesäet.

So viel ich weiß, wird auf dem Maifelde die Aussaat des Getreides untergepflügt und nicht untergeeggt.

Die Saatzeit des Wintergetreides sowohl für die Rhein- als Moselgegend ist von der Hälfte Septembers bis zur Hälfte Octobers. Auf dem Maifelde muß die Saat des Roggens vor Michaelis beendigt seyn. Besser hält man frühe Saat ohne Dung, als späte mit Dung. Sommergerste wird in der ersten Hälfte des April gesäet, der Sommerweitzen etwas später, der Hafer gegen Ende des März.

Der Weitzen wird in der Rheingegend im Frühjahre durchgeeggt, besonders dann, wenn er voller Unkraut ist. Vier bis fünf Tage, nachdem der Hafer gesäet worden ist, wird das Feld noch einmal durchgeeggt und gewalzt. Wird in der Moselgegend das Wintergetreide etwas zu stark, so daß man Lager befürchten muß, so wird es vor dem Halmtriebe mit den Schafen bestrichen oder ausgekrautet, das heißt, die Frucht hier und dort ausgerauft.

In beiden Gegenden wird das Getreide gemähet, gehauen und gesichelt, nach den Umständen und dem Gebrauche, oder auch nach der Getreideart. Drei Schnitter mit der Sichel fertigen einen Moselmorgen auf einen Tag ab, auch wohl etwas mehr. Die Erndtekosten davon belaufen sich auf 24 gGr.; ist das Getreide nicht stark, so wird es abgemähet. Ein Mäher und eine Sammlerin beschaffen täglich einen Moselmorgen. — Spelz, Gerste, Sommerweitzen werden abgesichelt. Die Kosten vom Morgen fallen um $^1/_3$ geringer, als die vom Roggen. Ist der Hafer sehr stark gewachsen, so wird er mit der Sichel, sonst mit der Sense niedergelegt.

Das auf dem Hundsrücken allgemein übliche und nützliche Kasten des Wintergetreides hat sich seit langer Zeit in der Moselgegend verbreitet. Ich sah aber hier bloß mit gebundenen Garben kasten.

Bei ungünstigem Wetter, bei verkrautetem Getreide bleibt das Kasten eine vortreffliche Vorrichtung. Sie empfiehlt sich aber noch von einer Seite, auf welche man mich hier zu Lande aufmerksam gemacht hat. Ist nämlich, wie in heißen Sommern zu geschehen pflegt, das Getreide stark reif, so ist allerdings einiger Körnerverlust bei dem Kasten. Um sich diesem nicht auszusetzen, fängt man früher zu schneiden an, als man sonst thun würde, indem das Getreide in den Kasten vollkommen und so gut wie auf der Wurzel stehend nachreift. Daher kann man denn in einer starken Wirthschaft den Einschnitt früh anfangen und dadurch eine oft kostbare Zeit gewinnen, welches zumal bei dem langweiligen Sicheln von Wichtigkeit ist.

Noch hat man auf dem Maifelde eine Art, in liegenden Haufen zu kasten, die weniger Umstände als die in stehenden Kasten erfordert, und doch nicht ohne allen Vortheil ist. Man legt nämlich die vier ersten Garben in ein Viereck, so daß die Aehren der einen immer auf dem Strohende oder untersten Theile der andern zu ruhen kommen, wodurch keine Aehre die Erde berührt. Ueber dieses Viereck werden drei Garben neben einander her gelegt, dann wieder drei andere auf die vorhergehenden, darauf zwei und endlich eine, welche den Schluß macht. Man legt diese 9 Garben alle in derselben Richtung, und zwar so, daß ihr Strohende dem Regenwinde entgegengekehrt ist. Da nun der untere Theil jeder Garbe beträchtlich dicker als ihr oberer Theil ist, so bildet der Haufen eine Abdachung, welche sich nach der dem Regen entgegengesetzten Seite neigt, wodurch das Wasser also leichter über die Aehren wegläuft.

Seil, ein wackerer Landwirth zu Lonnig auf dem Maifelde, läßt seit einigen Jahren Gerste und Hafer, statt zu dreschen, ausreiten. Einige Krieger, welche bei ihm im Quartier lagen, gaben ihm darin den ersten Unterricht. Die Garben werden dabei aufrecht gestellt, und zwar so, daß sie ringsum nur von unten an die Wände anstoßen, von oben aber sich nach dem

Innern der Tenne gegen einander anneigen. Ein Reiter kann 3—4 Pferde lenken. Er bewegt sich damit in Form einer 8 über dem Getreide hin und her. Auf eine Tenne von mittelmäßiger Größe nimmt man jedesmal 100 Garben auf einmal vor. Nach dem Ritte von einer halben Stunde wird das Getreide aufgeschüttelt, wieder beritten, und Beides noch ein paarmal wiederholt. In Jahren, wo die Körner sich leicht lösen, ist das Ausreiten in einer Stunde vollführt; in andern Jahren bedarf es etwas mehr Zeit, doch nie über 2 Stunden.

Es folgt nothwendig Jemand mit einem Korbe, um die Exkremente, welche den Pferden entfallen, aufzulesen. — Seil befindet sich so wohl bei dieser Vorrichtung, daß er das Sommergetreide nicht mehr anders ausdreschen will. Im ersten Jahr war er der Einzige, der es that, im zweiten fand er schon mehrere Nachahmer unter seinen Nachbarn.

In der Rheingegend wird für das sechszehnte Korn gedroschen. Die Drescher müssen sich immer noch gut dabei stehen, weil sie die Arbeit nicht gern für Kost und Lohn übernehmen.

## XVIII. Hülsenfrüchte.

Wicken und Linsen werden in der Moselgegend zu Ende März in leichtere Felder gesäet; Erbsen aber in der Hälfte Aprils in fette Rübenfelder, die zu dem Ende zweimal gepflügt worden sind, einmal ganz früh, das zweitemal zur Saat, wobei aber nie geeggt wird. Das Pflügen geschieht nach Winter. Vor demselben darf der Boden nicht berührt werden, welches schädlich seyn würde. Man nimmt noch einmal so viel Samen, als man Roggen nehmen würde; es ist also eine kostspielige Aussaat. Erbsen, Wicken und Linsen werden nicht abgehauen, sondern mit dem Krummeisen aus dem Boden gerissen.

Buchweitzen wird im Mai nach zweimaligem Pflügen gesäet, wobei man bei der hier wenig geschätzten Frucht auch wenig Umstände macht, und ihr nur den Auswurf der Gemarkung und die schlechtesten, sandigsten und kiesigsten Felder einräumt.

Zu den kleinen Vicebohnen wählt man ein gutes, reines und nicht frisch gedüngtes Land. Man legt sie im Mai, wenn

keine Fröste mehr zu fürchten sind, zu 5, 8—10 beisammen auf die frische, nicht abgeeggte Furche, so daß sie kaum mit Erde bedeckt werden. Sie erfordern $^1/_5$ oder $^1/_6$ weniger Einsaat, als man Roggen nehmen würde.

## XIX. Futterbau.

Futterkräuter. „Der Kleebau," sagt einer meiner Correspondenten aus der Rheingegend, „wird stark bei uns betrieben, und mit Recht für das wesentlichste Hülfsmittel der in neuerer Zeit gestiegenen Cultur betrachtet, besonders weil er die Stallfütterung und die daraus hervorgehende Dungvermehrung befördert. Im Durchschnitt kann man den siebenten bis achten Theil des Areals als Kleefeld annehmen. Diejenigen, welche eine starke Zulage von Graswuchs haben, bauen etwas weniger; die, welche einen Abgang an Gras haben, bauen zwar manchmal mehr Klee, es hat dieses aber keinen guten Erfolg."

Man säet den Klee im März über den Roggen, und nimmt 7—8 Pfund auf den hiesigen Morgen, wenn es einzelne Grundstücke sind; da, wo aber ein großes Kornfeld zusammenliegt, reichen 5—6 Pfund zu. Im April wird gegypst oder gekalkt. Von dem Gyps werden 3, von dem Kalk 6 Malter oder 24 Centner gebraucht. Da, wo der Klee gekalkt worden, hält die gute Wirkung mehrere Jahre nacheinander an.

Vom weißen Klee braucht man bei einzelnen Stücken 5 bis 6 Pfund Samen auf den Morgen; bei größern Massen sind 4 Pfund hinreichend. Dieser Klee wird ebenfalls gegypst. Wenn er nicht abgetüdert werden soll, so wird der erste Schnitt geheut, der zweite steht zu Samen. Man behauptete zu Siegburg, daß, wenn der weiße Klee in gutes Land gesäet werde, sein erster Schnitt mehr Heu gebe als der des rothen Klees. Er verbessert namentlich den Boden, selbst wenn er geheuet und von dem Nachwuchse der Same aufgenommen wird.

Nach dem weißen Klee werden Weitzen und Roggen mit Vortheil gezogen, vorausgesetzt, daß die Narbe nicht zu spät umgebrochen wird. Daß nach dem rothen Klee der Hafer das

Vortheilhafteste sey, was man säen kann, dafür spricht nur Eine Stimme.

Obgleich der Boden der Moselgegend dem Klee weniger günstig ist, so wird er doch ziemlich stark daselbst gebaut. Man wählt vorzugsweise den schwereren Boden dazu.

Der meiste Klee wird mit der Gerste gesäet, wo er besser als unter Weitzen und Roggen gedeiht. Im ersten Falle braucht man 12, im letzten 14 Pfund Samen. Diese starke Quantität beweiset schon, daß der Boden nicht besonders dafür geeignet ist, denn sonst wäre die Einsaat zu stark.

An einigen Orten werden geachtete Kleefelder mit langem Miste überfahren und das Stroh im Frühjahr wieder abgeharkt. Jenes geschieht aber nicht des Frostes, sondern des Düngers selbst wegen, daher man auch auf geringere Kleefelder keinen Mist bringt. — Allgemein wird der Klee im Frühjahre übergypst. Ein Oekonom findet am besten, solches zu thun, wenn der Klee schon eine Hand lang ist. Man braucht 3 bis 4 Ctr. Gyps, wovon der Ctr. nicht über 6—7 gGr. kostet.

„Nicht sehr fern," sagt ein Correspondent, „ist bei uns der Zeitpunkt, wo man dieses köstliche Futter eingeführt hat, und man hat sich nur 25—30 Jahre zurückzuerinnern, um die Zeit zu bestimmen, wo er zwar nicht erst anfing gekannt zu seyn, aber doch nicht häufig gebaut wurde. Sein herrlicher Einfluß auf den ganzen Ackerbau ist so einleuchtend, daß man von dessen Einführung zu der Vollkommenheit jedes Ackerbaues die Epoche bestimmen möchte (nur die Schäfer hassen ihn). Die Viehzahl hat sich seitdem verdoppelt und verdreifacht. Felder werden gedüngt, die es früher entbehren mußten; Früchte werden mehr gezogen; die Brache wird alljährlich kleiner, und mit der Menge der Lebensmittel ist auch die Menschenmenge gestiegen; ja, man pflegt hier sich erstaunt zu fragen, wie ohne Klee und Kartoffeln die alte Welt habe bestehen können?"

Dennoch könnte der Kleebau bei größern Bauern hier stärker betrieben werden. Nicht so bei den geringern. Der kleinste Bauer, sollte er auch nicht mehr als einen Morgen besitzen, säet darauf ein Stückchen mit Klee an. Kann er das aber nicht, so sucht er Klee auf einem fremden Stücke zu miethen.

Der größere Bauer, wenn er Graswuchs besitzt, hat bei einem Areal von 50 Morgen nicht über 3 Morgen Klee; der, welcher 100 Morgen baut, hat oft nicht mehr als 5 Morgen in Klee. Geht es aber mit dem Ackerbau so fort, wie in dem letztverflossenen Jahrzehend, und wird dem Unfuge der Schäfer gesteuert, so wird sich der Kleebau noch um ein Drittel vermehren.

Man kommt allgemein in der Gegend von Coblenz darin überein, daß seit der Einführung des Kleebaues sich die Zahl des Viehes um zwei Drittel vermehrt habe. Dabei darbte das wenige Vieh vormals, bis es zur Stoppelweide gelangen konnte, so sehr, daß es durchaus ohne Nutzen blieb. Wenn man wissen will, warum sich die Menschen so sehr vermehren, so darf man nur Klee und Kartoffeln nennen. Nähme man uns beide jetzt, so ginge ein Drittel der Bevölkerung zu Grunde.

Häufig kommt in der Moselgegend die edle Luzerne vor, und nothwendig muß ihr Anbau täglich mehr in einem Lande gewinnen, wo der Boden ihr so sehr und mehr als dem Klee zusagt. Man glaubt kein Futter zu haben, wenn man nicht ein kleines Luzernefeld besitzt, und wirklich ist man ohne ein solches hier nicht gegen den Mangel an grüner Fütterung gesichert.

Man säet sie unter das Sommergetreide und nimmt 16 bis 18 Pfund Samen auf den hiesigen Morgen. Dabei fügt man aber noch 4 Pfund Kleesamen hinzu. Am allerbesten geräth die Luzerne, wenn sie im Mai mit Buchweitzen, etwas Erbsen oder Hafer ausgesäet wird. Man läßt dieses Gemisch aber nicht zur Reife kommen, sondern füttert es in der Blüthe grün weg. Die Luzerne, welche unter der wohlthätigen Beschattung gedieh, ist nun stark genug, nebst dem Klee das Feld allein zu behaupten. Auf solche Art lohnt sie schon im folgenden Jahre befriedigend und läßt sich dreimal schneiden. Läßt man aber die Frucht über ihr reifen, so darf man sich ein Gleiches noch kaum im dritten Jahre von ihr versprechen.

Ihre Dauer ist von 10—14 Jahren, und würde noch ausgedehnter seyn, wenn man sie manchmal durcheggen wollte. Wird ein Luzernefeld aufgebrochen, so kommen Kartoffeln an die Stelle.

Von Esparsette findet man einzelne Spuren. Bei Klee und

Luzerne ist sie zu entbehren. Sonst ist der hiesige Boden auch für jene geeignet. Die grün zu fütternden Wicken als Aushülfe sind ebenfalls bekannt.

## XX. Wurzelgewächse.

Man baut in der Moselgegend Kartoffeln, Runkeln, Brachrüben, Möhren, Kohlrüben, Erdkohlrüben und Kohl.

Zum Kohl hat man beständige Felder, die durch das alljährige Düngen so fett sind, daß das Getreide darauf lagern würde. Er dient, den Abfall ausgenommen, bloß für die Menschen.

Kohlrüben (Kohlrabi) sind Menschenkost. Erdkohlrüben (Kohlrabi unter der Erde) dienen hauptsächlich für das Vieh. Bei Gelegenheit der Gebirgsgegenden, wo sie häufiger vorkommen, habe ich ihre Cultur angegeben.

Kartoffeln. Ihre Anwendung ist bekannt. In der Regel wird dazu gedüngt. Ich kenne jedoch Orte, wo solches nicht geschehen darf, weil die Kartoffeln zu stark ins Laub treiben. Am besten und schmackhaftesten werden sie in Kleestoppeln. — Doch was geräth nach Klee nicht! — Daß sie behackt und behäufelt werden, versteht sich. Die Unterlassung davon hat auch wohl nur bei Barbaren statt.

Möhren werden nicht viel mehr gesäet, als für die Menschen nöthig ist. Man jätet und hackt sie im Juni, läßt auch nachher kein Unkraut dazwischen aufkommen. Der Ueberfluß wird an die Pferde verfüttert, häufiger aber auf die Rindviehmast verwendet.

Runkeln (Runkelrüben) werden häufig gezogen, und stehen in großer Verehrung, so viel Dung sie auch kosten. Für einen Stallfütterungswirth, das heißt für einen Mann, der nicht bloß aus dem Getreide, sondern auch aus dem Viehe Geld machen will, sind sie von Wichtigkeit. Ein Wurzelgewächs, das sich bis in die Mitte des Sommers frisch erhält, ist sehr schätzbar. Zu den Runkeln muß stark gedüngt, und der Dung durch ein zweites Pflügen wohl mit der Erde vermengt werden.

Allgemein werden sie hier verpflanzt, welches auch nur die

einzige wahre Art bleibt, sie zu behandeln. Uebrigens habe ich die Cultur, so wie sie hier betrieben wird, in der Belgischen Landwirthschaft angegeben. Die Runkeln dienen im Frühjahre, mit Häcksel oder Kaff gemischt, zum allgemeinen Futter, besonders der Zugochsen, die schöne Leiber davon bekommen und dabei arbeiten können. Daß sie den Boden stark ausziehen, hat sich leider auch hier bewährt.

Den größten Platz, wie wir bei Gelegenheit der Fruchtfolge gesehen haben, nehmen die Brachrüben ein. Die ganze Fruchtfolge scheint sich nur um sie herum zu ziehen. Es ist dieses um so bemerkenswürdiger, als hier von keinen behackten Rüben die Rede ist. Der Stallfütterungswirth sorgt zuerst für sein Vieh, dann für sich und das Uebrige. Man düngt stark zu den Rüben und pflügt dreimal. Später werden sie ausgekrautet und einmal geblattet. Ob Letzteres allgemein, und mit welchem Erfolge weiß ich nicht. Wenn meine Landsleute einmal im Elsaß gewesen wären, und daselbst das Rübenhacken gesehen hätten, so würden sie schon längst es eben so gemacht haben.

Die Ursache, warum hier der Rübenbau oder vielmehr der Bauer dabei bestehen kann, ist, daß man hier weise genug ist, Sommergerste, also kein Wintergetreide, darauf folgen zu lassen. Wenn die Brachrüben anderswo mehr Nachtheil als Vortheil bringen, so kommt es von dem unrichtigen Systeme her, nach welchem der Dreifelderwirth nichts Anderes als Wintergetreide darauf folgen lassen darf.

Die Rüben sind das Hauptfutter im Herbste und dem größten Theil des Winters. Die Kühe geben davon viel Milch und gute Butter, welche man hier unter dem Namen der Rübenbutter schätzt. Auch die Zugochsen werden nach der Winterbestellung mit Rüben gemästet und nur wenig Getreide und Kartoffeln darauf verwendet. Sehr passend drückt sich ein Bewohner aus der Gegend von Coblenz über den Hackfruchtbau mit folgenden Worten aus: „Von allen Wurzelgewächsen kann man hier sagen, daß sie den Boden lockern, das Unkraut vertreiben und, wenn ein Winter dazwischen kommen kann,

das Feld zum Getreidebau vorbereiten.“ Ich bitte die Wurzelgewächs-Antagonisten, letztere Bedingniß nicht zu übersehen.

In der Rheingegend gibt man sich weniger mit den Wurzelgewächsen ab. Brachrüben kommen selten vor, und Stoppelrüben säet man nur dann, wenn das Feld im folgenden Jahre rein brachen soll, indem man von ihrer schädlichen Einwirkung auf alle unmittelbar darauf folgende Früchte überzeugt ist. Wenn die Rüben zu dicht stehen, wendet man wohl das Durcheggen an. Bekanntlich wird nur einmal dazu gepflügt und nicht gedüngt. Man hat hier die Gewohnheit, Rüben mit dem Raps auszusäen, und dann jene im Herbste auszuziehen. Sie schießen auf diese Art hoch ins Laub, geben aber wenig oder gar keine Wurzeln. Man bedient sich der Blattstiele oder Rippen zur Hausprovision, schneidet sie auf einer Häckselladе kurz, und macht sie in Tonnen ein. Dieses Gemüse wird von den Menschen im Winter verzehrt. Bei dem Oeffnen einer solchen Tonne kommt aber die Nase in gewaltige Verlegenheit.

Möhren werden blos auf magerem Boden gezogen. Sie erhalten keinen Dung, werden nicht behackt, wohl aber wird dazu gepflugspatet, und später ein-, auch zweimal gejätet. Ein zweites Jäten beweist, daß man mit der Hacke nicht umzugehen weiß, oder ihren Werth mißkennt.

Bei Langenfeld, Innigrath u. s. w. pflanzt man ziemlich allgemein die bloßen Kartoffelköpfe oder Spitzenden, so daß wenig ganze mehr gelegt werden. Zu dem Ende fängt man schon im Februar an, die Kartoffeln vor dem Gebrauche jedesmal zu köpfen. Man läßt die Köpfe etwas abtrocknen, und schichtet sie dann mit Asche oben und unten zu einem Haufen. Einige behaupten, daß es am besten sey, die Köpfe an einem luftigen Orte durch und durch dürr werden zu lassen, wodurch sie nicht allein vollkommen erhalten werden, sondern in der Erde nachher früher zum Keimen kommen sollen.

## XXI. Anbau der Handelsgewächse.

Hiervon kommt in der Moselgegend blos das Obst, und in der Rheingegend nur der Raps vor.

Das Obst ist für jene Gegend ein wirklicher Handelsartikel, der in seinem frischen Zustande nach Köln, Düsseldorf und selbst nach Holland verführt wird. Man muß sich also nicht wundern, wenn man oft die ganze Ackerflur vor lauter Obstbäumen nicht sehen kann.

Zum Raps wird in der Rheingegend sechsmal gepflügt, dreimal geeggt und einigemal gewalzt, so daß der Boden möglichst fein und locker liegt. Man bringt schon im Mai vielen und guten Dung auf. Die Einsaat geschieht in der letzten Woche des Julius, oder in der ersten des August. Man nimmt 3 Pfund Samen auf den hiesigen Morgen. Steht der Raps nachher zu dicht, so wird er durchgeeggt. Man schneidet ihn mit der Sichel, noch ehe er ganz reif ist, und bindet ihn sogleich in kleine Bunde, welche man auf dem Felde zum Nachreifen aufstellt, dann einfährt und abdrischt. Das Stroh dient zur Feuerung. Leute, die keinen guten Boden, oder bei schlechtem Boden nicht Ueberfluß an Dung haben, müssen sich mit dem Rapsbau nicht befassen.

## XXII. Verschiedene Gegenstände.

Unkräuter. Eines der bösesten Unkräuter nach der Quecke ist an einigen Orten der Rheingegend der Fuchsschwanz. Die Pflanze schien mir einjährig. Sie bringt eine ungeheure Menge platten schwarzen Samens. Der Theil eines Haferfeldes, den man 2 Jahre vorher rein gebracht hatte, war weit mehr davon angesteckt, als ein anderer desselben Feldes, der zur Zeit, als jener brachte, Buchweitzen getragen hatte.

Die schädlichsten und häufigsten Unkräuter in der Moselgegend auf Feldern, unter den Früchten und Futterkräutern sind:

a) der kleine rothe Mohn,
b) die Raden, Agrostemma githago,
c) die Winde,

d) die Hohlwicke (Vogelwicke wahrscheinlich),
e) die Quecken,
f) der Schacht (Equisetum arvense),
g) die Kamille,
h) die Disteln,
i) der Heedsrasen,
k) der Klapper (Rhinanthus crista galli),
l) die blaue Wucherblume (wahrscheinlich Centaurea cyanus),
m) die böse tiefgehende Hohldorn (Hauhechel),
n) der Bocksbart,
o) der wilde Holder (Attich, Heiland),
p) die Flachsseide,
q) das Täschelkraut,
r) die Wolfsmilch (Euphorbia esula),
s) der Fuchsschwanz,
t) die Reibe,
u) die Ackerklette,
v) die Brennnessel auf dem Maifelde,
x) der blaue Rittersporn, ebendaselbst, unter dem Roggen.

Man sucht alle diese durch tieferes Pflügen, häufiges Jäten, den abwechselnden Bau von Wurzelgewächsen und die Abwechslung der Früchte mit Klee zu verdrängen. Den fast unvertilgbaren Hauhecheln sucht man durch tiefes Ausgraben und Färkern Dung der Felder zu steuern. Die Quecken werden durch die Egge ausgerissen, von einzelnen Leuten aufgelesen, gewaschen und verfüttert.

Ungeziefer. Eine Plage des Landmannes in der Moselgegend sind die sogenannten Kornthiere (Curculio frumentarius.) Sie halten sich in den Scheunen auf und schoten, besonders in nassen Jahren, das Getreide aus. Bei dem Dreschen finden sich dann oft auf jedem Lager mehrere Metzen leere Hülsen. Man hat bisher noch kein Tilgungsmittel gegen diese schädlichen Thiere erfunden. Einige schlagen hierzu die schwarzen Ameisen vor, welche, in die Scheunen übergetragen, den Curculio vertilgen sollen. In neuerbauten, wohl bekalkten Scheunen, wo man sich hütet, fremdes Stroh aus verdächtigen Scheunen hinzubringen, finden sich jene Thiere nicht.

**Mittel, den Ackerbau zu befördern.** „Das beste Mittel hierzu ist, sagt ein Landwirth aus der Rheingegend, wenn den Ackersleuten freier Spielraum gelassen, der Cultur keine Hindernisse in den Weg gelegt, hauptsächlich aber, wenn der Soldatenstand nicht zu sehr vermehrt wird. Der Ackerbau hat wirklich in hiesiger Gegend, durch Vermehrung der Truppen, durch Errichtung der Landwehr und häufiges Exerciren derselben stark gelitten. Es fehlt daher durchgehends an guten Pflügern und überhaupt an Dienstboten, und der Arbeitslohn wird verdoppelt."

„Das Landwehrwesen, sagt ein anderer, hat den leidigsten Einfluß auf unsern Ackerbau. Die Pächter tragen Bedenken, junge Leute, welche zu den meisten Arbeiten am brauchbarsten sind, zu dingen, weil sie nicht sicher sind, daß selbe zur Zeit oder Unzeit aufgeboten werden, und dann die Arbeit mit sammt der ganzen Wirthschaft ins Stocken gerathe."

**Charakter des Landvolks.** Das Landvolk an Rhein und Mosel ist nicht mehr das, was es vor 20 Jahren war. Es rückte, so wie die übrigen Stände, mit dem Geiste der Zeit im Guten und Bösen vor. Seine Abneigung gegen die Classe, welche sich Herren nennt, ist erloschen, seitdem diese dem Landmann den Grad von Recht und Achtung zugestehen, der ihm gebührt. Der Name Bauer ist, bei der Gleichheit der Bürgerrechte und der Aufhebung aller Privatzwangsmittel, kein Schand- und Spottname mehr. Die Unabhängigkeit, die Selbstständigkeit, eine Art von Wohlstand, geben auch dem Ungebildeten eine bisher unbekannte Kraft und entwickeln in ihm nicht geahnete Fähigkeiten. Da sich vor seinen Augen eine bessere Aussicht in die Zukunft öffnet, so werden ihm auch seine Kinder lieber, und er verwendet Etwas auf ihre Bildung. Da er an den Herren aus den Städten wohl sieht, daß Kleider Leute machen, so hängt auch er seinen zerlumpten Kittel hinter die Thüre, erscheint am Sonntage mit einem anständigen Rock in der Kirche, und die Mutter will, daß es auch bei den Kindern so gehalten werden soll. Der Schmutz schwindet und die Reinlichkeit stellt sich ein. Möchte der Mensch nur fähig seyn, in allen seinen Unternehmungen die schöne Mittelstraße zu halten,

und, gleich weit vom Schmutze und Prunke, von äußerster Rohheit und überflüssiger Aufklärung, den Pflichten seines Berufes treu zu bleiben, Zucht, Sitte, Einfalt und Religion nicht auf die Seite zu schieben und die Schranken seines Standes nicht zu übertreten! Das gewähre Gott meinen Mitbürgern und allen meinen Pflug- und Ackergenossen!

# Anhang.

## Beschreibung des Weinbaues

in

## Rheinpreußen.

# Beschreibung des Weinbaues in Rheinpreußen *).

## Erster Abschnitt.

### Allgemeine Betrachtungen.

Der Weinbau, uns von den Römern überbracht, hat sich seit ihrer Zeit nur wenig verbessert. Glauben wir den Schriften

*) Mit Vergnügen übernahm ich es, aus dem Vortrag über Weinbau, den mein hochverehrter Lehrer J. N. v. Schwerz im Jahr 1820 als Director des Hohenheimer Instituts den Candidaten der Anstalt, zu denen ich damals gehörte, hielt, einen Auszug zu machen und zum Druck zu ordnen. Dieser Vortrag beschränkte sich, wie natürlich, nicht blos auf den Rheinpreußischen Weinbau, sondern auch auf den Rheingauer, Ungarischen, Würtembergischen ꝛc.; kurz, er gab ein Bild der verschiedenartigsten Verfahrungsweisen bei diesem landwirthschaftlichen Zweige und stellte die durch die Erfahrung bewährten Grundsätze darüber auf. Ihn vollständig mitzutheilen, lag daher außer dem Kreise der vorliegenden Schrift; dagegen schien es mir nicht angemessen, mich mit der Aufnahme dessen zu begnügen, was speciell den Weinbau an der Mosel, Aar, Nahe und dem

der agronomischen Classiker, wie Columella, Varro, Palladius, so haben wir sogar die Sorgfalt und Genauigkeit, womit die Römer bei dem Weinbau verfuhren, noch nicht einmal erreicht; selbst in den letzten drei Decennien, wo die Wissenschaft des Ackerbaus so wesentliche Fortschritte gemacht hat, ist es mit dem Weinbau bei den alten Mißbräuchen und Vorurtheilen geblieben.

Bekanntlich vermögen nur größere Landwirthe auf bedeutende Verbesserungen auszugehen, und sich Neuerungen und Abweichungen von der hergebrachten Cultur zu erlauben, die als noch wenig bekannt und noch weniger eingeübt, im Anfang, wo nicht mit Verlust und Entbehrung, doch immer mit einigem Risiko verbunden sind. Ein solches Risiko ist aber bei weitem größer bei dem Weinbau, als dem Getreidebau, indem ein Mißgriff bei diesem nur auf 1 Jahr, bei jenem auf eine Reihe von Jahren einwirkt. Wie dürften also die gewöhnlichen Winzer, die mehr wie Taglöhner als Herren ihrer kleinen Besitzungen zu betrachten sind, sich einer solchen Aufgabe unterziehen? — Fügen wir hiezu die Vorurtheile und die Anhänglichkeit an das Herkommen, denen die Winzer um so mehr ankleben, als sie weniger verstehen, wie solches allen ungebildeten Menschen eigen

---

Unterrhein betrifft; diese Notizen, bruchstückartig hingeworfen, däuchten mir im Verhältniß zu der Reichhaltigkeit des Vortrags, den ich vor mir hatte, wahrlich allzumager, allzufarblos; kaum hätte sich der verehrte Schwerz darin als Verfasser wieder erkennen lassen. Ueberzeugt, im Sinne der Leser dieser Schrift zu handeln, gebe ich deßhalb im Nachfolgenden etwas mehr, als die Ankündigung verspricht, nämlich auch die wesentlichsten der allgemeinen Lehren; sie dienen zugleich als Ergänzung, wo specielle Notizen der betreffenden Gegenden mangeln oder für den Plan des ganzen Werks nur mit allzugroßer Weitläufigkeit hätten eingeschaltet werden können, wie dieß zuweilen im vierten Abschnitte der Fall ist. Möge, auf solche Weise geordnet, der vorliegende Anhang den Freunden der Landwirthschaft den Beweis liefern, daß Schwerz nicht blos im Acker- und Wiesen-Bau, sondern auch im Weinbau, über den bis jetzt nichts aus seiner Feder im Druck erschienen ist, seinen eigenthümlichen, die Wissenschaft fördernden und zugleich den Praktiker besonders ansprechenden und belehrenden Weg gieng.

Prof. K. Görz.

ist, so darf man sich über das Stocken der Fortschritte des Weinbaus nicht wundern. Es steht jedoch zu erwarten, daß das Beispiel einer mehr vermögenden, mehr gebildeten Classe, gekrönt durch sichtbar guten Erfolg auch über diesen für viele Gegenden so wesentlichen Zweig der Landwirthschaft ein helleres Licht verbreiten und den größern Haufen unmerklich zur Nachahmung reizen werde.

Indessen stellt sich schon deßbalb dem Streben größerer Weinbergbesitzer ein nicht unbedeutendes Hinderniß entgegen, daß nämlich sie sich gerade jener von Vorurtheilen umstrickten Menschen bei ihrem Andersmachen bedienen, also ihnen persönlich und unaufhörlich auf dem Nacken sitzen müssen. Wäre der Weinbau mit Pferden und Ochsen, wie der Feldbau, zu vollführen, die Verbesserungen würden leicht und längst vollführt seyn, allein hartmäuliger als das Pferd ist der Mensch.

## I. Clima.

Ungleich mehr, als bei dem Ackerbau, kommt bei dem Weinbau das Clima in Betracht. Es sind wenig Climate so ungünstig, wo nicht wenigstens einige Getreide- oder Gemüse-Arten, einige Futterkräuter angebaut werden und zur Reife gelangen könnten; nicht so bei einem Bau, wo die Rebe Eins und Alles ist, und wenn gleich eine zahlreiche Menge von Varietäten bei den Reben Statt hat, so ist doch der Unterschied nicht so bedeutend, daß man sich eine bedeutende Abweichung über die ihrem Anbau von der Natur vorgesteckten Gränzen erlauben darf. Aus wärmeren Gegenden herstammend, kann die Rebe in Deutschland, und zwar blos in dem mehr südlichen Theile desselben, gewissermaßen nur erkünstelt werden, ihre Frucht kommt daselbst nur äußerst selten in ausgezeichneten Jahren zur vollständigen Reife.

Es bleibt überhaupt ein mißliches, gewagtes Unternehmen, einen Weingarten in einem Land anzulegen, in welchem man in der Regel nicht auf einen zeitigen Frühling und warmen beständigen Sommer rechnen kann. Eigentlich sollte über den 48. und 49. Grad nördlicher Breite kein Wein gebaut werden; da indessen die höhere und tiefere Lage einer Gegend, der Schutz

hoher Gebirge einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das geographische Clima haben, so rückt man mit dem Anbau des Weins auch wohl weiter gegen Norden, als gesagt ist, wiewohl mit weniger Sicherheit. Ihrer Steilheit und ihres felsigen Bodens wegen nicht anders zu benützende Berge können hiezu berechtigen, aber unrecht ist es, an solchen Orten auch die Flächen dazu zu verwenden und den Güterbau zu schmälern, um nur herben Wein mit vieler Gefahr und starken Auslagen zu erzielen.

Manche schroffe Ufer des Rheins und der Mosel, jetzt von Menschen bewohnt, würden ohne Weinbau verlassen seyn. Weiter aber, als höchstens zum 51. Grad, finden wir am Rhein keinen Wein, und in dieser Entfernung noch eher guten rothen, als weißen. Auch kann der Weinstock in Europa soweit blos in dem westlichen Theile Deutschlands gedeihen.

## II. Lage.

Berge und Hügel gehören zum Gebiete des Bacchus, die Ebenen zu denen der Ceres. Eine gebirgige, hügelige Lage wird allenthalben für die passendste für den Weinbau gehalten. Die Ebenen erzeugen wohl mehr Wein, der sich aber an Güte mit dem der Abseiten der Berge nicht messen kann. Die Stöcke erfrieren hier leicht, blühen nicht so bald, das Holz wird nicht so reif, auf feuchtem schwerem Boden oft gar nicht; in etwas regnerischen Jahren leiden die Reben durch die Nässe; ein Stock beschattet den andern, benimmt ihm Sonne und Luft; Reifen, kalte Nebel, Mehlthau zerstören Blätter, Blüthen und Trauben, besonders wenn die Ebenen zu sehr eingeschlossen sind, also keine streichende Luft den schädlichen Einflüssen einer feucht kalten Atmosphäre entgegen wirken kann.

Der Gärtner legt seine Obst-Spaliere gegen eine Wand an, und sollte er auch eine von Schilf, wie in den Niederlanden, errichten, um die Bäume gegen den Einfluß kalter Winde zu schützen. Das Erwärmen einer solchen Wand, das Abprallen der Sonnenstrahlen, die Concentrirung der Wärme tragen nicht wenig zur schnellern und vollkommenern Zeitigung des Obstes

bei. Den Schutz und die Vortheile, welche eine solche Wand dem Gärtner gewährt, gewähren die Seiten der Berge und Hügel dem Winzer.

Zur Erziehung des frühern und feinern Gemüses legt der Gärtner Beete oder Rabatten so an, daß sie so viel möglich einen rechten Winkel mit dem Stande der Sonne bilden, damit die Strahlen nicht davon abgleiten, sondern in senkrechter Richtung in den Boden eindringen mögen; daher denn auch der Vortheil einer stärkern Erwärmung, welche die abschüssige Lage den Weinbergen gewährt. Bei gar steilen Bergen ist man indessen des Entsinkens der Feuchtigkeit und des Abrutschens, so wie der vergrößerten Beschwerlichkeiten der Bearbeitung wegen genöthigt, den natürlichen Abhang durch Mauern stückweise zu unterbrechen, allein alsdann ersetzen diese Mauern wie die Wände bei den Spalier-Bäumen das, was durch die Unterbrechung des Winkels mit dem Stande der Sonne verloren geht.

Nicht also der Berge Rücken, wo die Reben nur das Spiel aller Winde und Stürme seyn würden, sondern ihre Abseiten sind es, wo der Wein gedeihen kann; selbst der höhere, so wie der niedrigste Theil dieser Abseiten erzeugen einen Wein, der dem in der Mitte nicht gleich kommt: der höhere Theil leidet durch den Abgang an Hitze, der niedere durch den Ueberschuß an Feuchtigkeit, Nebel ꝛc. Letzteres gilt dann auch hauptsächlich von dem Theile des Weingartens, der sich von dem Fuße des Bergs in die Ebene hinzieht.

Das Gesagte setzt schon voraus, daß nur von derjenigen Bergseite die Rede seyn könne, welche gegen die Sonne hinsieht, und daß diejenige Richtung die beste sey, welche gerade gegen Mittag gekehrt ist, also die Strahlen zur Zeit der größten Wirkung des Sonnenlichtes empfängt.

Weder die reinöstliche noch die reinwestliche Lage können für einen Weinberg vortheilhaft seyn, indem es beiden an einem Theile des Tages an Sonne gebricht, und die Strahlen am Mittag nur von der Seite darauf fallen, ihre Wirkung also zur Hälfte verloren geht. Weit besser ist die südöstliche oder südwestliche Richtung. Von diesen beiden verdient die letzte,

gegen die Meinung des braven Sprengers *), den Vorzug, theils wegen der weniger scharfen Winde und der größern Wärme, die sich am stärksten zwischen 1 und 3 Uhr äußert, theils wegen der geringern Gefahr bei eintretenden Maifrösten, wo die aufgehende Sonne die mehr östlich gelegenen Weinstöcke sogleich trifft und die gefrornen Saftgefässe zersprengt.

Alle nördliche Expositionen taugen in der Regel gar nicht. Indessen hat auch diese auf der Natur des Weinstocks so festgegründete Regel ihre Ausnahme. So liefert der Köstrich zu Mainz in nordöstlicher Richtung einen edlen Wein, die berühmten Champagner Weingärten von Epernay und Verzenay liegen genau nach Mitternacht; die schönen Burgunder Weingärten von Nuits und Beaune nach Morgen.

## III. Umgebungen.

Auch diese können einen bedeutenden, vortheilhaften, auch nachtheiligen Einfluß auf die Rebberge und ihre Produkte haben.

Zu den vortheilhaften Umgebungen gehören:

1) höhere Gebirgslagen, welche den eigentlichen Weinberg, zumal wenn er gegen einen Hügel anliegt, vor den scharfen Nord- und Ost-Winden beschützen, am besten, wenn sie in einer solchen Entfernung sind, daß dadurch den Reben kein Sonnenstrahl entzogen wird, einen gegen Süden offenen Bogen bilden, in welchem sich die Hitze zusammendrängt und verweilt.

*) Balthasar Sprenger, geb. 1724, gest. 1791 als Prälat zu Adelberg im Würtembergischen, hat viele Verdienste um die Landwirthschaft und insbesondere um den Weinbau. Ein und zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tod, wirkte er in der gelesensten Volksschrift, dem Kalender, auf die Aufklärung seiner Landsleute, in vielen andern größern Werken auf die gebildeten Stände. Unter letzteren zeichnet sich seine „vollständige Abhandlung des gesammten Weinbaues“ und seine „Praxis des Weinbaues“ aus und ist noch heute, obwohl die Theorie durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Landwirthschaft selbst wesentliche Veränderungen erlitten hat, in praktischer Beziehung eines des gründlichsten und empfehlenswerthesten Werke, welche wir besitzen. Gz.

2) Ströme, Flüsse und große Seen, deren Ausdünstungen im heißen trockenen Sommer den Weinbergen Feuchtigkeit zuführen, wohl auch, weil die Strahlen der Sonne sich auf ihrem Spiegel brechen und gegen die Reben anprallen. In China soll man Reben sogar hart am Rande der Flüsse bauen, und ihre Ranken in Form einer Laube über das Wasser herwölben.

Nachtheilig wirken:

1) die Nähe von Moräften, feuchten Wiesenthälern, welche Gelegenheit zu schädlichen Nebeln, Reifen, Mehlthau ꝛc. geben.
2) Nahe liegende Waldungen und einzelne Bäume, wenn sie einigen Schatten auf die Weinberge werfen, oder gar mit ihren Wurzeln hineingreifen.
3) Plätze, die dem Wild zum Gehäge und schädlichen Vögeln, wie Staaren, zum Aufenthalt dienen.
4) Eine durch nahe, gegen die Sonne gelegene Berge beengte Lage, die zwar nicht im Sommer, doch im Frühjahr und Herbst den Weinberg mehr oder weniger in Schatten stellen.
5) Die Nachbarschaft von Gebirgen, worauf der Schnee im Frühjahr lange liegen bleibt, besonders wenn sie in einer Richtung liegen, welche der vorherrschende Wind zu dieser Jahrszeit einhält.

## IV. Boden.

Außer dem schweren zähen Thon, dem sogenannten kalten und nassen Boden, so wie dem dürren Kies und magern Sand, verschmäht der Weinstock keine Erde, wenn sie nicht allzusehr entkräftet ist. Ein fetter und guter Gartenboden ist zwar der Vegetation des Weinstockes und einem reichlichen Traubenansatz sehr günstig; selten aber oder nie giebt er unter solchen Umständen einen edlen, feinen und gewürzhaften Wein. Die Natur, welche die fetten Gründe zum Getreide bestimmte, wies den Reben die felsigten, oft nicht anders zu benutzenden Wände der Berge zum eigenthümlichen Standorte an, und der Mensch sollte

diesem Fingerzeige folgen. Kalk-, Thon-, fette Sand-, ja Dachschiefer-Gebirge, selbst wahrer Granit, sind zu Erzeugung edler Weine die günstigsten. In kälteren, häufig dem Regen unterworfenen Gegenden sind Kalkberge, selbst reiner Kalkschiefer vorzüglich zum Weinbau geschickt, indem ihr Gesteine die Feuchtigkeit am leichtesten durchläßt, und die Wärme am längsten anhält.

Auf Kalkgebirgen wachsen die edelsten Champagner und Burgunder Weine. Der Rüdesheimer Berg besteht größtentheils aus Kalkschiefer. Der berühmte Rothenberger bei Geisenheim wächst im fetten rothen Sandschiefer, der kostbare Asmannshäuser und die besseren Moselweine auf blauem Dachschiefer; die berühmtesten Rhoneweine wachsen im reinen Granit.

Alle diese Steinarten verwittern, wenn sie einmal, in Stücke zerschlagen, der Luft, dem Regen, der Hitze und dem Frost ausgesetzt sind, und bilden eine dem Rebenbau günstige Erde.

An der Mosel hält man den Boden für so viel besser zu dem Rebenbau, als er mehr Schiefersteine enthält. Er besteht oft aus $^2/_3$, ja $^3/_4$ Steine; fehlt es an letzteren, so sucht man wo möglich sie von anders woher beizuführen und die Weinberge gewissermaßen damit zu überdüngen. Es wird dieses Schiefern von fleißigen Weinbauern in regelmäßigen Zeiträumen etwa im vierten bis sechsten Jahr wiederholt und wechselt am besten mit der eigentlichen Düngung, die dort ebenfalls in einem solchen Zeitraume eintritt, ab. Wer einen Weinberg hat, liebt deßhalb als Beigabe einen Schieferfelsen (am liebsten Dachschiefer, in Ermanglung dessen auch Thonschiefer), von dem er seinen Bedarf lossprengen und über den Weinberg herbreiten kann. Dieser Operation schreibt man großentheils das Gewürz, das die Moselweine auszeichnet, zu.

Indessen verschmäht die Rebe auch den steinlosen Boden nicht, wenn er nur trocken, 3 bis 4 Fuß tief, von geeigneter Zusammensetzung und von Thätigkeit ist. Dieser Boden muß aber selbst in beträchtlicher Tiefe keine nachtheilige Nässe enthalten, folglich auch nicht quellgründig seyn.

Jede Unterlage von Steinen, besonders wenn sie mürbe ist,

und keine stauende Feuchtigkeit veranlaßt, ist dem Weinbau sehr günstig. Unter den Bodenarten haben vor allen jene den Vorzug, deren Rinde vulkanischen Ursprungs ist. Diesen kommen zunächst die kalk- und mergelartigen, dann der sandige Lehm. Die übrigen Bodenarten taugen besser zum Getreidebau, zur Obstzucht und zum Holz, als zum Weinbau.

## Zweiter Abschnitt.

### Anlegung eines Weinbergs.

Der Boden mag alt oder neu, d. h. schon Weinberg oder nicht gewesen seyn, so ist das Roden, das tiefere Aufbrechen desselben unerläßlich. In dem einen wie in dem andern Falle geht man auf die nämliche Art dabei zu Werke.

#### I. Vorbereitung zum Roden.

Hat ein Weinberg sich überlebt, so werden an der Mosel die Stöcke in dem letzten Jahre weder geschnitten noch aufgebunden, wohl aber der Boden gehackt und gedüngt. Diese alten Reben geben dann zum Abschiede nicht selten noch einen reichlichen Ertrag. Es haben Einige, wiewohl ohne einen zureichenden Grund anzugeben, die angeführte Benutzungsart im letzten Jahre getadelt; es scheint aber, daß der Winzer, der sich zum Umroden, daher zu einer vier- bis fünfjährigen Entbehrung entschließt, wohl berechtigt sey, seinem Weinberge vorher noch eine Löse abzufordern, und zwar um so mehr, als noch dazu gedüngt wird.

Nachdem der Weinberg *ausgeworfen*, d. h. nachdem die Stöcke mit der Haue an der Erde weggehauen worden, läßt man an einigen Orten den Boden einige, oft 4—6 Jahre liegen, ausruhen, ehe man zum Roden schreitet. An andern Orten

bestellt man ihn ein oder mehrere Jahre mit sonstigen Gewächsen; wieder an andern schreitet man unmittelbar nach dem Auswerfen zum Ausroden und Pflanzen. Die erste Weise beruht auf dem Vorurtheil, daß die Erde einer völligen Ruhe zur Reproduktion bedürfe, welches doch nach unzähligen Erfahrungen überflüssig ist.

Das Einzige, was eine solche Unterbrechung der Cultur für sich haben könnte, wäre die Berasung der Oberfläche, die nachher allerdings einen Vortheil bei der Anpflanzung gewährt; allein wie theuer wird nicht ein solcher Vortheil durch die verminderte Benützung des Bodens erkauft! Auch ist dieser geringe Vortheil weit eher und besser durch die Ansäung künstlicher Futterkräuter zu erreichen.

Die zweite Art ist in solchen Gegenden, wo der Boden als Weinberg keinen sehr ausgezeichneten Werth hat, dabei wenig steinig ist, nicht ganz zu verwerfen. Man muß aber die Nützlichkeit dieses Verfahrens nicht, wie Einige wähnen, aus der Nothwendigkeit eines Fruchtwechsels, wie bei den Cerealien ableiten: zwischen der Abwechslung einer Pflanze, deren Dauer sich auf ein halbes oder ganzes Menschenalter erstreckt, und zwischen dem flüchtigen Vorübergehen einer Getreide- oder Futter-Gattung besteht gar kein Verhältniß.

Wo die vielhundertjährige Eiche stand und starb, steigt unmittelbar eine andere aus der Erde hervor; selbst bei Rebbergen, die, wie an gewissen Orten geschieht, nie gerodet werden, wird an keine Abwechslung gedacht. Wie der Wald sich selbst, verewigt an solchen Orten der Mensch durch allmähliges und fortgesetztes Einlegen seinen Rebberg, ohne daß der Boden eine Abwechslung erfordert oder, ermüdet durch die alljährliche Erzeugung des nämlichen, aufhört, die Rebe mit Trauben zu behängen.

Indessen kann eine Zwischencultur, vorausgesetzt daß gehörig dazu gedüngt wird, unter manchen Umständen von einigem Nutzen seyn — es sey, bei Abgang an zureichendem Boden zum Anbau von etwas Getreide, Gemüse, Futter, Stroh — es sey, um vorläufig einen guten Rasen zu bilden, welcher bei dem Pflanzen des Blindholzes nicht ohne Vortheil ist.

Je weniger Werth der Boden als Weinberg hat, um so mehr kann ein solcher Zwischenbau fortgesetzt werden; je höher aber jener Werth ist, um so kürzer sollte dieser dauern. Endlich wird an solchen Orten der Zwischenbau nöthig, wo man fehlerhaft den Boden nicht zu voller Tiefe zu roden pflegt.

An guten Orten sollte die Unterbrechung der Rebenpflanzung nicht über zwei Jahre dauern. Ist der Boden gegraben und geebnet, so wird er mit Gerste oder Roggen und untergesäetem Klee bestellt, auf deren Benützung also nur zwei Jahre hinlaufen; bei dem Ablaufe derselben wird die Kleenarbe durch das Roden in die Tiefe gebracht, dieses gibt hernach eine sehr vortreffliche Pflanzung.

Nach der Beschaffenheit des Bodens kann der Klee durch Esparsette oder Luzerne ersetzt werden. Der sich selbst in dem Weinberg erzeugende Rasen kommt einer Kleenarbe nicht gleich. Auf Fels- und sehr steinigem Boden fällt endlich der Zwischenbau von Getreide und Klee, so wie alles Ausruhen des Bodens gänzlich weg, besonders wenn sehr tief gerodet werden soll.

## II. Zeit und Art des Rodens.

Unter allen Arbeiten, die der Weinberg erfordert, ist die des Rodens die beschwerlichste. Man wählt also gewöhnlich den Winter dazu, wo die Tage nicht so lang sind, die Hitze nicht so groß ist, der Arbeiter also weniger angegriffen und erschöpft wird. Der September und October bleiben jedoch die beste Zeit zu dem Geschäfte. Die früh aufgelockerte — aus der Tiefe hervorgerufene Erde wird durch die oft noch sehr kräftige herbstliche Sonne, dann durch die Spatregen, und endlich durch die Einwirkung der Winterfröste gebessert, der trockene steinige Boden den Winter über mit Feuchtigkeit, die zum Wachsthum der jungen Reben so nöthig ist, versehen.

Auf jeden Fall bleibt es am räthlichsten, die Zeit zu benutzen, sobald man sie hat, und die Arbeit nicht auf das Ungewisse hinauszuschieben, indem Frost und Schnee später die Ausführung verhindern können. Zu Rüdesheim hat die Erfahrung bewiesen, daß die schon im August gerodeten Weinberge

sich vor allen später gerodeten auszeichnen. Indessen kann auch diese Arbeit auf nicht steinigem, zumal etwas schwerem und feuchtem Boden mit Vortheil bis zum Frühjahr verschoben werden, um zu verhindern, daß der Boden sich nicht zu stark schließe oder von Nässe übersättiget werde.

Man rodet nie, wenn der Boden gefroren oder mit Schnee bedeckt ist. Durch das Gegentheil würde der Boden so sehr erkältet werden, daß der Weinberg viele Jahre darunter leiden müßte; dasselbe gilt, wenn die Erde naß und schmierig ist, jedoch mit Ausnahme des kiesigen und steinigen Bodens. Endlich reutet man auch nicht gerne bei allzurauhen, trockenen, scharfen Winden, wo die Erde störrig wird, und die festen Ballen, wie Steine, in die Tiefe fallen würden.

Da das Abwärtshacken die Arbeit ungemein erleichtert, so fängt man mit dem Roden an dem untersten Theile des Weinbergs an. Nachdem nämlich der erste oder unterste Graben zur erforderlichen Tiefe und Breite geöffnet, und die Erde davon zur Seite gelegt worden ist, bezeichnet man den zweiten 3 Fuß breiten Graben allenfalls durch das Spannen einer Schnur, und arbeitet vor Allem die bessere Krume, es sey Rasen oder Dammerde, von der Oberfläche ab und läßt sie in die Tiefe fallen; dann fährt man mit der Arbeit fort, bis der erste Graben mit Erde gefüllt, der zweite also ebenso tief ausgeleert ist, als es der erste war. Darauf schreitet man auf gleiche Weise zur Anfertigung des dritten und der folgenden Gräben bis zur Höhe. Dabei bleibt keine Wand zwischen den Gräben stehen, sondern es wird der ganze Boden vor dem Fuße umgerodet. Da es zum Füllen des obersten Graben an Erde gebricht, so muß die aus dem untersten Graben zuerst ausgeworfene — nach der Höhe getragen und hineingeworfen werden, welches freilich beschwerlich, aber nur selten zu vermeiden ist.

Vom guten und richtigen Roden hängt das Heil der künftigen Pflanzung ab; das fleißig beobachtende Auge des Herrn darf folglich nicht dabei fehlen, und es ist am besten, diese Arbeit im Taglohn und nicht im Verdinge ausführen zu lassen. Die wesentlich dabei zu beobachtenden Dinge sind:

1) daß die Erdschichte in ihrer ganzen Höhe umgekehrt werde,

d. h. daß das Oberste in die Tiefe und das Unterste in die Höhe kommt; man bringt also den guten Grund, die Krume und den Rasen hinab, und den rohen Grund herauf. Die Ursachen, die dazu bewegen, sind einleuchtend. Die Rebe schlägt ihre ersten und später auch ihre Hauptwurzeln nicht in der Höhe, sondern in der Tiefe an. Man muß also bei dem Roden um so mehr bedacht seyn, jenen daselbst Nahrung zu verschaffen, als man später nicht mehr zu ihnen gelangen kann; der rohe, oben aufgebrachte Boden aber wird in der Folge durch Dung, Bearbeitung und Einfluß der Atmosphäre ohnehin sattsam gemildert und bereichert.

2) Man suche den Boden oder die Sohle des Grabens so viel möglich mit umgestürzten Rasen zu bekleiden, und führe solche, wenn die Oberfläche keine erzeugt hat, wenn z. B. kein Klee vorher darauf stand, von anderswo bei.

3) Muß die Erde vollständig verarbeitet, das Wurzelgeflechte der alten Rebstöcke gänzlich durchbrochen und zerstört, und die gröberen Steine weggebracht werden, daher muß das Unterminiren, wodurch ein Theil der Wand von selbst einstürzt, also das Rühren, Verarbeiten und Umkehren der Erde hindert, durchaus untersagt werden; noch weniger darf ein Streifen unberührt im Boden stehen bleiben.

4) Muß der Boden so gelegt werden, daß seine Oberfläche nachher eine ebene Abdachung und weder Höker noch Kessel bildet. Man erreicht dieses — wenn man das Reuten nicht auf den erhabenen, sondern tiefen Stellen anfängt, wodurch Raum gewonnen wird, den Grund dagegen hinzuarbeiten. Umsichtige Weingärtner beobachten sogar die Regel, die Convexität des Bodens zu vermindern, und ihn so concav als möglich gegen die Sonne zu legen.

5) Bei dem Roden ist wohl zu beobachten, daß die Steine so viel möglich oben auf zu liegen kommen, wo sie durch die Wärme, die sie an der Sonne aufnehmen, dem Weinstocke frommen, statt daß sie in der Tiefe dem Vortreiben der jungen Wurzeln im Wege stehen. Sind der Steine zuviel, so versenkt man sie entweder, oder man trägt sie nach einer höher gelegenen Mauer und schüttet sie in langen Haufen

dagegen an, um sie später zum Vertheilen über die Oberfläche zu benutzen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß über solchen Stellen, wo Steine begraben worden, die Rebstöcke vorzüglich gedeihen. Man hüte sich aber, ein solches Vergraben unmittelbar hinter einer Mauer vorzunehmen, wodurch sich das Wasser dahin ziehen und die Mauer bei dem Winterfroste Schaden nehmen würde. Die größeren Steine werden entweder zu Errichtung der Mauern verwendet, oder mit Hämmern zerschlagen; sie seyen denn von einer Art, die ohnehin an der Luft verwittert.

6) Außer den Steinen sind beim Auswerfen des Grabens alle Unkrautswurzeln, sowie die Wurzeln von Brombeeren und anderen Gesträuchen sorgfältig aufzulesen und später wegzubringen.

7) Wenn auf kostbaren Plätzen hin und wieder ein guter tragbarer Stock stehen bleiben kann, so ist seine Errettung nicht zu vernachlässigen, nur muß alles um ihn her wohl gerodet werden. Man hat erfahren, daß mancher ganz alte Stock sich in dem frisch gerodeten Boden wieder erholt und die herrlichsten Trauben gegeben habe.

8) Wenn man einen Platz umrodet, der zwischen fremden, noch in ihrer Kraft stehenden Weinbergen liegt, so pflegen die Reben dieser letztern die Gelegenheit zu benutzen, ihre Wurzeln in den nachbarlichen Boden einzuschlagen, und daher den jungen Reben dieses letzteren zu schaden, oder sie gar zu verdrängen. In diesem Falle bleibt kein Mittel, als einen 2 Fuß tiefen Graben dem nachbarlichen Weinberge entlang offen zu halten, und so das Wurzelnetz desselben zu unterbrechen.

9) Man muß nicht glauben, das Roden gut vollbracht zu haben, wenn man sich begnügt, den Boden in der Sohle des Grabens aufzuhauen, und nicht sämmtliche Erde in die Höhe bringt. Eine gänzliche Umwälzung des Bodens kann nicht genug empfohlen werden.

## III. Tiefe des Rodens.

Die Tiefe des Rodens richtet sich bald nach der Beschaffenheit und der Lage des Bodens, bald nach der Länge der Reben-

setzlinge, bald nach dem Herkommen. In den Bergen wird in der Regel tiefer als in den Ebenen gerodet; auf lockerem oder gutem Boden weniger tief, als auf festem oder steinigem.

Diese Regel scheint allgemein, weil sie in der Natur der Umstände gegründet ist. Ob aber der Rodgraben tiefer seyn soll, als die Pflanzrebe lang ist, darüber sind die Gebräuche verschieden; an einigen Orten will man, daß die Rebe auf dem festen Boden aufsitze, an andern, daß dieser wenigstens $^1/_2$ Fuß tiefer erbrochen sey, als die Rebe reicht. Im ersten Fall wird also der Graben nicht über 2—2$^1/_2$ Fuß vertieft.

Die Erfahrung lehrt durchgängig, daß der Stock besser in tiefer, als in seichter gerodeter Erde gedeihe. Das tiefe Roden ist besonders da von Nutzen, wo man in dem Untergrund Schichten von weißer Kalkerde, Sand oder festem Thon antrifft, in welchen die Reben nicht fort wollen. Durch das tiefe Roden werden solche Schichten durchbrochen und durch die Vermengung mit dem andern Grunde verbessert. Auf tief gerodetem Boden ist ein Weinberg immer von längerer Dauer als auf einem andern.

Die Rodgräben müssen in dem Hange eines Bergs durchaus nicht von oben nach unten, sondern in wagrechter Richtung gezogen werden. Die Tiefe der Gräben wird nicht nach der Höhe der obern, sondern nach der der untern Wand gemessen. Die Wände müssen durchaus senkrecht seyn.

Die Errichtung von Mauern, wodurch der allzuraſche Hang eines Bodens unterbrochen wird, ist oft nothwendig und allemal sehr nützlich. Absätze erleichtern die Arbeit sowohl bei dem Bau der Reben, als der Weinlese, und brechen den Strom des Gewässers bei starken Regengüssen. Man gibt den Mauern die Dicke von 1$^1/_2$—3 Fuß, je nach dem Verhältniß ihrer Höhe. Diese richtet sich ihrerseits nach der Steile des Berges und reicht demnach 3, 6, auch wohl mehr Fuß über ihr Fundament hervor. In Bergen, wo die Reben einen hohen Werth haben, findet man nicht selten Mauern von 10—12 Fuß Höhe, blos um einige wenige Stöcke zu gewinnen.

Das Fundament muß 1 paar Fuß tief in der Erde stehen; in der Höhe darf die Mauer durchaus nicht über die dahinter

befindliche Erde hervorragen, damit das Wasser sich nicht hineinziehe, sondern über die Mauer herschieße. Da die Mauern immer sehr kostspielig sind, so ist bei ihrer Errichtung um so mehr auf ihre Dauerhaftigkeit zu sehen, als sie ohne Mörtel zusammengesetzt werden; die Steine müssen also wohl auf einander passen und im Verbande über einander angebracht seyn. Dabei muß der Mauer eine Böschung von 1 paar Zoll auf jeden Fuß Höhe gegeben werden. Eine 6 Fuß hohe Mauer darf also beim Fundament nicht weniger als 2 Fuß, eine 10—12 Fuß hohe nicht weniger als 3 Fuß haben.

In solchen Weinbergen, wo der Regen viele Erde abzuschwemmen pflegt, ist die Anwendung von Fanggräben nicht zu vernachlässigen. Man fertigt solche Gruben bis zu 3' Tiefe nicht allein am Fuße des Weinberges, sondern auch nach der Höhe an verschiedenen Stellen an, worin die Erde aus dem Wasser sich niederschlägt und später wieder an Ort und Stelle zurückgebracht wird. Oft wird es nöthig seyn, oberhalb den Beeten kleine Erdendämme aufzuwerfen, um das von der Höhe herabströmende Schnee- und Regen-Wasser nach der Seite zu leiten. Oft müssen diese Dämme mit Wasserfällen, d. i. offenen Kanälen von trockenen Steinen in Verbindung stehen, in welchen das strömende Wasser aufgenommen und bis zum Ausgang des Weinbergs abgeführt wird. An Orten, die so starken Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, daß die Dämme allein nicht zureichen, wird an dem Fuße derselben nach oben noch ein Graben gezogen und auf dessen Unterhaltung wie auf die der Dämme wohl geachtet.

Durch das Abtheilen des Berges in Absätze vermittelst der Errichtung der Mauern gewinnt man hinter diesen eine Vertiefung, wo man zuunterst die zu den Mauern untauglichen, dem Wuchse der Reben aber nachtheiligen — also aus dem Boden wegzuräumenden Steine hinbringen kann; darüber zieht man denn bei dem Planiren des Beetes die Erde mit den übrigen kleinen Gesteinen, welche zwischen dem Karste durchlaufen, her. Jene vergrabene Steinlage darf jedoch nicht höher, als 2' unter der Oberfläche heraufragen und besteht sie aus sehr großen Stücken, so müssen dieselben zerschlagen werden. Auf solchen von unten mit Steinen gefüllten Plätzen gefallen sich die Reben ganz besonders und geben einen geistreichen guten Wein.

Nachträglich bleibt zu bemerken, daß es immer nützlich ist, den Boden vor dem Roden zu düngen, wenn er von Natur mager oder durch den Bau mehrerer Früchte erschöpft oder schlecht benarbt ist.

## IV. Pflanzung eines Weinbergs.

Auswahl der Reben. So wie der Ackersmann nicht Roggen, Hafer, Gerste, Weitzen oder Dinkel, ob sie gleich alle Getreidearten sind, ohne Rücksicht auf jeden Boden bringt, wie der Pomolog nicht ohne Würdigung der Lage, des Klima's und Bodens Birnen-, Apfel-, Zwetschen-, Kirschen-, Mandeln-, Aprikosen- und Pfirsich-Bäume pflanzet, und so wie beide nicht ohne Unterschied alles ohne Wahl unter einander mischen, eben so wenig darf es dem Winzer gleichgültig seyn, welche Rebengattungen er in seinen Weinberg aufnimmt.

Zwar gibt jede Rebe Trauben, aus jeder Traube läßt sich Wein keltern, allein nicht allenthalben kommen alle Trauben zu gehöriger Reife, nicht alle also geben guten Wein; nicht allenthalben lohnt diese oder jene Traubenart durch ihren Ertrag der Hand, die sie pflanzte und pflegte. Qualität und Quantität bleiben bei dem Ertrage zu berücksichtigen. Da aber beide bei dem Weinstocke in hohem Grade in der Regel nicht vereinbar sind, so hat der Winzer darauf zu sehen, ob die Erhöhung der Qualität oder die Vermehrung der Quantität für ihn die vortheilhafteste sey. Hierüber entscheidet nicht er, sondern Klima, Boden und Lage, auch wohl andere zeitliche und örtliche Verhältnisse, welche letztere aber als zufällig hier nicht in Betracht kommen. Der Qualität sagen mehr die Höhen — der Quantität die Niederungen zu. Mit Unrecht würde man also z. B. den viel erzeugenden — aber wenig geistigen nicht so reichlich tragenden Kleinberger (Elben) in den Bergen, den geistigen nicht so reichlich tragenden Riesling auf den Ebenen anpflanzen. Erstere würden auch in der besten Lage nur mittelmäßigen Wein liefern, letztere in den Ebenen oft nicht zur Reife kommen.

Die erste aller Bedingungen bei dem Weine, so wie beim Getreide und Obst, ist wo nicht eine völlige, doch eine zureichende Reife der Frucht nicht allein

in guten, sondern auch in mittleren Jahren. Je weniger warm also das Klima eines Weinbergs seiner geographischen oder physischen Lage wegen ist, um so mehr muß man die spät, also schwer reifenden Traubengattungen zu vermeiden suchen. Je edler der Boden in Bezug auf die Erzielung des Weins, je günstiger seine übrigen Umstände sind, um so edler sey die Gattung, die man darauf zu bringen hat, und umgekehrt; auf weniger edlem Boden kommt es mehr auf das Viele, dort mehr auf das Gute an. Verführerisch lockt indessen den Winzer die Versuchung, des Guten viel zu haben, und da beides nur unter äußerst seltnen Umständen bei dem Weinstocke in einem bedeutenden Grade vereinbar ist, so verderbt er eines durch das andere, wobei dann die Qualität am meisten zu kurz kommt.

Die beachtenswertheren Rebsorten für die Weinbereitung, welche sich am Rheine, der Mosel, Nahe und Ar finden, sind:

a) Der kleine Riesling. Ihm gebührt unstreitig der erste Rang unter den Sorten, welche weißen Wein liefern. Bei keiner andern verbindet sich geistiger Gehalt so sehr mit dem höchsten Feingeruch und Feingeschmack, als bei dieser; dabei hat das Getränke eine außerordentliche Lagerhaftigkeit, daher man am Rhein und der Mosel, wo die besten Lagen dieser Rebsorte beinahe ausschließlich eingeräumt sind, sehr feine und edle Weine von hohem Alter findet.

Der Stock erfordert eine besonders warme, sonnige, somit hüglichte oder bergichte Lage, einen guten, mehr thonigen als leichten Boden, reichliche Düngung und eine auf Herbeiführung einer frühen Reife berechnete Erziehungs- und Behandlungs-Weise, denn er ist spätreifend; daher muß auch, wenn man ausgezeichnete Qualität des Produkts beabsichtigt, die Lese so lange als möglich aufgeschoben werden.

b) Der Orleans oder Harthengst. Obwohl, soviel wir wissen, die älteste rheinische Traubensorte, wird sie doch neuerdings von dem kleinen Riesling mehr und mehr verdrängt.

Wenn diesem schon späte Reife zu einigem Vorwurf gemacht wurde, so verdient ihn der Orleans in noch höherem Grade, denn in Deutschland gibt es nur wenige der Rebe so günstige

Lagen, daß man eine spätere Sorte, als den Riesling dafür empfehlen dürfte, daher er sich auch mit Recht in den hier beschriebenen Gegenden nur ausnahmsweise, etwas häufiger noch in Rüdesheim, Nierstein und ähnlichen privilegirten Plätzen findet. Den Orleans mag höherer Ertrag, welcher erwiesen ist, bevorzugen, es mag ihm dabei gleicher Geistgehalt, gleiche Lagerhaftigkeit zum Ruhme nachgesagt werden; es mag ihm bei einigem Alter — denn in den ersten Jahren steht er unbezweifelt zurück — Kraft, Feinheit und einiges Gewürz zugegeben werden; dagegen kommt er in der eigentlichen Blume dem Riesling nicht gleich.

c) Der Traminer, der kleine oder kupferfarbene oder Sand- auch Gewürz-Traminer stellt sich neben dem Riesling in die erste Reihe der Sorten für weißen Wein, die ihm auch in manchen rheinischen Weinbergen zugestanden wird. Wie eine seiner Benennungen zeigt, ist er ebenfalls reich an Gewürz, dagegen steht sein Wein dem des Rieslings an Lagerhaftigkeit und wohl auch an Geistgehalt nach, daher es zweckmäßig ist, ihn früher als diesen zu verwenden. Sein Ertrag ist mit dem des letzteren so ziemlich gleich, dagegen macht er, als früher reifend, geringere Ansprüche hinsichtlich des Klima's, der Lage und des Bodens und lohnt auch in minder guten Lagen den Anbau.

d) Der Kleinberger, Klämmer, Elben, Alben gehört zu den verbreitetsten weißen Rebsorten Deutschlands und nimmt auch eine wichtige Stelle in den Gegenden, von denen hier die Rede ist, am Rhein, an der Mosel und Aar ein, allein nicht hinsichtlich der Qualität seines Produkts, welches zwar reinschmeckend und lieblich, dabei aber nur in guten Jahren geistreich, feurig, nicht sehr lagerhaft noch dauerhaft, d. h. frei von der Krankheit des Zäh- oder Schwerwerdens, und ohne Zumischung edlerer Sorten gewürzarm ist. Er gibt demzufolge nur gute Mittelweine, die allerdings auch ihre Abnehmer haben und den Producenten in minder guten Lagen, da er zwar launisch, doch im Durchschnitt immerhin reichlich trägt, für sein Kapital und seine Mühe wohl entschädigen.

e) Der blaue oder schwarze Kläpner, Klebroth, Burgunder steht unter den Rebsorten zu Bereitung geistreicher, feiner, gewürzhafter rother Weine eben so sehr obenan, als der Riesling für die weißen Weine, nur sind dann jene im Vergleich mit diesen von geringer Lagerhaftigkeit. Wie man in Frankreich die besten rothen Burgunder- und Champagner-, ja selbst die besten weißen mousstrenden Champagner-Weine von dieser Sorte gewinnt, so am Rhein den berühmten rothen Asmannshäuser, Ingelheimer, Patersberger und die Rheinbleicharte, an der Aar die Aarbleicharte, welche letztere nicht, wie man aus ihren Namen schließen könnte, mittelfarbige oder Schiller-Weine, sondern entschieden dunkelrothe Weine sind. Diese Rebsorte ist frühreifend, eignet sich daher auch für minder warme und ausgesuchte Lagen, wenn schon ihr Produkt in guten Verhältnissen erzielt von viel höherer Qualität, als in untergeordneten, ist.

f) Der Ruländer oder graue, auch rothe Kläpner, wie der schwarze frühreifend und somit auch in Auswahl der Localitäten genügsam, spielt eine mehr untergeordnete Rolle und schließt sich den weißen sowohl, als rothen Sorten guter Qualität mit Nutzen an, indem er beiden vortheilhaft beigemengt werden kann.

Will man Mischungen von verschiedenen Reben in einem Weinberge vornehmen, so ist vor Allem auf gleichzeitige Reife zu sehen, dann auf gleichmäßigen Wuchs, damit alle Reben in gleicher Entfernung gepflanzt werden können, ohne einander zu schaden; ferner, daß sie einen gleichförmigen Schnitt und Bau vertragen und endlich dieselbe Bodenart erheischen. Die Ursache, welche man für das Mischen mehrerlei Reben in einem Weinberg anführt, scheint nicht vollgültig; wohl verbessert es den Wein, wenn gute Rebengattungen zwischen viele schlechte einlaufen; allein darin liegt schon ein Fehler, daß die schlechten sich finden, wo gute wachsen wollen; wo aber die Mehrzahl gut ist, bleibt es ein Fehler, schlechte dazwischen zu pflanzen. Man muß jedoch den Begriff von Mischung der Reben nicht mit dem der Trauben vertauschen. Diese kann ohne jene bestehen, indem

man verschiedenartige nützliche Rebengattungen in denselben Weinberg, aber in verschiedene Abtheilungen, wie Boden und Lage ihnen am besten zusagen, bringt. Man mag sie auch neben einander pflanzen, wenn eine oder ein paar Zeilen einer mehr groblaubigen, stärker wachsenden Gattung den Schwächern Schutz gegen Winde und Hagel gewähren können, ohne ihnen Licht, Sonne und Nahrung zu rauben.

Wahl und Behandlung des Pflanzholzes. Man pflanzt die Reben durch das Holz fort, wozu ihr markiges Wesen sie sehr geeignet macht. Die abgeschnittenen Schosse werden entweder ohne Wurzel an Ort und Stelle gesteckt und heißen dann Blindholz, Setzreben, Schnittlinge, oder vorher in einer Rebschule zum Wurzelanschlagen gelegt und nachher verpflanzt, und heißen dann Reiflinge, Würzlinge, Wurzelreben, oder man legt die Rebzweige unabgeschnitten bei dem Stocke selbst in die Erde, trennt sie erst davon, wenn sie Wurzel gefaßt haben, und verpflanzt sie; solche heißen Bögen, Söhne, Senkreben; endlich kommen noch die Gruber, eingelegte Schenkel und Lotten, die aber blos zu Ergänzung leerer Plätze dienen und nicht verpflanzt werden, wovon anderswo gehandelt werden wird.

Auf welche Art man auch die Pflänzlinge anzieht, so hat man sich dabei vor mehreren Mißgriffen zu hüten und mehrere Regeln zu beobachten, die von der höchsten Wichtigkeit sind, denn leichter ohnegleichen ist es, sich untadelhaftes Saatgetreide zu verschaffen, als gutes Setzholz, und mehr ohnegleichen als jenes, kommt letzteres in Betracht.

Bei schlechtem Samen geht nur 1, bei schlechtem Setzholz gehen 4—5 Jahre nebst so vieler Arbeit, gespannter Erwartung und schweren Kosten verloren. Wer also nur immer sein Pflanzholz von selbst erzogenen Reben aufschlagen kann, der suche nicht, es bei andern zu kaufen.

Es ist nicht genug, die Auswahl derjenigen Rebgattungen gehörig getroffen zu haben, die am besten im Verhältnisse zu der Beschaffenheit des Weinbergs passen, wenn die Umsicht dieser Wahl sich nicht zugleich auf die Stöcke selbst und ihre Lotten in Bezug auf Gesundheit, Alter, Reife und Fruchtbarkeit und son-

stige Beschaffenheiten erstreckt, woran manche Winzer nicht einmal denken. Wir geben hier die Regeln dafür an:

1) Man nehme kein Pflanzholz von allzualten, fast untragbar gewordenen Stöcken. Der Verfall der Lebenskraft erstreckt sich nicht blos auf den Stamm, sondern auch auf seine Glieder, diese können also nur eine kümmerliche Fortpflanzung bilden.
2) Man hüte sich insonderheit, das Setzholz aus sehr fetten und mastenden jungen Weinbergen zu nehmen, zumal wenn die Stöcke noch nie Frucht getragen haben, indem solches nachher zwar Stämme mit ungemein starken Wurzeln und vielem Holz, aber mit weniger Frucht bildet. Man hält die Lotten von 7—10jährigen Stöcken für die tauglichsten.
3) Man vermeide in solchen Jahren Pflanzholz zu sammeln, wo die Reben durch mancherlei Zufälle gelitten haben, besonders wenn das Holz nicht seine vollständige Reife erlangt hat. Man hat beobachtet, daß die aus nicht ganz zeitigem Holze erzogenen Stöcke keine vollkommene, oder doch nicht lauter vollkommene Beeren geben, d. i. kleine und große Beeren an einer und derselben Traube unter einander tragen.
4) Auch das geringste Zeichen von Krankheit, wie Rostflecken, Beschädigungen ꝛc. machen das Holz für die Fortpflanzung verwerflich. Es bleibt daher jede Lotte genau anzusehen, ehe man sie zur Zucht bestimmt.
5) Man nehme nur das Holz von solchen Stöcken, welche die unverwerflichsten Zeugnisse ihrer Tragbarkeit 3—4 Jahre über mit Inbegriff des laufenden Jahrs abgelegt haben. Es finden sich oft unfruchtbare Weinstöcke, bei denen also zu befürchten ist, daß ihre Unfruchtbarkeit sich auf die Nachkommen forterben würde. Auch die Untersuchung der Trauben ist nicht dabei zu vernachlässigen, und auf große vollkommene Beeren, dünne Häute, wenig und kleine Kerne und süßen Geschmack, so viel als nämlich solches bei der gewählten Rebengattung angetroffen werden kann, zu sehen.
6) Das Setzholz vom Kleinberger — und wahrscheinlich verhält es sich ebenso mit andern Rebengattungen, die ihrer Natur nach mehr für die Niederungen und lehmigen Boden passen, —

soll nicht aus einem Berge oder aus einem hitzigen Kiesboden aufgenommen werden, weil in solchem Falle die Stöcke gar bald und jedenfalls früher kerbig und untragbar werden, als Setzlinge, die von mehr lehmigem Boden bezogen werden. Man sollte überhaupt das Setzholz nur von solchen Stellen wählen, deren Boden und Lage mit denen übereinstimmt, wohin es gepflanzt werden soll.

7) Das Setzholz muß von Lotten mittlerer Dicke, doch eher von stärkeren als schwächeren genommen werden; dünnes Setzholz schlägt zwar leicht an, allein es erfordert 1 Jahr mehr, bis es zum vollständigen Ertrage kommt; jedoch vermeide man solche Lotten, welche gar zu dick und mast sind, und deren Augen hoch und weit über einander stehen.

8) Da man die einjährigen Schosse oder Lotten zur Fortpflanzung gebraucht, so ist begreiflich, daß nur ihr unterer Theil am vollständigsten ausgebildet, der obere hingegen es nicht in demselben Grade seyn könne, dieser daher weniger tauglich zur Fortpflanzung sey. Kauft man das Setzholz an, so ist es nützlich, dabei zu bedingen, daß jeder Schnittling etwas von dem alten Holze anhabe, als Beleg, daß er nicht aus der Mitte geschnitten sey; kann man das nicht, so bleibt am besten, die Lotten ungeschnitten, also in ihrer ganzen Länge zu kaufen und sie selbst ausschlagen zu lassen, wobei man zugleich alle wegwirft, die wegen eines übeln Kennzeichens verdächtig sind.

9) Schlägt man das Setzholz von eigenem Wachsthum aus, so würde es gut seyn, alle Stöcke vor dem Herbste zu zeichnen, wovon das Holz genommen werden soll; da solches aber für große Pflanzungen nicht wohl möglich ist, so lasse man beim Beschneiden der Stöcke alle Lotten zerbrechen, von deren Güte der Winzer noch nicht ganz überzeugt ist, worauf nur die guten zusammen gebunden und zum Zuschneiden aufbewahrt werden.

10) Zu den Lotten, welche nicht aufgenommen, also zerbrochen werden müssen, gehören noch jene, welche oben am Stocke oder aus dem harten Holze, d. i. Kopf und Schenkel, ausgewachsen sind, ob sie schon Frucht trugen, so wie alle die,

welche, in dem Jahre keine Frucht gezeigt haben. Man nimmt endlich nur solche, die auf jungem, d. i. zweijährigem Holze aufgewachsen sind.

11) Können die abgeschnittenen Lotten, wovon man Setzlinge zu machen gedenkt, nicht auf der Stelle zugeschnitten werden, so müssen sie bis dahin nicht der Sonne und dem Winde zum Ausdorren Preis gegeben werden, sondern ohne Verzug mit dem untern Ende ins Wasser gestellt, oder, was besser ist, in einen kühlen, feuchten Keller gebracht werden. Müssen sie wegen Abgang an Zeit mehr als einige Tage im Keller liegen bleiben, so werden die Bünde mit etwas Wasser besprengt.

12) Das Setzholz kann entweder vor oder nach dem Winter von den Stöcken getrennt werden. Ersteres bleibt vorzuziehen, indem man dann sicher ist, kein erfrornes Holz zu erhalten.

13) Wird das Setzholz im Frühjahre gesammelt und zugeschnitten, so legt man es sorgfältig zu 100 auch 200 zusammen, bindet es oben, unten und in der Mitte fest, damit es sich gerade strecken möge, setzt die Bündel in eine Kufe (Bütte) auf, gießt 2—3" Wasser daran, und bringt sie zwar in die freie Luft, aber außerhalb der Sonne. Das Wasser muß von Zeit zu Zeit erneuert werden, zumal, sobald sich Blasen darauf zeigen. Das Zufrieren des Wassers beim Frühjahrsfroste darf für die Reben nicht fürchten machen, sollten sie auch viele Tage in Eis stehen; nur muß man sie nicht in der Sonne, sondern im Schatten wieder aufthauen lassen. Der Gebrauch der Jauche statt des Wassers ist ein ebenso unnützes als schädliches Verfahren. Man kann die Schnittlinge auch in die Erde vergraben und mit $^1/_4$ Fuß hoch Grund bedecken, wodurch das Nachsehen, welches bei dem Wasser nöthig ist, erspart wird.

14) Werden die Lotten vor Winter, sobald das Laub von den Stöcken ist, abgenommen, so schneidet man sie sogleich als Setzholz zu. Sollen sie erst im Frühjahre gepflanzt werden, so öffnet man einen Graben, und legt die Reben eine neben der andern gegen die schiefe Wand des Grabens an, und

zwar so tief, daß sie bei dem Auffüllen, welches mit der Erde aus dem folgenden Graben geschieht, bis an das oberste Auge bedeckt werden. Durch ein solches Einschlagen bleibt das Holz frisch, grün und biegsam, und bleibt eben so gut, als das beste im Frühjahre aufgeschlagene Setzholz. An der Aar legt man die zugeschnittenen Reben in Büschel gebunden ganz in den Graben ein und deckt sie vollständig zu; an der Mosel begnügt man sich, solche Büschel nur mit dem untersten Ende im Garten in die Erde einzugraben, und behauptet, daß ihnen in diesem Zustande auch der strengste Frost nichts schade. Hat man im Sommer gerodet, so können die Setzlinge selbst noch vor Winter an Ort und Stelle verpflanzt werden; das Einschlagen fällt also weg.

15) Ob das Setzholz, welches im Frühjahre ausgeschlagen wird, wenn das Holz schon in vollem Saft steht, sogleich gesetzt werden dürfe, oder ob man 4—5 Tage damit warten soll, darüber sind die Meinungen und Erfahrungen nicht übereinstimmend.

16) Man gibt den Setzreben die Länge von 2—3 Fuß, in den Ebenen reicht jene, in den Bergen diese Länge zu. Man sucht, daß die Reben 7—8 Augen haben. Bei dem Zuschneiden beobachtet man den Schnitt horizontal und nicht verschrägt zu führen, und so, daß er am untern Ende mitten durch ein Auge gehe. Die Schnittlinge müssen unten in dem Bund ganz gleich gelegt werden, damit sie beim Einstellen in die Erde oder in das Wasser alle hinein kommen.

17) Wird das Holz zum Verpflanzen nach dem Weinberge gebracht, so netzt man es vorher, schützt es sorgfältig vor austrocknender Luft, schlägt es zu dem Ende in nasse Tücher ein, oder steckt es im Weinberge so lange in die Erde, bis die Reihe zum Pflanzen daran kommt, um die Reben auch nicht eine Stunde in der Luft und Sonne zu lassen.

Blindhölzer und Reiflinge. Beide sind, wie schon gedacht worden, Schnittlinge, d. i. abgeschnittene Rebenlottenstücke, daher die angegebenen Maaßregeln auf eines ebensowohl, als auf das andere passen. Der Unterschied, der unter ihrer

ferneren Behandlung obwaltet, besteht darin, daß die Blindhölzer ohne weiteres bleibend an Ort und Stelle gepflanzt, die Reiflinge aber vorläufig zum Wurzelanschlagen in eine Rebschule gesetzt und erst nach 2 oder 3 Jahren an Ort und Stelle gepflanzt werden. Welche von beiden die vortheilhaftesten seyen, darüber wird nach Ortsgewohnheit und Herkommen gestritten.

Durchgehends behauptet man, daß das Blindholz dauerhaftere Stöcke gebe, daß aber die Reiflinge um 1 Jahr früher zum Ertrag kommen, wodurch die mehrere Mühe und Kosten, die man mit letzteren gehabt hat, gedeckt würden; dabei sey man des Gerathens beim Anpflanzen gewisser und bedürfe daher $^1/_3$ oder $^1/_4$ weniger Pflänzlinge, als bei dem Blindholz.

Zu dem Erzielen der Reiflinge oder Wurzelreben ist eine Rebschule nothwendig. Man fertigt sie auf einem tief gegrabenen Beete von feuchter, aber nicht nasser, nicht fetter und nicht magerer, etwas lockerer Erde an, und legt die Schnittlinge reihenweis 2—3″ weit von einander in schräger Richtung ein, und deckt sie mit der Erde aus dem folgenden Graben bis zu dem obersten Auge. Da das Reinhalten und Hacken bei der Rebschule nothwendig ist, so müssen die Reihen 2 Fuß von einander entfernt bleiben, um ungehindert dazwischen gehen und schaffen zu können. Es soll gut seyn, etwas feuchtes Moos in die Tiefe jedes Grabens, also auf den Fuß der Schnittlinge zu bringen. Ist eine Reihe oder das Ganze gepflanzt, so streut man 1″ hoch losen Grund über die Köpfe der Pflänzlinge her, deckt auch wohl etwas Moos darüber, damit sie nicht von der Sonne austrocknen. Fällt nach dem Setzen eine große Dürre ein, so wird von Einigen begossen; Andere wollen das Gießen nicht für gut halten.

An einigen Orten verarbeitet man vor dem Pflanzen die Erde mit Wasser beinahe zu Koth, und das mag auf sehr lockerem, trockenem Boden seinen Nutzen haben. An der Mosel wählt man einen Rasenplatz zur Rebschule, sticht einen Graben mit einer sanften Böschung aus, legt die Schnittlinge gegen letztere an, und bringt die Grasnarbe, die deßhalb dünne abgestochen worden, mit der grünen Seite auf die Schnittlinge an, welches dem Moose vorzuziehen zu seyn scheint, und füllt den Graben

mit dem aus dem folgenden Graben gezogenen Grunde. Die Reiflinge können zwar nach einem, besser aber nach 2 und noch besser nach 3 Jahren verpflanzt werden. Im letzten Falle heißen die Würzlinge Dreilauber, im zweiten Falle Zweilauber; man läßt sie auch wohl bis ins vierte Jahr stehen, und heißt sie dann Vierlauber. Im Würtembergischen werden sie meistens mit 3, am Rhein und an der Mosel mit 2 Jahren verpflanzt.

Die Rebschule erfordert eine eigene Wartung. Im Sommer des ersten Jahrs, wenn die Schossen 3—4 Zoll über der Erde sind, wird zum ersten Mal, und gegen den halben August zum zweiten Mal gefelgt. Fürchtet man den Frost, so können die Pflanzenreihen mit 1″ hoch Erde überdeckt werden; im Frühjahre wird diese abgeräumt, und alle im vorigen Jahre getriebenen Schossen bis auf 1 oder 2 Augen über dem Kopfe des Stockes abgeschnitten, welches frühe geschehen muß, indem solche junge Reben frühzeitiger, als die der Weinberge treiben; doch könnte dieses Schneiden nicht nothwendig seyn. Im zweiten Jahre wird die Rebschule drei Mal behackt. Das Frühjahrs-Behacken erfordert viele Umsicht und Arbeit. Man entblöst nämlich die Stämmchen bis zu ½ oder 1 Fuß tief unter der Oberfläche und schneidet alle daselbst befindliche Würzelchen weg, so daß nur die untersten verschont und unbewegt bleiben. Man sieht diese Operation als unbedingt nothwendig an, indem man dafür hält, daß nur die untern Wurzeln dem Weinstock frommen, und diese bei den Reiflingen durch das Abschneiden der obern um so mehr gewinnen. Die übrige Arbeit verhält sich wie im ersten Jahre. Läßt man die Reiflinge noch um 1 Jahr länger stehen, so haben dieselben Arbeiten wie im zweiten Jahre Statt.

Bögen, Senker, Ein-, Ableger, Söhne sind solche Rebenlotten, die neben dem Stock in die Erde gelegt und nicht eher davon getrennt werden, als bis sie zureichende Wurzeln gefaßt haben. Zu dem Ende werden gleich nach dem ersten Hacken solche Stöcke, die vorzüglich zeitige und starke Lotten haben, aufgesucht, dann gräbt man mit dem Spaten oder dem Karste ein oder zwei schmale 8—12″ tiefe und 2—3′ lange

Gräben, dreht den Einleger nahe am Stocke etwas herum, damit er dieſem nicht zu viel Kraft entziehe, und beugt ihn in die Grube herab, die man mit der ausgegrabenen Erde bedeckt und feſt tritt. Man ſorgt dafür, daß der obere Theil der Lotte aus dem Graben hervorrage, ſchneidet das Spitzende davon bis auf 2 oder 3 Augen über der Erde weg, richtet ſolches nach der Höhe und heftet es gegen einen kleinen Pfahl. Während des Sommers bewurzelt ſich nun dieſe eingelegte Rebe, und zwar ſtärker, als es der Reifling im erſten Jahr that, wird im folgenden Herbſt oder Frühjahre von dem Mutterſtocke getrennt, und entweder gleich verpflanzt, oder an einem feuchten Orte, z. B. im Keller, bis zum künftigen Frühjahr eingeſchlagen. Beſſer ſcheint im letzten Falle zu ſeyn, ſie nicht vor dem Winter von dem Stocke zu trennen; der Winter wird ihnen wahrſcheinlich eben ſo wenig, als den alten Stöcken ſchaden. Die Art, die Reben durch Bögen anzuziehen, iſt ohne Zweifel die ſicherſte; jedoch behauptet man, daß ſie früher als die von Blindholz und Reiflingen abſterben, und ſchon vor dem ſechsten Jahre vergrubt werden müſſen.

Man bedient ſich auch der Senker, um leere Stellen in der Nähe eines Weinſtocks auszufüllen, wo ſie alſo nicht verpflanzt werden, und geht dabei folgendermaßen zu Werk: Man nimmt ſchon im vorhergehenden Sommer zur Zeit des Entwickelns Rückſicht auf diejenigen Stöcke, in deren Nähe ſich leere Stellen von ausgegangenen oder ſolchen ſchlechten Stöcken befinden, die man wegzuſchaffen gedenkt. Zu dem Ende werden einige der ſchönſten und zum Einlegen bequemſten Lotten unentwipfelt gelaſſen, denn je länger die Lotten ſind, um ſo weiter kann man damit ausreichen, um die daraus zu bildenden neuen Stöcke in die gehörige Entfernung zu bringen.

Bei dem Beſchneiden im folgenden Frühjahre, werden die eingelegten Lotten geſchont, man behält ihrer aber nicht mehr, als 2, höchſtens 3 bei, indem eine Mehrzahl den Mutterſtock entkräften würde. Auf ſandigem Boden zumal hält man alles Abſenken dem Mutterſtock für nachtheilig.

Gleich nach dem erſten Hacken, alſo noch vor dem Anlaufen der Augen ſenkt man die Lotten ein, weil ſie dann eher Wur-

zeln treiben, als wenn solches später geschehen würde. Man könnte ohne Zweifel das Einlegen vortheilhafter schon vor Winter ausführen, wenn das Eingelegte durch das Schneiden des Weinstockes und das erste Hacken nicht Gefahr liefe, zertreten oder blos gelegt zu werden. Der Senker wird zuerst mit ein paar Finger hoch guter Erde, dann $^1/_2$' hoch mit verrottetem Kühdung und endlich mit eben so viel Erde bedeckt. Dabei hat man einige Jahre darauf zu sehen, daß der Obergrund zum Eindringen der Feuchtigkeit offen gehalten werde. Bei dem Hacken dürfen die Senker durchaus nicht verrückt und im Wurzelanschlagen gestört werden. Das Reinhalten von Gras und Kraut thut den versenkten Reben noch mehr als andern nöthig.

## V. Anpflanzung gereuteter Weinberge.

Wer keinen Wald, wo alles ohne Ordnung unter einander läuft, wo eine Rebe der andern durch die Wurzeln Feuchtigkeit und Nahrung entzieht, sondern einen Weinberg pflanzen will, der muß dabei mit Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit verfahren, das Licht der Sonne gleichförmig unter den Stöcken zu vertheilen, und sie in einem gerechten Ebenmaaß sowohl in Länge als Breite von einander zu entfernen suchen.

In Gegenden, wo man an die Verewigung der Weingärten durch Einsenker, Einleger gewohnt ist, kann freilich eine solche Regelmäßigkeit nicht Statt haben; die neuen Stöcke kommen, so nahe oder ferne die Lotten reichen wollen; dadurch entsteht dann mit der Folge ein wirklicher Rebenwald, der mancher Vortheile beraubt ist, und bei der Bearbeitung sowohl, als der Weinlese, mehr Beschwerlichkeiten darbietet, als ein regelmäßig nach Gassen und Zeilen angelegter Weinberg.

Wir gehen zur Beschreibung einer regelmäßigen Anlegung eines neu gereuteten Weinbergs über. Dabei wird nun entweder zu gleicher Zeit gereutet und gepflanzt, oder zuerst gereutet und nachher gepflanzt. Da die Verfahrungsarten bei dieser Operation nach den Orten verschieden sind, so wollen wir einige der merkwürdigsten davon anführen.

## VI. Reuten und Pflanzen zugleich an der Mosel.

Man wählt die Richtung der Weinstöcke so viel möglich nach dem Stande der Sonne, so daß die Strahlen derselben am Mittage gerade in die Gassen fallen und den Boden bestens erwärmen. Da nun die Zeilen über die Breite des Stückes von Osten nach Westen gezogen werden, so geschieht auch dadurch, daß die Sonne nicht frühe noch spät gehindert werde, die Erde zwischen den Stöcken zu bescheinen. Sowohl der Länge als Breite nach fallen die Stöcke 4′ ins Quadrat von einander, und es ist nicht gleichgültig, solches auf das Genaueste zu bewirken; zu dem Ende fängt man damit an, die Schnur über die Länge des zu pflanzenden Stückes also bergan zu ziehen, und eine seichte Rinne auf dem Boden mit dem Bickel *) abzufertigen, dann auf 4′ davon eine zweite und so fort bis zu dem Ende des Stückes. Diese ersten Linien oder vielmehr ihre Zwischenräume bilden die Gassen; darauf wird die Schnur über die Breite oder von Osten nach Westen gezogen, und zu dem Auswerfen des ersten 4′ weiten Grabens geschritten.

Das Aufhauen geschieht mit dem Karste, das Auswerfen mit der Schaufel. Die Erde, welche aus diesem ersten Graben kommt, muß nachher in Hocken (Butten) aufgeladen, und zu dem höhern Rande des Weinbergs getragen werden; es sey denn, daß man zum Füllen des dahin fallenden letzten Grabens Erde genug habe.

So wie der erste Graben ausgeworfen ist, wird zum Bepflanzen desselben geschritten. Man spannt die Schnur nunmehr etwas anders, nämlich in den Hang des Grabens, aber nicht tiefer als 1 Zoll unter der Oberfläche, um nach ihr die Höhe der Rebenschnittlinge, die mit ihren Köpfen nicht über der Erde hervorragen dürfen, zu richten. Der Arbeiter, der mit einem Vorrath dünner, 3½′ langer, etwas zugespitzter Pfähle versehen seyn muß, steckt an jedem Punkte, wo sich die früher

*) Die Moselgegenden sind vorherrschend steinig, daher der Bickel, d. h. die schwere, vorne etwas spitzige Haue und der Karst, d. h. die zweizinkige Haue, die Hauptwerkzeuge sind.

bezeichneten Rinnen mit der Schnur kreuzen, ein Pfählchen hart wider die senkrechte obere Wand des Grabens einige Zolle tief in die Erde und befestigt 3 Schnittlinge an jeden Stab. Man nimmt 3 Reben, um, da es Blindholz ist, sich wenigstens des Anschlagens einer derselben zu versichern, und dadurch so viel möglich das unangenehme Nachpflanzen zu vermeiden.

Das Befestigen der Schnittlinge an das Pfählchen geschieht mit 3 Banden von Stroh, oder besser von Weiden, so daß das eine Band gleich unter der Schnur, die andern etwas tiefer anzulegen kommen. Die Reben müssen, wie gesagt, nicht über die Schnur herauf, von unten aber einige Zoll tiefer herabreichen, als es die senkrechte Tiefe des Grabens erlaubt; dadurch ist man im Stande, den Fuß der Reben über die Sohle des Grabens herzukrümmen, welches während dem Anbinden an das Pfählchen geschieht. Während die Hände mit dem Binden beschäftigt sind, wird mit dem Fuße so auf die Reben angedrückt, daß sie sich auf die Sohle des Grabens und zugleich gegen das Pfählchen anlegen und das Binden ausführbar machen.

Durch das Krümmen der Schnittlinge über die Sohle des Grabens wird wahrscheinlich das Anwurzeln befördert; auf jeden Fall dient es, die Reben fester in dem Boden zu halten; denn, sind sie gut gepflanzt, so muß man sie, nachdem der Graben gefüllt worden, nicht mehr ohne die größte Anstrengung mit der Hand ausziehen können. Da man 3 Reben zusammen bringt, und diese sich des bessern Wurzelns wegen am Fuße nicht berühren dürfen, so dreht der Pflanzer nach dem Anbinden ihr unteres Ende so, daß das eine sich nach seiner Rechten, das andere nach seiner Linken und das mittlere gerade gegen ihn richtet.

Noch ist zu beobachten, daß man bei dem Anbinden der Reben an die Pfählchen mit dem obersten Bande anfängt, auch daß man, wenn das Pfählchen eingesteckt ist, ein paar Hände voll Rasenstücke dabei auf die Sohle des Grabens legt, damit die Reben mit ihrer Krümmung darauf zu ruhen kommen; solches ist besonders im steinigen Boden nothwendig, damit die Wurzeln durch ihre Feuchtigkeit hervorgelockt sogleich etwas Grund finden, in den sie einschlagen können. Sind die Reben

angebunden, so wird ebenfalls noch ein wenig Rasen auf ihren Fuß geworfen und wohl angetreten. Es ist merkwürdig, daß diese Rasen unverwest im Boden bleiben, und man sie nach 20—30 Jahren bei wiederholtem Reuten wieder findet. Ist die ganze Zeile, so weit die Schnur reicht, gesetzt, so wird diese behutsam aufgenommen und in einer Entfernung von 4′ von neuem ausgesteckt. Diese Entfernung muß aber nicht nach dem schiefen Hange des Berges, sondern in wagrechter Richtung gemessen werden, ohne welches die Zeilen nicht die gehörige und gleiche Entfernung unter sich erhalten würden. Man schreitet nunmehr zu dem Auswerfen des folgenden Grabens, dessen Erde den vorhergehenden füllen muß. Man hackt zuerst mit dem Karste die obere Krume mit sammt dem Dung, der hier vorläufig aufgebracht worden, von dem 4′ breiten Raum weg und bringt ihn in die Tiefe des gepflanzten Grabens; dann hackt man tiefer und arbeitet zuerst die Wand zunächst an den gepflanzten Reben aus. Man zieht aber dabei den Grund nicht herunter, wodurch nicht allein eine unvollkommene Verarbeitung des Bodens entstehen, sondern auch die völlige Ausarbeitung des neuen Grabens unmöglich gemacht werden würde, sondern, wie man mit dem Karste einschlägt, hebt man den Grund damit in die Höhe und läßt ihn in den offenen Graben fallen. Hierbei ist einige Vorsicht nöthig, damit die gepflanzten Setzlinge, denen man nun ihre Rückwand entzieht, nicht aus ihrer Richtung kommen, daher man sie auch gleich mit etwas Erde unterstützt. Ist die Wand abgearbeitet, so wird auch die übrige Breite des neuen Grabens mit Schaufel und Karst zu derselben Tiefe, wie der erste Graben, ausgeworfen.

Da die Reblinge schon beim Anbinden mit ihren Köpfen etwas tiefer standen, als die Oberfläche der Rückwand war, so folgt, daß sie durch das Aufbringen des gerührten Bodens nun ganz mit Grund überdeckt sind und selbst von den Stäben nichts mehr zu sehen ist. Es wird daher später, wenn man denkt, daß die vergrabenen Reben zu treiben anfangen, der Boden etwas über ihnen aufgeräumt, so daß ihre Triebe zu Tage kommen und wie in einem kleinen Kessel stehen. Um sie alsdann gegen das Abrollen der Steine und sonstige Verletzung zu

ſichern, werden einige platte Steine um jeden Stock geſteckt, und hiemit iſt dann die Arbeit des Pflanzers vollbracht.

Man pflanzt im März und April, und auf Schieferboden, wenn es geſchehen kann, im Advent. Das Reuten und Pflanzen zugleich iſt an ſolchen Stellen, wo man große Steine zu bekämpfen hat, nicht anwendbar, weil ſolches beim Pflanzen einen ſtarken Aufenthalt geben würde; in dieſem Fall reutet man zuerſt, verfährt aber nachher bei dem Pflanzen auf die nämliche Art, wie ſchon angegeben worden iſt. Daſſelbe Verfahren, welches hier für den Gebrauch des Blindholzes gegeben worden iſt, gilt auch für den der Reiflinge.

Die Stellen, auf welchen der erſte Satz nicht angeſchlagen, müſſen nachher nothwendig mit Reiflingen und nicht mit Blindholz ausgefüllt werden, daher jeder Winzer immer eine gewiſſe Anzahl von erſteren vorräthig haben muß.

## VI. Pflanzungs-Methode an der Aar.

Sie iſt wenig von der an der Moſel verſchieden, obgleich hier weißer, an der Aar rother Wein gepflanzt wird.

Man hält den Advent für die beſte Pflanzungszeit, pflanzt aber auch noch im Frühjahre bis in den Mai. Man gibt den Pflanzreben kein Pfählchen, nimmt ihrer nur zwei und ſteckt ein Stäbchen darüber her, um den Platz des Satzes zu bezeichnen. Wenn nachher die Oberfläche durch den Regen beſchlägt, ſo iſt es nothwendig, ſie daſelbſt behutſam aufzulockern, damit die Triebe durchkönnen. Solches iſt auf Thonboden von äußerſter Wichtigkeit und muß nach jedem ſchweren Regen wiederholt werden, daher es gut iſt, an ſolchen Orten gleich Anfangs etwas ſandige Erde über jedem Satze anzubringen. Die Entfernung, welche man den Stöcken gibt, iſt nach der Anſicht der Winzer verſchieden. Die rechten Winzer ſetzen die Gaſſen 6′, die Zeilen 5′ von einander, und in der Ebene noch weiter. Der Klevner- oder Burgunder-Weinſtock, welcher hier vorzugsweiſe gebaut wird, wächst ſtärker in's Holz, als der Riesling.

## VII. Pflanzungsart der rothen Reben am untern Rhein *).

Nachdem der Boden 3—4 Jahre dreisch gelegen, sich festgeschlossen und gut benarbt hat, wird gedüngt und darauf zum Reuten geschritten. Man fängt an, die Schnur über die Breite des Stückes zu ziehen und die Linien mit dem Grabscheite oder der Haue zu bezeichnen. Ihre Entfernung in den Bergen und auf leichtem Boden beträgt 4′, auf gutem Boden und der Ebene 5′. Man nennt den Zwischenraum zweier Linien ein Beet. Nachdem der ganze Weinberg auf gedachte Weise in Beete getheilt ist, wird der Rasen von dem ersten, d. i. untersten Beete abgeplaggt, und nach der Höhe des Weinbergs gebracht; nun wird der Grund längs der gezogenen Linie zu der Breite von 2½′ und der Tiefe von 2′ ausgeworfen, also ein Graben angefertigt, der die Hälfte der Breite des Beets einnimmt; die daraus gezogene Erde wird also auf der stehenbleibenden Bank des Beetes angehäuft. Nun wird zum zweiten Beete übergegangen, der Rasen davon abgeplaggt und in die Tiefe des ersten Grabens geworfen. Darauf wird der zweite Graben ausgehoben, und die Erde wie bei dem vorhergehenden auf seine Bank gelegt. Der Rasen des dritten Beetes kommt in den zweiten, und der des vierten in den dritten Graben, und so weiter bis zur Höhe, wo der hinaufgeschaffte Rasen des untersten Grabens in den obersten geworfen wird. In diesem Zustande bleibt das Feld bis zur Zeit liegen, wo der Weinstock zu treiben anfängt, also bis zum Mai; nunmehr wird der in Sonne und Luft ausgewitterte Grund von den Bänken in die Gruben gezogen und das Feld geebnet. Um aber die Mitte der Gräben des Pflanzens wegen um so sicherer unterscheiden zu können, wird vor dem Ebnen an beiden Enden jedes Grabens ein Pfahl eingesteckt, um die Mitte anzugeben. Von einem dieser Pfähle zum andern wird später die Schnur gezogen, und die Linie abgesteckt, welche die Zeilen andeuten, darauf die Schnur von neuem über die Länge

*) Es ist hier die Gegend unterhalb Linz gemeint; der Boden ist guter Thon, der sich leicht mit Gras überzieht.

des Stückes gespannt, um die Gassen zu bezeichnen. Man gibt letzteren die Breite von 4—4½ Fuß.

Ist der ganze Weinberg auf diese Art in Quadrate vertheilt, so wird an jedem Durchkreuzungs-Punkte der Linien ein Pfählchen eingesteckt, als die Stelle, wo der Satz hinkommen soll. Die Reblinge, welches hier Blindholz ist, von 1½' Länge werden beigeholt, mit dem Setzstickel oder keilförmigen Pfahleisen wird bei jedem Pfählchen ein Loch gestoßen, in welches 2 Reblinge, der Oberfläche gleich, senkrecht eingesteckt, mit einem hölzernen Stampfer festgestellt und die Köpfe mit etwas Erde bedeckt werden. Kann man zu den Reblingen in jedes Loch eine Handvoll verhackter wollener Lumpen thun, so befördert solches ihr Wachsthum ungemein. Fällt starke Trockenheit ein, so gießt man auch wohl etwas Wasser zu jedem Stocke und deckt mit angefeuchtetem Moose.

Die durch die angegebene Methode des Reutens bewirkte Luftaussetzung des offen gehaltenen Grabens sowohl, als der aufgeworfenen Erde, hat ohne Zweifel einen großen Vortheil, wenn gleich dabei der Boden der Bänke selbst nicht erbrochen wird, welches man als einen Nachtheil ansehen könnte.

## VIII. Pflanzungs-Methode bei Bacharach *).

Da man die Weingärten hier unmittelbar nach dem Umhauen der alten Stöcke reutet, also dem Boden keine Ruhezeit gewährt, so suchen gute Wirthe in den zwei letzten Jahren den alten Reben-Weingarten in guten Stand zu stellen, wofür dieser dann noch durch seinen verbesserten Ertrag in etwas lohnt, welches die Dreische nicht thut. Man reutet im März und April 2—3' tief und pflanzt einige Wochen später, wenn der Boden sich etwas gesetzt hat. Das Pflanzen geschieht mit dem Setzstickel. Man thut nur Eine Rebe in jedes Loch, dagegen stößt man 3 Löcher dicht neben einander in Gestalt eines Dreiecks ein; diese 3 Reblinge bilden also einen Satz. Der Grund wird mit dem Setzstickel fest an jede Rebe gedrückt, besonders in der Tiefe. Das Blindholz, dessen man sich hier bedient (Reiflinge

*) Bacchi arae; der hiesige Weinbau ist sehr alt; er soll von den Römern hieher gebracht worden seyn.

sind nicht im Gebrauch), hat die Länge von 2' und wird der Erde gleich eingelassen; die Gassen haben die Weite von 4—4½', die Entfernung der Zeilen die von 3'.

Man hält es sowohl hier, als am untern Rhein für sehr nützlich, die Pflanzreben von anderswoher zu beziehen, aber eher aus schlechtern als bessern Gegenden.

Das einzelne Stecken jeder Rebe in ein besonderes Loch verdient den Vorzug vor dem Zusammenstecken, indem bei jenem jede Rebe von allen Seiten in Berührung mit dem Grunde kommt.

## IX. Pflanzungs-Methode an der Nahe.

Man gibt den Gassen 4', den Zeilen 5' Entfernung. Das Pflanzen geschieht mit dem Setzstickel, also in das vorhergereutete Land. Man pflanzt gewöhnlich 3 Reblinge, es sey Blindholz oder Reiflinge, für jeden Satz, aber nicht in ein Loch, sondern auf der Reihe von oben nach unten, in einer Entfernung von 6" von einander; andere setzen ihrer auch 4 ins Quadrat von 1 Fuß; schlagen sie alle an, so werden die überflüssigen und schwächsten im vierten Jahre herausgerissen.

Das Setzen geschieht im April. Man schafft vorläufig den trockenen Grund von der Oberfläche weg und stößt mit dem Setzstickel ein Loch so tief in die Erde, als der Rebling beinahe lang ist, diesen drückt man dann so tief hinunter, bis er aufsitzt und mit dem obern Auge der Oberfläche gleich kommt. Nun läßt man zarten Grund in das Loch laufen, bis es voll ist, indem man die Reblinge zugleich hin und her bewegt, damit der Grund sich von allen Seiten, besonders in der Tiefe wohl anschließt. Auf störrigem oder steinigem Boden nimmt man statt des Grundes trockenen Sand, und läßt das Loch damit anlaufen. Der Sand schließt sich von selbst ohne ferneres Anstoßen und Andrücken an die Reben und setzt sich bei jedem Regen noch fester, wodurch man des Anwachsens der Reben versichert seyn kann.

Bei dieser Art zu pflanzen scheint nichts über den Gebrauch des Sandes zu gehen, der noch überdem den Stock bis in das späteste Alter vor Ungeziefer und Fäulniß bewahrt.

## X. Anpflanzung und Fortpflanzung der Weinberge durch Vergrubung.

Man bedient sich des Vergrubens oder des Versenkens alter Stöcke hauptsächlich zur Verewigung schon bestehender Weinberge durch ein ununterbrochenes Ergänzen leerer Stellen und abgängiger Stöcke.

Diese in Deutschland nicht unbekannte Methode ist beinahe die einzige, der man sich in manchen andern Ländern, namentlich in Ungarn bedient, die Weingärten in stets tragbarem und vollständigem Zustande zu unterhalten; das gänzliche Umreuten wird erspart, dadurch wird ein Weinberg anhaltend verjüngt, Arbeit und Ertrag gleichförmiger in die Jahre vertheilt und endlich der Ausfall von 5—6 Carenz-Jahren, die nach dem Reuten folgen, vermieden, indem die Stöcke schon in dem Jahre ihrer Vergrubung, wenn gleich nicht stark, tragen.

Ob aber im Ganzen die Kosten dadurch verringert und der Ertrag erhöhet werde, ist noch nicht ausgemacht; so viel beweist die Erfahrung, selbst in Ungarn, daß die durch Versenken gewonnenen Stöcke nur die Hälfte des Alters derjenigen erreichen, die man aus abgeschnittenen Reben erzielt. Wenn also diese beispielsweise in gedachtem Lande ein Alter von 12 Jahren erreichen, so müssen jene schon nach 6 Jahren wieder vergrubt werden. Es fallen also die Kosten von einem zweimaligen Vergruben gegen die von einem einmaligen Reuten, und da mögen sich die Arbeitskosten wohl gegen einander aufwiegen.

Die Art der Vergrubung verhält sich folgendermaßen: Im Herbste oder im Frühjahr, unmittelbar nach dem ersten Hauen, werden diejenigen Stöcke, welche entweder ihrer Untragbarkeit wegen selbst eine Verjüngung erheischen, oder zur Bestockung leerer Plätze in ihrer Nähe bestimmt werden, ausgeputzt und von allen ungesunden, nicht zureichend langen und überflüssigen Lotten gereinigt, dann wird mit dem Spaten die Größe und Form der Grube bezeichnet und mit der Haue und Schaufel ausgearbeitet. Man gibt der Grube die Tiefe von 2′ und fängt sie unmittelbar bei dem Fuße des zu vergrubenden Stockes an,

bishin, wo seine Lotten wieder hervorkommen und einen neuen Stock bilden sollen. Zugleich wird der alte Stock von allen Wurzelfasern entblößt und von allen Seiten so frei gemacht, daß er mit Vorsicht auf die Sohle der Grube hingesteckt werden kann. Ist dieses geschehen, so wird er mit ein paar Schaufeln Grund angehalten, damit der Arbeiter die Lotten nach Gefallen in diejenige Lage bringen kann, welche zur Besetzung der beabsichtigten Stellen dient. Besonders erfordern die oft zirkelförmigen Biegungen derjenigen Lotten, die wieder an den Ort zurückgeführt werden müssen, worauf der alte Stock bisher gestanden, eine besondere Behutsamkeit. Man befestiget nun ebenfalls die gekrümmten Lotten mit etwas Erde in ihren Stellen, und vertheilt darauf die übrigen und zwar so gegen die Wände der Grube, daß die zukünftig daraus entstehenden Stöcke eine gerechte Entfernung unter sich behalten; darauf werden auch diese durch eine Schaufel Grund befestiget.

Geschieht das Vergruben im Herbste, so müssen die noch bis zu 12 oder 18" leeren Gruben vollends mit Dung versehen und mit Erde bedeckt werden, oder aber, welches mit gutem Erfolge geschiehet, man läßt es am Dungeinlegen bewenden und deckt erst im Frühjahre. Das über die Oberfläche hervorragende Ende der Lotten wird bei dem Herbstvergruben nur sehr wenig verkürzt, indem die Erfahrung gezeigt hat, daß, wenn der Schnitt auf 1 oder 2 Augen vor Winter vorgenommen wird, der Stamm erst im zweiten Sommer trage, welches er doch schon im ersten thut, wenn das Kürzen im Frühjahr vorgenommen wird. Wird im Frühjahr vergrubt, welches man Blattgruben heißt, so wird mit dem Einlegen auf dieselbe Weise verfahren, nur können dann die Gruben auch ohne Dung bis zum folgenden Herbste offen bleiben, ohne daß solches die eingelegten Reben im ersten Jahre am Tragen hindert.

Man rechnet auf jede einfache Grube, d. i. eine solche, welche 2 Reben hat, eine halbe Last Dung, wie ein Mensch sie zu tragen pflegt. Hat sie aber 3—4 Reben oder gar 5—6, so wird auch das Doppelte und Dreifache an Dung erfordert. In jenen Gegenden, wo die Weinberge auf eine solche Art verewigt,

also alle Jahre ein Theil der Stöcke vergrubt und in die Gruben gedüngt wird, hat kein sonstiges Düngen des Weinberges Statt. Daß in Jahren, wo das Holz nicht zur Zeitigung gekommen oder im Winter erfroren ist, nicht vergrubt werden darf, läßt sich denken.

## Dritter Abschnitt.

### Behandlung junger Weinberge.

Diese ist, wie die Pflanzungsart, nach den Orten sehr verschieden.

An der Mosel wird im Sommer des ersten Jahrs nichts an dem jungen Weinberge gethan, als etwa das größere Unkraut ausgezogen. Vor Winter werden die Pflänzchen mit dem Karste gehäufelt, so daß sie beinahe völlig bedeckt sind, um sie gegen den Frost zu sichern. Im zweiten Jahre, wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, wird gehackt, darauf abgedeckt, die Schösse an der Erde bis auf 1 oder 2 Augen geschnitten. Das Hacken geschieht im Bergaufgehen, das Abdecken im Bergabgehen oder im Rücktreten; sieht man, daß Stöcke ausgegangen sind, so wird sogleich an der Stelle ein tiefes Loch gemacht, um solches später zu besetzen. Im dritten Frühjahr wird der junge Weingarten vor allen andern gegraben, im März beschnitten, dem Stocke dabei einige Augen mehr als im ersten Jahre gelassen; ein kleiner Pfahl wird beigesteckt und der Weingarten mit Hacken und Rühren, wie ein alter Weinberg, behandelt. Nun muß gedüngt werden, wenn solches nicht schon nach dem ersten Schnitt geschehen ist. Dieser Dung bleibt dann auf der Oberfläche liegen. Im dritten Jahre zeigt der Weinberg schon einige Trauben. Im vierten Jahre wird der Stock

ganz wie ein alter behandelt; man hat dann einen halben und im fünften Jahre einen ganzen Herbst zu erwarten.

An der Aar. Im ersten Jahre dieselbe Behandlung wie an der Mosel. Im Frühling des zweiten Jahrs wird abgedeckt. Man hackt nur in dem Falle, daß der Boden nach starken Regengüssen eine feste Borke bildet; auf jeden Fall wird die obere Fläche rein gehalten. Die Stöcke werden manchmal schon vor diesem Winter, sonst im folgenden Frühjahre geschnitten, darauf gegen die Gefahr des Frostes gehäufelt. Man hält das Düngen in den beiden ersten Jahren für schädlich. Im dritten Jahre bei dem ersten Schnitte werden, wenn es nicht schon vor Winter geschehen ist, den Köpfen alle überflüssige Schösse abgenommen, nur 2—3 der besten Lotten gelassen, welche für die Folge die Schenkel bilden und diese auf 2—3 Augen beschnitten. Die Stöcke werden nun mit Pfählen versehen, darauf gedüngt und gehackt. Das Hacken wird im Sommer noch einigemal wiederholt, aber nur oberflächlich, blos zur Tilgung der Unkräuter, unter welchen die Quecken die gefährlichsten sind. Im vierten Jahre werden die jungen Stöcke auf 3—4 Augen geschnitten, jedem Schenkel aber nur 1 Lotte gelassen; übrigens wird, wie im vorigen Jahre, gehackt, jedoch nicht gedüngt. Im fünften Jahre tritt die Behandlung wie bei den alten Stöcken ein.

Am untern Rhein. Im Nachsommer des ersten Jahrs wird zur Reinigung vom Unkraute nur leicht, vor Eintritt des Winters aber ordentlich gehackt, und die jungen Stöcke dabei stark mit Grund bezogen. Im zweiten Frühjahre wird wieder gehackt, die Stöcke abgeräumt, die fehlenden durch andere ersetzt. Der Weinberg wird in diesen zwei ersten Jahren durch Anpflanzung von Gemüse benützt und durch Hacken rein gehalten; vor dem Winter wird gedüngt und der Dung untergegraben. Im dritten Frühjahre wird gegraben (gehackt), die Stöcke werden von der Erde entblößt und auf dem Kopfe beschnitten, d. h. der Wuchs des ersten und zweiten Jahrs wird gleich der Erde weggeschnitten, jedoch ohne den Stamm selbst zu berühren. Nun wird gestöckt, oder mit andern Worten, es werden kleine Pfähle gegeben. Man läßt von den Lotten, die

der Stock treibt, höchstens 2—3 durchwachsen und bricht die übrigen aus. Nach dem Herbste wird der Weinberg gegraben. Im vierten Jahre tritt die Behandlung wie bei alten Weinbergen ein.

Bei Bacharach. Man thut hier in den drei ersten Jahren nichts an den jungen Stöcken und läßt sie, ohne zu schneiden, nach Belieben wachsen. Je strauchiger sie in dieser Zeit werden, um so lieber hat man es, indem der Stamm sich dadurch verdickt und die Wurzeln sich wahrscheinlich im Verhältniß zu den Zweigen verbreiten. Man hackt im ersten Jahre sehr flach, in den folgenden beiden ein- auch zweimal, je nachdem sich Unkraut zeigt. Man düngt schon vor dem ersten oder doch vor dem zweiten Winter und zwar in Gruben oberhalb jedem Stöckchen, doch nicht kurz daran.

An der Nahe. Im ersten Sommer wird nichts an der Neupflanzung gethan; nach dem Herbst wird zugegraben, d. h. die jungen Stöcke werden, ohne geschnitten zu seyn, mit Erde bedeckt; bei dem Zugraben wird beobachtet, den Grund, besonders in den Bergen, nicht von obenher gegen die Pflanzen anzuziehen, wodurch sie sich abwärts senken und durch wiederholten Bau aus ihrer geraden Richtung gebracht werden würden. Es ist gut, wenn die Spitzen der Triebe ein wenig aus der Erde hervorragen, damit man sie beim nachherigen Aufgraben mit dem Karste schonen könne. Sind im Sommer durch starke Regen einige Stöcke mit Erde überschüttet, so muß man aufräumen, damit sie nicht darunter ersticken. Haben unter dem Schutte einige Augen angefangen auszulaufen, so müssen sie nicht plötzlich der Sonne und Luft ausgesetzt werden. Im zweiten Jahre gräbt man nicht vor dem Mai auf, um die Stöckchen so lange als möglich gegen die Kälte zu schützen. Man rührt im Juni noch einmal und grabt gegen den Winter wieder zu, ohne auch in diesem Jahre etwas am Stocke geschnitten zu haben. Im dritten Jahre wird das Jungfeld aufgegraben und gerissen, d. h. man schneidet dem jungen Stocke seinen ganzen Auswuchs bis auf eine Lotte von 1—2 Augen weg. Einige thun solches schon im zweiten Frühjahre, wodurch sie dann schon im dritten Jahre Holz zu Bogreben gewinnen, und

der Weinberg im vierten Jahre zum Ertrage kommt, wodurch ein Jahr gewonnen wird; zugleich erhält der Stock einen Pfahl; verkürzt man aber in diesem Jahre die Lotten jedes Mal, wenn sie eine Elle hoch aufgeschossen sind, bis zur Hälfte, so ist kein Pfahl nöthig. Dadurch soll auch der Schenkel dicker und stämmiger werden und im vierten Jahre kräftiger wachsen, als wenn die Lotten ganz gelassen und angebunden worden wären. Nach dem Herbste wird etwas gedüngt. Im vierten Jahre wird das Jungfeld auf Knoten (Zapfen) gesetzt, d. i. alle Lotten werden abgeschnitten, nur eine der besten, die oben auf dem Kopfe sitzt, wird gelassen und erhält einen Knoten von 3—4 Augen. Im fünften Jahre werden Bogreben aufgesetzt. Sollte der Stock aber noch schwach seyn, so erhält er abermals einen Knoten und erst im sechsten Jahre Bogreben. Besser bleibt es, ein Jahr später, als ein Jahr zu frühe, Bogreben aufzuziehen. Durch das wiederholte Schneiden auf Knoten erstarkt der Stamm und wird ein dauerhafter Stock, statt daß er bei zu frühem Bogrebenaufsetzen in der Höhe zu viel austreibt und in der Erde schwach bleibt. In diesem Jahre wird gedüngt und der Rebberg gleich einem alten behandelt.

## Vierter Abschnitt.

### Behandlung vollständig erwachsener Weinberge.

---

Wir führen alle dahin einschlagende Arbeiten nach der Ordnung an, wie sie im Jahre vorkommen:

a) Aufziehen,
b) Räumen,
c) Schneiden,
d) Rebenlesen,
e) Bogenmachen,
f) Ergänzen,
g) Grundauftragen,
h) Hacken,
i) Pfählen,
k) Anheften,
l) Rauhfelgen,
m) Ausbrechen,
n) Binden,
o) Heften,
p) Zweites Felgen,
q) Abgipfeln,
r) Traubenlesen,
s) Beziehen,
t) Düngen.

a. Aufziehen. Diese Verrichtung hat nur da Statt, wo das Beziehen vor Winter stattfindet; beides ist am untern Rhein und an der Mosel unbekannt.

In Gegenden, wo der Weinstock dem Ausfrieren unterworfen ist, wird er vor Winter eingegraben, oder mit Stroh und sonstigen Dingen bedeckt. Das Wegräumen dieser Decke und das Wiederaufrichten der Weinstöcke nennt man Aufziehen. Die Zeit des Aufziehens ist der März und darf nicht länger verschoben werden, es sey denn, wenn Kälte noch anhielte, oder Fröste zu befürchten wären, indem der bezogene Weinstock weit empfindlicher dafür ist, als der, welcher den Winter über im Freien ausgehalten hat. Außerdem verdient das frühe Aufziehen den Vorzug, weil bei warmem Wetter die Augen unter der Decke zu treiben und bei nassem Wetter zu faulen anfangen. Eine vorläufige Untersuchung bleibt deshalb nöthig.

b. Räumen könnte füglicher Wurzelschneiden genannt werden, indem das Räumen letzteres zum Zweck hat.

Man entblößt dabei mit einer nicht zu scharfen Haue den Stock bis zu der Tiefe von dem ersten, und bei jungen Stöcken von dem zweiten Gliede, und schneidet alle daselbst befindliche Wurzeln sorgfältig ab. Man sieht dieses Wurzelschneiden in den meisten Gegenden für die wesentlichste Verrichtung bei dem Weinbau an und nimmt sie alle Jahre, oft zwei Mal in einem Jahre, und zwar so lange vor, bis der Stock und seine Herzwurzeln vollkommen erstarkt sind, also bis zu einem Alter von 8—9 Jahren, wo sich die Thauwurzeln größtentheils verlieren; aber auch von da an wiederholt man es von drei zu drei Jahren so tief, als die Haue einzugreifen pflegt, und hat besonders Acht, diejenigen Wurzeln alljährlich zu zerstören, welche aus dem Kopfe oder Haupte vorbrechen.

Die Nothwendigkeit des Räumens gründet sich theils auf die Unnützlichkeit jener Wurzeln, die als zu oberflächlich in trockenen Sommern verdorren, bei strengem Winter erfrieren und kein Hacken leiden; theils auf die Nachtheile, welche sie bewirken, indem sie den tiefern Wurzeln die Feuchtigkeit entziehen und bei dem Hacken nahe an dem Stocke hindern. Wird der Stock nicht gezwungen, seine Nahrung tiefer in der Erde zu

ſuchen, ſo nehmen die untern Wurzeln ab, der Stock verliert ſeinen Halt und wird das Opfer der Winde, der Sonne und des Froſtes. Je trockener der Boden an ſich, oder je feuchter er iſt, um ſo unerläßlicher iſt das Räumen, denn um ſo mehr hat der Stock der Wurzeln in der Tiefe nöthig, um ſich mit Feuchtigkeit zu verſehen. Unterläßt man das Räumen in den erſten Jahren nur ein Mal, ſo läuft man Gefahr, den Stock zu entkräften, wenn man es im folgenden Jahre nachnimmt. Nur bei alten Stöcken, deren Herzwurzeln ohnehin abzuſterben anfangen, iſt das Räumen nicht anwendbar, indem der Stock alsdann mehrere Jahre über durch ſeine obern Wurzeln beſtehen kann; die Kopfwurzeln aber, die nur über den Boden herlaufen, bleiben auch alsdann noch zu unterdrücken.

c. Schneiden. Keine von allen Verrichtungen iſt verwickelter, als der Schnitt; bei keiner ſind ſo viele Rückſichten zu nehmen; keine endlich hat mehr Einfluß auf Ertrag und Dauer des Stockes, als der Schnitt. Daß jene Rückſichten den örtlichen Gewohnheiten und einem gewohnten Schlendrian nur allzu oft unterworfen werden, läßt ſich von dem größten Theil der Winzer, wie von dem der Gärtner der Spalierbäume, erwarten.

Schwer fällt es überhaupt, wenn wir der Natur entgegen ihre Erzeugniſſe hinzwingen, wo ſie ihrem Weſen nach nicht hingehören und, um ſolches zu erreichen, aus ihren Rieſen durch immerwährendes Verſtümmeln nur Zwerge der Kunſt machen, oder machen zu müſſen glauben, denn ſelbſt darüber iſt man bei dem Weinſtocke noch nicht ganz im Reinen.

Bei den Obſtbäumen hat in neuerer Zeit die Erfahrung unläugbar bewieſen, daß die in Spalieren gezogenen, ſo wie in Pyramiden oder Kugelform geſchnittenen Bäume kräftiger vegetiren, ſtärkere Lotten und grüneres Laub treiben und mehr Früchte tragen, wenn ſie nicht oder nur ſehr wenig geſchnitten, dagegen ihre Zweige in etwas geſtreckten, dann herabgeſenkten Bogen angebunden werden. Bei einem Baume, den man anhaltend unter dem Meſſer hält, ſtehen die Aeſte und Zweige in keinem Verhältniß mehr mit der Ausdehnung und Menge der Wurzeln; dieſe arbeiten immer, zieſen immerfort die Säfte der

Erde an sich, welche der Stamm unter seinen Verzweigungen vertheilen sollte, solches aber nicht vermag, wenn er keine Abnehmer findet. Daher entsteht dann eine Ueberfülle (Plethora), deren Folgen Zersprengungen der Saftgefäße, Harzfluß beim Steinobst, Brand beim Kernobst und Absterben vor der Zeit sind.

In wie weit eine gleiche Behandlung bei dem Weinstocke anwendbar seyn dürfte, ist noch nicht versucht, und so lange müssen wir bei dem Alten stehen bleiben. Die Gewohnheit, dem Stock Bogenreben aufzusetzen, scheint indessen darauf hinzudeuten; denn sie ist im Grunde nichts anderes als das, was man mit den Zweigen der Spalierbäume zu thun angefangen hat.

Wir geben hier die meisten und nothwendigsten der bei dem Schnitte zu beobachtenden Rücksichten und zu einzuhaltenden Regeln an: Der Zweck des Schnittes bei dem Weinstocke ist: Trauben von gehöriger Güte und Größe und in solcher Menge zu erzeugen, als es ohne Nachtheil des Stockes geschehen kann. Würde man gar nicht schneiden, so würde der Weinstock verwildern und am Ende keine Früchte bringen. Schneidet man zu wenig, läßt also zu viel Holz stehen, so kann man wohl einige Trauben mehr bekommen, aber ihrer Kleinheit wegen auf weniger Saft rechnen. Entwendet man dem Stock zu viel Holz, so vermindert man den Ertrag und schadet dem Stocke, indem alles Verhältniß zwischen seinen Wurzeln und seinem Wuchse aufgehoben wird. Je starkwüchsiger das Holz einer Traubengattung, je stärker der Stamm, je größer die Entfernung der Stöcke unter sich, je üppiger der Boden ist, um so mehr Holz läßt man und umgekehrt.

Nach einem reichen, vollkommenen Herbste muß im folgenden Jahre dem Stocke stärker bei dem Schnitte zugesetzt werden, damit er sich nicht übertrage; auch nach vorangegangenem nassen Sommer muß stärker als nach trockenem geschnitten werden.

Hält man den Stock durch das Schneiden zu hoch, so erreichen die Trauben nicht diejenige Güte, welche sie, näher an der Erde erzogen, erlangen.

Bei dem Schneiden selbst wird vor Allem der Kopf ausgeputzt, alle Storzen und unnützen Ausschläge ausgeputzt, alles Brandige und Dürre ausgeschnitten, der Kopf rein und rund gehalten und ihm nur die nöthigen Schenkel gelassen. Die auf dem Kopfe unmittelbar aufsitzenden Lotten heißen, wenn sie nur ein Jahr alt sind, Bodenhölzer oder Wasserruthen, in den folgenden Jahren aber Schenkel. Da der Stock gewöhnlich mehr Lotten aus seinem Kopfe oder seinem Halse, mit einem Worte, aus dem ersten Holze ausstößt, als man Schenkel nöthig hat, so werden die überflüssigen zwar abgeschnitten, jedoch 1 oder 2 derselben beibehalten und auf 3—4 Augen über dem Stamm abgekürzt. Man heißt solche Bodenschnitte. Sie dienen, im Fall ein Schenkel abgeht, einen neuen daraus zu bilden, und geben zugleich das Mittel an die Hand, den Stock kürzer bei der Erde zu halten.

Man läßt dem Stock nicht leicht mehr als zwei bis drei Schenkel und nur so viel, wenn man ihm mehr als einen Pfahl gibt; nur an wenigen Orten läßt man 5—6 Schenkel stehen. Man hält überhaupt für gut, jedem Schenkel einen eigenen Pfahl zu geben. Aus den Schenkeln stoßen ihrerseits die Traglotten oder Ruthen aus, denen man entweder eine Länge von 3' läßt, oder die man auf 2—3 Augen abkürzt. Im letzten Falle heißen sie Zapfen, Stifter, Knoten, Knöter; im ersten Falle Ruthen, Bogen, Bogreben. Man läßt diesen nicht leicht eine Länge über 10 Augen; 6 sind schon hinreichend. Da das Holz oder die Bogen, welche einmal getragen haben, nicht ferner zum Tragen tauglich sind, so werden sie mit jedem Jahre bis auf ihre zwei hintersten Lotten abgeschnitten, und nicht mehr als zwei für jeden Schenkel gelassen, die entweder beide zu Bögen, oder beide zu Zapfen, oder eine zum Bogen, die andere zum Zapfen geschnitten werden. Nur überaus geilwachsende, daher wenig Frucht tragende Stöcke machen hiervon eine Ausnahme; man schneidet ihnen so viel Bögen hin, als man machen kann, um dem Ueberfluß von Saft mehr Ausbreitung zu geben. Man wählt deswegen die hintersten Lotten der alten Bogreben, weil ohne solches der Stock von Jahr zu Jahr immer höher steigen würde, welches doch vermieden werden muß.

Keine Lotte, die von dem Hagel getroffen worden oder sonst nicht gesund ist, darf zu einer Bogrebe bestimmt, sondern sie muß auf Knoten geschnitten werden, indem die verletzten Reben beim Biegen brechen.

Es gibt Traubengattungen, welche die Bögen nicht wohl vertragen, so auch Gegenden, wo gar keine gemacht werden, und Alles auf Knoten geschnitten wird; dagegen vertragen andere Rebengattungen den bloßen Knotenschnitt durchaus nicht. Am anwendbarsten bleibt letzterer auf leichtem, wenig fettem Boden; auf schwerem Boden hätte man dabei eine allzu starke Belaubung zu befürchten, die Circulation der Luft würde fehlen und das Träubchen in der Blüthe dadurch abfallen. Unter solchen Umständen sind also die Bogen unentbehrlich.

Der Schnitt geschieht in horizontaler Richtung und nicht schräg, jedoch so, daß der bei dem Weinen der Reben ausfließende Saft dem Auge nicht schade, sondern hinter ihm abträufle. Noch schneidet man mehr bei letzterem weg, um keine Storzen zu bilden.

Es ist ein Grundsatz beim Schneiden, daß der Knoten oder Zapfen nicht vor der Bogrebe, sondern hinter ihr nach dem Stocke stehen soll, indem die davon zu erwartenden Schösse zu Bildung künftiger Bogreben dienen sollen, und wie schon erinnert worden, den Stock so niedrig als möglich zu halten, also zurück zu holzen.

Werden die Schenkel an jungen Stöcken zu stark, und droht daher der Kopf zuzuwachsen, so schneidet man einen weg und ersetzt ihn durch ein nachgezogenes Bodenholz. Ist kein Bodenholz da, so legt man den andern Schenkel ein; im folgenden Jahre wird dieser Schenkel anderswohin verpflanzt. Der Störzen, den er auf dem Kopfe des Stockes hinterläßt, wird eben abgeschnitten, worauf an dieser Stelle bestimmt frisches Holz austreiben wird; dasselbe gilt auch, wenn der Stock nur einen einzigen Schenkel gehabt hätte.

Bei allem Abschneiden, sowohl des Holzes als der Wurzeln beobachtet man, es nur bis auf 1 Zoll von der Stelle ihres Auswuchses zu thun, um das Verweinen zu verhüten, und fegt den kurzen Storzen erst im folgenden Jahre weg.

In Betreff der Zeit des Schneidens ist die späteste Zeit die fehlerhafteste, indem der Stock alsdann einen zu großen Theil seines Saftes verliert. Nur heftig treibende Reben dürfen im Saft geschnitten werden, um sie ihres Ueberflusses zu entledigen. Die frühesten schönen Tage im März und selbst noch im Februar sind am besten dazu geeignet, die scharfen windigen Tage aber dabei zu vermeiden.

Das frühe Schneiden ist besonders bei hoch gelegenen, trockenen Weinbergen nöthig, indem sie am wenigsten Saft zu verlieren haben. Man hat selbst das Schneiden vor Winter mit vielem Erfolge versucht, findet aber dann selten Zeit zu dieser Arbeit.

d. Rebenlesen. Das bei dem Schneiden abfallende Holz wird mit der Hape auf 1 — 1½' Länge gekürzt, in Büscheln gebunden und weggebracht. Solches ist das Geschäft der Weiber und Kinder. Nur die Lotten, welche der Fortpflanzung wegen zu Blindholz oder Würzlingen bestimmt sind, werden nicht zerhauen, sondern Mittags und Abends gesammelt und entweder sogleich eingegraben, oder zu Hause im Keller oder Garten aufbewahrt, damit sie frisch bleiben.

e. Bogenmachen. Nachdem der Schnitt vollendet und das Abfallholz weggebracht ist, wird zum Biegen derjenigen Lotten geschritten, welche das Messer bis zur Länge von einigen Fuß abgekürzt hat; diese an sich nicht schwere Arbeit erfordert Uebung und Achtsamkeit. Wird die Lotte beim Biegen geknickt, so kann sie keinen runden Bogen mehr bilden oder bricht gar ab. Um den Bogen zu machen, faßt man die Lotte mit der rechten Hand bei der Spitze, setzt die linke einige Zoll tiefer an und beugt den Zwischenraum etwas krumm, darauf fährt man mit der linken Hand an der Lotte abwärts bis zu ihrem letzten Gleiche und beugt daselbst auch ein wenig. Nun zieht man die Spitze mit der rechten Hand nach der linken hin und erhält so einen schönen runden Bogen; nur in der Mitte der Lotte darf nicht gebeugt werden, weil der Bogen dadurch einen spitzen Bauch bekommen würde. Oder aber — man faßt die Lotte nach dem Stamm zu mit voller Hand, legt den Daumen drückend nach ihrer Mitte, fährt mit der Spitze, aber nicht zu

kurz, herum nach dem Stocke zu und heftet jene mit einer dünnen Weide an dem Schenkel fest, wodurch der Bogen in seiner Form erhalten wird.

Bricht die Lotte während dem Beugen, so schneidet man sie unmittelbar unter dem Bruche weg und läßt sie frei nach der Höhe wachsen. Sie bekommt dann in einigen Gegenden den Namen Kunkel, Flaschenträger. Sind mehrere Bögen zu machen, so müssen sie sich nicht zu nahe kommen; bei zwei Bögen auf Einem Schenkel beugt man den einen rechts, den andern links, und zwar so, daß der eine Berg auf, der andere Berg ab sieht, wodurch die Gassen nicht versperrt werden; es muß jedoch dabei auf den Stand der Lotten Rücksicht genommen werden, um dieselben nicht mit Gewalt aus ihrer natürlichen Richtung zu zwingen.

Bei vierkantigen Stöcken aber bindet man die Bögen nach den vier Winkeln auswärts. Das Biegen geschieht allemal nach unten, so daß der Schnabel (die Spitze) des Bogens sich bis auf 8 oder 12″ der Erde nähert. Ein tiefes Abwärtsbeugen kann bei jungen Weinstöcken im dritten Jahre nicht genug empfohlen werden, wenn man die Stöcke nicht in die Höhe treiben will; der Rücken des Bogens muß sich daher in seiner Höhe nicht viel über den Ort, wo er ausgewachsen ist, erheben, es sey denn, daß der Schenkel, der ihn trägt, sehr kurz wäre.

Man macht die Bogen gern nach einem gelinden, warmen Regen, oder doch frühe Morgens, wo die Reben weniger gebrechlich sind.

An vielen Orten geht das Pfählen oder Sticken vor dem Gürten her, da nämlich, wo die Bogen an die Pfähle gebunden werden.

Eine besondere Erwähnung verdient das Gürten und Ziehen der Reben zu Bacharach. Man gibt dem Stocke hier zwei Pfähle, wovon der eine neben dem Stamme selbst, der andere in einer Entfernung von 2 — 2½′ in der Richtung den Berg auf eingesteckt wird; der erste dient später zum Anheften eines Schenkels, der auf Knoten geschnitten wird, der zweite Pfahl dient zur Befestigung des andern Schenkels, der also lang genug seyn muß, um hinzureichen. Dieser Schenkel führt den

Namen Streckrebe und wird so nahe als möglich an der Erde, auch wohl darauf liegend, zu dem Pfahle hingeleitet. Dieses geschieht bei dem jungen Weinstocke im vierten Jahre; in der Folge wird nun jedesmal die zum Tragen bestimmte Lotte der Streckrebe nach dem Stocke, also von dem zweiten Pfahle nach dem ersten, zurück gebogen und an diesen gegürtet; alle andern Lotten werden von der Streckrebe bis auf einen Knoten weggeschnitten, der dann im folgenden Jahre die Lotte liefert, welche zurückgebogen werden soll, wobei wie gewöhnlich der vorjährige Bogen abgeworfen wird. Da die Traglotte aus einem Schenkel hervorwächst, der gewissermaßen auf der Erde liegt, so muß sie an ihrem hintern Theile hoch aufgebogen, ihr Schnabel aber nahe bei der Erde an dem ersten Pfahl angebunden werden; dadurch wirft der Bogen die Hauptschösse nach hinten zu und nicht in seine Mitte.

An der Mosel rechnet man auf einen gewöhnlichen Stock 7 Bogreben und 7 Zapfen, wenn es seyn kann und Holz genug dazu da ist. Ein Stock von Kraft bekommt selbst 8—9 Bogreben.

f. Ergänzen. Nach dem Gürten werden alle Stellen, wo ein Stock ausgegangen, wieder gesetzt oder ergänzt, welches besonders in jungen Weinbergen unerläßlich ist. Das Ergänzen geschieht mit Reiflingen, wozu die Stufen am besten schon vor Winter gemacht worden sind. Sie müssen 1—1½′ tief und 1′ weit seyn. Man bedient sich zum Pflanzen entweder der vor Winter ausgeworfenen, durch den Frost zerkrümmelten, oder sonst einer guten Setzerde. Das Ergänzen mit in Körben erzogenen Ablegern ist freilich das sicherste und in alten Weinbergen das beste, aber mit Mühe verbunden. Von dem Ergänzen durch Ableger und Einsenker ist schon anderswo gesprochen worden.

Man hat auch nicht selten Stöcke von schlechter Traubengattung, oder solche, die keine Früchte tragen wollen. Ein sorgfältiger Winzer wird beiden keinen Platz in seinem Weinberge vergönnen, sondern sie auswerfen und durch bessere zu ersetzen suchen. Sind aber solche Stöcke vom Stamm gesund, so kann er sich des Pfropfens, als eines schneller zum Zwecke füh-

renden Mittels, das insbesondere in Ungarn sehr üblich ist, bedienen.

g. Grundauftragen. Da beim Hacken der Weinberge der Grund abwärts gezogen wird, so entsteht dadurch nothwendig in der Höhe derselben ein leerer Graben; kann dieser nicht mit anderem daselbst vorgefundenem Grunde gefüllt werden, wie solches wohl selten der Fall ist, so muß man den Grund vom Fuße des Weinberges nach seiner Höhe tragen. Man nimmt zu dem Ende die Erde auf 6″ tief da weg, wo mit dem Hacken der Anfang gemacht werden soll. Diese Oeffnung füllt sich dann durch das Abziehen mit der Haue oder dem Karste bei dem Hacken von selbst.

h. Hacken. Die Bearbeitung des Bodens ist eine der wesentlichsten Bedingungen beim Weinbau. Man unterscheidet zwischen Hacken und Felgen; von letzterem wird später die Rede seyn.

Es gibt zwar Weinbergsorte am untern Rhein, in denen die Haue den ganzen Sommer über nur einmal in den Weinberg kommt; eben so wird in Trarbach und anderen Moselorten nur zweimal gehackt, das erstemal im März, das andere Mal im Juni oder Juli; weiteres hielte man für schädlich; dennoch glauben wir, da anderwärts eine fleißigere Bearbeitung nöthig wird, die Arbeiten vollständig in ihrer ganzen Reihenfolge aufführen zu müssen.

Das Hacken, Harthacken, Fastenhauen, heißt auch an einigen Orten Graben, ob es gleich nicht mit dem Grabscheite, sondern am gewöhnlichsten und auf steinigem Boden immer mit dem Karste, auf festem Thonboden auch wohl mit der Reuthaue geschieht. In steinigen Gebirgen hat der Karst Spitzen, sonst eine etwa 1″ breite Schneide. Man fangt mit dem Hacken am Fuße des Weinbergs an, hackt also bergab, weil es zu schwer fallen würde, bergan zu hacken. Läßt man es im Verdinge thun, so muß es an ununterbrochener Aufsicht nicht fehlen. Die Punkte, welche dabei zu beobachten sind, sind folgende:

1) Der Arbeiter muß tief genug einschlagen, um die Oberkrume vollständig zu durchbrechen; er darf nicht weiter als 1′

vor sich einhauen, weil bei breiten Streifen der Grund nicht gehörig gebrochen wird.

2) In Bergen zumal darf man nicht zu stark auf sich anziehen, weil der Grund sonst zu viel abgebaut wird. Man wiegt ihn daher nur los, hebt ihn aber so auf, daß er sich beim Fallen umkehrt.

3) Es muß kein Fleck unberührt bleiben, zumal rund um den Stock alles losgeschafft und das Unkraut getilgt werden.

4) Die Quecken müssen sorgfältig mit der Hand aufgelesen und hinter sich auf das schon gegrabene Land geworfen werden.

5) In Weinbergen, die teraſſenförmig angelegt sind, darf der Grund nicht auf der obern Mauer liegen bleiben, sondern muß herunter gearbeitet werden, um den Raum zu füllen, welcher unmittelbar an dem Fuße der Mauer auf dem untern Beete durch das Abbauen entstanden ist, bis zuletzt die oberste mit dem Grund gefüllt wird, der von dem Fuße des Weinberges hinaufgetragen worden ist.

6) Das Graben oder Hacken taugt durchaus nicht bei feuchtem Wetter, wodurch die Quekken, statt getilgt, nur vermehrt würden. Viel besser ist, gar nicht zu hacken, als es bei nasser Witterung zu thun.

7) Das Hacken muß geschehen, ehe die Knospen auslaufen. Die Zeit davon hängt also von der Witterung und von dem Boden ab. Sie kann manchmal schon im März, und manchmal nicht vor dem Mai eintreten. Die Nachtfröste werden einem frischgehackten Weinberge leicht schädlich.

8) Bei alten Weinstöcken, die ihre Wurzeln in der Tiefe schon zum Theil verloren haben, und größtentheils durch die obern leben, darf nicht so tief gehackt werden, wie in jungen Weingärten.

9) Sobald der Karst sich dem Stocke nahet, muß er mit Vorsicht geführt werden, um diesen nicht zu verletzen, noch die Augen abzubrechen, welches letztere schon durch bloßes Erschüttern geschehen kann.

10) Das Rauhlegen beim Hacken ist dem Feinlegen vorzuziehen, weil der Boden im ersten Falle beim Regen weniger zusammenschlämmt.

11) Das früher berührte Räumen der Stöcke kann auch bei Gelegenheit des Hackens vorgenommen werden, wodurch an Arbeit erspart wird.

12) Nichts ist den Reben nachtheiliger, als das Bloßstehen der Köpfe, daher bei dem Graben der Grund sorgfältig daran zurückgebracht werden muß.

13) An guter Kost und gutem Trunk darf es beim Hacken, als einer wirklich schweren Arbeit, den Leuten nicht fehlen. Hier, so wie bei vielen landwirthschaftlichen Operationen, heißt sparen — verlieren, und ausgeben — gewinnen.

An der Nahe hat man die Gewohnheit, auf Balken zu graben. Der Grund wird nämlich mitten in die Gassen, also bergauf in einen Balken zusammengezogen und beim nachherigen Rühren wieder von einander gegen die Reihen der Stöcke angebracht. Dieses Ab- und Anhäufeln gleicht dem Ab- und Anpflügen, welches man auch für die Cultur gewisser, in Reihen gepflanzter Gewächse empfohlen hat. Es ist nicht zu läugnen, daß spröder, roher Grund dadurch gemildert werde, allein es scheint bei dem Weinbau die wesentlichen Nachtheile zu haben, daß die Wurzeln, welche durch die Gräben hinziehen, zu viel von ihrer Decke verlieren, daher bei starker Trockenheit leiden, und dann, daß das Wasser bei jedem nur etwas starken Regen kleine Bäche in den Gräben bildet und den Grund daraus entführt.

i. Sticken oder Pfähle Einsetzen geschieht unmittelbar nach dem Hacken, in so fern der Boden trocken ist. Die Länge des Pfahls hängt von der Erziehungsweise des Rebstocks ab; da jener aber dem Abfaulen in der Erde unterworfen ist, so ist es der Unterhaltung wegen vortheilhaft, ihn um einen Fuß länger anzuschaffen, als sonst nöthig wäre. Die Gewohnheit, den Pfahl umzukehren und das, was in einem Jahre in der Erde stand, in dem folgenden nach oben zu bringen, ist nicht vortheilhaft, indem das, was einmal in der Erde war, schneller in der Luft verwittert, als wenn es wieder in die Erde gekommen wäre.

Alles Holz kann zu Pfählen dienen; indessen ist das harte Holz, wenn gleich theurer, seiner längern Dauer wegen, dem

weichen vorzuziehen. Eichen, Kastanien, Mandeln und Akazien sind die Hölzer, welche sich am besten dazu schicken; es muß aber gerissenes Holz seyn, das gesägte bricht vom Winde in Stücke. Akazien ohne Dornen sollen die besten Pfähle geben.

Da beim Einstecken der Pfahl bis in den untern oder festen Boden dringen muß, so reicht die Kraft der Arme allein nicht zu, und man nimmt ein Fußeisen zu Hülfe.

In der Regel gibt man jedem Stocke so viele Pfähle, als er Schenkel hat, um die Schösse jeder einzelnen Bogrebe daran zu heften, und dieser so viel Sonne und Luft als möglich zu verschaffen. Hat man drei Pfähle zu geben, so wird der eine gerade hinter den Stock, die andern in gehöriger Entfernung zu beiden Seiten eingesteckt. Bei vier Pfählen, also auch vierkantigen Stöcken, steckt man sie ins Quadrat; an vielen Orten aber erhält der Stock nur einen Pfahl, welches weniger kostspielig, aber auch weniger gut ist. Ein starker Stock erfordert einen stärkern Pfahl, als ein schwacher.

In manchen Gegenden geht das Pfählen dem Gürten sowohl als dem Hacken vor. Da, wo man dem Stocke nur einen Pfahl zu geben pflegt, scheint solches Vorzüge zu haben, indem die Reben sogleich daran geheftet werden können, und der Boden nicht zu seinem Nachtheile, wie solches bei feuchter Witterung nach dem Hacken geschieht, zusammen getreten wird; bei mehreren Pfählen aber wird das Hacken durch ein vorhergehendes Sticken allerdings erschwert.

Wegen mancherlei Betrug, welchen schlechte Winzer sich bei dem Einpfählen sowohl mit dem Holze als der Arbeit erlauben thut die Aufsicht dabei nicht weniger als bei andern Verrichtungen im Weinberge nöthig. In der Folge muß nach jedem heftigen Windstoße nachgesehen und die aus ihrer Richtung gebrachten Pfähle wieder in dieselbe zurückgebracht, so wie die schwankenden befestigt werden.

k. Anhängen oder Anheften besteht in dem Anbinden der Bogreben an den Pfahl; es geschieht unmittelbar nach dem Einsetzen dieses letztern. Da, wo man die Pfähle vor Allem einsteckt, geht das Bogenmachen und Anhängen in einer Arbeit hin.

l. Rauhfelgen. Dem Anhängen folgt das erste Felgen oder Rühren. Es muß bei trockenem Wetter und entweder vor oder unmittelbar nach der Traubenblüthe geschehen, nur nicht während derselben. Das Rauhfelgen geschieht nur flach; ein tiefes Rühren des Bodens würde diesen zu sehr austrocknen, daher mehr schädlich als nützlich seyn.

Man hat drei Zwecke bei dieser Arbeit: den aufgehackten Boden zu verkrümeln; das Unkraut zu tilgen; den bei dem Hacken oder Graben entblößten Stock wieder mit Grund zu decken. Letzteres erhält man, wenn bergan gefelgt wird, der Grund also in einer dem Hacken entgegengesetzten Richtung wieder aufwärts nach den Stöcken gezogen wird. Wird das Bedecken des Fußes des Weinstocks unterlassen, oder lange über das Abblühen hinaus verzögert, so fallen die Träubchen bei trockenem Wetter ab.

Im Ganzen ist das Rauhfelgen eine unerläßliche Arbeit, wenn der Weinberg nicht verwildern soll. Ist alles gut gemacht, so muß er nach der Arbeit wie ein gegrabener Garten vorkommen.

m. Ausbrechen, Verbrechen oder Zwicken. Der auf weniges Holz zurückgeschnittene Weinstock sucht diesen Abgang wieder zu ersetzen, und zwar in solcher Menge, daß die nützlichen Schösse durch die Vertheilung von Saft unter so vielen Brüdern darunter leiden müßten, wenn man sie alle bestehen ließe. Nothwendig wird daher das Abzwicken aller überflüssigen und unnützen Schösse, d. h. solcher, die nicht zur Bildung der Bögen und Knoten im folgenden Jahre stehen bleiben müssen. Diese Verrichtung setzt also in demjenigen, der sie auszuführen hat, die Kenntniß des Schneidens voraus; denn es sind nicht immer die schönsten Schösse, welche an dem Weinstock erhalten werden müssen, sondern diejenigen, welche außer ihrer Tauglichkeit auch an dem rechten Orte, also so weit möglich nach hinten oder dem Schenkel zu ansitzen. Hat man die 3—4 geeignetsten ins Auge gefaßt, so faßt man sie mit einer Hand zusammen und kürzt mit der andern die übrigen ab. Es versteht sich, daß man nur diejenigen Schösse, welche keine Frucht zeigen, ganz abzwickt, die übrigen aber etwas über dem Trauben-

Ansatze, wo noch ein Blatt stehen bleiben muß. Das Zwicken darf daher auch nicht eher vorgenommen werden, als wenn die Gescheine gebildet sind, also um die Zeit, wo sie blühen wollen.

n. Binden. Es folgt unmittelbar auf das Zwicken, damit der Wind die stehen bleibenden Schösse nicht abschlage; es geschieht mit etwas Roggenstroh in einigen losen Banden über einander. Man beobachtet sorgfältig dabei, daß keine Blätter noch weniger Träubchen oder Gescheine mit eingebunden werden; auch darf das Binden nicht bei nassem Wetter geschehen. Auf das erste Binden folgt nach einiger Zeit das zweite oder

o. Das Heften, um den Nachwuchs festzuhalten, wobei dann die Ausschläge (Eberzähne) aus den Schossen selbst abgepetzt werden, damit das Holz der Schosse um so eher reife. Man nennt dieses Abpetzen auch Ausbrechen. Außerdem hat am Rhein noch ein Entlauben Anfangs September statt, welches bei starklaubigen Reben, dicht stehenden Stöcken und an Orten, wo Mangel an Luft herrscht, von Nutzen ist.

p. Zweites Felgen oder Lauter Rühren. Dieses, wiewohl nicht allenthalben üblich, ist eine nicht genug zu empfehlende Verrichtung, jedoch muß dabei eben so wenig als bei dem Rauhfelgen vergessen werden, daß der Zweck davon die Reinigung vom Unkraute und die Auflockerung der obersten Erdschichte, aber keineswegs ein Aufbrechen des Bodens, wie beim Hacken, sey; daß ein tiefes Rühren in trockenen Jahren und auf hitzigem Boden ein zu starkes Verdunsten der Feuchtigkeit, in feuchten Jahren und auf thonigem Boden eine Ueberfüllung von Nässe hervorbringen könne. Das Reinhalten vom Unkraut aber bleibt in jedem Weinberg unbedingt nöthig. Die perennirenden Unkräuter müssen sorgfältig ausgezogen und ausgegraben, die Samen-Unkräuter vor Ergießung des Samens getilgt werden. An manchen Orten hat das Ausgrasen statt, muß aber mit Vorsicht geschehen, um die Trauben nicht abzustoßen, oder die Reben zu beschädigen. Das Lauter-Rühren geschieht Ende Augusts oder Anfang Septembers.

q. Abgipfeln, Ueberhauen, Verhauen. Wenn die Lotten oder Schossen über den Pfahl hervorgewachsen sind und das untere Holz nun anfangen will zu zeitigen, so schneidet

man sie der Höhe des Pfahls gleich weg, vorausgesetzt, daß dieser die gehörige Länge habe; dadurch wird die Ueberschattung des Stockes vermieden, das Holz schneller zur Reife gebracht und dem Eingreifen und Zerschlagen des Windes gesteuert. Bei kurzen Pfählen ist Acht zu haben, daß man den Lotten, worunter einige zu Bogreben bestimmt sind, eine zureichende Länge lasse. Das Abgegipfelte sucht der Winzer für sein Vieh recht gut zu benützen. Es gibt Gegenden, wie bei Trarbach an der Mosel, wo man weder ausbricht, noch abgipfelt, sondern dem Stock ganz seinen freien Wuchs läßt, indem man überzeugt ist, daß er sonst kränkeln würde.

r. Die Lese, Traubenerndte. Die Beobachtung des richtigen Zeitpunktes der Lese ist von der größten Wichtigkeit, und wird doch in der Ausübung so oft verfehlt. Wo der große Haufen zu entscheiden hat, da unterliegt nicht selten die Vernunft, und dem anscheinenden Vortheil wird der wahre Vortheil nachgesetzt; oft kommt noch Kelter- und Zehntzwang dazu, und da helfen auch die weisesten Vorschriften des Bessern nicht.

Nach dem Kalender läßt sich die Lesezeit eben so wenig als die Erndtezeit des Getreides bestimmen, und weder Michael noch Gallus haben darüber ein entscheidendes Wort, wohl aber hat es die zu erwartende höchst nützliche Reife der Trauben. Aeußerst selten wird durch zu spätes — sehr oft durch zu frühes Lesen gefehlt; in mittlern und schlechten Jahren zumal bringt das voreilige Lesen den größten Nachtheil. Jeder neblichte Tag, jede sonnige Stunde vermag im Herbste die den Trauben noch anklebende Säure und den Ueberfluß wässriger Theile zu entziehen. Luft, Licht und Nebel wirken noch veredelnd auf sie und begünstigen die fortdauernde Entwickelung des Zuckerstoffes; der Regen selbst trägt bei, die Häute zu verdünnen, mit einem Worte: Die Trauben können bei uns nicht zu lange an dem Stock hangen, nicht zu reif werden.

In Ungarn, mit einem Clima, heißer als das unsrige, fällt die Lese im Durchschnitte in die zweite Hälfte des Oktobers. Der edelste aller Rheinweine, der Johannisberger, verdankt der späten Lese, welche Ende Oktobers oder Anfang Novembers eintritt, hauptsächlich den Vorzug vor den übrigen; wo man

an andern Orten, im Rheingau, darauf aufmerksam geworden ist, und nun dasselbe zu thun sucht, gibt der Wein dem Johannisberger wenig nach.

Die spanischen, die ungarischen Weine verdanken ihre Güte der Ueberreife, der halben Vertrocknung eines Theils. Der Frost, der im Spätherbste einfallen kann, schadet nur den halbreifen, unzeitigen, nicht den reifen Trauben. Am empfehlenswertheften ist der möglichst lange Aufschub der Lese bei dem Rißling, welcher dabei in den Zustand der sogenannten Edelfäulniß gelangt; die Qualität des Weins gewinnt dabei in einem solchen Grade, daß der Verlust an Quantität damit in keinem Verhältnisse steht; gerne hat man es, wenn viele Beeren selbst vom Boden aufgelesen werden müssen. Bei andern Sorten darf man dieß nicht so weit treiben.

Das Abfallen der Blätter, das Welken und Braunwerden der Stiele, die dünne Haut der Beeren, ihre leichte Trennung vom Stiele, die Klebrigkeit des Saftes zwischen den Fingern, seine Süssigkeit ohne beigemischte merkliche Säure, sind die Zeichen zureichender Reife. Wem es um vorzügliche Güte und Feinheit des Weins zu thun ist, der läßt die überreifen Trauben besonders auslesen und behandeln.

s. Beziehen oder Bedecken der Weinstöcke nebst dem Pfahlausziehen. Ersteres besteht darin, die Reben im Herbste fest auf den Boden anzulegen, und ist die letzte Arbeit in dem Weinberge, jedoch nur in solchen Gegenden üblich, wo der Weinstock dem Erfrieren im Winter unterworfen ist. Am Rhein und an der Mosel kennt man das Beziehen nicht.

Vor dem Beziehen ist das Ausziehen der Pfähle nöthig. Solches muß mit Vorsicht und gerade aufwärts geschehen, damit sie nicht brechen. Die Pfähle werden entweder unter ein Obdach gebracht, oder im Weinberge selbst in spitz aufgehenden Haufen über einander gelegt.

t. Düngen. Aller Dung ohne Ausnahme ist zum Weinbau tauglich; aber nicht aller Dung ist auf jedem Boden anwendbar. In trockenen Bergen taugt vorzugsweise der Mist vom Rindvieh; in den Niederungen auf thonigen, feuchten Stellen der Roß- und Schafmist. Eine Haupteigenschaft ist, daß

der Mist bis zu einem gewissen Grade verrottet sey, besonders wenn man ihn im Frühjahre anwendet. Unreinigkeit aus dem Abtritt thut vorzügliche Wirkung, und Stellen, wo sonst kein Stock aufkommen konnte, werden dadurch zur Fruchtbarkeit gebracht. Die Meinung der Franzosen, die allen thierischen Auswurf und Abfall verwerfen, ist nur ein Vorurtheil; sie gestehen zwar, daß er eine kräftige Vegetation und einen starken Trauben-Ertrag bewirke, behaupten aber, daß Gewürz und Geruch darunter leiden und der Wein sich mit Pflanzenschleim und erdigen Salzen überlade. Die beste Widerlegung davon geben die Rheinweine, mit deren feinem Geruch und feinem Geschmack sich in guten Jahren kein französischer Wein messen kann, und doch ist der deutsche Winzer überzeugt, daß ohne fetten Thiermist nur schlechter, magerer Wein gewonnen werden könne.

Uebrigens bleiben verfaulte Rasen und sonstiger vegetabilischer Dung ein ganz gutes Dungmittel für die Weinberge. Auch Asche, Moder, gute Erd- und Mergel-Arten, besonders die Zusammensetzung dieser Dinge mit Mist, können dazu dienen. Bessere und vorzügliche Dungmittel sind Klauen, Hornspähne, Haare, Wolle, Abfall von Gerbereien, zumal Schabsel von der innern Seite der Häute. Gehackte, eine Zeitlang in Mistjauche getränkte, wollene Lumpen befördern die Vegetation und den Ertrag ungemein; sie haben besonders die Eigenschaft, daß sie im Sommer die Feuchtigkeit nicht schnell verdunsten lassen. Den Schafdung hat man an einigen Orten mit dem größten Vortheil, an andern mit Nachtheil angewendet. An einigen Orten, namentlich in Frankreich, soll sogar das Pförchen in den Weinbergen üblich seyn und die Schafe die Reben nicht berühren, wenn sie vor dem Eintritt wohl gefüttert worden sind.

Man hat zweierlei Art zu düngen: die eine, daß der Dung über der ganzen Oberfläche gebreitet und untergebaut wird, die andere, daß man ihn in Gruben neben dem Weinstock einlegt. Auf ebenem Boden verdient jene, auf abhängigem Boden diese den Vorzug. Die Gruben werden in einem kleinen Halbzirkel oberhalb der Stöcke und nicht zu ihrer Seite angebracht. Ist der Dung eingelegt, so wird er mit Erde bedeckt. Bei dem ersten darauf folgenden Hacken oder Graben wird der Dung an

solchen Stellen bloß mit dem Karste gelüftet, bei dem Graben aber in dem folgenden Jahre mit dem übrigen Boden unter einander gearbeitet.

Ob man selten und stark, oder oft und schwach düngen soll, darüber sind die Meinungen verschieden, ohne sich zu widersprechen, denn, wie bei dem Ackerbau, paßt ersteres besser auf schwerem, letzteres besser auf leichtem Boden. Daher düngt man an einigen Orten alle 2, an andern alle 4, an der Mosel in der Regel alle 6 Jahre. Allzu starkes Düngen taugt übrigens nicht, indem die Trauben stark darnach faulen und der Wein mancher Sorten dadurch eine entschiedene Neigung zum Schwerwerden (Zähwerden) erhält.

## Fünfter Abschnitt.

### Feinde und Krankheiten der Reben.

Frost. Die heftige Winterkälte zerstört zuweilen den ganzen Stock bis in oder nahe zu der Erde. Sind die Schenkel bis in die Erde gefroren, welches jedoch nur selten geschieht, so wird beim ersten Treiben des Saftes der Stock tief aufgeraumt, alles Verdorbene weggeschnitten und der Ueberrest leicht mit Grund bedeckt. Man erkennt den Schaden an dem Aufspringen der äußern Rinde der Schenkel, und wenn die untere Rinde braun statt grün aussieht. Werden die Reben nur theilweise von dem Froste getroffen, so wartet man mit dem Schnitte, bis dahin der Saft eingetreten ist, damit man die guten Augen von den schlechten zu unterscheiden wisse.

Die Frühlingsfröste schaden gewöhnlich nicht unmittelbar, sondern nur dann, wenn bei hellem Himmel die aufgehende Sonne ihre Strahlen sogleich auf die von Frost gedrückte Rebe wirft, durch den plötzlichen Uebergang von Kälte zur Hitze ihre Saftgefäße zersprengt und ihre Organisation vernichtet. Das Mittel dagegen besteht also darin: die ersten Sonnenstrahlen so lange davon abzuhalten, bis dahin die Temperatur der Luft sich nach und nach erhöht und die Saftgefäße allmählich wieder erweitert werden. Man hat solches durch einen starken Rauch, der sich zwischen der Sonne und den angegriffenen Reben lagert, zu bewirken gesucht.

Da solche Fröste mit Ost-, Nord-, oder Nordost-Luft eintreten, so bringt man feuchtes Stroh oder sonst stark rauchende Dinge nach der Windseite; — der von da aus sich über den Weinberg verbreitende dicke Dampf wehrt dann nicht allein am Morgen dem Eindringen der Sonnenstrahlen, sondern dient selbst zu Erhöhung der Temperatur der die Weinstöcke umgebenden Luft. Gerathen bleibt, schon vor der Dämmerung und in der Nacht, sobald der Thermometer auf 0 oder 1 Grad darüber steht, mit dem Räuchern anzufangen und sich am Abend oder gegen Mitternacht bei 3—4 Grad über 0 darauf zu richten. Soll die Sache von Wirkung seyn, so muß von allen Weinbergbesitzern desselben Reviers gemeinschaftlich Hand angelegt werden.

Noch schadet die Winterkälte, wenn nach einem häufigen, plötzlichen und wässerigen Schnee oder starken Nebel ein bedeutender Frost eintritt.

Wenig nachtheilig ist der Frühlingsfrost, wenn er so frühe eintritt, daß der Weinstock kaum zu treiben angefangen hat, und die Augen noch in der Wolle stecken; diese fallen zwar ab, es treiben aber wieder andere an der Stelle, und man hat oft mehr Trauben davon, als man von den ersten Augen erhalten haben würde.

Die Herbstfröste schaden nur dann, wenn sie die Trauben vor ihrer Zeitigung befallen. Im Jahr 1777 froren die reifen Trauben so stark, daß sie nicht getreten werden konnten, bis dahin die Sonne sie wieder aufgethaut hatte. Sie gaben den besten Wein in jenem Jahrzehent.

Regen. Zu häufiges Regnen ist dem Weinstock mehr, als allen anderen Obstgattungen, nachtheilig. Fällt kaltes Regenwetter zur Zeit der Blüthe ein, so fallen Beeren und Trauben ab. Anhaltendes Regenwetter, wenn die Trauben noch nicht zeitig sind, erzeugt die Grünfäule; dagegen schadet eine lange anhaltende, heiße und dürre Witterung dem Weinstocke in der Regel nur wenig, wie die Jahre 1783 und 1811 beweisen. Im ersten Jahre wurden die Blätter des Weinstocks welk, die Trauben blau und schrumpften zusammen, bis zur Zeit des Aequinoctiums Regen einfiel, worauf sie auf einmal zeitigten und einen der besten Weine des vorigen Jahrhunderts gaben.

Nebel schaden nur zur Zeit der Blüthe, frommen aber den gebildeten Trauben im Herbste.

Brenner. Was Rost, Honig- und Mehl-Thau bei den Cerealien und andern Gewächsen ist, das ist der Brenner bei dem Weinstock; die Sonnenstiche, welche zwischen Regen oder Regenwolken auf die Stöcke treffen, so wie der plötzliche Uebergang von Hitze zur Kälte verursachen ihn, die Blätter dorren, die Trauben fallen ab, und das Holz leidet. Ein bald darauf eintretender Regen vermindert das Uebel.

Laubrausch. Das Laub dorrt und stirbt ab, die Trauben bleiben, alles Schirms entblößt, den heftigen Sonnenstrahlen ausgesetzt und braten. Es ist oft die Folge eines unüberlegten Felgens oder Rührens bei großer Hitze. Der Laubrausch tritt gewöhnlich ein, wenn nach Jakobi gerührt wird und alsdann starke Hitze in den aufgelockerten Boden dringt; viel besser unterbleibt das Rühren unter solchen Umständen.

Unfruchtbarkeit. Fallen nach der Blüthe die Tragknospen sammt den Stielen ab und lassen an der Rebe ein Merkmal, wie eine Linse zurück, oder haben einige der Lotten doppelte Augen, wovon eines dem andern gegenüber steht, oder sind die Traubenstiele so dünne wie Fäden, oder wird das Laub bei den Klevnern, Kleinbergern klein und kerbig und es setzen sich an den Reben viele Augen auf einem Punkte zusammen, oder ist das Holz röthlich, sehr dick und mastig und die Frucht hat einige ungewöhnlich große, mit vielen kleinen, weit auseinander sitzenden Beeren gemischte, so kann man solche Stöcke ohne Bedenken als untauglich auswerfen.

Insekten. Hierher gehören: die gefräßigen Maikäfer; die Blattlaus (Aphis), besonders schädlich durch ihre außerordentliche Vermehrung; nackte Schnecken (Limax), welche die Augen der Stöcke abweiden, sie lassen sich unter feuchtem Strohe wegfangen; die Trauben-Made (Phalaena tinea uvae), sie erscheint zweimal in einem Jahr, legt das erstemal ihre weißglänzenden Eier im Mai in die Knospen der Blüthentheile, die nach 14 Tagen den ausgekrochenen Raupen zur Nahrung dienen; diese verpuppen sich ihrerseits im Juni, und einen Monat später legen die daraus hervorgehenden

Schmetterlinge ihre Eier auf die Beeren. In der Mitte Auguſts durchfreſſen dieſe neuen Puppen die Beeren, welches Gelegenheit zur Grünfäule gibt. Die Raupen verpuppen ſich im Herbſte hinter der alten Rinde. Um ſie zu tilgen, muß man dieſe im Winter von den Stöcken leſen und verbrennen.

Neben dieſer Made iſt der gefährlichſte Feind des Weinſtocks der Rebenſtecher (Curculio bacchus). Er ſchadet beſonders in neu angelegten Weinbergen und zerſtört nicht ſelten ganze Pflanzungen. Er fällt am liebſten auf die zarten Triebe, durchſticht ſie mit dem Rüſſel und ſaugt ſie aus, daß ſie verwelken und dorren, ſpäter fällt er auch die jungen Trauben an; am meiſten ſchaden dieſe Käfer, wenn ſie kurz vor oder während der Blüthe in großer Menge erſcheinen. Die beſte Zeit, ſie aufzuſuchen, iſt gleich vor oder bei dem Sonnenaufgang, wenn ſie in einer Art von Erſtarrung ſind und ſich von den Stöcken auf ausgebreitete weiße Tücher herabſchütteln und ſammeln laſſen.

DO NOT REMOVE
OR
MUTIL